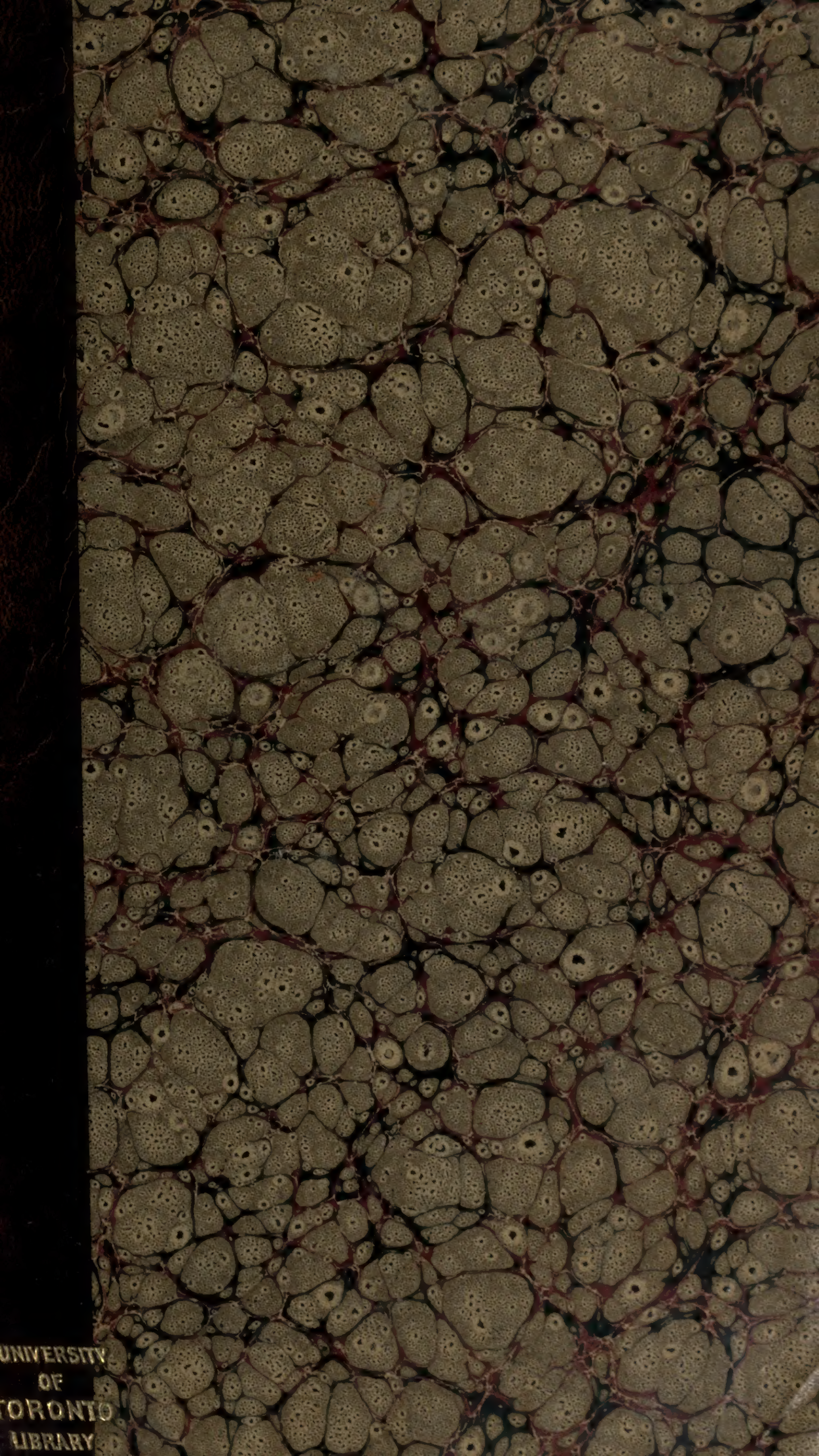
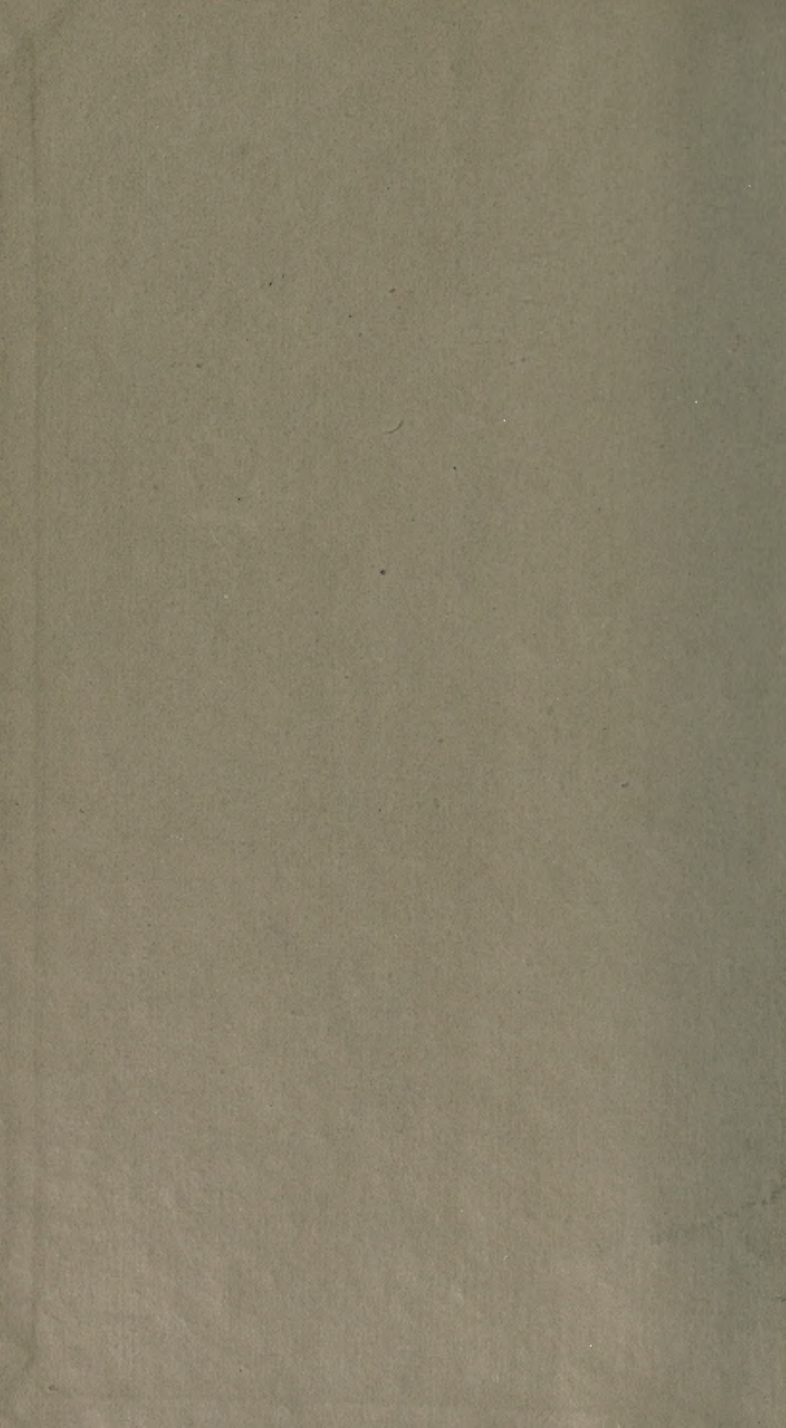
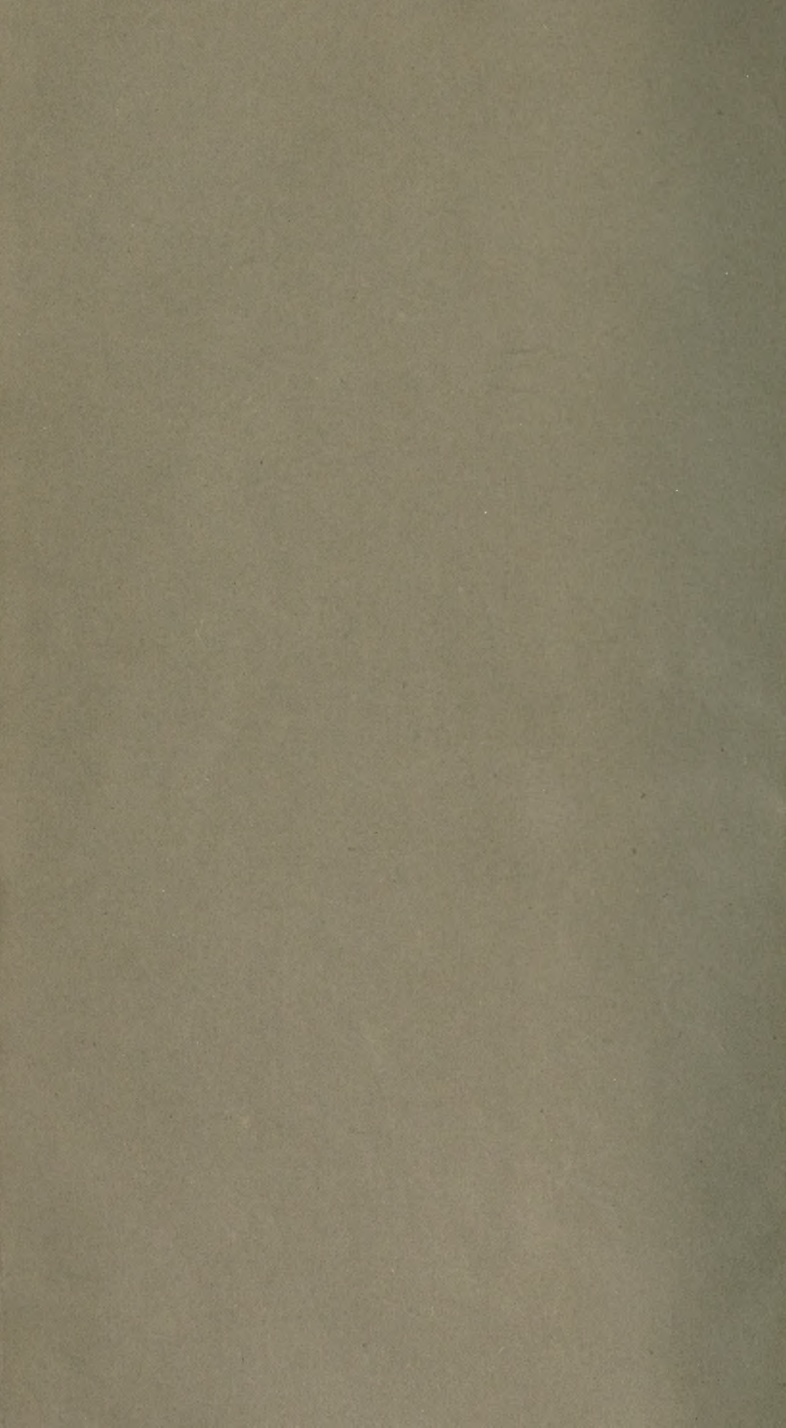

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Johann Heinrich Jung's,

genannt Stilling,

Doktor der Arzneikunde und der Weltweisheit, Großherzoglich-Badischer geheimer Hofrath,

sämmtliche Schriften.

Zum

erstenmale vollständig gesammelt und herausgegeben

von

Verwandten, Freunden und Verehrern des Verewigten.

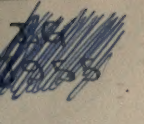
Neunter Band.

Enthält:

Sämmtliche Romane.

Stuttgart.
J. Scheible's Buchhandlung.

1837.



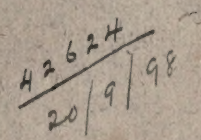
Johann Heinrich Jung's,

genannt Stilling,

sämmtliche Romane;

nämlich:

Die Geschichte Florentins von Fahlendorn. — Die Geschichte des Herrn von Morgenthau. — Lebensgeschichte der Theodore von der Linden.



In Einem Bande.

Stuttgart.
J. Scheible's Buchhandlung.

1837.

Die Geschichte

Florentins von Fahlendorn.

Erster Theil.

Die Geschichte
Florentins von Fahlendorn.

In den westlichen Gegenden des Vogesischen Gebirges liegt eine große und volkreiche Grafschaft, die von einem alten, verfallenen Bergschlosse den Namen Eichenborn führet. Gegen Osten sieht man die hohen, waldigten Bergrücken des Vogesus. Von diesen ziehen sich niedrige Berge und Hügel herab, welche schöne und fruchtbare Thäler zwischen sich bilden, in denen sich viele kühle Quellen sammeln, die in klare Bäche zusammenfließen, und endlich, in kleine Flüßchen vereinigt, sich mit ruhiger Eile in die Mosel ergießen. Hier hat sich die Geschichte zugetragen, mit welcher ich dich, edler deutscher Leser! vergnügen und belehren will.

An einem schönen Nachmittage um die Zeit der Weinlese, wenn die Blätter gelb werden und bei dem geringsten Lüftchen knisternd von den Bäumen rieseln, wenn alle Getreidefelder kahl sind, die Kühe in kleinen Heerden über die Stoppeln hinweiden, und jeder Hügel einen schiefen, langen Schatten über die Gefilde hinwirft; kam der arme Flor, ein Knabe von zehn Jahren, einen einsamen Fußpfad den Berg herab gegangen; er war barfuß, seine schwarzbraunen Füße, mit einer dicken Schwiele überzogen, hatten sich gewöhnt, ohne Verletzung auf scharfen Steinen hinzugehen; seine Haut war durch Kälte, Sonnenschein, Regen und Wind so abgehärtet, daß ihn auch das Ritzen der Dornen und Disteln am Wege nicht schmerzte. Er war mit einem zerrissenen kleinen Hemdchen und mit erbettelten, leinenen, gelappten Kleidchen behangen; seinen runden, vollwangigten, schön gelockten Kopf

bedeckte ein zerrissener, von Alter grau gewordener, großer Hut, durch dessen Spalten die weißlichen Haare häufig hervorquollen; an seiner Seite hing sein Brodsack und in der Hand hatte er einen starken haselnen Stock, die feindseligen Hunde damit abzuwehren.

So wie er den Fußpfad schief den Berg herab kam, sah er vor sich eine schöne Wiese und jenseits der Wiese einen Wald, in welchem oben auf der Höhe ein dicker Rauch emporstieg; rechter Hand, einen Steinwurf weit vom Wege, lag ein Rübenstück, welches rundum mit einem Faden umzogen war, an welchem alte Lumpen hingen, die, wenn sie der Wind bewegte, das Wild zu verscheuchen bestimmt waren. Der arme Flor eilte hin in die Wiese an den Bach, legte sich, trank und setzte sich neben einen Erlenstrauch auf den Rasen hin; er war hungrig, daher machte er seinen Sack auf, und als er nur Krummen und ein paar trockene Bissen Brodes fand, gingen ihm seine hellen, blauen Augen über, und die Thränen floßen ihm häufig die braunen Wangen herunter; er seufzte tief und sagte bei sich selbst: O, meine liebe Mutter, nun hab' ich euch nicht mehr! — Er weinte laut: immer hattet ihr Brod, und wenn mein Sack leer war, so gabt ihr ihr mir von dem euern — jetzt bin ich oft hungrig und dann hab' ich nicht viel. Er guckte wieder in den Sack in alle Ecken, las alle Brocken zusammen und aß sie. Nun fuhr er wieder fort: O liebe Mutter! da liegt ihr nun dort hinter der Mauer in der Erde und fault; er weinte, daß er schluchzte; und euer armer Flor geht nun in der Welt allein betteln; wie ein armes Küchlein, das seine Gluckhenne verloren hat, umhergeht und kläglich pipt. — Ihr sagtet mir oft: unser Herr Gott habe alle Menschen lieb, Er sähe sie alle, wenn sie Ihn auch nicht sähen — und wenn man auch vor Ihm bettelte, so sey Er gut und gäbe einem oft etwas. Nun, lieber Gott! ich will auch an Deiner Thür betteln; du mußt wohl ein reicher, vornehmer Herr seyn, weil Du den Himmel, die Sonne und Alles, Alles gemacht hast; gib mir doch diese Nacht eine gute Herberge, und mache doch, daß ich den Winter nicht so frieren muß! Gib

doch auch dem armen Flor etwas! Nun weinte er wieder. O liebe Mutter! — aber sie ist nun todt, und ich sehe sie nicht mehr, und so eine Mutter bekomme ich in meinem Leben nicht wieder. Da habe ich gesehen, daß die Leute schwarze Kleider haben, auch so schwarz Zeug auf dem Hut tragen, wenn ihnen jemand gestorben ist. Das steht so schön — und wenn das andere Leute sehen, so werden sie mit traurig, haben Mitleiden mit den Leuten, die solche Kleider tragen; aber der arme Flor hat so nichts!

Indem er so bei sich klagte, fiel ihm das Rübenfeld in die Augen, und er bekam Lust, rohe Rüben zu essen; aber seine Mutter hatte ihm befohlen, nie etwas zu stehlen. Indessen kam ein Mädchen, welches eine weiße Ziege an einem Bande leitete, um sie neben dem Rübenfelde auf den Stoppeln zu weiden. Der arme Flor machte sich nun auf und wanderte zu dem Mädchen hin. Es war ein bildschönes Bauernmädchen, auch etwa zehn Jahre alt; sie weidete ihre Ziege ruhig, und ließ den Knaben näher kommen, ohne ihn zu fürchten.

Mädchen! fing er an: ich möchte gerne ein paar Rüben essen, aber ich darf nicht, gehören sie Euch zu?

„Ja! wo bist du her?“

Lieber Gott! ich habe keine Heimath, ich bin ein armer Knabe, ich heiße Florentin, die Leute heißen mich aber den armen Flor.

Das Mädchen machte eine sehr freundliche Miene, „du heißest Florentin, sagte sie; das ist ein gar schöner Name, ich heiße Rosine.“

Das ist auch ein gar schöner Name; aber meine Mutter hieß Helena. Der Name ist doch noch hübscher.

„Das weiß ich nicht. Wo ist denn deine Mutter?“

Sie ist gestorben und begraben.

Nun machte das Mädchen eine traurige Miene. „Du armer Florentin, sagte sie; wie lange ist sie todt?“

Schon acht Tage. Der Knabe weinte wieder, und das Mädchen hatte auch nasse Augen.

„Du bist ein schöner Knabe, ich habe dich lieb, aber du

hast so unreine, zerrissene Kleider an, sonst möchte ich dich in die Arme nehmen, dich küssen und mich nahe zu dir setzen."

Meine Kleider sind zerrissen, aber rein, aber doch habe ich das Herz nicht, dich in die Arme zu nehmen und zu küssen; denn du bist vornehmer als ich, ich bin der arme Flor.

„Höre, Florentin! du sollst keine rohe Rüben essen; bist du denn hungrig?"

Ja, ich bin hungrig, Rosine!

„Nun so will ich mein Nachmittagsbrod mit dir theilen." Hier zog sie ein doppelt geschlagenes Butterbrod aus der Tasche.

Nein, sagte Florentin, da esse ich nichts davon; du hast sonst nicht genug.

„O! ich bin gar nicht hungrig, auch esse ich mich diesen Abend wieder satt, und du weißt noch nicht, wo du diesen Abend etwas bekommst." Nun zog sie ein kleines Messerchen aus dem Sack, und theilte das Butterbrod in zwei ungleiche Theile, das größte aber gab sie dem armen Flor. Die beiden saßen beisammen und aßen sehr vergnügt. Nun fielen dem armen Knaben aber wieder die Trauerkleider ein. Hör', Rosine! (fing er an, nachdem er seinen Antheil aufgegessen hatte), die Leute haben so etwas Schwarzes auf den Hüten, wenn ihnen jemand gestorben ist; ich möchte auch gern so etwas haben, aber ich habe nichts.

„Ja freilich, armer Florentin! du solltest einen Flor auf dem Hut haben; ich habe auch keinen, sonst gäb' ich dir ihn." Indem schaute sie umher, und siehe, dort hing an dem Faden, welcher um das Rübenfeld gezogen war, ein Stück von einem alten, schwarzen, kreppenen Rocke von ihrer Mutter. Flugs sprang sie hin, riß einige lange Streifen davon ab und brachte sie. Der arme Flor sprang auf, freute sich und wollte Rosinen in die Arme drücken; sie wies ihn aber sanft ab, setzte sich und suchte Stecknadeln zusammen, und Florentin gab ihr seinen Hut hin. Allein jeder Versuch, die Lappen ordentlich auf den Hut zu bringen, war vergeblich; denn er war so fest vernäht, daß man sie nicht dazwischen durchschieben konnte.

Endlich fing das Mädchen an: da fällt mir etwas ein: unser Herr Amtmann hatte einmal einen Flor um den Arm, als er trauerte. Das geht an, versetzte Florentin, und flugs hatte ihm Rosine die alte schwarze kreppene Streife mit Stecknadeln um den zerlumpten Arm ziemlich ordentlich befestigt.

Die Beiden brachten in vertraulichen und kindlichen Gesprächen noch etwa eine Stunde zu; nun aber begann es Abend und kühl zu werden.

Ach, Florentin! sagte Rosine, wo wirst du diese Nacht schlafen?

„Darf ich denn nicht mit in euer Dorf gehen?"

Ach nein! wir haben einen bösen Nachtwächter, der jagt dich fort — armer Florentin!

„Bekümmere dich nicht, Rosine! ich habe noch immer einen Ort gefunden, wo ich herbergen kann, aber ich gehe nicht gern von dir." — Die Thränen standen ihm in den Augen. Rosine weinte auch. Hör! sagte sie endlich, siehst du dort den Rauch oben im Wald? Er antwortete: ja! da ist ein Kohlenbrenner, fuhr sie fort; das ist gar ein guter Mann, der nimmt immer die Leute ins Haus, wenn sie der Nachtwächter fortjagt, da geh du hin!

Nun stand Florentin auf, nahm seinen Stock, und jetzt faßte ihn Rosine um den Hals, küßte ihn und kehrte ihm mit ihrer Ziege den Rücken; er aber wanderte fort und auf den Kohlenbrenner zu.

Ruprecht Kehl, der Kohlenbrenner, wohnte in dem Dorfe Heizenheim, in welchem auch Rosine mit ihren Eltern war. Dieses Dorf lag oben am Ende des Thales unter einem Berge und bestand aus dreißig wirthschaftlichen Familien, die sich alle von dem Ackerbaue und der Viehzucht ordentlich nährten. Unter Allen war vielleicht der Kohlenbrenner Ruprecht Kehl der wohlhabendste. Er war ein langer hagerer siebenzigjähriger Mann mit schneeweißen Haaren; seine Frau war schon vor vielen Jahren gestorben. Er hatte eine Tochter bei sich verheirathet, die aber keine Kin-

der hatte. Ihr Mann hieß Lorenz und war ein fleißiger und guter Bauer.

Der alte Ruprecht wandelte am Abend dieses Tages um seinen brennenden Meiler herum, um zu sehen, was noch etwa vor der Nacht daran zu thun sey. Die nach dem fernen westlichen Gebirge sich zum Untergange neigende Sonne strahlte zwischen den Baumstämmen auf den ehrlichen Alten her und er begann nun sein Abendlied zu singen, als der arme Flor durchs Laub daher rauschte und auf ihn zukam. Vater! fing er an, wollt ihr mich wohl diese Nacht beherbergen?

„Das weiß ich noch nicht.“

O Vater, beherberget mich doch! Da war ein Mädchen auf dem Feld, das hieß Rosine und hütete eine Ziege, das sagte mir: Ihr wäret ein so guter Mann, Ihr würdet mich beherbergen.

„Das könnte wohl geschehen, wenn ich nur wüßte, daß du ein braver Knabe wärst: denn schau! böse Kinder kann ich nicht leiden. Bist du denn allein?“

Ja! meine Mutter ist vor acht Tagen gestorben, ich habe keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder und keine Schwester mehr.

„Wie alt bist du?“

Ich bin im zehnten Jahr.

„Hör Junge! wenn ich wüßte. — Doch bleib da bei mir, ich will dich beherbergen. Bist du auch hungrig?“

Nein, jetzt nicht mehr. Rosine hat mir ein großes Stück Butterbrod gegeben.

„Rosine ist ein braves Mädchen. Aber hör, Junge, Rosine war nun so gut gegen dich, warst du denn auch gut gegen sie? — Schau! da geben dir die Leute immer zu essen und beherbergen dich, und sind dir doch nichts schuldig; denkst du auch wohl daran?“

O ja, Vater! meine sel. Mutter sagte oft: Guck, Florentin! die Leute sind uns nichts schuldig und geben uns doch zu essen; wenn du nun groß wirst, mußt du arbeiten lernen und den Leuten wieder Gutes thun. Aber da denk ich denn so, wenn ich so herumgehe zu betteln, wie kann ich

aber all den Leuten helfen arbeiten, die mir etwas gegeben haben? und da wünsche ich denn, daß ich doch nicht mehr zu betteln brauchte; ich muß sonst der ganzen Welt helfen arbeiten.

Der alte Ruprecht lachte herzlich und fragte: „Ja warum bettelte denn deine Mutter? warum arbeitete sie nicht?“

Ach, lieber Gott! sie war immer krank.

„Das ist ein Anderes. Junge! du gefällst mir; ich will dich beherbergen und dir auch zu essen geben. Aber bist du denn auch des Bettelns müde?

O Vater, wenn ich nur nicht zu betteln brauchte, so wollte ich gern immer nur Brod essen und Wasser trinken, und zerrissene Kleider haben. Ich dachte so daran, wie ich eben bei Rosine war, warum ich betteln müßte und Rosine nicht, und da wurde mir das Betteln ganz entleidet.

„Warte, du Junge! setz dich da bei der Kohlhütte nieder.“ Nun sang Ruprecht sein Abendlied wieder fort.

Nachdem die Sonne nun untergegangen war und der Mond mit seiner vollen safrangelben Scheibe durch die Baumäste schimmerte, kam Ruprechts Tochter mit einem Korbe auf dem Kopfe, um ihrem Vater sein Essen zu bringen. Der Alte eilte ihr entgegen, half ihr den Korb vom Kopfe heben und fing an:

Schau, Martha! da ist eben ein armer Junge hergekommen, er heißt Florentin, er hat keine Mutter, keinen Vater und keine Geschwister, er gefällt mir, nimm ihn mit und beherberge ihn. Ich wollte, daß du ihn einige Tage im Haus behieltest.

Das will ich gern thun, antwortete Martha, man lernt dann seine Natur kennen.

So ists, fuhr der Alte fort, wenn er brav ist, und sonst keinen Anhang und die Wahrheit gesagt hat, so könnt ich ihn behalten und aufziehen; du hast ja doch keine Kinder; man muß aber auch hören, was dein Mann dazu sagt.

Freilich! versetzte Martha: der wird aber nichts dagegen haben, wenn Ihr und ich damit zufrieden sind.

Der arme Flor sprang auf, hüpfte vor Freuden, kam herbei, stand vor Martha hin und lächelte ihr ins Gesicht wie ein Engel. Marthen gingen nun die Augen über. Ei! sagte sie, das ist ja ein lieber Knabe, komm du mit mir nach Haus, und wenn du brav bist, so will ich deine Mutter seyn.

Florentin sah auf seinen Arm — und sagte: ja, ich will brav seyn.

„Was hast du da um den Arm?“ fragte Martha.

Ich habe da etwas Schwarzes um den Arm, weil meine Mutter gestorben ist.

„Du armer Schelm, wer hat dir das umgesteckt?“

Ein Mädchen dort bei dem Rübenfeld, es heißt Rosine.

„Rosine ist gar ein braves Mädchen. Aber wie lange willst du denn das Ding um deinen Arm tragen.“

So lang, bis Ihr gewiß wißt, daß ich brav bin.

Der alte Ruprecht und Martha sahen sich an und verwunderten sich. Ha, sagte Ruprecht, der Junge hat Menschenverstand. Weiß Gott, fuhr Martha fort, er denkt, dann bekäm er mich zur Mutter, und dann brauch er nicht mehr zu trauern. „Junge, du bist gescheid, geh mit!“

Martha wünschte nun ihrem alten Vater freundlich eine gute Nacht. Er dankte ihr und sagte: grüß mir deinen Mann! Florentin wünschte ihm auch eine gute Nacht. Ruprecht dankte ihm und sagte: Junge, mach daß dein Flor vom Arm kommt! Er antwortete, den laß ich drum, bis hier diese Mutter sagt, ich soll ihn abthun. Ruprecht und Martha standen abermal und guckten sich an: der Alte schüttelte den Kopf und sagte: der Junge ist klug, wenn er nur kein Schalk ist. Martha nahm ihn an der Hand, ging mit ihm fort, und verplauderte den ganzen Weg mit ihm bis in die Hausthür.

Lorenz, ihr Mann, saß am Feuer, mit den Ellenbogen auf die Knie gestützt und rauchte seine Pfeife Taback. Sieh hier, Lorenz! fing Martha an, da schickt dir mein Vater ein artiges Kind, einen Sohn, wenn du willst; er läßt dich auch grüßen. Lorenz drehte den Kopf um, sah den Jun-

gen trocken an und sagte: ich danke. Nun that Martha ihre Geschäfte und sagte nichts weiter.

Florentin stellte sich Lorenzen gegenüber und sah ihm starr ins Gesicht; denn dem Manne traute er nicht. Lorenz sah ihn ebenfalls mit unverwandten Augen an. Als dieß so eine Weile gedauert hatte, kratzte sich Florentin hinter den Ohren und sah sich nach Martha um. Diese aber kehrte sich an ihn nicht, sondern fütterte ihr Vieh. Indessen guckte ihm Lorenz noch immer starr und trocken ins Gesicht. Florentin konnte den Blick nicht länger mehr ausstehen; er drehte sich um und fing still an zu weinen. Lorenz merkte wohl, wo es ihm fehlte, und das Weinen des Knaben war ihm schon Zeugniß genug von seinem Herzen. Er brach nun das Stillschweigen und fing an: „Junge, wie heißest du?“

Der arme Knabe fuhr zusammen, als er von diesem ernsten Gesichte eine Stimme vernahm. Zitternd antwortete er: ich heiße Florentin.

„So! — Komm her, Florentin!“

Der Knabe machte sich schüchtern herzu.

„Gib mir deinen Brodsack her!“

Florentin guckte ihn mit offenem Munde und Augen an, und zog langsam den Sack von der Schulter. Lorenz nahm den Sack, rollte ihn zusammen und legte ihn ans Feuer. Den brauchst du nun nicht mehr, sagte er. Florentin that einen tiefen Seufzer; dieß war eine Stimme der Natur, die Gott von Herzen dankte. Er guckte starr ins Feuer, seufzte noch ein paarmal, und Thränen rollten ihm die vollen Wangen herunter.

Martha kam indessen auch ans Feuer. Sie hatte wohl bemerkt, was ihr Mann gethan hatte. Da sie ihn aber genau kannte, so redete sie ihn nicht an, sondern schwieg ganz still: denn wenn seine Seele einen schönen Gang gehen wollte, so durfte man ihm kein Wort sagen, sonst wurde er gestört und aus seinem ganzen schönen Plane ward nichts.

Nachdem er nun wieder eine Weile mit ernster Miene ins Feuer geguckt hatte und der Brodsack nun zum Theile ver-

brannt war, so nahm er langsam die Feuerzange von der Wand und scharrte vollends die übrigen Lumpen in die Glut, stützte sich wieder auf seine Knie und sah ins Feuer, bis Alles in Asche verwandelt war. Nun stand er rasch auf. Florentin fuhr in einander und sprang zur Seite aus. Lorenz lächelte ein wenig und rief: Martha!

„Was willst du, Mann?“

Wo ist meine wollene Kappe?

„Sie liegt droben im Schrank.“

Hör Florentin! geh, trage deinen Hut in den Kuhstall und wirf ihn unter die Kühe.

Florentin lächelte, sprang hin und warf ihn weg. Lorenz ging nun die Treppe hinauf, und holte eine blau und roth gestreifte, schöne wollene Kappe, kam und zog sie dem Florentin mit solchem Ernste auf den Kopf, daß er sich unter den starken Armen in einander krümmte.

Nun gings nach und nach ans Essen. Lorenz deckte den Tisch, und Martha brockte Brod in eine tiefe, irdene Schüssel, schüttete eine süße Milch dazu und trug sie in die Stube. Florentin setzte sich indessen ganz geduldig zu dem Feuer, wo Lorenz gesessen hatte.

Ueber dem Essen erzählte nun Martha ihrem Manne alles, was zwischen ihrem Vater, ihr und dem Knaben vorgefallen war, und daß sie ihm versprochen habe, seine Mutter zu seyn, wenn er sich brav aufführen würde.

„Dafür laß mich sorgen, Martha! — antwortete Lorenz, das kommt auf die Erziehung an.“

Nicht ganz, lieber Mann! es gibt Kinder, die sehr streng erzogen werden, und doch nicht gerathen.

„Streng — und gut ist ein Unterschied; es kommt nur auf ein weiches Herz an.“

Eben das meyn' ich, lieber Lorenz! das meyn' ich.

„Nun ja! aber der Junge hat ein weiches Herz, er weinte, als ich ihn ernst ansah; weinte und seufzte, als sein Brodsack braunte. Ein böser Knabe hätte, wenn ich ihn ernst angesehen hätte, entweder wie ein Schalk gelächelt, oder hätte

mürrisch ausgesehen. Und bei dem Brennen des Brodsackes hätte er entweder hart gelacht, oder wäre böse geworden.

Er kommt mir auch vor als ein guter Knabe: er hat ein schönes, gutes Gesicht, er ist ein gar schöner Knabe, das sollst du einmal sehen, wenn er einmal gereinigt ist und in andern Kleidern steckt.

Die beiden ließen nun für den Florentin eine gute Portion Suppe in der Schüssel, aßen noch ein Butterbrod zusammen und riefen dem armen Flor in die Stube. Lorenz hieß ihn an den Tisch kommen, er selbst blieb auch daran sitzen; Martha aber hatte Geschäfte in der Küche. Der Knabe saß nun am Tische; Lorenz legte ihm einen Löffel vor und sagte: Nun iß dich satt, Florentin! Der gute Junge fing munter an zu essen. Ueber eine Weile fing Lorenz an: Sag mir doch, Florentin! was denkst du bei dem Essen?

„Ich bin so froh, daß ich zu so guten Leuten gekommen bin.“

Aber warum sind wir denn so gut gegen dich? Du hast uns ja noch nichts gearbeitet und wir kennen dich nicht einmal.

„Das weiß ich nicht.“

Besinne dich einmal, woher es kommt, daß wir gut gegen dich sind?

„Ich bin der arme Flor, und da habt ihr Mitleiden mit mir, weil ihr gut seyd.“

Haben denn alle Leute solches Mitleiden mit dir?

„O nein! solche Leute habe ich noch nie angetroffen.“

Aber wir haben auch manchen Bettelknaben angetroffen, und noch keinem haben wir das gethan, was wir dir thun wollen. Junge! kennst du unsern Herrn Gott?

„Meine sel. Mutter hat mir viel von Ihm gesagt, daß Er Alles geschaffen habe, und daß man auch bei Ihm betteln könne, und daß Er den Leuten die Herzen — ha! ha! jetzt fällt mir Etwas ein, potz! da dachte ich nicht daran.“

Was ist's denn? — was ist's?

„O Gott! o Gott! (die Thränen kamen ihm in die Augen)

diesen Nachmittag habe ich bei unserm Herrn Gott gebettelt, Er möchte mir doch diese Nacht eine gute Herberge bescheren und mir helfen, daß ich doch diesen Winter nicht zu frieren brauchte; und Er möchte mir doch etwas geben. O Gott! o Gott! jetzt weiß ich's, Er hat gemacht, daß Ihr und der alte Vater, und die Mutter mir gut geworden seyd.“

Lorenz trocknete sich die Augen und rief: Martha! Sie kam.

„Höre Martha! der Knabe kann beten, und Gott erhört ihn.“ Er erzählte ihr, was Florentin gesagt hatte. Marthen gingen auch die Augen über; Lorenz! sagte sie, der Knabe soll unser Kind seyn.

Martha machte ihrem Florentin einige neue hübsche Hemder, und Lorenz kleidete ihn vom Haupte bis zum Fuß, und gab ihm tägliche und Sonntagskleider. Seine Schlafstelle bekam er in der Kammer des alten Ruprechts, der ihm alte Geschichten erzählte und viel Gutes sagte.

Nun rückte der Winter herbei, und Ruprecht, Lorenz und Martha fingen an zu überlegen, was sie mit ihrem gefundenen Knaben machen wollten. Es wurde endlich einhellig beschlossen, ihn diesen Winter in die Schule zu schicken: denn er kannte noch keinen Buchstaben, geschweige, daß er hätte lesen können. Florentin war auch recht wohl damit zufrieden; denn er hörte oft den alten Ruprecht in der großen Hausbibel lesen, und dann wünschte er, solche Geschichten auch lesen zu können. Er fing also an, in die Schule zu gehen. Zu seiner größten Freude fand er auch Rosinen daselbst. Er hatte sie schon zuweilen gesehen, aber wenig mit ihr reden können; denn Lorenz erlaubte ihm ganz und gar nicht, auf die Straße zu gehen und mit andern Knaben herumzulaufen, sondern er gab ihm immer Beschäftigungen im Hause, womit er die Zeit zubringen mußte. Rosine war an ihrer Seite noch begieriger, mit Florentin umzugehen; denn er war nun reinlich und wohl gekleidet und ein sehr schöner Knabe. Denn weil er nun immer im Hause blieb, so wurde seine Haut nach und nach weiß, sein Gesicht und die Hände wurden zart und schön. Nur das Einzige, was

ihr an ihm mißfiel und warum sie sich seiner schämte, war, daß er auf der Schule zu allerunterst und unter den Knaben von 4 bis 5 Jahren saß. Dieß konnte Rosine nicht ertragen; sie ging also zum Schulmeister Blasius, der ein gar braver, vernünftiger und sehr guter Lehrer war, und bat ihn, daß er ihr erlauben möchte, den Florentin das ABC zu lehren. Blasius erlaubte ihr das mit Freuden, besonders da sie außerordentlich gut lernte und singen konnte, schön schrieb, und Mädchen von zwölf Jahren unter sich hatte; kurz es schien, als wenn die Natur an Rosinen ein Meisterstück hätte machen wollen. Blasius merkte das auch wohl, und er äußerte oft seine Gedanken über sie: er glaubte, daß Gott etwas Großes mit dem Mädchen vorhabe. Auch Florentin war noch nicht lang in die Schule gegangen, als er von diesem ebenfalls große Gedanken zu fassen begann; daher beschloß er, auf diese Kinder besondern Fleiß zu verwenden.

Ich will mich mit dem Fortgange, welchen Florentin in seinem Lernen durch Blasius, Rosinens und seinen eigenen Fleiß hatte, nicht aufhalten; kurz, es währte nicht gar lang, so konnte er nicht nur fertig lesen, sondern er begriff auch Alles, was er las; er fing nun auch an zu schreiben und den Katechismus auswendig zu lernen.

Rosinens Eltern waren auch ziemlich wohlhabende und gar gutherzige Bauersleute, doch waren sie nicht so mildthätig als Ruprechts Leute, hatten auch nicht so viel Verstand. Rosinens Vater hieß Niklas und ihre Mutter Clara; sie war eine sehr gute liebe Frau; sie hatten keine Kinder als Rosine, und liebten das Mädchen aus der Maßen; doch erzogen sie dasselbe nicht weichlich, sondern recht ordentlich.

Als nun Ruprecht und Lorenz sahen, daß der Knabe so fleißig war und so herrliche Gaben hatte, gewannen sie ihn noch lieber, und besonders als sie gar keine Neigung zu Kinderspielen an ihm fanden. Er blieb gern zu Hause, that, was man ihn hieß, mit Freuden und hurtig, und wenn ers gethan hatte, so las er entweder, oder kritzelte mit der Feder.

Zuweilen kam auch Blasius des Abends hin, rauchte mit Lorenzen und Ruprecht eine Pfeife Taback, und dann redeten sie zusammen von Florentin, was man noch aus ihm machen könnte. Auch wurde oft von Rosinen gesprochen, daß sie ein so gar liebes Mädchen wäre, und wie lieb sich die beiden Kinder hätten. Nun trug man dem Knaben auf, daß er Sonntags Nachmittags allemal der Haushaltung ein paar Kapitel aus der Bibel vorlesen müsse. Dieses Vorleseramt übernahm er gar gern. Ruprecht verband gleichsam eine Ehre damit, indem er zu ihm sagte: Florentin, wenn du diese Woche recht fromm, brav und fleißig bist, so darfst du den Sonntag für mich in der Bibel vorlesen! — Dieses that er dann mit so vielem Nachdrucke und ordentlicher Aussprache, daß man wohl schließen konnte, er müsse verstehen, was er lese. Rosine kam gewöhnlich auch hin, um Florentin zu besuchen, und sie las dann auch wohl ein Kapitel. Alle Sonntage, wenn nur ziemlich Wetter war, mußte er in die Kirche gehen. Rosine begleitete ihn fast allemal, oder er sie, so, daß die Leute von den braven Kindern allerhand Gutes redeten. So vergingen drei Jahre, ehe weiter etwas Merkwürdiges vorfiel; die beiden Kinder nahmen indessen dergestalt an allen guten Eigenschaften zu, daß man wohl merken konnte, die Vorsehung müsse etwas ganz Besonders über sie beschlossen haben.

Als sie nun Beide dreizehn Jahre alt waren, und noch immer in der engsten Vertraulichkeit mit einander lebten, begannen Rosinens Eltern nach und nach zu wünschen, daß sie sich mehr von Florentin entfernen möchte. Gegen seine Armuth hatten sie eben nichts einzuwenden; aber weil man nicht wußte, ob er ehrliche Eltern gehabt hätte, so trugen sie doch Bedenken, die Vertraulichkeit zwischen beiden Kindern so weit kommen zu lassen, daß sie vielleicht auf die Zukunft wichtigere Folgen haben könnte. Lorenz merkte bald, wo es Nicklasen und seiner Frauen fehlte. Da er nun sehr gern sah, daß beide Kinder beisammen blieben, die Folgen möchten auch ausfallen wie sie wollten, so schwieg er ganz still, machte sich an einem Morgen früh auf, zog

seine besten Kleider an, und befahl Florentin, gleichfalls seine besten Kleider anzuziehen. Als nun Beide fertig waren, nahm Lorenz seinen Hut und Stock, und sagte zu seinem Schwiegervater und zu seiner Martha: Ich geh ein paar Tage mit Florentin fort, und dann komm ich wieder. Seine Leute kannten ihn. Sie ließen ihn gehen, ohne zu fragen: wohin?

Florentin hatte von seiner Mutter gehört, daß er auf dem Hofe Fahlendorn, sechs Stunden von Heinzenheim, geboren worden sey. Da er nun seines Vaters Zunamen nicht wußte, so hatte ihm Lorenz den Namen seines Geburtsortes beigelegt, und er schrieb also seinen Namen Florentin Fahlendorn. Nach diesem uralten Rittergute, welches einer verloschenen adelichen Familie zugehört hatte, und das der Graf von Eichenborn in Besitz genommen hatte, wanderte Lorenz hin, um von der Geburt und dem Herkommen seines Knaben Kundschaft einzuziehen. Denn ob er sichs äußerlich eben nicht merken ließ, so wünschte er doch in seinem Herzen, daß Florentin wenigstens ehrliches Herkommens seyn möchte. An diesem Orte fanden sich noch die Ruinen eines adelichen Schlosses, einen reichen Pächter, der dem Grafen das Gut abgepachtet hatte und nun schon seit zwanzig Jahren daselbst wohnte, und einen Jäger, der das Forstwesen und die Jagd verwaltete.

Lorenz kehrte bei dem Pächter ein. Dieser war ein ehrlicher alter Wiedertäufer, dessen langer grauer Bart über die Brust herabhing; er empfing die Fremden freundlich, führte sie in seine Stube, ließ ihnen Milch, Butter, Käs und Brod vorlegen.

Nun fing Lorenz an: Michel! sagte er: denn er kannte den Schweizer und hatte ehedem eine Kuh von ihm gekauft, auch sonsten mit ihm gehandelt; da komm ich mit einem Knaben her, den ich vor drei Jahren auf der Straße aufgenommen habe, um ein Werk der Barmherzigkeit an ihm zu beweisen und ihn zu erziehen. Er sagte mir, er sey hier geboren. Nun möchte ich gern wissen, wer seine Eltern waren? Michel bedachte sich ein wenig, endlich fing er an: wie hießen denn

die Eltern? Florentin antwortete: meine Mutter hieß Helene, mein Vater hat Franz geheißen und ist hier gestorben. Ha! ha! sagte Michel, und rief seiner Frau herein; denk! da ist das Kind, welches die arme Lene hier geboren hat; du weißt doch: der alte Soldat mit dem hölzernen Fuß, der bei dem Jäger im Backhaus wohnte, der war sein Vater. Die gute Frau war freundlich mit dem Knaben: du lieber Gott! sagte sie, ich war bei deiner Mutter, als sie dich gebar, es wurde der guten Frau gar sauer. Denk! fuhr Michel fort: der Freund da zieht das Kind auf. Das ist brav, versetzte sie; das wird ihm Gott vergelten! Lebt denn seine Mutter nicht mehr? Nein, antwortete Florentin, sie ist vor drei Jahren zu Hohenkirchen gestorben und begraben, und so lang bin ich nun auch bei diesem meinem Vater. Gott segne dich! setzte Michel hinzu: sey nun auch fromm und rechtschaffen, so wirds dir wohl gehen. Du hattest arme Eltern, aber sie waren brav. Das wollt ich nun eben fragen, fuhr Lorenz fort, ob er brave Eltern gehabt habe, und ob man nichts weiter von ihnen wisse? Hört, Lorenz! antwortete Michel, es mag wohl zwölf Jahre seyn, als der alte Franz mit dem hölzernen Beine hier starb; er hatte ungefähr drei Jahre bei uns dort in dem kleinen Häuschen gewohnt. Nun hat er uns freilich von seinen wunderbaren Geschichten Vieles erzählt; allein wo er und seine Frau her gewesen seyen, das ist mir entfallen. Die Frau des ehrlichen Alten wußte auch nichts Gewisses davon zu sagen, doch fand sie eine Auskunft in der Sache: sie erinnerte sich, daß der alte Pfarrer, welcher eine Stunde von da wohnte, den alten Soldaten Franz in seiner langwierigen Krankheit oft besucht und viel Barmherzigkeit an ihm erwiesen, auch den Florentin getauft hatte, sie glaubte also, daß dieser die ganze Geschichte wissen müßte. Nun beschloß Lorenz, seinen Rückweg über den Ort zu nehmen, wo der Pfarrer wohnte, und sich zugleich einen Taufschein von dem Herkommen und der Taufe des Knaben geben zu lassen. Da es nun noch ziemlich hoch am Tage war, so wollte er wieder umkehren und an gedachtem Orte übernachten.

Florentin wünschte indessen sehnlich, das Kämmerchen zu sehen, wo er geboren worden, wo sein Vater gestorben sey und wo er so Vieles gelitten hätte. Michel lächelte, doch gefiel ihm diese Neugierde des Knaben; seine Frau ging also fort in des Jägers Haus, um den Schlüssel zu dem Häuschen zu holen; denn es hatte seit der Zeit Niemand darinnen gewohnt, sondern es wurde zum Brauen und Backen gebraucht, weil der Jäger zugleich auch Wirth war.

Nun brachte sie den Schlüssel, und sie gingen allzusammen quer über den Wasen hin, auf welchem das einsame Häuschen stand. Vor demselben war ein großer schöner Platz, mit etlichen Vogelbeerbäumen besetzt; gegen Morgen, etwa hundert Schritte stand des Jägers Haus mit Scheuer und Stallung; gegen Westen zog sich eine schöne große Wiese schief hinab, und jenseits derselben war ein Wald, hintenher aber, gegen Norden, floß ein schöner Bach nach der Wiese hinab, dann folgte ein jäher buschigter Hügel, auf welchem das alte verfallene Schloß Fahlendorn stand.

Nun gingen sie in das Häuschen; hier fanden sie das Brau- und Backgeräthe, linkerhand aber ging eine baufällige Treppe in den obern Stock, welche Florentin hinauf flog, indem sich die Andern unten noch etwas verweilten. Diese aber gingen nun auch hinauf, fanden eine kleine alte Küche, und neben dran eine Kammer. Hier! sagte die Schweizerin zum Knaben, hier haben deine Eltern gewohnt, hier stand das Bett und da der Tisch. Florentin ging hier so emsig herum, als wenn er Etwas gesucht hätte; sein Herz war so beklemmt, daß er sich auf die Erde niedersetzte, und ein ganzer Strom von Thränen floß ihm die Wangen herunter. Seine Begleiter wurden dadurch so gerührt, daß sie Alle Thränen vergoßen. Endlich raffte sich Florentin wieder auf, und nun fiel ihm da, wo das Bett gestanden hatte, auf der beschmutzten und halb zerrissenen getünchten Wand etwas Geschriebenes in die Augen; er flog dahin, las, und fing an laut zu weinen, las weiter, that einen Sprung rückwärts, dann ging er wieder herbei und las noch einmal. Da er nun während der Zeit, als er sich auf dem Zimmer befand, kein Wort geredet hatte

und ihn auch Niemand in seiner Empfindung stören wollte, so trat Lorenz selbst herzu und las folgende Zeilen, die mit Röthel zierlich geschrieben und noch recht leserlich waren:

Hier ist der Kampfplatz, wo ich streite,
Die größten Schmerzen willig leide:
Der größte König will es so.
Sollt' ich nicht dessen Willen ehren,
Durch Dulden dessen Ruhm vermehren,
Der in der Schlacht mich machte froh.
Franz von Fahlendorn.

Das hat wohl dein guter Vater geschrieben? sagte Lorenz zu Florentin mit nassen Augen. Florentin konnte hierauf anders nicht, als mit Thränen antworten; denn sein Herz saß ihm, wie man zu sagen pflegt, im Halse. Michel lief so geschwind fort, als er konnte, holte seine Brille, und brachte Dinte, Feder und Papier. Dieses gab er Florentin, welcher den Vers freudig abschrieb, Michel aber setzte seine Brille auf die Nase, und besah den Reim. Ja, sagte er, das ist natürlich seine Hand, er schrieb gar schön, meine Söhne hat er noch oft im Schreiben unterrichtet.

Nun gingen sie alle wieder fort, aber Florentin war nicht wohl wegzubringen, doch folgte er auch, als man ihn nöthigte, und war gar schwermüthig. Ach! sagte er, wenn doch das Häuschen so ganz stehen blieb, wenn nur nichts dran verändert würde, wenn nur meines seligen Vaters Reim nicht verdorben würde, bis ich groß bin, ich wollte das Häuschen kaufen und eine Schule für arme Kinder daraus machen! Halt! rief Michel: da fällt mir etwas ein. Geschwind, Frau! gib mir den Schlüssel wieder. Sie gab ihn ihm. Er ging wieder ins Häuschen und auf das Zimmer, nahm ein Messer, stach das getünchte Stück mit der Schrift aus der Wand, und brachte es herunter. Sie gingen nun wieder in Michels Haus, wo dieser gute Alte das Stück Kalk in ein Papier wickelte, es so in eine Schachtel legte, und nun dem guten Florentin in die Tasche steckte. Dieser sprang vor Freuden, und so zufrieden darüber, als wenn er den größten Schatz gefunden hätte. Nun

hab ich doch etwas von meinem Vater geerbt, sagte er, und freute sich über die Maßen.

Lorenz nahm nun mit seinem Knaben Abschied von den ehrlichen Leuten und ging noch diesen Abend nach Stockheim, wo der Pfarrer wohnte, logirte sich in ein Wirthshaus ein, und ging nun alsofort mit Florentin zum Pfarrer. Lorenz erzählte ihm alles, warum er da war. Der Pfarrer freute sich sehr, daß sich Gott über das arme Kind erbarmt hatte. „Ja," sagte er, „mein Lieber Sohn! deine Eltern waren ehrliche Leute: dein Vater war gebürtig von Fahlendorn, und stammte noch von den uralten Edlen von Fahlendorn her; aber seine Voreltern hatten sich durch vieljährige Armuth nach und nach mit bürgerlichen Weibern verheirathet, so daß ihr Adel verloren ging. Das Gut war ganz verschuldet; der alte Graf zahlte die Schulden und zog das Gut an sich. Unsere Kirche allhier ist bei dieser Sache sehr interessirt gewesen: das ganze Archiv der Herren von Fahlendorn ist ehemals in Kriegszeiten hieher gekommen. Auch steht die ganze Familie in unsern Kirchenbüchern, du, dein Vater, dein Großvater und so weiter hinauf dein ganzes Geschlecht.

Dein Vater begab sich in seiner Jugend in Kriegsdienste; er war immer ein braver geschickter Mann, er konnte schön lesen und schreiben, und war in seiner Religion wohl gegründet, doch hatte er sein Glück nicht gemacht. Das kam aber daher: er war kaum in Dienste gegangen, als er in den Winterquartieren mit einem sehr guten und braven Mädchen, eines Schulmeisters Tochter aus der Pfalz, bekannt wurde. Die Beiden verliebten sich so heftig in einander, daß sie im Frühjahre, als er mit dem Pfälzischen Contingent nach Ungarn gegen die Türken zu Felde ziehen sollte, heimlich mit ihm fortging. Doch haben sie sich im Frankenland ordentlich kopuliren lassen; den Kopulationsschein habe ich hier in Verwahrung, auch hat sich deine Mutter, so wie ihr Mann noch auf seinem Todbette oft und heilig versichert hat, die verschiedenen Jahre lang, welche sie mit ihm

Felde gewesen, ganz unsträflich aufgeführt; und dieß zeugt wahrlich von einer sehr erhabenen Tugend deiner Mutter.

Nach vier Jahren kam der Frieden zu Stande. Dein Vater, ob er gleich im Kriege ein Bein verloren hatte, wurde doch abgedankt, weil er eine Frau hatte. Die guten Leute waren zwar allein, denn ein paar Kinder waren ihnen gestorben; aber sie hatten auch für sich nichts, sie mußten sich mit Betteln durch die Welt schleppen, und kamen endlich sehr elend zu Fahlendorn an; sie pachteten da ein Häuschen und arbeiteten so viel sie konnten. Du wurdest endlich geboren, deine Mutter bekam aber im Kindbette einen Fehler, so daß sie auch nicht mehr arbeiten konnte, und dein Vater starb nach vielen langwierigen Schmerzen als ein recht frommer Mann. Ich weiß gewiß, deine beiden Eltern sind im Himmel."

Florentin war bisher ganz Ohr gewesen, und Lorenz selbst hatte sehr eifrig zugehört. Nachdem nun der Pfarrer alles erzählt hatte, bat ihn Lorenz, ihm die Dokumente der Eltern einzuhändigen, und ihm zugleich einen Taufschein von Florentin, nebst einem umständlichen Berichte von seinem Herkommen mitzutheilen.

Der Pfarrer antwortete ihm hierauf: daß er dem Knaben ein Zeugniß und Nachricht von seinem ehrlichen Herkommen, auch einen Taufschein gerne ertheilen wolle; übrigens gebe er aber keine Urkunde heraus, sondern er wolle sogleich mit einem Notarius und Zeugen das ganze Fahlendornische Archiv in ein besonderes Kistchen zusammen legen, auch eine Nachricht, mit seiner eigenen Hand geschrieben, von der Lebensgeschichte Franzens von Fahlendorn beifügen, und zugleich die Seiten des Kirchenprotokolls anzeigen, wo alle Herren von Fahlendorn bis auf Florentin zu finden seyen. Dieses Kistchen sollte versiegelt und in der Kirchensakristei für ihn aufbehalten werden: denn da er doch der eigentliche Erbe sey, so könnte er, wenn er einmal würdig wäre, vielleicht guten Gebrauch davon machen.

Lorenz und Florentin verwunderten und freuten sich aus der Maßen über diese Nachricht, nahmen Abschied vom

Pfarrer und begaben sich in ihr Wirthshaus. Des Morgens früh ging Lorenz allein zu ihm und holte die Schrift ab. Der gute Mann wollte nichts zur Bezahlung annehmen, und versprach nochmals, daß er noch heute die Sache wegen des Archives zu Stande bringen wolle.

Noch muß ich bemerken, daß der Pfarrer Lorenzen und Florentin ernstlich ermahnte, letzteren immer Florentin von Fahlendorn sich schreiben zu lassen, weil es sein Vater auch so gethan hätte.

Nun gingen die Beiden zufrieden und vergnügt wieder nach Heinzenheim zurück.

Auf dem ganzen Wege sprachen unsere beiden Reisenden sehr wenig, Lorenz war ohnehin von wenig Worten, und Florentin war von dem, was er gesehen und gehört hatte, der Kopf ganz voll. Besonders aber wünschte er, daß seine Geschichte nun auch jedermann wissen möchte. So viel Verstand hatte er, daß er sich seines ehemaligen Bettelns nun nicht mehr schämte; allein von ehrbaren Leuten herzustammen, war doch so reizend für ihn, daß er sich nicht wenig darauf einbildete. Er kannte aber auch Lorenzen wohl, und wußte, daß er nichts mehr davon erzählen würde, als gerade die höchste Noth erforderte.

Als sie noch etwa eine Stunde zu gehen hatten, fing Florentin an: Vater, ich glaube doch, daß sich Niklas, Clara und Rosine recht freuen, wenn sie hören, daß ich brave Eltern gehabt habe, auch wird sich das ganze Dorf verwundern.

„Das kann wohl seyn.“

Wollen wirs Niklasens Leuten nicht gleich sagen, wenn wir nach Hause kommen?

„Er kann ja geschrieben lesen.“

Wollt ihr ihm denn die Briefe geben?

„Sey still, Junge! und laß mich machen.“

Florentin mußte sich nun zufrieden geben, und auf dem übrigen Wege wurde nichts mehr geredet.

Als sie nach Hause kamen, zog sich Lorenz aus und

setzte sich zu dem Feuer. Ruprecht so wenig als Martha fragten nach seiner Reise, und was er ausgerichtet habe? doch war Martha neugierig und nahm Florentin bei Seite. Dieser machte sich auch gar kein Bedenken, ihr alles zu sagen, was er gesehen und gehört hatte. Sie freute sich aus der Maßen, und erzählte auch insgeheim ihrem Vater die ganze Sache.

Des Morgens früh ging Lorenz zu Niklasen, ließ Clara und Rosinen auch dazu kommen, und las ihnen seine Briefschaften vor. Darauf zog er sich an und ging nach dem eine halbe Stunde entlegenen Kirchdorfe zum Pfarrer, wo er alles ins Kirchenbuch eintragen, auch die Papiere dem Kirchenprotokolle beilegen ließ. Nun währte es nicht lange mehr, daß das ganze Kirchspiel voll von der Geschichte Florentins von Fahlendorn ward, und tausenderlei Umstände und Sachen wurden der Geschichte hinzugedichtet, die mehr oder weniger wahr, oder auch rühmlich waren.

Florentin war immer ein vortrefflicher Knabe gewesen und hatte außerordentliche Naturgaben. Besonders ging all sein Dichten und Trachten auf die Bücher; viel zu lernen, zu wissen und zu erfahren, das war ganz seine Sache. Bei dem allem aber lag ein ausserordentlicher Trieb zur Thätigkeit in ihm: er konnte nicht einen Augenblick ruhig seyn, immer mußte er etwas zu schaffen haben, aber man konnte niemals bemerken, wohin eigentlich seine Hauptneigung ging. Lorenz war ausserordentlich zufrieden mit ihm; doch hatte er schon lang, ohne Jemanden ein Wort zu sagen, in seinem Herzen geglaubt, daß es Schade wäre, wenn der Knabe ein Bauer werden sollte, Ruprecht und Martha redeten einsmal des Abends über Tisch davon. Der Alte behauptete, er würde sich zum Ackerbaue vortrefflich schicken. Martha zweifelte daran nicht, doch meynte sie, es sey besser, wenn man ihn ein recht gutes Handwerk erlernen ließ. Florentin war nicht zugegen, sondern bei Rosinen, sonst würde Lorenz die Berathschlagung in Gegenwart des Knaben nicht geduldet haben. Er sagte auch zu dem allem nicht ein Wort, bis er endlich dem Gespräch mit der Bemerkung ein Ende

machte: es sey Schade, wenn man Ahorn-, Birnbaum-, Masholder- und Nußbaumholz zum Verkohlen brauchte! Ruprecht und Martha verstanden wohl, was er damit sagen wollte, sie unterstanden sich aber nicht, weiter zu fragen, was er denn aus ihm zu machen gedächte? — Ich bin aber auch gewiß versichert, daß es Lorenz eben so wenig wußte, auch nicht einmal darüber nachdachte, denn er war gewohnt, immer nur die gegenwärtigen Umstände und Gelegenheit auf das Beste zu benützen. Zukünftige Plane aber waren ihm äußerst verhaßt: denn man nützt immer nur die gegenwärtigen Umstände der Dinge zu ihrer Ausführung. Da nun diese sich gewöhnlich ändern, so werden die meisten Plane zu Wasser.

Seit der Zeit aber, als Florentin die Geschichte seiner Eltern und seines Herkommens wußte, nahm die Entwicklung seiner Triebe eine ganz andere Richtung, er spürte eine außerordentliche Unruhe, ein Bestreben nach einem unbekannten Etwas in seinem Gemüthe. Er dachte an seine Vorfahren, dachte an das ruinirte Schloß Fahlendorn, das ihnen zugehört hatte, phantasirte sich dahin und sah dann in seiner Einbildung seine Urväter in ritterlicher Kleidung dort umhergehen. Wenn er sich nun genau prüfte, so spürte er doch keine Neigung, ein Edelmann zu werden; vielleicht hatte auch Rosine vielen Antheil daran, daß er so etwas nicht wünschte. Denn, die Wahrheit zu sagen, um diese Zeit fing schon der Gedanke bei ihm an Wurzel zu schlagen und nach und nach zur großen Leidenschaft aufzuwachsen, daß er Rosinen dereinsten heirathen wollte. Nun sah er wohl ein, daß ihn diese Heirath hindern würde, ein großer Herr zu werden. Doch war ihm auch der Gedanke, ein Bauer zu seyn, unerträglich; immer, Jahr aus Jahr ein, die einförmigen Arbeiten der Landwirthschaft zu treiben, schien ihm viel zu langweilig; kurz, er fühlte eine außerordentliche Spannung seiner Seelenkräfte, denen er keine Richtung zu geben wußte, weil ihm seine Bestimmung ganz unbekannt war. Niemand konnte ihm auch Rath geben: denn er wußte seine Seelengestalt nicht zu beschreiben, und wenn ers gewußt, so war doch

Niemand im ganzen Dorfe, der ihm hätte aushelfen können. Indessen war er ganz still und entdeckte sich Niemand, er konnte es auch nicht, und ob ihm gleich viele Arbeiten nun zur Last waren, die man ihm auflegte, so that er sie doch mit Munterkeit: denn sein dankbares Herz gegen seine Wohlthäter war viel zu groß, um sie nur im geringsten merken zu lassen, wo es ihm fehle. Lorenz fing aber nach und nach an zu zweifeln. Oft fand er ihn in Gedanken vertieft, und zuweilen seufzend; wenn er ihm dann ein Geschäft auftrug, so spürte er, daß sich Florentin stärker anstrengte als sonsten; kurz, er spürte, daß sein Fleiß nicht natürlich, sondern gezwungen war. Dieß that ihm in der Seele weh; allein da er wußte, daß er die Sache keineswegs ändern konnte, so ließ er ihn gehen, hieß ihn selten etwas thun und bat auch seine Leute, sie möchten ihn nicht zu sehr anstrengen. Denn er dachte bei sich selbst: der Knabe ist rechtschaffen, die Vorsehung waltet über ihn, und die wird veranstalten, wie es gehen soll.

Florentin ging wöchentlich ein paar mal mit Rosinen und andern Kindern seines Alters nach Birkenstein in die Kirche zur öffentlichen Kinderlehre. Der Pfarrer war ein gewöhnlicher mittelmäßiger braver Mann, doch bemerkte er die außerordentliche Fähigkeit der beiden Kinder, besonders entdeckte er an Florentin einen edlen hohen Geist. Daher gewann er ihn sehr lieb, redete in allen Gesellschaften von ihm, und confirmirte ihn nebst Rosinen schon gegen das Ende ihres vierzehnten Jahres.

Nun lebte zu Birkenstein ein edler junger Mann, Namens Stahlmann. Er war ein einziger Sohn sehr reicher Eltern, die aber beide todt waren. Sie hatten ihn Theologie studieren lassen, er hatte sich zehn Jahre auf hohen Schulen aufgehalten, war ein großes Genie und überhaupt ein ganz vortrefflicher Mann. Weil er aber eine schwache Brust hatte, konnte er kein Amt annehmen; lebte daher still für sich von seinen Einkünften, und schrieb schöne Schriften, so daß er doch sehr vielen Nutzen schaffte.

Dieser Herr Stahlmann hatte Vieles von Florentin

gehört, da ihm nun aber auch der Pfarrer so viel Rühmliches von ihm erzählte, beschloß er, den seltenen Jüngling einmal zu sich kommen zu lassen und mit ihm zu reden. Er gab daher seinem Bedienten Befehl, ihn am Sonntage nach der Kirche zu ihm zu führen. Dieß geschah. Stahlmann setzte ihm einen Stuhl, und fing nun an mit ihm zu reden:

„Sag Er mir, mein Freund! seines Herzens Gedanken über Alles, was ich Ihn fragen werde; sey Er nicht blöde und verhehl Er mir nichts.“

Der sanfte Ton, die Herablassung und die freundliche Miene, mit welcher Herr Stahlmann redete, nahm Florentin so ein, daß er im Augenblicke volle Freiheit fühlte, Alles zu sagen, was er wußte; er antwortete also: das will ich herzlich gern thun. Stahlmann fuhr fort:

„Ich höre, daß Er so gute Fähigkeiten zum Lernen hat; hat Er denn auch Lust zu den Büchern?“

Ich habe zu nichts so große Lust, als zu den Büchern; aber wenn ich mir vorstelle, ob ich wohl gern ein Geistlicher, oder sonst ein gelehrter Mann werden möchte? so fühle ich doch keine sonderliche Neigung dazu.

„Möchte Er denn lieber ein Bauer werden?“

Ganz und gar nicht.

„Ein Handelsmann oder ein Künstler vielleicht?“

Auch das gar nicht.

„Will Er denn gar in den Krieg gehen?“

Dazu hab ich keine Lust.

„Ei, nun alle Welt! was will Er denn? wozu spürt Er denn die größte Neigung?“

Hier drangen dem guten Florentin die Thränen in die Augen; es war ihm eben so wie Jenem, bei dem der Wundarzt ein verborgenes Geschwür aufsucht, nun mit forschender Hand auf den rechten Fleck kömmt, und der Kranke vom Drucke einen Stich fühlt.

„Herr Stahlmann! fing er an, ich weiß selbst nicht was ich will. Ich will Ihnen aber sagen, wie's mir ist: meine größte Freude ist, Bücher zu lesen, und doch mag ich kein Gelehrter werden; ich kann keinen Augenblick müßig

seyn, muß immer etwas arbeiten, und doch Alles, was ich thue, ist das Rechte nicht, was ich thun möchte. Wenn ich mich dann selbst frage, was ich denn gern thun möchte? so weiß ich's nicht. Da gehe ich oft an einen Ort alleine, falle auf meine Knie und bete: lieber Gott! ich möchte gern Vieles, Vieles! — sehr Vieles thun, und ich weiß nicht was? hilf mir doch, daß ich viel zu thun bekomme, das mir gefällt!“

Stahlmann verwunderte sich über diesen Knaben aus der Maßen. Er wurde innig gerührt und sagte: Freund Florentin! betet Er denn oft so?

„So bete ich alle Tage, so immer fort wünsche ich es so vor Gott.“

Nun das ist brav! fahr Er nur so unablässig fort, so wird er bald sehen, was Gott mit ihm vor hat. Aber er verrichtet doch allerhand Geschäfte in der Haushaltung; nun untersuche Er sich einmal genau, welche Geschäfte er am liebsten thut, und erzähle Er mir ein und anders!

Florentin bedachte sich eine Weile, endlich fing er an. Zum Beispiele: „Letzthin hatte einer unserer Nachbarn ein Kalb verloren, das erst kürzlich zur Heerde gekommen war; ich durchlief Berg und Thal, und hatte keine Ruhe, bis ich es gefunden und dem Nachbarn wieder gegeben hatte. Ja mir war bang, ein Anderer möchte es finden.“

Herr Stahlmann wurde bei dieser Erzählung tiefsinnig und schwieg eine Weile, nun aber fragte er: Hat Er denn eine große Freude am Vieh?

„Ganz und gar nicht.“

Kann Er mir nicht noch mehrere dergleichen Beispiele erzählen?

„O ja! Vor einem Vierteljahre kam ich mit einem Nachbarsknaben aus der Kirche. Unterwegs trafen wir einen gottlosen Buben an, der mit meinem Kameraden Zänkereien anfing. Ich beschützte ihn und jagte den muthwilligen Knaben fort. Das machte mir auch große Freude.“

Erzähl Er mir noch mehr.

„Als einsmals ein Knabe auf dem Eise ein Bein zerbro-

chen hatte, gab ich allen Knaben im Dorfe den Anschlag, daß derjenige, welcher hinfort auf das Eis gehen würde, der Hanswurst heißen, und daß kein Knabe mit ihm mehr umgehen sollte. Wir wurden dessen alle einig, und gaben uns alle die Hand darauf, es zu halten. Seitdem geht Keiner mehr auf das Eis, und es geschieht also kein Unglück mehr."

„Auch fluchten die Knaben in unserm Dorfe abscheulich. Da stellte ich ihnen vor, daß das Fluchen eine sehr große Sünde sey. Niemand wußte Rath, wie man es am besten abschaffen könnte. Da sagte ich: wer hinfort fluchen würde, dem sollten alle Knaben, die es hören würden, ins Angesicht speien; wir machten das fest unter uns, gaben uns alle die Hand darauf: das Speien geschah ein paar mal, und Keiner fluchte mehr. Dergleichen Dinge freuen mich dann, wenn ich sie ausgerichtet habe, so sehr, daß ich immer so etwas thun möchte. Alles Andere ist mir verdrüßlich."

Herrlich! Herrlich! rief Stahlmann aus; aber ich möchte gern noch Eins wissen: Hat Er denn darum so große Freude an dergleichen Handlungen, weil Er findet, daß ihn die Leute loben und lieb haben. Oder hat Er die Menschen so lieb, daß Er ihnen gern Gutes thut? oder: glaubt Er, daß Er einen Gottesdienst dabei verrichte?

Florentin bedachte sich eine Weile; endlich antwortete er: „Mir deucht, daß ich alle drei Dinge an mir habe; denn freilich habe ich gern, wenn die Leute Gutes von mir reden und mich lieb haben; aber doch glaube ich, daß ich mehr aus Liebe zu den Menschen so etwas thue; denn ich würde es auch thun, wenn es Niemand gewahr würde; ich habe es aber doch lieber, wenn die Leute es wissen; und endlich: ich glaube doch auch, daß so etwas unserem Herr Gott sehr wohl gefällt."

Herr Stahlmann hatte nun einen Blick in des Jünglings ganze Seele gethan: jetzt wußte er Alles; er erkannte im hellesten Lichte der Wahrheit, daß Florentin zu einem erhabenen Berufe bestimmt sey. Doch ließ er sich nichts merken, sondern gab ihm folgenden Unterricht:

„Hör Er, lieber Florentin! sey Er nur ganz ruhig, fahr Er fort zu beten, und je mehr Er solcher guten Handlungen thun kann, desto besser ist es: denn das ist eigentlich das Hauptstück, worauf Religion, Tugend und Rechtschaffenheit beruht; allein jetzt will ich ihm eine wichtige Sache sagen: Er muß ja nicht darauf sehen, ob ihn die Leute darum lieben oder loben; je heimlicher Er solche Thaten verrichten kann, desto besser ist es, und desto mehr Glück und Segen wird Er davon haben. Uebrigens bekümmere Er sich gar nicht darum, was Er in Zukunft werden will; dafür wird Gott gewiß sorgen; thue Er nur Alles willig und mit Freuden, was ihm seine Leute befehlen; denn das ist seine größte Pflicht. Aber, ich höre, Er hat ein Mädchen, womit Er beständig umgeht; denkt die denn auch so wie Er?“

O ja! antwortete Florentin: Rosine hat just solche Gedanken wie ich.

Herr Stahlmann klopfte ihm auf die Schultern und sagte: Geh Er nun in Gottes Namen nach Hause, und fahre Er nur fort, so brav zu seyn, Gott wird für ihn sorgen. Florentin versprach es zu thun, und ging nach Heizenheim zurück. Jetzt schien es ihm klarer zu seyn, was eigentlich sein Wunsch sey, doch konnte er sich's noch nicht recht entwickeln.

Florentin erzählte seinen Leuten Alles von Wort zu Wort, was er mit Herrn Stahlmann gesprochen hatte; Niemand aber antwortete ihm darauf. Ruprecht und Martha konnten es nicht, und Lorenz wollte nicht. Doch weil sie alle drei ihn herzlich lieb hatten, so waren sie Alle, ein jeder nach seiner Art, bekümmert, was aus der Sache werden würde.

Mir kömmt ihre Gemüthsverfassung gerade so vor, als wenn man einem Hunde, der erst Junge bekommen hat, ein kleines neugebornes Löwchen zwischen seine Hündchen legt. Anfänglich kümmert es ihn nicht, er säugt sie Alle, hat sie Alle gleich lieb. Nach und nach aber merkt er, daß der Löwe größer wird. Er bekommt eine größere dickere Schnautze; es zeigen sich lange steife Haare um den Hals,

die Augen werden groß, feurig und schauen grimmig um sich, der gute Mutterhund stellt sich vor ihn, schaut ihn an, wedelt mit dem Schwanze, und möchte mit ihm spielen; aber der junge Löwe regt sich, sträubt die keimenden Mähnen, gähnt und reißt den Rachen auf bis an die Ohren. Der Alte mag das nicht ansehen, er macht einen krummen Rücken, nimmt den Schwanz zwischen die Hinterbeine, läßt den Kopf hängen, und spaziert in dieser Stellung bis an die Stubenthür; nun schaut er noch einmal schüchtern oder zärtlich um, und da er findet, daß die Sache nun einmal nicht anders ist, so legt er sich hin und heult. Man ziehe nun von dieser Schilderung das Körperliche und Thierische ab, so wird man Ruprechts, Lorenzens und Marthens Empfindungen ungefähr errathen. Doch diese Lage der Sachen nahm bald eine andere Wendung.

Herr Stahlmann hatte nicht so bald Florentins Gemüthsart entdeckt, als er auf ein Mittel dachte, ihn zu befördern und näher zu seiner Bestimmung zu führen. Endlich fiel ihm ein alter Universitätsfreund ein, mit dem er noch immer in der engsten Freundschaft lebte und im vertrauten Briefwechsel stand. Dieser war ein reicher Edelmann, der eine große Herrschaft besaß, in derselben wohnte und sie selbst verwaltete; er nannte sich Freiherr von Beulenburg; seine Güter stießen an die Grafschaft Eichenborn, und waren außerordentlich fruchtbar und angenehm.

Der Herr von Beulenburg hatte den vortrefflichsten Charakter der Welt; er war einer von den seltenen Männern, die alle ihre Glückseligkeit und ihre ganze Ehre darin suchen, andern Menschen Gutes zu thun. Seine Gemahlin war mit ihm Eines Sinnes; besonders aber hatte sie das sanfte gefällige Wesen an sich, das vorzüglich die Reize eines Frauenzimmers so unendlich erhöhet.

In ihrer sehr vergnügten Ehe hatten sie zwei Kinder gezeugt: das älteste war ein Sohn von zwölf, und das jüngste ein Fräulein von zehn Jahren; Beide schienen in die Fußstapfen der Eltern zu treten und edle Menschen zu werden.

Diesem Herrn hatte nun Stahlmann Florentins ganze

Geschichte, bis auf die kleinsten Umstände geschrieben, und seine sonderbaren Fähigkeiten, seine seltenen Triebe zur Wohlthätigkeit, seine Frömmigkeit, besonders auch die vertraute Freundschaft, in welcher er mit Rosinen stand, gemeldet. Auch hatte er ihm Rosinen ganz genau geschildert, und ihn endlich ersucht, wenn es möglich wäre, Beide in seine Dienste zu nehmen.

Dem Herrn von Beulenberg und seiner Gemahlin kam diese Geschichte so merkwürdig vor, daß alsofort beschlossen ward, beide Kinder zu sich zu nehmen. Stahlmann bekam also bald erwünschte Antwort; er ging nun sofort nach Heizenheim, und sprach zuerst mit Ruprechts Leuten. Lorenz wurde ganz heiter, als er das hörte; denn er hätte gern Florentin versorgt, und fand doch, daß ers nicht konnte. Der alte Ruprecht aber und Martha wurden sehr betrübt; sie hatten eine besondere Freude an dem Jünglinge. Ruprecht konnte alle Abende, wenn sie zusammen schlafen gingen, mit ihm plaudern und ihm die Geschichten seiner Jugend erzählen; denn Florentin hörte ihm gerne zu und wurde allemal dadurch erbaut: auch fragte er den Großvater immer um alle Kleinigkeiten, und das macht solchen Alten wahre Freude; denn sie denken, man verachte sie, da sie doch glauben, viele Erfahrung zu haben und Andere belehren zu können. Es ist daher junger Leute, besonders der Kinder, Pflicht, die Alten auch hierin zu ehren, daß sie ihnen gern zuhören, sie um Rath fragen, und ihnen folgen, so viel als möglich ist.

Martha war besonders ein gutes liebes Weibchen und eine Kinderfreundin; der Umgang mit Florentin war ihr so süß, weil sie selbst keine Kinder hatte, daß sie sich gern überredet hätte, sie habe ihn unter ihrem Herzen getragen.

Lorenz aber, der ihn nicht weniger liebte, dachte weiter; denn er wußte gewiß, daß Florentin immer ihr Kind bleiben und sie als seine Eltern ehren würde. Nun hatte er sich einmal in den Kopf gesetzt, der Knabe müßte unfehlbar ein großer Herr werden, und daher erwartete er dereinst Ehre und Vergnügen durch ihn.

Florentin endlich fühlte eine sonderbare und gewaltige

Bewegung in seinem Gemüthe; er ahnete eine große Veränderung zu seinem Vortheile; sein Herz erweiterte sich; er glaubte zwischen Himmel und Erden zu schweben, ging hin in die Einsamkeit, sein Mund konnte kein Wort zu Gott reden, aber sein Herz strömte ganz von Empfindungen über und redete nur allein dem Ewigen hörbare und verständliche Worte. Der Gedanke von seinem künftigen Schicksale hatte seinen Geist so erfüllt, daß er anfänglich an seine Rosine nicht dachte; als ihm aber einfiel, daß sie sogar mit ihm bei einerlei Herrschaft in Dienste gehen sollte, da schwamm er in Vergnügen. Er lief aufs Neue zu seinem einsamen Plätzchen, und dankte dem allgütigen Lenker seines Schicksals mit tausend Thränen.

Nachdem nun Herr Stahlmann Ruprechts und seiner Leute Einwilligung erhalten hatte, verfügte er sich auch zu Niklasen. Lorenz ging mit; denn sie befürchteten da mehrern Widerstand, allein sie irrten sich. Beide Eltern waren nicht nur bereitwillig, sondern freuten sich noch recht sehr darüber. Dieß könnte Manchem sonderbar scheinen, weil Rosine ihr einziges Kind war. Allein sie selbst hatten schon lange bemerkt, daß sich das Mädchen zur Bäuerin nicht schicken würde, weil sie immer mit Lesen, Schreiben, Singen und andern solchen Sachen die Zeit zubrachte; auch der Schulmeister Blasius hatte ihnen von Rosinen so hohe Begriffe beigebracht, daß sie den Gedanken, sie bei sich zu behalten, schon lange aufgegeben hatten. Sie beschloßen daher, ihre Tochter ziehen zu lassen.

Herr Stahlmann schrieb also seinem Freunde: Er möchte nun verordnen, wenn die Kinder kommen sollten? Dieser schickte einen Mann mit einem Wagen, der sie abholte. Der Abschied war von beiden Seiten schwer, doch wurde er den Kindern am leichtesten; und da Beulenburg nur acht Stunden von Heizenheim lag, so trösteten sich Alle damit, daß sie oft zusammen kommen könnten. Stahlmann reiste selbst zu Pferde mit, um zu sehen, wie die Kinder aufgenommen würden, auch um die Einrichtung, welche man mit ihnen treffen würde desto genauer zu wissen, und allenfalls auch mit Rathe an die Hand zu gehen. Unterweges unterrichtete

er sie, wie sie mit dem gnädigen Herrn, der gnädigen Frau und ihren Kindern reden, und überhaupt wie sie sich aufführen müßten.

Sie langten schon am Abend des ersten Tages zu Beulenburg an: Beide, der Herr und seine Gemahlin, waren neugierig, die Kinder zu sehen. Als sie daher Herrn Stahlmann freundlich bewillkommt hatten, ließen sie sie vor sich kommen. Schon der erste Anblick nahm die Herrschaft für sie ein; denn die Wahrheit zu sagen, Florentin hatte eine vortreffliche, schöne und hohe Gesichtsbildung. Rosine auch, doch waren der letztern Züge sehr sanft, zärtlich und verriethen eine gemäßigte Melancholie.

Nach einigen kurzen Fragen, wodurch der Verstand der Kinder geprüft und mit Verwunderung entdeckt wurde, befahl Beulenburg, daß man sie wohl verpflegen und ihnen freundschaftlich begegnen sollte.

Des Abends über Tische, an welchem Beulenburg, seine Gemahlin, der junge Herr, die Fräulein, Herr Stahlmann und Herr Rheinwald, Hofmeister der adelichen Kinder, zusammen speisten, wurde von der Einrichtung gesprochen, die man am füglichsten mit den Neuangekommenen zu treffen hätte. Nach einigen Berathschlagungen beschloß Beulenburg, Florentin seinem Rentmeister anzuvertrauen, und seine Gemahlin glaubte, Rosinen nicht besser unterbringen zu können, als wenn sie dieselbe ihrer Beschließerin zur Gehülfin oder Aufwärterin bestimmte. Zugleich aber wurde Herrn Rheinwald aufgetragen, die Beiden mit ihren Kindern zugleich in Allem zu unterrichten, und sie alle Vier in Ansehung des Unterrichtes ganz gleich zu halten.

Der Herr von Beulenburg hatte seine Haushaltung und die Regierung seiner Herrschaft sehr ordentlich eingerichtet. Ein Richter oder Amtmann verwaltete die Justiz, der Rentmeister Heilmann besorgte die Einkünfte, zugleich aber hatte er auch den Auftrag, für die Aufnahme der Gewerbe und des Wohlstandes der Unterthanen zu sorgen. Die Beschließerin war eine etwas betagte Predigerswittwe; sie nannte sich Straßmannin, und hatte volle Aufsicht über die Haushal-

tung. Dieser wurde nun Rosine übergeben, und ihr anbefohlen, sie wie ihre eigene Tochter zu halten; ebenso übernahm der brave Heilmann den Florentin in seine Pflege. Beide, sowohl Heilmann als die Beschließerin, waren unverheirathet, sie wohnten und speisten im Schlosse an Einer Tafel, an welcher auch Rheinwald gewöhnlich speiste, und an diese wurden auch Florentin und Rosine zum Essen angewiesen. Das Erste, was man mit ihnen vornahm, war, daß man sie ordentlich kleidete, ihnen den kleinen Anstrich von bäurischen Sitten abgewöhnte, und sie nach und nach zu einem anständigen Betragen anführte. Dieß fiel aber gar nicht schwer, weil sie eine natürliche Anlage zu dem Allem hatten.

Herrn Rheinwalds Bemühungen gingen dahin, allen Vieren die nöthigen Sprachen, den beiden Jünglingen die lateinische, französische und englische, den jungen Frauenzimmern aber nur das Französische beizubringen. Im übrigen gründete er sie auf die herrlichste Weise in der Religion, unterrichtete die Jünglinge in der Mathematik, Physik, und besonders in den ökonomischen Wissenschaften; alle Vier aber bildete er durch die herrlichste Lektüre zu edeln und erhabenen Menschen; und da er das Klavier selbst spielte, so gab er allen Vieren Unterricht. Hierin aber nahm Rosine dergestalt zu, daß sie es bald allen Andern zuvor that; besonders lernte sie ganz vortrefflich zum Klavier singen. Endlich lernte die Fr. Straßmannin ihre Pflegetochter die schönsten Frauenzimmerarbeiten, Stricken, Nähen, Sticken, Spitzen machen, Küchen- und Haushaltungsgeschäfte, und Herr Heilmann brauchte Florentin beständig in seiner Schreibstube, gab ihm auch wohl zu Zeiten allerhand Aufträge an die Unterthanen.

Das war nun gerade Florentins Fach. Er nahm dergestalt in den Wissenschaften, worinnen er unterrichtet wurde, zu, daß ihn Jedermann bewunderte; und Rosine wurde an ihrer Seite ebenfalls ein vollkommenes Frauenzimmer; Beide aber gaben allen jungen Leuten ein Muster der edelsten Aufführung. Lorenz und Niklas versäumten auch nicht, wenig-

stens alle halbe Jahre ihre Kinder zu besuchen; sie freuten sich dann bis zu Thränen, wenn sie sahen, daß sie so schön gekleidet, so brav und so beliebt waren. Voller Wonne wanderten sie dann nach Hause, und selbst Lorenz konnte sich nicht enthalten, ein und anders von diesen Kindern zu ihrem Lobe zu erzählen.

So verging ein Zeitraum von vier bis fünf Jahren. Doch nun fingen Veränderungen und Schicksale an zu keimen, deren Entwicklung große Folgen für Florentin und Rosine hatten.

Florentins ganze Beschäftigung ging dahin, sich mit solchen Wissenschaften zu bereichern, welche dem gemeinen Wesen nützlich sind. Dieß war von jeher sein Grundtrieb gewesen, und da er demselben in seinem vorigen Zustande nicht folgen konnte, so entstand daher die beklemmte Gemüthsverfassung, in welcher er sich zu Heizenheim befand. Zu Beulenburg aber war er gleich einem Baume, den man in seinen natürlichen Boden und Himmelsstrich versetzt hatte. Alle seine Seelenkräfte entwickelten sich, und er ward gleichsam der Mensch, der er zu werden von dem Schöpfer bestimmt war. Zu Hause studirte er, und übte sich in Herrn Heilmanns Geschäften so, daß er Alles praktisch erlernte. Oft ward er über Feld geschickt, wo er dann vielfältige Gelegenheit fand, den Bauersleuten nützlich zu seyn, indem er sie bald in diesem, bald in jenem Stücke unterrichtete, ihnen guten Rath ertheilte, oder auch sonst in ihren Angelegenheiten ihnen behülflich war.

Beulenburg, welcher immer ein aufmerksames Auge auf ihn hatte, bemerkte alle seine Handlungen, und gewann ihn lieb wie seinen eigenen Sohn. Oft unterredete er sich Stunden lang mit ihm, sprach ihm sanft und freundlich zu, unterrichtete ihn selbst in vielen Stücken, und da er fand, daß Florentin seine Vertraulichkeit auf keinerlei Weise mißbrauchte, so nahm er ihn gleichsam zu seinem Gesellschafter an, ließ ihn die meiste Zeit bei sich auf seinem Zimmer arbeiten, und wenn er in

den Garten oder sonst spazieren ging, nahm er ihn fast allemal mit.

Der junge Herr von Beulenburg hatte die großen Gaben nicht, die Florentin besaß, doch aber war er ein sehr würdiger Jüngling, dem es nicht an genugsamer Anlage zur Ausbildung derselben fehlte, um dereinst seinem Vater vollkommen ähnlich zu werden. Er liebte auch Florentin über die Maßen; denn Rheinwald so wenig als die Eltern, hatten die adelichen Kinder gewahr werden lassen, daß sie Geschöpfe von höherer Gattung seyen, im Gegentheil wurde ihnen auf alle mögliche Weise beigebracht, wie sie die Vorzüge ihrer Geburt dazu anwenden müßten, das Wohl und die Glückseligkeit anderer Menschen zu befördern, und daß es dieser erhabenen Pflicht gerade entgegen sey, wenn man sich über Andere erhebt und sie neben sich verachte. Aber auf der andern Seite führte der rechtschaffene Hofmeister auch Florentin ernstlich dazu an, die Gnade, welche er in seinem Leben von Höhern genießen würde, dazu anzuwenden, immer demüthiger zu werden. Die wahre Demuth ist einem Oele gleich, welches das Feuer der Liebe und des Wohlwollens nähret und vermehret, der Hochmuth hingegen gleicht einem Wasser, welches es nach und nach auslöscht.

Oft mußte auch Florentin, wenn er ausgeschickt wurde, den jungen Herrn mitnehmen, damit er sich ebenfalls angewöhnen möchte, seine zukünftigen Unterthanen freundlich und gefällig zu behandeln; auch um das Vergnügen kennen zu lernen, welches der Menschenfreund empfindet, wenn er Andere glücklich macht. Beulenburg, als er sah, daß alle seine Anstalten mit Florentin den erwünschten Ausgang nahmen, beschloß nun, seinen Sohn bald auf die Universität zu schicken, und Florentin zugleich mit ihm studiren zu lassen. Dadurch hoffte er, seinen Sohn gegen Ausschweifungen zu sichern, auch zugleich des armen Jünglings Glück desto fester zu gründen. Nur stand er noch an, ob er Rheinwald auch mit ihnen schicken wollte, oder nicht?

Mit Rosinens Erziehung war die Frau von Beulenburg nicht weniger glücklich. Sie übertraf bald alle andern

Jungfern an Geschicklichkeit und edler Aufführung, so wie an wahrer weiblicher Schönheit; nur schien das junge Fräulein ihr in allen Stücken den Vorzug streitig zu machen. Sie war der Liebling ihrer Eltern und in der ganzen Gegend die Krone des weiblichen Geschlechts; liebte überdieß Rosinen zärtlich, so daß man wenige Beispiele von einem so hohen Grade der Freundschaft zwischen Personen einerlei Geschlechtes finden wird. Die Frau von Beulenburg war über das alles höchst vergnügt, und um beiden Kindern ihre Freude vollkommen zu machen, gab sie dem Fräulein die Rosine zur immerwährenden Gesellschafterin.

Es gibt eine gewisse Sympathie der Geister, die gleich einem Magnete anzieht, und diese besteht in ähnlichen Empfindungen. Gewisse malerische Scenen der Natur wirken auf solche Seelen mit gleicher Kraft, sie verstehen sich dann, ohne zu reden; ein Geist fließt ohne ein Wort in den andern über. Historische Gegenstände, empfindliche Geschichten, rührende Schicksale, thun gleiche Wirkung auf solche Herzen: sie schmelzen zusammen und erzeugen den höchsten Grad der Freundschaft, der zwischen Menschen in diesem Leben möglich ist. Eben diese Seelengestalt verband hier in diesem Hause bald sieben Personen, nämlich Beulenburg, seine Gemahlin, Rheinwald, die beiden Kinder, nebst Florentin und Rosine. Das Alter indessen und die Verhältnisse machten dennoch einen gewissen Unterschied in dieser empfindsamen Gesellschaft, so daß gemeiniglich die drei Ersten eine, und die vier Letzten die andere Parthie ausmachten. Dem ungeachtet stimmten sie alle überein, und wenn ein Spaziergang über Land, z. B. zu einem braven Bauern, oder zu einem guten Freunde, oder auch nur in den Garten vorgenommen wurde, so waren sie doch alle Sieben beisammen.

Einsmals im Frühling, als Florentin und Rosine ihr zwanzigstes Jahr angetreten hatten, und der angenehme Mai die ganze Natur mit Wonne erfüllte, empfand Rosine auf einmal eine ganz ungewöhnliche Schwermuth. Sie war wohl nie außerordentlich lustig, sondern mehr zur sanften Wehmuth gestimmt, aber doch sehr ruhigen Gemüthes und

am wenigsten geneigt, schwermüthig zu seyn. Diese Empfindung bemerkte Fräulein Philippine bald an ihrer Freundin, fragte sie daher, was ihr fehlte? Allein das konnte Rosine gar nicht beschreiben und sagte: daß jeder Blick in die schöne Welt, jeder Sonnenstrahl, das Bild jedes Schattens eine sehr wehmüthige Vorstellung bei ihr erwecke; niemals sey ihr so seltsam zu Muthe gewesen. Sie konnte sich der Thränen nicht enthalten, und wenn sie nur einen Blick irgend wohin wendete, so standen ihr die Augen voll Wasser.

Philippine war über diesen ungewöhnlichen Zufall sehr unruhig. Sie ging zu ihrer Frau Mutter und erzählte ihr, was sie an Rosinen bemerkt hatte. Die Frau von Beulenburg ließ sie alsofort zu sich kommen, fragte sie gleichfalls aus, allein sie konnte nicht begreifen, was die Veränderung bedeutete. Um nun zu sehen, ob nicht ein Ausgang in die freie Luft ihr Gemüth erleichtern möchte, so wurde ein Spaziergang vorgeschlagen. Die ganze Gesellschaft entschloß sich dazu, und zugleich wurde Bestellung gemacht, daß Alle zusammen diesen Abend auf der Solitüde speisen würden.

Diese Solitüde war ein Lusthaus, welches Beulenburg eine gute Viertelstunde von seinem Schlosse auf einer Anhöhe im Walde angelegt hatte. Man genoß von da eine herrliche Aussicht in ein einsames Thal, und auf der andern Seite konnte man mit Einem Blick fast die ganze Herrschaft übersehen. Das Haus war wie ein Bauernhaus gebaut und auch alles auf bäuerische Art eingerichtet. Hieher wurde also Nachmittags um fünf Uhr von allen Sieben der Spaziergang angetreten; der Weg dahin ging durch den Garten; hinter demselben war ein auf englische Art angelegtes wildes Gebüsch, das aber aus lauter nützlichen Gewächsen bestand. Dieß Gebüsch veränderte sich nach und nach in einen dicken hochstämmigen Wald, in welchem der lichte Tag zur Dämmerung wurde. Durch diesen führte ein einsamer Fußsteig an einen steilen Felsen, in welchen ein Keller eingehauen war, den man zugleich als eine Grotte gebrauchen konnte. Um diesen Felsen führte der Fußpfad allmälig auf die Höhe desselben, wo man einen über hundert Schritte breiten grünen Rasen

antraf, auf welchem verschiedene Birken standen; zwischen diesen nun befand sich das Lusthaus, aus dessen Fenstern man über den Wald hin die herrlichste Aussicht hatte.

Florentin und Rosine hatten bis hieher die unschuldigste Lebensart von der Welt geführt; doch merkte Jedermann wohl, daß die außerordentliche Uebereinstimmung ihrer Gemüther und ihre schon fast zehnjährige ungemeine Freundschaft in eine Liebe von der größten Heftigkeit ausschlagen würde; Rheinwald, der ein vortrefflicher Menschenkenner war, hatte von jeher gesucht, ihre Herzen so vorzubereiten, daß wenn einmal diese Leidenschaft mit Macht einbrechen möchte, sie derselben ohne Unordnung anzurichten, gewachsen wären, daher hatte er sich beide vertraulich gemacht. Er billigte ihre Freundschaft und stimmte mit ihnen völlig darin überein, daß die Vorsehung sie ganz gewiß für einander bestimmt habe, und daß dieselbe sie eben so gewiß zum Ziele ihrer Wünsche führen würde: aber um diesen Plan der Vorsehung nicht zu vereiteln, müßten sie derselben nicht vorlaufen, sondern ruhig erwarten, bis sie alle Umstände ordentlich veranstaltet und sie in ihren gehörigen Beruf eingesetzt hätte. Damit sie sich aber gegen alle Versuchungen in gehörigen Vertheidigungsstand setzen möchten, so sey es ihre höchste Pflicht, jede gefährliche Einsamkeit, wo sie Beide allein zusammen wären, ganz und gar zu meiden, hingegen aber in Gegenwart Andederer, sonderlich ihrer Freunde, so oft zusammen zu kommen und sich vertraulich zu unterhalten, als es nur der Wohlstand erlaube; denn je seltener die Zusammenkünfte seyen, desto gefährlicher würde die Leidenschaft.

Diese und andere vortreffliche Regeln suchte er Beiden bei allen Gelegenheiten einzuprägen. Dem ungeachtet mischte er sich in ihre vertraulichsten Geheimnisse und ließ sich auch mit ihnen oft zu Tändeleien herab, zu denen auch die vernünftigsten Verliebte geneigt sind, bloß um immer ihr engster Vertrauter zu bleiben und sie in jeder Gefahr warnen zu können.

Florentin bemerkte gar bald Rosinens Schwermuth; er nahte sich ihr daher mit Bekümmerniß und führte sie in

einiger Entfernung hinter der Gesellschaft her nach der Solitüde hin.

Liebste Rosine! fing er an: du machst mich sehr unruhig; was fehlt dir?

„Ach! mein Bester! ich weiß es nicht: ich gerathe immer in tiefe Gedanken und dann ists mir, als wenn du gestorben wärest und ich dich ewig entbehren müßte. Dann besinn' ich mich wieder, mit Freuden erinnere ich mich dann, daß du noch lebst, noch bei mir bist; aber eine ängstliche Besorgniß, dich zu verlieren, bemächtigt sich meiner bald wieder, und so wechseln meine Empfindungen immer ab.“

Florentin gerieth über diese Erzählung in tiefe Gedanken; nach einer kleinen Weile aber sagte er: theuerste Freundin! ich will dir eine Sache erzählen, die ich seit einem halben Jahr her vor dir verhehlt habe; jetzt aber, bei diesen Umständen, däuchte mir, sey es nützlich, daß ich dir sie entdecke. Du weißt, wie zärtlich ich dich liebe und daß mein Leben ohne dich nur Elend ist; allein doch ahnet mir seit der Zeit eine Trennung von dir. Ich glaube, daß es die Vorsehung beschlossen hat, uns auf einige Zeit von einander zu entfernen, uns auf vielerlei Art zu prüfen; in der Unterwerfung unter ihren Willen und in der Geduld zu üben, um uns die darauffolgende Wiedervereinigung desto süßer und angenehmer zu machen. Herr Rheinwald hat oft die sehr nachdrücklichen Worte zu mir gesagt: „Freund Florentin! glauben Sie nicht, daß der Rosenweg, den Sie seit Ihrem zehnten Jahr mit Ihrer Rosine gewandelt haben, so fortdauern werde? Nein! das ist selten so. Bei aller Güte des Herzens behält man doch einen ungebrochenen Willen, der sich zu nichts schickt, wenn man nicht durchs Leiden geübt ist; aber das können Sie gewiß versichert seyn, Gott will Sie Beide zu etwas Großes brauchen. Es mag Ihnen daher zustoßen, was da will, sie werden am Ende glücklich seyn.“

Diese Reden hat unser edler Freund oft gegen mich wiederholt, und eben diese Grundsätze haben mich völlig gefaßt gemacht, alle meine Schicksale ruhig zu erwarten.

Rosine empfand große Beruhigung bei Florentins

Rede, so daß sich ihre Schwermuth in eine gesprächige Wonne der Wehmuth verwandelte. Die Gründe von einer Nothwendigkeit der Prüfung und des Leidens leuchteten ihr so klar und hell ein, daß sie fest glaubte, sie könnten nicht lange mehr ausbleiben; aber eben so gewiß wurde sie nun überzeugt, daß sie am Ende glücklich seyn würden. Ach Florentin! antwortete sie, durch diesen deinen Zuspruch hast du meine Schwermuth in Wehmuth verwandelt; ich sehe ein, daß uns schwere Leiden bevorstehen und dieß macht mich wehmüthig; aber eben so klar ist mirs im Gemüthe, daß wir dereinst glücklich zusammen leben werden, und dieß beruhigt mich.

Florentin freute sich über die Gemüthsveränderung seiner Rosine. Ich glaube, versetzte er, daß unsere Trennung diesen Herbst ihren Anfang nehmen wird. Du weißt, daß ich mit dem jungen Herrn nach der Universität reisen muß, und während den dreien oder vier Jahren können sich Schicksale genug einfinden, die uns Beide auf harte Proben zu setzen im Stande sind. „Aber mein theuerster Engel!“ (hier stellte er sich vor sie hin, sein Gesicht wurde glühend, alle seine Glieder zitterten, und diese Stellung drang wie ein scharfer Dolch tief in Rosinens Herz); „noch nie habe ich in dem Tone mit dir gesprochen, in welchem ich jetzt mit dir sprechen will. Wir liebten uns bisher wie die zärtlichsten Freunde, kaum daß wir auf den Unterschied unseres Geschlechtes merkten; zuweilen flog ein Bote der ehelichen Liebe mit rosenfarbenen Flügeln wie ein heller Seraph meiner Seele vorüber, aber dann war es vorbei. Wir redeten oft von unserer zukünftigen Verbindung, aber kalt, als von einer Sache, die uns eben so anlag, als wenn wir einmal unsere Eltern besuchen und uns in die angenehmen Scenen zurückträumen wollten, die der Grund unseres Glückes waren. Aber jetzt senkt sich die wahre, reine, keusche eheliche Liebe in aller ihrer Herrlichkeit wie ein ganzes Paradies auf mich hernieder; ich berühre die Erde nicht mehr, und in dir, du reines holdes Bild der jungfräulichen Schönheit! in dir sehe ich jetzt einer Glückseligkeit entgegen, von deren Hoheit ich nie einen Vorgeschmack gehabt habe.“

Jedes Wort war ein Blitzstrahl in Rosinens Seele, der alle ihre geheimsten Winkel erleuchtete und alle ihre Nerven erschütterte. Sie fing an zu zittern, blühte wie eine Rose, und sagte mit sanfter, zärtlicher Stimme: hör auf, Florentin! hör auf, das halte ich nicht aus; diese Wonne ist zu mächtig für mich und erschüttert meine ganze Seele.

Sie sanken sich halb ohnmächtig in die Arme, und so in der Umarmung beide auf ihre Knie. Du klarer, reiner Himmel! sprach nun Florentin mit sanfter Stimme, und Du! vor dem auch dieser Himmel nicht rein ist, siehe diese glühenden schmelzenden beiden Herzen! Sey Zeuge unserer ewigen und unauflöslichen Verbindung! Vor dir schwöre ich dieser meiner ewig geliebten Rosine eine unverbrüchliche reine Treue, und sie schwört sie mir! — Ja, unterbrach ihn Rosine, ja, jeder Blutstropfe schwört mit lauter Stimme! — Nun fuhr Florentin fort: So lege deine prüfende Hand nicht zu schwer auf uns! Hier hemmte die Empfindung die Sprache, die aufsteigenden beiden Seelen vereinigten sich auf beiden Lippen zu einem ewig unauflöslichen Eins. Die Lippen ruhten mit einer solchen Inbrunst auf einander, daß eine völlige Ohnmacht daraus entstanden wäre, wenn nicht eine Nachtigall mit den allerlebhaftesten Tönen ihr göttliches Lied mit eingestimmt, sie munter erhalten und ihre schwindenden Geister gefesselt hätte.

Dieser entzückende Vorfall geschah im englischen Garten, da, wo sich das Gebüsch mit dem Walde zu vereinigen beginnt, auf einem grünen Rasen, in dessen Mitte eine Eiche, rund um sie her aber in einiger Entfernung blühende Schlehdorne, Ahornsträuche, Zitterpappeln und andere angenehme Stauden standen. Unter der Eiche Schatten geschah diese feierliche Verlobung.

Herr Rheinwald, der mit der übrigen Gesellschaft vorausgegangen war, sah sich zuweilen nach Florentin und Rosinen um. Als er sie aber endlich aus dem Gesichte verlor, blieb er stehen, um sie zu erwarten. Da sie nun gar zu lang ausblieben, kehrte er um und ging ihnen entgegen. Nach einer kleinen Weile entdeckte er sie auf gemeldetem grü-

nen Platze; er schlich hinter den Sträuchern näher herzu, und hörte also ganz genau die ganze Unterhaltung, wenigstens den wichtigsten oder letzten Theil derselben. Ihm mißfiel die Sache gar nicht, nur befürchtete er, dieser Vorfall möchte beschwerliche Folgen für die guten Leute selbst haben. Er erwartete unterdessen die Unterredung ab, und als er sie endlich in der Entzückung sah, gerade in dem Zeitpunkte, da die Nachtigall so herrlich sang, trat er langsam herzu, legte beide Hände auf ihre Häupter und sprach: Steht auf, meine Lieben! Euer Freund segnet Euch zu Euerm Versprechen ein. Rheinwald war allzusehr ihr Vertrauter, als daß sie vor ihm hätten erschrecken sollen, ob sie ihn gleich nicht eher bemerkten, als bis sie seine Hände auf ihren Häuptern fühlten. Sie fuhren zwar schnell auf, aber ihr Befremden währte nicht länger, als bis sie sein lächelndes Angesicht sahen.

Nun, meine Lieben! fuhr Rheinwald fort: jetzt laßt uns gehen! Er und Florentin nahmen nun Rosine zwischen sich und gingen so auf die Solitüde zu. Keines von allen dreien redete den Weg durch ein Wort. Florentin und Rosine waren noch in allzustarker Bewegung, und Rheinwald fand auch nicht nöthig, sie zu stören, vielweniger noch zur Zeit der Gesellschaft von diesem Vorfalle etwas zu entdecken.

Der Abend wurde sehr angenehm zugebracht, alle suchten, Rosinen aufzumuntern, weil sie glaubten, daß sie noch schwermüthig wäre. Das war sie aber nicht mehr. Sie war voller Wonne der Wehmuth; konnte aber die Lage ihres Herzens niemand entdecken. Nur Florentin empfand mit ihr, und Rheinwald wagte es, beiden aus der Ferne ein wenig nachzuempfinden.

Nachdem nun die Abendmahlzeit vorbei, die Sonne schon eine Weile untergegangen war und der Mond aus dem fernen Osten her glänzte, ließ Beulenburg einige Stühle vor das Haus auf den Platz unter die Birken tragen. Es war ein entzückender Abend: der helle Himmel, die safranfarbene Abenddämmerung mit purpurnen Wolkenstreifen, der Gesang der Nachtigallen in den umliegenden Gebüschen, der sanfte

Mondglanz von Morgen her und der fächelnde Ostwind, wie er die Birken belebte, alles dieses zusammen vereinigt, wirkte mit Macht auf die ganze Gesellschaft. Alle setzten sich in vertraulicher Stille unter die Bäume zusammen. Florentin aber setzte sich auf den Boden und lehnte sich mit dem Rücken an eine Birke.

Nachdem sie so eine Weile, ohne ein Wort zu reden, gesessen und blos empfunden hatten, fing Beulenburg an: Nun, Jungfer Rosine, laß Sie uns Ihre sanfte englische Stimme hören! — Was befehlen Ihre Gnaden denn, das ich singen soll? fragte sie. Er antwortete: ich laß Ihre Empfindungen wählen. Sie schwieg eine Weile und bedachte sich. Indem fing Florentin an: Sing die Romanze: Es zog einmal am Mondenschein ꝛc. Gern, antwortete sie, die hatte ich gerad in Gedanken.

Rheinwald eilte ins Haus. Da stand in einem Zimmer ein herrlicher Pantalon, welchen er dämpfte, die Fenster aufmachte und nun die Melodie dieser Romanze präludirte. Beulenburg und seine Gemahlin kannten dieses Lied nicht, denn Rosine pflegte es selten zu singen, weil es, wie sie sagte, zu rührend wäre. Doch jetzt sang sie es am liebsten, denn es brachte sie zum Weinen und machte ihrem Herzen Luft.

Rheinwald, dessen ganze Seele durch die Begebenheit des Abends in der stärksten Rührung war, rief: fangen Sie nun an zu singen, ich werde Sie mit meinem Pantalon begleiten. Sie fing also mit sanfter, schmachtender Stimme an:

Es zog einmal am Mondenschein
Ein Jüngling über Land.
Er ritt ein braunes Rösselein,
Den Zügel in der Hand.
Es äugelten die Sternlein klar,
Ein Windchen kräuselte sein Haar,
Ihm floßen milde Thränen.

Sein Weg ging durch den wilden Wald,
Nach einem festen Schloß.

Den hohen Thurn erblickt er bald;
Nun spornt er stark sein Roß,
Und Trapp! Trapp! gings den Wald hinein,
Bald wollt' er bei Jorinde seyn,
Sein Herz für Liebe wallte.

Nun ging der Wald bald linker Hand
Bei dunkeln Buchen hin,
Und bei den dunkeln Buchen stand
Ein Ritter stolz und kühn.
Der Jüngling stutzt', doch ritt er zu,
Und schrie so muthig: wer bist du?
Daß Berg und Thal erschallte.

Nun stand der Ritter auf dem Pfad,
Und drückte los den Pfeil;
Er rief: hier find'st du keine Gnad,
Dein Schatz wird mir zu Theil!
Des Jünglings Brust quoll mildes Blut,
Es wallte fort in rother Fluth
Auf seine Lenden nieder.

Der Jüngling ächzt die Seele aus,
Gestreckt am Wege hin.
Sein Roß trabt nach Jorindens Haus,
Jorinde schaute hin.
Sie schaute, ob ihr Liebster käm,
Daß sie ihn in die Arme nähm',
Und an ihr Herze drückte.

Von Weitem hörte sie den Trab
Von seinem braunen Roß,
Nun flog sie bald den Hof hinab,
Allwo ein Bächlein floß.
Nun hörte sie kein Traben mehr,
Das Rößlein stand! — Der Sattel leer.
Der Mond war schwarz am Himmel.

Sie schriee ihrem Jüngling zu.
Und sieh! im Mondenschein
Rief eine Eule Schuhuhu!
Sie schaut den Wald hinein.
Ein Schattenbild wankt zu ihr her,
Sie eilt und schwankt, ihr Fuß war schwer.
Und schloß ihn in die Arme.

So kalt wie Eis! mit hellem Schrei
  Sank sie zur Erde hin,
Der Reiter ritt nun auch herbei,
  Der schwarze Valentin.
Er hob sie auf sein fahles Pferd,
Und führte sie nach Ritterswerth.
  So hieß die Räuberhöhle.

Jorinde flehte Tag und Nacht
  Um einen sanften Tod.
Und endlich ward ihr Wunsch vollbracht,
  Gott sahe ihre Noth.
Es trat am sanften Mondesschein
Ein Engel in ihr Kämmerlein,
  In Sternenlicht gekleidet.

Jorinde, komm! in sanftem Ton
  Sprach ihr der Engel zu:
Komm, erndte nun der Tugend Lohn,
  Komm her zur stolzen Ruh!
Nun schloß er ihren sanften Blick,
Und führte sie zum ew'gen Glück,
  Wohl auf Elias Wagen.

Drauf kehrt' er um, und hüllte sich
  In falbe Blitze ein,
Trat zu Valentin fürchterlich,
  In seinen Saal hinein;
Er lag und dachte mancherlei,
Des Nachts ums erste Hahngeschrei,
  Für Angst konnt' er nicht schlafen.

Erstarrt sah er mit rothem Blick
  Den Todesboten steh'n,
Der winkte ihm und trat zurück,
  Nun war's um ihn gescheh'n,
Der Geist des wilden Valentin
Starrt vor dem Todesengel hin,
  Er stürzte ihn zur Höllen.

Endlich brach gegen zehn Uhr die ganze Gesellschaft auf und begab sich nach Hause.

Alle waren während dem Singen von einem Schauer zum andern übergangen; jeder hatte Thränen vergossen und noch

lange regte sich niemand. Rosine weinte indessen stille Thränen, und Florentin saß in stummem Schmerze an seine Birke hingelehnt.

Beulenburg brach endlich das Stillschweigen und sagte: Sie schmelzt einem das Herz ganz weg mit ihrem Gesang. Sie soll meine Tochter seyn, und wie eine Tochter will ich sie versorgen. Seine Gemahlin ging auf sie zu, schloß sie in ihre Arme und küßte sie. Das Fräulein aber hing sich ihr an den Hals, und konnte sie gar nicht loslassen.

Rosine schlief diese Nacht wenig; allerhand Träume beunruhigten sie so, daß sie des Morgens müde und matt früh aufstand, sich ans Fenster stellte und mit Thränen hinaus in die freie Luft schaute. Der Himmel war mit einzelnen Wolken bedeckt, die gegen Osten schwarz mit purpurnem Rande hinzogen; es stürmte aus Westen, und von dort her thürmte der Wind ganze Wolkengebirge auf, welche die Erde mit schweren Regengüssen oder Hagel zu bedecken drohten. Feierliche Stille herrschte überall, außer daß man hie und da in der Ferne den wachsamen Hahn schreien hörte. Indem sie so da stand und nachdachte, sah sie einen Stallknecht ein gesattelt und gezäumtes Pferd in den Hof führen; kurz hernach kam Florentin gestiefelt und gespornt und mit ihm Herr Heilmann, der noch allerhand mit ihm redete und ihm Aufträge ertheilte. Hierauf schwang sich Florentin auf sein Pferd, Rosine machte das Fenster auf und wünschte ihm traurig einen guten Morgen. Er beantwortete ihren Gruß ebenfalls mit unruhiger Miene, ritt fort; Rosine aber schloß das Fenster zu und ein ganzer Strom von Thränen stürzte ihre Wangen herab.

Mit allerhand fürchterlichen Ahnungen brachte sie den ganzen Morgen zu. Ein jeder gab sich Mühe, ihr die traurigen Gedanken zu benehmen, besonders verließ Rheinwald sie fast keinen Augenblick; er führte sie umher spazieren und redete ihr zu, daß Gott immer als ein liebreicher Vater mit seinen Kindern zu verfahren pflege und nie unheilbare Wunden schlüge. Rosine wendete ihm dagegen ein: man habe

Erfahrungen genug, daß Er zuweilen liebende Herzen auf lebenslang von einander trenne. Ja, sagte sie mit Heftigkeit und beklemmter Brust: es gibt noch immer Clarissen, und wer wird mir Bürge dafür, daß ich nicht auch eine seyn werde.

Hier durchdrang Rheinwald ein göttliches Feuer. Er stellte sich vor Rosinen hin, faßte ihre beiden Hände und sprach: „Hören Sie, meine beste Freundin! jetzt will ich Ihnen eine ewige Wahrheit sagen, die Ihr Herz ganz beruhigen muß, wenn Sie ihr nur Raum geben und gehörig überlegen wollen.

„Gewiß gibts zuweilen Clarissen, oder auch solche Seelen, die Gott zum Muster der Geduld in den allerstrengsten Leiden gleichsam aufgestellet hat; aber diese Menschen haben auch eine natürliche Anlage dazu: sie besitzen eine Standhaftigkeit des Gemüthes, eine Großmuth, die über Alles hinschaut. Ihre Sinnlichkeit empfindet freilich alle Schmerzen, allein in ihren Seelen herrschet eine Ruhe, ein Friede, der alle Vernunft übertrifft, und der ihnen mit Freuden Alles, sogar den schmerzlichsten Tod überwinden hilft. Der Zuschauer ihrer Leiden, oder der ihre Geschichte lieset, schauert für solchen Schicksalen und findet sie unerträglich, weil er sich selbst immer in die Lage hineindenket, und es dann unmöglich findet, darin auszuhalten.

„Nun merken Sie wohl, meine englische Freundin! wer bei dem Anbruche der Leiden diese Seelengestalt nicht bei sich findet, der muß hoffen und glauben. Und hier will ich Ihnen einen königlichen Weg zeigen, den schlagen sie ein, und wahrlich! Sie werden freudig und mannhaft Alles, was Ihnen bevorstehen mag, ausdauern.

„Es ist eine Grundwahrheit der Religion, daß der Glaube alle Trübsale überwindet, und daß er nie überwunden werden kann. Wer nun eine Anlage zum Heldenglauben in seiner Seele hat und ihn vollkommen zu erlangen sucht, der kann nie zur Clarisse werden."

Rosine versetzte: Aber sollen denn solche vortreffliche Seelen diesen Glauben nicht gehabt haben? Rheinwald ant-

wortete: „Es gibt Heldentugenden, meine Beste! Bei den Clarissen ist es eine hohe Geduld und Großmuth; bei Andern Muth im Kampfe gegen gewisse Laster; bei noch Andern ein Glaube, der alle Schwierigkeiten bekämpfet u. s. w. Alle solche vortreffliche Menschen besitzen auch die andern Tugenden, aber nicht in so hohem Grade. Bei Ihnen hoffe ich, soll ein Heldenglaube den Vorzug haben, und ein solcher wird unfehlbar allemal gekrönet!“

Aber, wendete Rosine ein: ich kann mir doch einen solchen Glauben nicht selbst geben?

„Freilich nicht! erwiederte Rheinwald: aber Sie können leicht machen, daß er ihnen gegeben wird. Sie müssen sich ganz einer unverfälschten und reinen Tugend widmen, und allemal, wenn Ihnen Zweifel oder traurige Gedanken einfallen, sich zu Gott wenden, und unablässig um einen glücklichen Ausgang Ihrer Leiden bitten. Nach und nach werden sie eine Zuversicht und Freudigkeit bei sich zunehmen sehen, so daß Ihnen keine Leiden mehr bang machen werden; und wenn man oft glaubt, es sey nun keine Rettung mehr übrig, so erscheint oft plötzlich ein unvermutheter Ausweg; und dadurch wächset denn eben der Heldenglaube zur höchsten Größe!“

Rosine wurde durch diese Reden außerordentlich gestärket; freudig rief sie: Ach, Herr Rheinwald, wenn das Alles doch so fest gegründet wäre!

Rheinwald lächelte, trat etliche Schritte zurück. „Wie! sagte er mit einiger Heftigkeit, wenn das nicht wahr ist, so ist unsere ganze Religion ein leerer Phantom, ein pures Nichts; ja dann ist kein Gott; die ganze Bibel gründet diesen Lehrsatz felsenfest! Daraus folgte aber, wandte Rosine ein: daß alle diejenigen, welche in der Welt ausserordentlich unglücklich sind und bis in den Tod im größten Unglücke stecken, keine wahren Christen sind; denn ihnen muß nothwendig dieser Glaube fehlen. „Sie irren, theure Rosine! versetzte Rheinwald: ich habe schon gesagt, daß solche Menschen, statt des Heldenglaubens, eine andere vorzügliche Tugend an sich haben können; und wenn das auch nicht ist,

so können sie doch, ohne den Heldenglauben zu haben, sehr fromme Menschen seyn. Das bleibt aber meines Bedenkens eine ewige Wahrheit, wenn sie ihn gehabt hätten, so wären sie nicht bis in den Tod unglücklich gewesen.

„Nun will ich Ihnen, liebste Freundin! auch einen Grund legen, worauf Sie Ihren Glauben bauen können. Bedenken Sie einmal ruhig Ihre Lebensgeschichte! Wer führte ehemals am Rübenfelde, als sie die Ziege hüteten, Florentin zu Ihnen?“

Die Vorsehung!

„Wer lenkte Ruprechten, Martha und Lorenzen die Herzen, daß sie auf eine ganz ungewöhnliche Weise den armen Knaben für ihr Kind annahmen?“

Ganz gewiß die Vorsehung!

„Wer hat denn die seltene Sympathie der Gemüther, diese ungewöhnliche Freundschaft Florentinen und Rosinen eingeflößt, die gleich beim ersten Anblicke Wurzel faßte, die bis jetzt immer zugenommen hat, und nun zu einer so herrlichen Pflanze aufgewachsen ist?“

Rosine weinte vor Freude. Gewiß, sagte sie: die Vorsehung!

„Und nun, wer gab denn unserer lieben Herrschaft in den Sinn, Sie Beide allen andern armen Kindern, unter denen gewiß doch auch viele von seltenen Gaben, und eben so gut unserm Herrn bekannt sind, so nachdrücklich vorzuziehen, und Sie wie Kinder aufzunehmen?“

Wahrlich, das hat Gott gethan!

„Nun! und wer hat Ihnen Beiden so seltene Gaben gegeben? Talente, wodurch Sie Vieles zum Besten der Menschen werden ausrichten können?“

Niemand anders als der Schöpfer!

„Jetzt, theuerste Rosine! nehmen Sie alles das zusammen, und urtheilen Sie, ob es wohl wahrscheinlich sey, daß Gott alle diese Veranstaltungen darum werde gemacht haben, um sie ganz zwecklos zu vernichten? — Das ist unmöglich! Gott kann sie beide zwar noch durch väterliche Züchtigungen läutern, und sie desto geschickter machen, dasjenige,

was er mit ihnen vor hat, auszuführen; aber glauben Sie gewiß, daß Alles, was Ihnen hinführo noch begegnen kann, nichts anderes zur Absicht habe, als Sie und Ihren Florentin fähiger zu Ihrem künftigen Glücke zu machen.

„Gott, dem unendlichen vollkommenen Wesen, dem kein Würmchen zu klein war, es zu erschaffen; dem noch keines zu klein ist, es zu erhalten; diesem Allweisen, Allgütigen, der die Liebe selbst ist, entgeht nichts unbemerkt; Ihm wiederfährt nichts unerwartet; Er weiß die grimmigste Bosheit der Menschen und ihre geheimsten Anschläge voraus, macht weise Einrichtungen dagegen, und wenn der Bösewicht glaubt, jetzt sey es ihm gelungen, so werden alle seine Anschläge zu Wasser, und er fällt selbst in die Grube, die er Andern gegraben hat!“

Rosine wurde durch diese Reden völlig beruhigt und gestärkt. Ach! sagte sie mit Thränen: bester Freund! unterlassen Sie doch nicht, mich immer so aufzurichten und mich in bangen Stunden zu trösten! Rheinwald versprach ihr das, und versicherte sie, ihr mit brüderlicher Treue in allen Umständen beizustehen.

Als nun der Abend kam, stellte sich Florentin nicht zur gewöhnlichen Zeit ein. Rosine, die auf seine Ankunft am wachsamsten war, fing das Herz an zu klopfen. Rheinwald selbst vermuthete, daß etwas Unangenehmes mit ihm vorgegangen seyn müsse. Die Unruhe verbreitete sich durch das ganze Haus, und Jeder lief ans Fenster, bald an die Pforte, um den Hufschlag von Florentins Pferd zu hören; aber vergebens. Herr Heilmann, der ihn ausgeschickt hatte, war am thätigsten bei der Sache; er ließ sein Pferd satteln, nahm einen Stallknecht zu sich, und ritt noch denselben Abend nach dem Orte hin, wo er Florentin anzutreffen glaubte. Er kam auch gegen Mitternacht daselbst an, weckte die Bauern auf und fragte, wo Fahlendorn sey? Die Leute verwunderten sich, und berichteten ihm, daß er um fünf Uhr fortgeritten wäre und seinen Weg nach Hause genommen hätte. Heilmann erwartete nun den Anbruch des Tages, und nahm sich fest vor, nicht eher wieder nach

Hause zu reisen, bis er Kundschaft eingezogen, wo Florentin geblieben wäre.

Des Morgens früh machte sich nun der Rentmeister mit seinem Stallknecht auf, fünf bis sechs Bauern gesellten sich zu ihm, um ihn suchen zu helfen; denn sie liebten ihn Alle von Herzen. Sie gingen also wieder zurück auf Beulenburg zu. Nun war eine halbe Stunde von dem Dorfe ein Wald, durch welchen der Weg führte. Mitten in demselben lag ein einsames Wirthshaus: hier kehrten sie ein, und erfuhren, daß sich gestern Vormittag vier holländische Soldaten daselbst eingefunden und bis Nachmittag um fünf Uhr da aufgehalten hätten. Zuweilen sey einer von ihnen hinaus auf den Weg gegangen, habe sich hin und wieder umgesehen, und dann sey er wieder gekommen und habe seinen Kameraden etwas in die Ohren gelispelt.

Des Nachmittags um fünf Uhr aber hätten sie bezahlt, seyen alle zusammen fort, und den Weg nach Beulenburg hingegangen. Kurz darauf sey der Herr von Fahlendorn (so hießen ihn die gemeinen Leute) vorbeigeritten.

Nun vermuthete Heilmann mit herzlichem Bedauern, was vorgefallen seyn könnte. Er ließ die Bauern nach Hause gehen und ritt nach Beulenburg. Kaum war er einen Büchsenschuß fortgeritten, bemerkte er neben dem Wege im Walde einen Ort, der sehr zertreten war. Es schien ihm, als wenn hier ein Strauß vorgefallen sey, und es kam ihm ganz wahrscheinlich vor, daß die Soldaten hier das Pferd angehalten und Floentin durch Anspornung desselben gesucht habe, durchzubrechen. Auch entdeckte der Stallknecht Hufschläge in den Wald hinein; sie ritten diesen nach, und fanden etwa eine halbe Viertelstunde vom Wege abwärts das Pferd in einem Gebüsche angebunden stehen. Nun waren sie gewiß, daß die Soldaten Florentin mit Gewalt müßten weggenommen haben. Voll des tödtlichsten Kummers ritt er nun wieder nach Hause.

Als man Herrn Heilmann im Hofe wahrnahm, lief Alles herzu, Herr von Beulenburg selbst kam und fragte nach Florentin. Der Rentmeister erzählte alles umständ-

lich. Rosine aber war auf ihrem Zimmer und getraute sich nicht aufzusehen, so sehr befürchtete sie eine schlimme Nachricht. Rheinwald und die Fräulein waren seit gestern nicht von ihr gewichen, und noch jetzt leisteten sie ihr Gesellschaft. Als nun Rheinwald merkte, daß Heilmann da sey, ging er hinaus, zog von allem genaue Nachricht ein, kam nun, und erzählte Rosinen den ganzen Vorfall nach der Wahrheit. Gott sey gelobt! rief sie: so ist er denn doch nicht todt? jetzt hoffe ich, Gott werde ihn bewahren und ich ihn wieder sehen. Bei aller dieser Hoffnung sank sie doch ohnmächtig auf ihren Stuhl; man brachte sie wieder zu sich selbst, und Rheinwald suchte abermals alle Trostgründe hervor, um sie zu beruhigen; welches ihm auch gelang, so daß sie mit Weinen ihrem Schmerzen Luft verschaffen konnte. Den Herrn von Beulenburg kränkte Florentins Verlust dergestalt, daß er Thränen um ihn vergoß. Auch seine Gemahlin und das Fräulein weinten mit Rosinen, der junge Herr aber bat, ihm doch zu erlauben, den Soldaten mit etlichen Bauern nachsetzen zu dürfen. Er trat jetzt eben in das achtzehnte Jahr und begann feurig und unternehmend zu werden. Beulenburg aber gab diesen Vorschlag aus vielen Ursachen nicht zu: die Soldaten hätten, so dachte er, schon einen Vorsprung wenigstens von acht Meilen; und wenn man sie endlich auch anträfe, so geschähe es erstlich auf fremdem Gebiete, und für das andere könnte man nicht wissen, was für Unterstützung solche finden würden; und über das alles wäre es gar nicht wahrscheinlich, daß sie die gewöhnliche Straße mit ihm würden gezogen seyn, wenn sie sich auch nach den Niederlanden gewendet hätten, welches noch nicht einmal ausgemacht war. Der junge Herr mußte sich also zufrieden geben und seinen Vater sorgen lassen, der viel wirksamere Proben auszudenken glaubte.

Rosine indessen bat, man möchte doch einen Boten nach Heizenheim schicken, um ihre beiderseitigen Eltern von dem Unglück zu benachrichtigen, ehe es ihnen das Gerücht mit vergrößerten und fürchterlichern Umständen zu Ohren brächte.

Dieß wurde ihr gar gerne bewilliget, und sofort Einer zu Pferde abgeschickt.

Beulenburg sandte nun rund umher Steckbriefe durch Eilboten ab, um alle Obrigkeiten und Beamte von dem Vorfalle zu benachrichtigen, und sie zu bitten, den Soldaten den mit Gewalt angeworbenen braven Jüngling wieder abzunehmen, und ihm denselben mit sicherm Geleite wieder zuzustellen.

Der Richter Hallenborn von Beulenburg war ein alter ehrlicher Mann, hatte dabei ein großes Vermögen, und in seinem Amte war er rechtschaffen und getreu. Aber seine Kinderzucht nützte ganz und gar nichts.

Dieß ist das Schicksal vieler rechtschaffenen Gelehrten. Sie leben mit Leib und Seele in ihren Geschäften, und bekümmern sich um ihre Kinder ganz und gar nicht. Kommt nun vollends das Unglück dazu, daß auch ihre Weiber mit der Kinderzucht nicht umgehen können, so ist Alles verdorben.

Dieß war gerade der Fall in dem Hallenbornischen Hause. Der Vater saß vom Morgen bis den Abend über den Akten und Büchern, und bekümmerte sich wenig um alle andere Dinge, daß er über dem Essen las, sich in den Schlaf las, und wieder anfing zu lesen, sobald er erwachte. Seine gute Frau war des Lebens so gewohnt, und ließ ihn gehen; doch mußte sie ihn wohl in Acht nehmen, wenn er nicht mit einem Pantoffel und einem Schuhe, oder mit einem weißen und schwarzen Strumpfe, oder gar in der Schlafkappe in die Kirche oder in die Amtsstube gehen sollte. Ihre Kinder hatte sie von Jugend auf so angeschrien, daß ihr der Hals immer heißer war, und dadurch waren nun die Kinder so hartohrig geworden, daß sie alles Keifens und Polterns ungeachtet, gerade Alles thaten, was ihnen behaglich war; besonders da sie eben so hart und so mechanisch angegriffen wurden, wenn sie der Mutter einen Apfel gestohlen, als wenn sie einem Nachtbarskinde ein Loch in den Kopf geschlagen oder geworfen hatten.

Diese Familie nun bestand aus zwei Söhnen und zwei Töchtern. Die Söhne waren von jeher ungezogene boshafte

Bursche, und die Töchter sehr verliebte Dirnen. Die Söhne wurden zusammen auf die Universität geschickt; denn sie waren dem Alter nach nur ein Jahr von einander unterschieden. Da hatten sie nun ziemlich burschikos gelebt. Der Aelteste hatte einen Kameraden im Duelle erstochen, wurde flüchtig und Soldat in holländischen Seediensten: er bewies viele Bravour in Westindien, als er in Surinam gegen die Wilden gebraucht wurde, und ward Lieutenant. Der Andere hatte freilich seine Zeit auf der Hohenschule zugebracht, aber mehr das Billard, lüderliche Häuser und den Spieltisch besucht, als die Kollegien. Daher verstand er nicht viel, ob er gleich disputirte und Licentiat der Rechtsgelehrtheit wurde. Ueber das alles affectirte er den Freigeist, las allerhand Gedichtchen, machte auch zuweilen selbst eines, hatte eine große Bibliothek sogenannter schöner Schriften und ging nicht in die Kirche, aber nicht aus Grundsätzen, denn deren hatte er keine, sondern weil es ihm bequemer war, während der Zeit auf dem Kanape zu sitzen, und etwa ein Schauspiel oder einen Musenalmanach zu lesen.

Dieser Licentiat Hallenborn war nun bei seinem Vater, und half ihm jezuweilen arbeiten. Da ihn aber Beulenburg ganz und gar nicht ausstehen konnte, so hielt er sich still im Hause und ließ sich nicht sehen.

Auch war jetzt, als Florentin entführt wurde, der Lieutenant Hallenborn auf Urlaub zu Hause, und besuchte seine Eltern.

Beulenburg gerieth auf den Einfall, ob nicht dieser Lieutenant vielleicht Gelegenheit wüßte, Florentin wieder zu befreien? Er nöthigte ihn, nebst seinem Vater und Bruder, zum Mittagessen, und redete mit ihm von der Sache. Der Lieutenant bedauerte den unglücklichen Zufall, und versprach, alsofort nach Holland an alle seine Freunde zu schreiben, damit sie sich erkundigen möchten, ob er nicht irgendwo anzutreffen wäre? Allein der Offizier befürchtete, daß Florentin, wenn er, wie zu vermuthen stünde, in die Hände der geizigen und unempfindlichen Zielverkopers (Seelenverkäufer) gerathen wäre, schwerlich wieder zu befreien seyn

würde, weil man ihn in ihren Schlupfwinkeln nicht entdecken könnte; ja, fügte er hinzu, vielleicht ist er schon auf der See, ehe man im Stande ist, von hier nach Holland zu reisen.

Beulenburg mußte diesen sehr wahrscheinlichen Vermuthungen, leider! Beifall geben; er wußte aber mehr zu thun, als er bisher schon gethan hatte; auch fehlte es ihm an Freunden in Holland, denen er ebenfalls die Sache hätte anempfehlen können. Er bat also den Lieutenant, sein Versprechen zu vollziehen und die Briefe mit erstem Posttage abzuschicken, welches dieser auch heilig versprach.

Nun wurde die Entführung selbst näher beleuchtet. Niemand konnte recht begreifen, wie die Soldaten dazu gekommen seyn möchten, just so mit Fleiße auf Florentin an dem Tage zu passen, als er ausgeritten war? Der Lieutenant löste alle Zweifel auf Einmal auf, und antwortete: Das ist gar kein Wunder, auch gar nichts Seltenes. Gewiß ist Einer von ihnen aus dieser Gegend gebürtig, der den schönen, wohlgewachsenen und außerordendlich geschickten Jüngling als einen Gegenstand angesehen hat, an dem man einen herrlichen Fang thun könnte: denn solche junge Leute werden sehr gesucht und theuer bezahlt. Dieser hat nun einige Kameraden aus den Niederlanden zu sich genommen, weil er allein dem Raube nicht gewachsen war. Sie bekommen zuverläßig alle ein gutes Trinkgeld, wenn sie mit ihrer Beute glücklich am rechten Orte anlangen. Ich bin gewiß, daß die Sache auf solche Weise zugegangen ist.

Der Richter und seine Söhne verweilten den ganzen Nachmittag bei der Gesellschaft; Rosine aber und ihre Fräulein blieben in ihrem Kabinete, weil sie die beiden Hallenborne, als wilde und bei den Frauenzimmern allzufreie Leute, nicht leiden konnten.

Drei Tage nach Florentins Entführung erschienen auf einmal zwei Bauern im Schlosse Beulenburg; sie waren wohl beschuhet, und Jeder hatte einen Reisesack auf dem Rücken. Diese Beiden waren Niemand anders, als Lorenz und Niklas; und diese braven Männer waren Willens,

Florentin aufzusuchen und wieder zu bringen, es möchte auch kosten, was es wolle. Sie hatten sich einige hundert Gulden an Golde in ihre Beinkleider eingenäht, ein paar weiße Hemder, Strümpfe, Schnupftücher u. s. w. in ihre Reisesäcke gesteckt, und ihre Fäuste führten mannslange dicke knotigte braune wilde apfelbaumene Stäbe.

Diese Leute machten Aufsehen im Schlosse, und Jeder urtheilte über ihr Vorhaben, je nachdem er es verstand. Beulenburg mußte lächeln, als er sie so dreist und kühn von der Sache reden hörte und ihren festgesetzten Entschluß vernahm. Er machte ihnen Schwierigkeiten, aber das half alles nichts. Lorenz schwieg und ließ Niklasen reden; schloß aber endlich in seinem langsamen trockenen Tone: „Ich bin von Gottes Gnaden sein Vater; der hat mich dazu gesetzt und wird ihn von meiner Hand fordern; ich muß also wenigstens das Meinige thun.“ Beulenburg sah die ernste Miene des Bauers, und die Majestät, mit der er redete. Dieß durchdrang ihn dergestalt, daß er mit wahrer Ehrfurcht zu ihm trat, ihm die Hand drückte, und sagte: „Gott segne Euch, rechtschaffener Mann!“ — „Das hat Er gethan, Ihr Gnaden!“ erwiederte Lorenz, „und da mach ichs dann so wie ein kleiner Knabe, wenn ihm sein Vater ein neues Kleid gegeben hat, esse rundum das Beste vom Apfel, und geb Ihm dann aus Dankbarkeit die Ketsche.“ (Die Ketsche ist das Mittlere des Apfels, welches unten die Fasern des Stieles, ohne das Krönchen, und mitten die Saamenkapseln enthält; mithin ist wenig oder gar nichts daran, das man essen kann.) Der Vater nimmt vorlieb, und sieht aufs Herz.

Ja, setzte Niklas hinzu, ich hab noch mehr Ursache, dem armen Jungen loszuhelfen; denn er heirathet doch einmal gewiß mein Rosinchen, und da ist er mit Fleisch und Blut mein Kind.

Beulenburg drückte ihm auch die Hand, und sagte: Ihr seyd brave Männer! — Da es nun Abend ist, so sollt ihr hier übernachten, und morgen könnt ihr so früh gehen, als ihr wollt. Nun klingelte er einem Bedienten, der mußte

ihnen eine Kammer anweisen, wo sie die Nacht schlafen sollten.

Um Vergebung, Ihr Gnaden! fing Niklas an: ich kann nicht eher ruhen, bis ich meine Rosine gesehen habe. Gut! sagte Beulenburg: und damit ihr sehet, wie lieb ich euch habe, so will ich selbst euch zu ihr führen. Nun, fügte Lorenz hinzu: ich muß sie eben sowohl sehen, ehe ich niedersitzen kann: denn sie ist ja doch meine künftige Schwiegertochter.

Beulenburg ging vor, und die beiden ehrwürdigen Männer folgten ihm auf dem Fuße nach. Rosine war auf ihrem Zimmer, das Fräulein saß ihr auf dem Schooße und hatte sie um den Hals gefaßt. Rosinen waren die Augen vom Weinen ganz aufgeschwollen. Sobald sie ihren Vater sah, flog sie ihm an den Hals, und rief weinend: Ach, mein Vater! Niklas weinte auch, und sagte: armes goldnes Kind! Als sie sich endlich losließen, stand auch Lorenz da. Sie bot ihm die Hand. Nein, Jungfer Rosine! sagte er: ich bin Florentins Vater. Nun flog sie ihm auch um den Hals, blieb lange an ihm hangen, ehe sie ihn losließ; endlich hob er sie sanft von sich, und seine Wangen waren naß von Thränen. Schaut, mein Kind! sagte Lorenz: diese Thränen verdienen doch wohl, daß ihr mich Vater heißt, und ich bins und wills auch bleiben. — Ja! rief Rosine: ewig! ewig! meines Herzens Vater! Sie fiel ihm noch einmal um den Hals und küßte ihn oftmals. Nun hört auf! hört auf, meine Tochter! sagte endlich Lorenz: mein Herz schwellt so auf, daß ich keinen Athem holen kann.

Nach diesem herzlichen Willkommen erzählten die beiden Väter ihrer Tochter, was sie vorhatten. Sie freute sich zwar herzlich über ihren guten Willen, allein sie fürchtete sehr, ihre Reise würde vergeblich seyn. Nun das glaube ich einmal nicht, fing Niklas an: aber freilich! wenn wir da bloß nach Amsterdam in ein Wirthshaus gehen und nach Florentin fragen, so werden wir wohl nichts ausrichten. Es muß Fleiß, und im Fall der Noth auch Geld dran ge-

wendet werden; und das soll und muß helfen. Aber wie kannst du dich denn in dein Unglück schicken?

Rosine seufzte und weinte: ich muß mich schicken, sagte sie: unser Herr Rheinwald tröstet mich, so viel er kann, und gibt mir Muth, so daß ich auf Gott vertraue, und hoffe, Er werde Alles wohl machen.

Hierauf trat Herr Rheinwald in das Zimmer. Dieser hatte immer, wenn die Bauern Florentin und Rosinen besuchten, sich zu ihnen gehalten: denn es war ihm eine wahre Freude, mit Leuten von diesem Schlage umzugehen. Sie bewillkommten auch Rheinwald mit Händeklatschen, und er setzte sich zu ihnen.

Nach einigen Gesprächen fing Niklas an, sich dessen, was er auf dem Herzen hatte, zu entledigen: Ich muß mich verwundern, sagte er: daß der gnädige Herr keine Leute ausgeschickt hat, den guten Jungen zu suchen, und ihn den Soldaten wieder abzunehmen. Rheinwald antwortete: es ist davon geredet worden; allein unser Herr glaubte, die Mühe würde vergebens seyn. Die Bauern schwiegen still dazu und dachten das Ihrige. Der Herr von Beulenburg war ein vortrefflicher, geschickter und thätiger Mann; aber den Fehler hatte er an sich, daß er in wichtigen Sachen gemeiniglich nicht entschlossen genug war, so daß er oftmals über seinen Bedächtlichkeiten die Gelegenheit, Etwas auszuführen, verstreichen ließ, und doch durfte Niemand ohne seinen Befehl Etwas unternehmen.

Es war Niemand im Beulenburgischen Hause, der den Bauern gegen ihr Vorhaben nicht Einwürfe gemacht hätte; selbst Rheinwald stellte ihnen vor, daß man ja nicht einmal gewiß wisse, wo ihn die Soldaten hingeführt hätten; Holland sey so groß, und ihn da auszufragen, fast unmöglich. Wir wollens in Gottes Namen wagen, versetzte Lorenz: Der wird uns leiten! — Nun wurde der Abend unter freundschaftlichen Unterredungen hingebracht, man legte sich zeitig schlafen, und selbst Rosine ruhte diese Nacht wieder wohl: Des Morgens früh mit Anbruche des Tages machten sich die Männer auf und gingen fort, ohne Jemand etwas zu sagen.

Unsere beiden wackern Männer hatten sich den vorigen Abend nach allen Umständen näher erkundiget. Sobald sie nun auf dem freien Felde waren, wanderten sie schleunig fort. Der Himmel war hell und heiter, der Morgen stieg wie eine unermeßliche Lichtwelt hinter ihnen empor, und die Vögel, besonders die Nachtigallen, fingen nach und nach an, aus allen Gesträuchen entgegen zu singen.

Nachbar Lorenz! fing Niklas an; ich könnte die Welt auswandern, wenn eins nicht wäre!

„Was ist denn das, Nachbar Niklas?“

Wenn ich von meiner Clara Abschied nehme, so ist mir das Herz geschwollen; je weiter ich dann von ihr gehe, je mehr zieht sich der Geschwulst zusammen, und endlich wird er zu einem spitzigen Schwären, der mich abscheulich sticht, wenn ich darauf drücke, das ist, wenn ich nach Haus denke.

Lorenz lächelte und fragte: Geht dann das Geschwür nicht auf?

Ha, antwortete Niklas: es thränet mir so zuweilen durch die Augen heraus, aber es hat doch keine rechte Art, bis ich wieder nach Hause komme; dann vertheilt sichs wieder und vergeht.

Nu, versetzte Lorenz: da müßt ihr das Kräutchen Geduld nehmen und es mit dem Oel des Vertrauens auf Gott zu einer Salbe kochen und euer Herz damit fleißig schmieren, so wirds auch vergehen.

Niklas lachte. Das mag gut seyn, sagte er: allein ich mache eben nicht viel aus der Krankheit, es ist immer so Etwas bei dem Schmerz, das mir zugleich wohlthut, und da laß ichs also so seyn.

Unter dergleichen Gesprächen kamen sie an das Wirthshaus im Walde. Hier hatten sie beschlossen, nach allen Umständen genauer zu fragen. Nun hörten sie, daß vor drei Tagen Leute von Saarlouis da gewesen wären, die hätten erzählt, daß ihnen vier Soldaten mit einem sehr schönen und wohlgekleideten Jünglinge auf einem einsamen Fußpfade im Walde begegnet seyen, die ihren Weg nach gemeldetem Orte zu genommen hätten. Dieß war den Bauern genug. Sie machten

sich alsobald fort, und auf Saarlouis zu, wohin sie 15 Stunden hatten, und diesen Weg beschloßen sie noch diesen Tag zurück zu legen.

Des Abends spät kamen sie ohne weitere Hinderniß daselbst an. Gleich am Thor fragten sie verschiedene Leute, ob nicht vor ein paar Tagen vier Soldaten mit einem feinen jungen Menschen durchpassirt seyen? Allein Niemand wußte ihnen darauf zu antworten. Sie gingen also ins erste beste Wirthshaus. Ueber dem Essen trat ein Reisender in die Stube, der einem Handwerkspurschen sehr ähnlich sah, auch wirklich ein Schuhmacher war. Der Mensch war still und sehr traurig; er setzte sich in einen Winkel, und zuweilen floß ihm eine Thräne die Wangen herunter. Der Wirth fragte ihn: ob er nicht Etwas essen wolle? Bekümmert bat er sich einen Schoppen Wein und für zwei Kreuzer Brod aus.

Lorenz schaute diesen Menschen an, als wenn er ihn durchschauen wollte: bald stand er auf, ging zu ihm, und sagte: Guter Freund! ist er krank? vielleicht kann ich ihm guten Rath geben.

„Nein, ich bin wohl nicht krank; aber! (er klopfte auf die Tasche) da fehlts!“

Nun so komm er und setz er sich bei uns an den Tisch.

Der gute Mensch wurde munter, kam mit seinem Schoppen Wein und Brod, und setzte sich zu den Bauern. Niklas sah etwas trocken zu Lorenzens Wohlthätigkeit, doch ließ er sich weiter nichts merken.

Der Schustergesell konnte indessen nicht bergen, daß er ein Unglück gehabt hätte. (Denn unter diesen gibt es auch Leute, die es sich für einen Schimpf rechnen, wenn sie kein Zehrgeld haben und fechten, d. i. betteln müssen.) Er fing daher an: Ich hatte Reisegeld genug bis nach Weissenburg im Elsaß, wo ich zu Hause bin; aber Spitzbuben von Soldaten haben mich vorgestern um all mein Geld gebracht.

So! (sagte Niklas, und ward nun freundlich) wo war das?

„Zu Dudelsdorf, 5 oder 6 Stunden jenseits Trier.“

Was waren das für Soldaten?

„Es waren vier Holländer!“

Und hatten einen feinen vornehmen Jüngling bei sich?

„Ja freilich! und der war auch gewiß nicht mit gutem Willen mitgegangen; denn ich weiß nicht, daß ich in meinem Leben einen traurigern Menschen gesehen habe.“

Lorenzen und Niklasen standen die Augen voll Wasser.

Und den jungen Menschen hat er gesehen?

„O ja! und mit ihm gesprochen.“

O Gott, dir sey Dank! rief Niklas und Lorenz, und legte Jenem ein groß Stück Wurst für diese Nachricht vor. Wie sah er denn aus? fragte Niklas, und was hatte er an?

„Er war etwas lang und schmal, hatte ein etwas länglichtes Gesicht, eine hohe runde Stirn, helle große Augen, ein Grübchen im Kinn, einen braunen Rock mit Schleifen, eine weiße halbseidene Weste und lederne Reithosen, Stiefeln und Sporn an; in der Hand trug er ein schwankes Stöckelchen, sein Hut war klein und rundum aufgeschlagen, auf demselben trug er eine schwarze Feder.“

Das ist er, rief Niklas, das ist er! Ja, sagte Lorenz, das ist er! Nun, guter Freund! fuhr Niklas fort: das war also zu Dudelsdorf, fünf Stunden hinter Trier, und ehegestern? Aber um welche Zeit?

„Des Mittags. Sie wollten noch nach Prüm, wo sie des Nachts zu herbergen gedachten.“

Hat er denn nicht erfahren können, wo sie weiter hin wollten?

„Ich vernahm aus ihren Reden, daß es auf Amsterdam los ging, und daß sie diesen jungen Menschen dahin liefern müßten.“

Gott sey Dank! jetzt wissen wir doch, wohin und wo hinaus.

„Wenn ihr guten Leute aber darauf ausgeht, den Jüngling zu suchen, so wirds euch in Amsterdam schwer fallen, ihn auszufragen. Diese Stadt kenne ich, ich hab ein halb Jahr lang darin gearbeitet.“

Das kann wohl seyn, versetzte Lorenz; redet man denn auch Deutsch in Amsterdam?

„O ja! es gibt hochdeutsche, lutherische und reformirte Kirchen da.“

Nun, so solls wohl gehn! antwortete Lorenz, und legte dem Schuhmacher noch mehr zu essen vor. Nun erzähl er uns auch, wie er um sein Geld kam?

„Das will ich euch sagen: Ich kam ins Wirthshaus hinein und fand die Soldaten mit dem jungen Menschen am Mittagessen. Ich forderte auch etwas zu essen; aber einer von den Soldaten sprach mir zu, ich sollte mich zu ihnen setzen und mit ihnen essen; der Wirth sagte gleichfalls, ich sollte mich hinzu setzen, brachte mir einen Teller und was dazu gehört.

Nun tranken die Soldaten Wein; ich hatte mir aber nichts bestellt, sie brachten mirs zu, und ich trank mit. Der junge Herr, der bei ihnen war, sagte noch immer kein Wort, nur blickte er mich oft stark an, und kaum bemerkte ich, daß er mir winken wollte, ich sollte mich hüten. Das ist mir erst hernach eingefallen. Kurz, wir aßen und tranken zusammen. Als wir nun bezahlen wollten, zog ich meinen Beutel, in welchem noch einige Batzen waren, mein übriges Geld aber hatte ich im Felleisen. Nein! sagten die Soldaten, wir haben ihn zu uns genöthiget, wir bezahlen auch für ihn. Ich wehrte mich, aber es half nichts; sie bezahlten. Der junge Herr sprach freundlich mit mir, und es schien, als wenn er mir etwas hätte sagen wollen; aber man ließ ihn keinen Augenblick allein, und daher unterblieb es. Aber wie erschrack ich, als einer von den Soldaten mein Felleisen nahm und damit nach der Thür wanderte! Ich rief, was er vor hätte? aber er lachte und ging fort. Ich lief ihm nach, schrie, bat, rief um Hilfe, allein Niemand kam, mir zu helfen. Die Leute liefen wohl und sahen, was vorging, aber Niemand nahm sich meiner an. Nun kamen auch die Andern; sie hatten den jungen Herrn zwischen sich, und befahlen mir, ohne einige Widerrede mitzugehen. Dieß war ein Donnerschlag in meinen Ohren: auf einmal bekam ich Füße, und lief so geschwind,

wie ein Vogel fliegt; ein Soldat lief mir nach, aber er holte mich nicht ein, und so kam ich fort. Allein mein Geld, meine Wäsche und andere Sachen haben sie weg.“

Lorenz griff nun in den Sack und gab ihm einen großen Thaler. Niklas that auch einen halben dazu, und der gute Mensch dankte ihnen mit nassen Augen.

Nun trugen ihm die beiden Männer auf, unfehlbar über das Schloß Beulenburg nach Hause zu reisen, weil es ihm doch keine zwei Stunden aus dem Wege läge. Dort sollte er dem gnädigen Herrn Alles erzählen, was er von dem jungen Herrn gesehen und gehört, auch daß er sie in Saarlouis getroffen hätte; denn der arme Jüngling sey dort zu Hause und er werde ein gutes Trinkgeld bekommen. Der Schuhmacher versprach, dieß Alles heilig zu erfüllen.

Des Morgens stand er auf, wanderte auf Beulenburg zu; des folgenden Tages Vormittags langte er im Schlosse an und begehrte mit dem Herrn zu reden. Dieser ließ ihn vor sich kommen. Nun erzählte er ihm Alles und noch umständlicher als ers den Bauern gesagt hatte. Beulenburg freute sich ungemein über diese Nachricht, schenkte ihm einen Dukaten, mit dem er nun gemächlich nach Weissenburg kommen konnte.

Freilich hatte eben diese Zeitung wenig Tröstliches für Rosine und andere Freunde, allein man wußte doch nun, wohin man ihn zu führen gedächte. Auch entstand bei Allen ein Strahl der Hoffnung, ob es nicht vielleicht den Bauern glücken möchte, ihn anzutreffen und loszumachen. Auch glaubte Beulenburg, jetzt sey es Zeit, noch einen recht wirksamen Versuch zu seiner Befreiung zu wagen: und dieser bestand darin, daß er Rheinwald mit Extrapost nach Amsterdam senden wollte, und Jedermann hatte nun Hoffnung, die Sache könnte nach Wunsche gelingen. Rheinwald bekam Vollmacht und Geld, um den Jüngling wieder von den Seelenverkäufern loszukaufen, wenn er auch wirklich schon in ihre Hände geliefert seyn sollte; denn daß die Räuber keine andere Absicht hatten, war leicht zu vermuthen, weil der Schustergesell ausdrücklich verstanden hatte, daß sie mit ihm

nach Amsterdam wollten, wo eigentlich der Sitz der Seelen=
verkäufer ist, und wo die ost= und westindischen Schiffe am
öftersten abzugehen pflegen, man also solche junge Leute alle=
mal an Mann bringen kann.

Herr Rheinwald säumte nun nicht, ging gleich den an=
dern Tag nach Saarlouis, von da nach Trier, Koblenz, Kölln,
und sofort nach Holland.

Unsere beiden Bauern machten sich auch des Morgens früh
wieder auf, und gingen des zweiten Tages nach Trier, den
dritten nach St. Veit, den vierten nach Mastricht. Hier
setzten sie sich auf die Maas und fuhren mit einer Schuyte
bis Gennep oder vielmehr nahe bei Gennep nach Offen. Hier
kamen sie am Abend des fünften Tages an und gingen nun
bald zu Lande, bald zu Wasser, am sechsten Tage nach Arn=
heim, den siebenten Tag kamen sie bis auf vier Stunden nahe
bei Amersfort. Sie blieben auf der Schuyte die ganze Nacht
durch und kamen also am achten Tage des Nachmittags nach
Amsterdam.

So müde sie auch waren, gingen sie doch noch nach einem
lutherischen Pfarrer, Namens Hollstein, der hochdeutsch pre=
digte. Zu diesem braven Manne hatte sie die Vorsehung gelei=
tet. Herr Hollstein hörte ihre Erzählung, die sie sehr ernstlich und
dringend vorbrachten, aufmerksam an. Nachdem sie ausgere=
det hatten, antwortete er ihnen: Ihr guten Leute dauert mich,
daß ihr einen so weiten Weg habt machen müssen. Vielleicht
kann euch aber abgeholfen werden. Habt Ihr auch Geld bei
euch, wenn Euer Freund etwa losgekauft werden müßte?
Ja? sagte Lorenz, vierhundert Gulden können wir entbeh=
ren. Nun, das ist brav! fuhr der Prediger fort: wir wollen
sehen, was wir thun können. Ich habe diesen Nachmittag
einen reformirten hochdeutschen Domine (dieß ist in Holland
ein Pfarrer) besucht, der mein sehr guter Freund ist; dieser
hatte einige Tage einen oberländischen Kandidaten, einen
Würtemberger, bei sich, welcher als Prediger des Evange=
liums nach Surinam geht. Da erfuhr ich, daß das Schiff
diesen Nachmittag abfährt. Nun müssen wir zuerst sehen,
ob nicht Euer Freund auf diesem Schiffe ist? und in diesem

Falle müßte man ihn auf dem Komptoir suchen loszukaufen; denn das Schiff fährt heut nur durch den Pampus und liegt diese Nacht in dem Texel vor Anker, morgen fährt erst der Schiffskapitän ab. Geräth es nun so, wie ich hoffe, so geht ihr mit dem Kapitän hin und holt ihn wieder. Sollte er aber nicht auf diesem Schiffe seyn, so haben wir noch Zeit genug, ihn loszumachen. Denn meines Wissens, geht erst wieder in acht Tagen ein Schiff nach Indien.

Die beiden Reisenden freuten sich so, als wenn sie schon gewiß wüßten, daß sie Florentin wieder loskaufen würden, sie dankten Gott für seine gnädige Führung, und baten nun den Domine, ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Dieser versprach ihnen aufs Freundlichste alle Hülfe, zog sich an und hieß sie folgen. Sie gingen mit ihm einige Straßen durch und kamen nun an ein großes schönes Haus, allwo der Pfarrer schellte. Bald kam die Magd, führte sie hinein, und auf Herrn Hollsteins Ersuchen ins Comptoir.

Hier fanden sie nun eine Menge Bedienten in der größten Geschäftigkeit. Herr Hollstein wünschte die Liste von den Personen zu sehen, welche heut nach Surinam eingeschifft worden. Der Buchhalter las sie laut vor, und bald am Ende kam auch Florentin von Fahlendorn. Kaum war der Name gelesen, als die Männer riefen: das ist er! das ist er! und weinten fast laut. Nun fragte Herr Hollstein, ob denn der junge Mensch nicht wieder zu bekommen sey? — Nicht eher als über drei Jahre! Auch nicht für Geld? fragte der Pfarrer ferner. Nein, ganz und gar nicht! denn er ist uns von einem gewissen Herrn auf Leib und Seel anbefohlen worden, ihn nicht los zu lassen, es möchte auch um ihn anhalten, wer da wollte, weil er vielerlei Unfug angerichtet und seine Familie nicht gern Schimpf an ihm erleben möchte.

Nun schaute der Pfarrer die Männer ernstlich an. Diese aber hatten des Buchhalters Rede nicht verstanden, daher erklärte jener ihnen, was dieser gesagt hatte.

Lorenz ward roth im Gesichte, trat näher und sagte: das Alles ist nicht wahr! so wahr Gott lebt, es ist erlogen! ich

will mich hier gefangen setzen lassen, so lange, bis ich erwiesen habe, daß der Jüngling in seinem Leben nichts Uebels gethan hat, sondern daß er im Gegentheil einer der edelsten Menschen ist, die auf der Erde leben. Niklas bekräftigte Alles ebenfalls mit Nachdruck. Allein der Buchhalter sah und hörte nicht, sondern lachte vielmehr; ey! versetzte er, ist es denn ein so großes Unglück, eine Reise nach Surinam zu machen? das ist ja dem jungen Menschen recht gut; und wenn ihr wollt, so fahrt morgen zu ihm hin, ihr könnt dann noch ein Stündchen mit ihm sprechen und ihm eine glückliche Reise wünschen. Alles Bitten und Flehen half nun nicht weiter; auch auf die Fragen: wer ihn denn eigentlich überliefert habe und von wem die falsche Nachricht sey? bekamen sie keine genugthuende Antwort. Sie begaben sich daher sehr traurig weg, und der Pfarrer wußte ihnen weiter keinen Rath zu geben, als daß sie morgen früh zu ihm kommen sollten, um mit ihnen ans Schiff zu fahren.

Als sie nun im Wirthshause zusammen saßen und weinten, erholte sich Lorenz am ersten wieder. Hei! fing er an: Nachbar Niklas! ich fasse Muth; unser Herr Gott regiert Alles, ist er doch allenthalben. Er kann unsern guten Florentin auf dem Meer so gut bewahren als auf dem Trockenen. Nachbar Niklas, laßt uns getrost seyn! morgen fahren wir zu ihm, wie wird sich der gute Junge freuen, wenn er uns sieht!

Niklas wischte sich nun auch die Augen ab und antwortete: so denk ich auch, wenn sich nur meine Rosine darein schicken könnte!

Hört, Nachbar Niklas! fuhr Lorenz fort; ich will Euch was sagen: unser Heiland sagt: es fällt kein Haar von unserm Haupte ohne den Willen Gottes. Nun ist Florentin kein Mensch, der ein größerer Sünder ist als andere; warum sollte ihn denn doch unser Herr Gott härter strafen als andere? ich glaube eher, daß Er ihn recht glücklich machen will, auch wird Er Rosinen wohl Kraft geben, das auszuhalten.

Mit dergleichen Reden brachten die ehrlichen Leute den

Abend bis zum Schlafengehen zu. Des Morgens früh gingen sie wieder zum Pfarrer.

Dieser war nun schon bereit. Sie gingen alsofort dahin, wo der Schiffskapitän einsteigen sollte; er kam auch bald angezogen. Hollstein redete mit ihm wegen der Fremden und der Seemann erlaubte es gern. Er schien ein ehrlicher Mann zu seyn, ob er gleich ziemlich mürrisch aussah.

Jetzt fing nun den guten Leuten an, das Herz zu klopfen, je näher sie dem Schiffe kamen. Florentin, den man für etwas Vornehmes ansah, war von der Matrosenarbeit verschont geblieben; seine Bestimmung hing vom Schiffskapitän ab. Er saß mit dem Schiffsprediger auf dem Verdeck und erzählte ihm seine Geschichte, worüber ihn der Kandidat sehr lieb gewann und ihm brüderliche Freundschaft versprach.

Herr Hollstein benutzte indessen die Zeit und erzählte dem Schiffskapitän die ganze Sache. Dieser hatte ein menschlicheres Herz als der Buchhalter; doch sagte er, er könnte zwar den jungen Menschen keineswegs losgeben, aber er wolle ihn wohl halten und auch in Surinam für ihn sorgen. Mich wundert, fuhr der Schiffmann fort, warum der Jüngling nicht wieder zurück gehen darf? Es muß doch eine besondere Beschaffenheit mit ihm haben. Der Pfarrer und die beiden Bauern wußten dieß unerforschliche Geheimniß eben so wenig.

Nun entdeckte auch Hollstein dem Kapitän, daß die Männer Geld bei sich hätten; wenn irgend der junge Mensch dadurch erleichtert werden könnte, so würden sie ihm ein paar hundert Gulden geben können.

Gar sehr! antwortete der Kapitän: wenn er kein Geld hat, so muß er sein Brod verdienen; hat er aber Geld, so mag er thun, was er will.

Wie viel braucht er denn wohl? fragte der Pfarrer.

„Mit ein paar hundert Gulden kommt er nach Surinam; hat er aber mehr, so wird es ihm dort auch wohl bekommen.“

Was wird man denn dort aus ihm machen?

„Ich werde sehen, wozu er geschickt ist; ist er brav und

im Lesen, Schreiben und Rechnen geschickt, so weiß ich schon eine gute Stelle für ihn auf einem Comptoir."

Hollstein erklärte das alles den Bauern, und sie sagten ihm noch, daß er nicht nur das, sondern auch französisch, englisch und noch viele andere Wissenschaften verstände.

Der Schiffmann hatte das verstanden; er sagte daher in geradbrechtem Hochdeutsch: Sie sollten sich nur zufrieden geben, er wolle sein Vater seyn und ihn gewiß zu einem Herrn bringen, wo er es besser haben sollte, als zu Hause.

Wie Gott für ihn sorgt! — sagte Lorenz mit nassen Augen zu Niklas.

Nun kamen sie nahe ans Schiff. Florentin stand oben auf dem Verdecke, schaute, that einen hellen Schrei und sank zu Boden. Lorenz und Niklas konnten sich auch kaum aufrecht halten. Sie weinten laut wie die Kinder.

Das Aufsteigen auf das Schiff war nur ein Flug. Der Kandidat hatte Florentin in die Arme gefaßt und hielt ihn aufrecht; ein paar Matrosen standen und sperrten Maul und Augen auf.

Nun hingen die drei wie Kletten an einander, bis endlich der Pfarrer und der Schiffmann sie ermahnten, die kurze Zeit nützlich anzuwenden. Man führte sie in die Kajüte allein, der Pfarrer aber blieb bei dem Kandidaten auf dem Verdecke.

Florentin holte Odem wie ein Fieberkranker und sah bald den Einen, bald den Andern an, ohne ein Wort zu reden. Die Bauern aber standen, als wenn es ihnen unter den Füßen brennte.

Barmherziger Gott! fing er endlich an: was macht meine Rosine? Ach, könnte ich sie nur noch einmal sehen! Er weinte.

„Florentin! antwortete Lorenz: Rosine ist wohl; und das hast du dem Herrn Rheinwald zu danken, der tröstet sie aus Gottes Wort, und darin steckt auch der beste Trost für euch beide." Ja! setzte Niklas hinzu: wenn der nicht wäre, so hätte sie's nicht ausgehalten.

Ich habe mich gefaßt, versetzte Florentin: als ich vor zwei Tagen die erste Nacht in Amsterdam schlief und mich

des Abends voller Bekümmerniß zu Bett legen wollte, warf ich mich im Schlafzimmer auf mein Angesicht nieder, denn ich war allein und meine Soldaten schliefen in einer Kammer vor der meinigen, ich betete herzlich für mich und meine Rosine; da war es mir, als wenn mir ein kühler Thau durch alle meine Glieder bis ins Innerste meines Herzens dränge; es ward mir so wohl, als wenn alle meine Wünsche erfüllt wären; ich fühlte einen Muth und einen Glauben, dem nichts zu vergleichen ist. Jetzt ist mein Kummer ziemlich gedämpft, ich darf freilich nicht über meine Umstände und über die seligen Zeiten zu Beulenburg nachdenken (hier floßen ihm wieder die Thränen die Wangen herab). Ach Gott! man empfindet sein Glück nicht, wenn man darin lebt, und man weiß es erst dann zu schätzen, wenn man Trübsalen zu erleiden hat. Jetzt fühle ich Kraft, der Vorsehung zu folgen, wo sie mich hinführt, und es ahnet mir, Gott werde mich zu seiner Zeit aus Amerika glücklich und in bessern Umständen zurück und wieder zu meiner Rosine führen. Ich weiß aus meiner zeitherigen Erfahrung, daß Gott mich in der Welt gebrauchen will, und da ist Amerika meine hohe Schule, auf welcher ich studiren soll.

Gott sey Dank! sagten beide Männer zugleich; und Lorenz fügte noch hinzu: Alles, was du sagst, ist gewiß. Es ist doch auch kein so großes Unglück, wenn man es recht bedenkt, einmal in seinem Leben eine solche Reise zu thun. Ich finde jetzt nichts so Beschwerliches mehr in der Sache; reise du in Gottes Namen, du wirst sehen, daß es gut geht; und nun, Nachbar Niklas, Geld gezählt!

Sie zählten ihm baare achtzig holländische Dukaten hin und baten ihn, so oft zu schreiben, als er nur konnte, und so bald wieder zu kommen, als es nur möglich wäre.

Florentin wurde ruhig und freudig, dankte ihnen für das Geld und sagte: ist das nicht eine wunderbare, göttliche Barmherzigkeit, daß ihr mich gefunden habt? — Bin ich denn besser, als andere Menschen, die hier auf dem Schiffe ihr Brod verdienen müssen? Da führt mir der liebe Gott noch ein Kapital zu, befreit mich von aller Mühe und macht mir

die Reise noch gar bequem; das würde Er nicht thun, wenn Er mich unglücklich machen wollte.

„Das ist wahr!“ antwortete Lorenz.

Niklas fragte ihn, ob er nichts gemerkt hätte, wer eigentlich an seiner Entführung Schuld sey?

Kein Wort! versetzte Florentin: das wollen wir Gott richten lassen, und was ich vermuthe, sage ich nicht.

Lorenz schüttelte ihm die Hand. Das ist brav! sagte er: das ist so recht meine Manier!

Und das habe ich von Euch gelernt, mein Vater! erwiederte Florentin: immer wenn ich reden soll, denke ich an Euch und überlege, was Ihr an meiner Stelle sagen würdet; und wenn ich es gefunden habe, dann sag ichs.

„Nu, nu Junge! mach mich nicht stolz. Aber wir müssen fort — schreibe oft und schlage deine Briefe an den lutherischen Pfarrer Hollstein ein; an den wollen wir die unsern auch schicken.“

Gut! das will ich thun; ich habe schon vom Schiffe an unsere Herrschaft, an Rheinwald, an Rosine und an Euch geschrieben; die Briefe sind nun schon auf dem Wege. Aber Ihr, lieben Väter! habt Acht auf meine Rosine! (Er weinte wieder).

Niklas faßte ihm beide Hände; Florentin, sagte er: für Rosine bin ich Euch Bürge; ich schwöre Euch einen starken Eid, daß sie auf Euch warten soll. Ja! ich auch, versetzte Lorenz: sie ist auch recht wohl aufgehoben; besser wärs nicht möglich.

„Das ist auch mein ganzer Trost!“

Nun! sagte Lorenz: der Pfarrer Hollstein wird auch noch gern ein Wort mit dir reden: kommt, Nachbar Niklas, wir wollen ihn hinab schicken. Sie gingen nun hinaus und baten Herrn Hollstein, zu ihm zu gehen und ihm auch noch ein Wort des Trostes zu sagen. Der Pfarrer ging gern. Nun fing Lorenz zu dem Kandidaten an: Wir bitten Sie, unsern Freund als einen Bruder anzusehen, er verdients, er ist fromm und brav.

„Das hab' ich schon gemerkt; sorgt nur nicht, ihr guten

Leute! in der Fremde sind alle wahren Deutsche schon Brüder, geschweige wenn sie noch überdas brav und gut sind.

Lorenz empfahl ihn noch mit kurzen Worten und erzählte ihm, daß er unschuldig in dieses Unglück gekommen sey. Nun kam Pfarrer Hollstein wieder; er brachte das letzte Lebewohl von Florentin und bat sie, ihn nicht wieder zu sehen, um ihm den schmerzlichen Abschied zu ersparen.

Wohl! sagte Lorenz: das ist mir eben recht! Nein! versetzte Niklas: ich muß ihm Adjeu sagen, und damit ging er. Der Pfarrer und Lorenz hielten ihn aber auf und beredeten ihn; weinend gingen sie vom Schiffe und fuhren mit dem Pfarrer zurück nach Amsterdam.

Unterwegs baten sie den Pfarrer, daß er die abgeredete Bestellung der Briefe übernehmen möchte. Lorenz drückte ihm einen Dukaten in die Hand, das Briefporto damit zu bezahlen; allein der Pfarrer nahm ihn nicht, sondern sagte: er wolle Rechnung darüber halten, und wenn Florentin glücklich wieder käme, so sollte der es ihm wieder erstatten. Hiebei blieb es; sie kamen in Amsterdam an; der Pfarrer ging nach Hause und die Bauern in ihre Herberge.

Herr Rheinwald säumte an seiner Seite auch nicht: er kam gerad um die Zeit an, als die Bauern vom Schiffe wieder kamen und in ihre Herberge eingekehrt waren. Da es ihm nun unmöglich war, seine Landsleute auszufragen, auch dieses nicht das Nöthigste war, was er zu thun hatte, so erkundigte er sich zuerst an gehörigen Orten, was für Schiffe zur Abreise fertig lägen? Nun erfuhr er bald die Abfahrt des surinamschen Schiffes; er ließ sich das Comptoir zeigen und fragte nach der Liste. Der Buchhalter stutzte und sagte: es seyen schon zwei Bauern da gewesen, die auch nach der Liste gefragt hätten; sie wären Willens gewesen, einen gewissen Jüngling Florentin loszukaufen.

Rheinwald erschrack und sagte: darum bin ich auch hier! Der Buchhalter erschrack nicht weniger: denn es war ihm mehr begegnet, daß Bauern ihre Söhne wieder gefordert hatten; da aber dieser Mann, der ihm mehr Gewicht

zu haben schien, nach dem Jünglinge sich erkundigte, so fing er an, zu vermuthen, daß die Sache nicht richtig zugegangen sey; er gab jetzt also den Kauf näher und fragte, was es denn eigentlich mit dem Jünglinge für eine Bewandtniß habe?

Herr Rheinwald erzählte ihm die ganze Liegenheit der Sache aufrichtig.

Das bedaure ich, wenn es so ist: versetzte der Buchhalter, und zog einen Brief hervor, gab ihn Rheinwald und sagte: da lesen Sie; er las:

Mein Herr!

„Mit Betrübniß muß ich einen Schritt wagen, um aus zwei Uebeln das leichteste zu erwählen. Vier Soldaten werden Ihnen einen Jüngling zuführen, der unter einer edeln Gestalt und unter der Larve der Frömmigkeit das gottloseste und ausschweifendste Herz verbirgt. Er stammt von einer vornehmen Familie her, die aber verarmt ist. Ein gewisser Edelmann in der Nachbarschaft, der noch ein weitläufiger Anverwandter von ihm ist, nahm ihn auf, erzog ihn, hielt ihn wie sein eigenes Kind und war Willens, ihm zu helfen; aber seine vielfältigen, geheimen Bubenstücke, die ihn gewiß noch an den Galgen würden gebracht haben, wenn man ihn nicht weggeschafft; und endlich, daß er sich an das Fräulein, Tochter seines Wohlthäters, hing und sie bezauberte, machten, daß man fürs Beste hielt, ihn auf einem Ausritte aufzufangen und ihn E. E. zuzuführen, um ihn so bald, als nur immer möglich ist, auf die See zu schicken. Vermuthlich könnte von seinen Freunden und Helfershelfern Nachfrage nach ihm geschehen und er Ihnen entrissen werden; haben Sie aber die Gütigkeit und glauben Sie keineswegs, was Ihnen zu seiner Entschuldigung gesagt oder geschrieben wird, und lassen Sie ihn wenigstens vor drei Jahren nicht wiederkommen. Hierbei folget auch ein Recompens von dreißig Dukaten für Ihre Mühe. Ich bin

E. E. dienstwilliger
Carl Leopold, Freiherr von Beulenburg.

Rheinwald erstarrte, fuhr auf und sagte: Der Spitzbube darf meines Herrn Namen so mißbrauchen — Hören Sie, mein Herr! der Brief ist falsch; ich kenne die Hand nicht; aber der Freiherr von Beulenburg hat ihn ganz gewiß nicht geschrieben. Hiemit zog er die Vollmacht hervor, welche er ihm mitgegeben hatte. Der Direktor oder Buchhalter (denn er war beides) sah die Vollmacht, und erkannte nun, daß ein ganz Anderer seinen Brief geschrieben hatte: „Ich bin hintergangen worden, sagte er mit Unmuth; aber was kann ich dafür? der gute Jüngling ist fort, das Schiff ist diesen Morgen schon abgesegelt, und nun ist er nicht mehr zurück zu bringen.“

Rheinwald bedauerte das Unglück mit vielen Thränen, und zornig sagte er zu dem Direktor: Wer gibt Ihnen aber die Erlaubniß, auf einen solchen Wisch hin, einen Menschen zur See zu schicken? — Der Direktor entschuldigte sich, daß gar oft Eltern auf solche Art ihre Kinder empfehlen, und daß man da nicht allemal untersuchen könne, in wie weit dergleichen Nachrichten gegründet seyen. Rheinwald besänftigte sich endlich auch, bat sich aber eine Abschrift von dem verwünschten Briefe aus. Nun ersuchte er den Buchhalter, er möchte doch sorgen, daß Florentin so bald wieder zurück käme, als es nur möglich wäre; zugleich zahlte er ihm fünfhundert Gulden gegen einen Empfangsschein aus, und bat ihn, Florentinen dieses Geld sobald als möglich zu übermachen. Alles wurde ihm fest zugesagt. Nun wünschte er zu wissen, wo die Bauern logiren möchten? Dieß wußte man aber auf dem Comptoir nicht, sagte ihm aber, daß der hochdeutsche lutherische Domine bei ihnen gewesen. Rheinwald ließ sich die Wohnungen desselben zeigen und ging zu Herrn Hollstein. Hier hörte er nun Alles, was vorgefallen war, auch wo die Bauern herbergten, und eilte mit Freuden zu ihnen.

Lorenz und Niklas saßen eben auf ihrem Zimmer und träumten von allerhand Schicksalen, die dem guten Florentin auf seiner Reise zustoßen könnten, als Rheinwald zur Thüre herein trat. Die guten Männer fuhren auf, und

wußten nicht, was sie sagen sollten. Rheinwald aber, der noch rothe Augen hatte, bewillkommte sie. Wundert euch nicht, Freunde! sagte er, daß ich hier bin; wollte Gott! ich hätte etwas ausrichten können.

Das ist nun vorbei, sagte Lorenz ruhig: wir müssen uns drein schicken.

Jetzt erzählten sie sich wechselsweise Alles, was sie wußten. Rheinwald schrieb auch einen Brief nach Hause, worin er dem Herrn von Beulenburg Alles berichtete. Noch einen Tag beschlossen sie auszuruhen, und dann wieder ihren Weg nach Hause anzutreten. Die Bauern waren nicht dahin zu bringen, mit Rheinwald auf der Post zurück zu reisen, sondern wollten ihren vorigen Weg wieder zu Fuß machen. Sie nahmen des folgenden Tages Abschied von dem braven Pfarrer, und des andern Morgens traten sie alle Drei ihre Nachhausreise auf die Art wieder an, wie sie gekommen waren.

Indessen kamen nun Florentins Briefe nach Beulenburg. Sie enthielten weiter nichts, als seine Reisegeschichte, Dankbezeugungen für so viele während seines Aufenthalts im Schlosse genossene Wohlthaten, und Entschlüsse, der Führung Gottes ohne Murren zu folgen. Rosinen aber gab er noch überdas allerhand Trostgründe an die Hand, bat sie, ihr Schicksal heldenmüthig zu ertragen und ihm getreu zu bleiben.

Noch immer aber nährte das ganze Beulenburgische Haus die Hoffnung, daß, wo nicht die Bauern, doch Rheinwald den lieben Florentin gewiß wieder losmachen und mitbringen würde. Doch diese Freude dauerte nicht länger als zwei Tage: denn nun kam auch Rheinwalds Schreiben an, welches die Geschichte nach ihrem ganzen Umfange enthielt. Rosine war fast trostlos, aller Muth verließ sie ganz, sie legte sich zu Bette und fiel in eine fieberhafte Schwäche.

In diesen Umständen traf sie Rheinwald an, welcher gesund und wohl wieder nach Hause kam. Rosine fing gleichsam neu an zu leben, als sie ihn sah: seine Munterkeit, mit der er zu ihr in das Zimmer trat, die Leichtigkeit, mit

welcher er ihr Florentins Reise vorstellte, und die Anstalten, die ihre Freunde, nebst ihm, zu Erleichterung seiner Beschwerden und seiner baldigen Befreiung getroffen hatten, wirkten so mächtig auf sie, daß sie sich allmälig wieder erholte, und als ihr Vater und Lorenz wieder kamen, schon wieder außer dem Bette war.

Diese ihre Freunde trösteten sie auch aufs kräftigste; sie erzählten ihr, wie muthig Florentin die Reise angetreten habe, und daß er in seinem Herzen gewiß wäre, er würde nicht allein glücklich wieder kommen, sondern auch seine Rosine gesund und wohl antreffen, um sich dann auf ewig mit ihr zu verbinden. Alle Drei brachten sie endlich wieder dahin, daß sie sich heldenmüthig entschloß, es möchte nun auch gehen wie es wollte, getrost und unverzagt zu seyn, und auf die Vorsehung zu trauen. Die Bauern reisten nun wieder nach Hause.

Der Lieutenant Hallenborn war neugierig, zu vernehmen, wie die holländische Reise abgelaufen seyn möchte? Er ließ sich anmelden, und erkundigte sich genau nach allen Umständen. Als er nun hörte, daß Florentin nach Surinam reiste, fing er an ganz lebhaft zu werden. Ei! sagte er: wenn es doch einmal so seyn sollte, daß der gute Jüngling auf die See mußte, so ist es mir doch lieb, daß man ihn nach Surinam geschickt hat. Ich reise im August auch dahin; da kann ich ihm Wohlthaten erzeigen, ihn losmachen und auf das Frühjahr zurückschicken; lassen Sie mich nur machen.

Beulenburg und Rheinwald ermunterten ihn sehr, dieses fromme Vorhaben auszuführen, und versicherten ihn einer lebenslänglichen Freundschaft und Erkenntlichkeit.

Ihro Gnaden Freundschaft, sagte der Lieutenant, ist mir genug, alle Erkenntlichkeit aber verbitte ich mir. Wollen Sie mir aber noch einiges Geld mitgeben, um es zu seinem Vortheile zu gebrauchen, das will ich annehmen. Beulenburg versicherte ihn, daß es daran nicht fehlen sollte. Nun fuhr der Lieutenant fort: ich habe auch über Florentins Entführung weiter nachgedacht und mich genau erkundiget,

da bin ich denn auf einen Einfall gerathen, der mir die ganze Sache aufklärt: „Es hat sich nämlich seit einem halben Jahre her ein holländischer Lieutenant zur See in hiesigen Gegenden aufgehalten, ein wahrer Taugenichts, ein Sachse von Geburt, hat aber in seinem Vaterlande so viel Unheil angerichtet, daß er flüchtig werden mußte, wenn er nicht zwischen Himmel und Erden sterben wollte. Dieser Mensch hat unter mir in Surinam gegen die Caraiben gedient und sich so tapfer gehalten, daß man ihn zum Lieutenant machte. Als wir nun vorigen Herbst wieder kamen, reiste er mit mir herauf bis Trier. Er wäre gern mit mir gegangen, um sich bei mir aufzuhalten; allein ich befürchtete, er möchte mir hier Verdruß machen, daher hielt ich ihn unter allerhand Vorwänden ab, und er blieb zu Trier. Nun habe ich aber vernommen, daß er mit einigen Soldaten auf den benachbarten Dörfern herumgestreift und Bursche mit Gewalt und gutwillig angeworben. Ich glaube daher, dieser Mann sey der Urheber dieses Bubenstückes."

Beulenburg besann sich ein wenig, und antwortete: das kann seyn, allein ich habe noch eine Bedenklichkeit dabei: die ganze Geschichte kommt mir vielmehr so vor, als wenn Florentin nicht blos angeworben, sondern als eine Person aus dem Wege geschafft worden sey, die an der Ausführung eines gewissen Planes hinderlich wäre.

Hallenborn lächelte; ja! sagte er, ich glaube selbst, daß es so ist; und wenn Sie erlauben, so will ich Ihnen wohl etwas eröffnen: Ich kenne den Kerl, und glaube, daß er Jungfer Rosinen im Auge hat. Das wäre nicht der erste Streich von dieser Art, den er machte. Und wenn das ist, so hat er vielleicht gedacht: jetzt wolle er Florentin erst aus dem Wege schaffen, und hernach auch Rosinen wegkapern.

Beulenburg und Rheinwald dachten dieser Erzählung nach, fanden aber so viel Unwahrscheinlichkeit mit Wahrscheinlichkeit, so viel Ungereimtes mit dem Gereimten verknüpft, daß sie nichts anderes darauf antworten konnten, als: die Sache muß sich noch besser aufklären. Und wahr

lich, wenn man des Lieutenants Hallenborn Reden und Vermuthungen so recht überdenkt, so weiß man nicht, was man sagen soll. Beulenburg beschloß indessen, Rosinen genau zu bewahren, und sie so zu sagen, nicht vor die Thüre zu lassen.

Schon oben habe ich den Richter Hallenborn, seine Frau und Kinder geschildert. Die denkwürdige Geschichte, welche ich zum Preise der hohen Vorsehung beschreibe, ist so fest mit den Handlungen dieser Leute verwebet, daß ich sie nothwendig als Zwischenspiele einführen muß, wenn meine Erzählung vollständig und begreiflich werden soll.

Der alte Vater lebte immer in seinem Berufe fort, so wie er gewohnt war. Doch hatte er gewisse Stunden, wo er von seiner gelehrten Trunkenheit etwas nüchtern wurde: dann dachte er seinem Schicksale nach, und fand zu seiner Betrübniß, daß er bei dem allem ein unglücklicher Mann wäre. Sein ältester Sohn war nun freilich Lieutenant und also versorgt, zwar nicht wie er es wünschte, doch gab er sich seinetwegen zufrieden. Die jüngste Tochter war mit einem Soldaten fortgelaufen, und er dadurch so aufgebracht, daß er sie ganz aus dem Sinne schlug und für moralisch todt erklärte. Nun waren also noch der jüngste Sohn und die älteste Tochter Gegenstände seiner Bekümmerniß: er merkte wohl, daß sein Licentiat gerade von den Wissenschaften am wenigsten wußte, um deren willen er ihn auf die Universität geschickt hatte. Freilich hatte ihm sein Sohn gedruckte Sachen gezeigt, die er geschrieben zu haben vorgab, auch sah er wohl dessen schönen Vorrath von Büchern; er zweifelte also nicht, daß er ein gelehrter Mensch seyn müßte. Allein ob die Sphäre, worin er sich umtrieb, dem gemeinen Wesen nützlich wäre? und ob sich der junge Mensch selbst nähren würde? das war eine andere Frage.

Allein auch darin irrte der gute Alte, daß sein Sohn gelehrt sey. Keineswegs! Er war — nun ja! er war ein Genie.

Es thut mir in der Seele weh, daß das Wort Genie so gemißbraucht wird. Aber was hilfts? Eigentlich ist es ein heiliges geweihtes Wort, und man versteht einen Mann dar-

unter, der mit einem Adlersblicke das Schöne und Gute in der Natur und Kunst aus natürlicher Anlage entdecket, und es dann geschmackvoll und genießbar seinem Nebenmenschen vorzutragen und aufzutischen weiß.

Ein wahres Genie ist also ein Geist von edlerer und höherer Gattung; ein Fürst unter den Menschen, dessen hoher Adel nicht auf physischen, sondern auf moralischen Vorzügen beruhet. Daher ist es auch kein Wunder, daß so viele streben, diesen hohen Rang zu erringen. Liest nun ein junger Mensch diese herrliche Geisteserzeugungen solcher Männer, so wird er dadurch entzückt, und so ein Mann möchte er auch gern seyn. Dieser Wunsch ist ganz natürlich und ihm leicht zu vergeben; aber wenn es nun wirklich die Gefühle und Begriffe, die der große Mann in ihm ausgeboren hat, in seiner eigenen Küche wieder aufwärmt, und seine Riesenideen mit seinen Zwergsächelchen mischet, so entsteht ein Brei daraus, der einen anstinkt. Kommt nun vollends die Nachäffung der Sonderheiten dazu, womit auch große Männer begabt sind, so wird das Mißgeschöpf fertig, welches man auf ironische Weise auch Genie nennet. Diese kleinen Geister dünken sich dann gar weise zu seyn: in den Schauspielen stehen sie gewöhnlich mit gar gleichgültiger Miene; die herrlichsten erhabensten Sachen tadeln sie, und da, wo Jeder gähnt, da möchten sie vor Empfindung aus der Haut fahren; sie sind die intoleranteſten Bursche, die nur zu denken sind; und weil sie wohl fühlen, daß man ihre Gegenwart in der Welt gar nicht wahrnimmt, so wissen sie nicht anders sich wichtig zu machen, als daß sie Rezensenten werden. Das ist nun ein herrlicher Ausweg, da wird man gelesen, gefürchtet und auch oft ein wenig geschmeichelt. Allein wenn man es doch recht beim Lichte besieht, so ist der Rezensent in der gelehrten Republik eigentlich nur der Ausrufer, der öffentlich auf den Gassen das verkündiget, was die Herrn auf dem Rathhause machen. Aber auch, wenn irgend etwas feil ist, das der Besitzer nicht an den Mann zu bringen weiß, so muß es der Ausrufer ausbieten. Dieß Geschäft ist nun freilich ehrlich und auch des größten Mannes nicht unwürdig;

aber es ist gar kein Beweis, daß er darum ein großer Mann ist. Folglich ein Mensch, der in der Welt blos als Rezensent erscheint, macht eine sehr erbärmliche Figur, und die Pseudo-Genies werden dadurch vollends zum gelehrten Pöbel, zu den Fischweibern herabgewürdiget.

Bei diesen Umständen nun ist es wirklich nöthig, daß man nicht mehr mit dem Worte Genie spiele. Man lasse dieß geweihte Wort Männern, denen es zukömmt; denn abschaffen kann man es nicht, weil es nun einmal das Bürgerrecht erhalten hat. Und jenen Muttermählern der menschlichen Natur, wo sich die Mutter nothwendig an Affen versehen haben muß, lege man den eigentlichen Namen, der ihnen zukömmt, Affen-Genie bei.

Gerad ein solcher Kamerad war der Herr Licentiat Hallenborn. Dieß aber zu beurtheilen, war seinem Vater zu hoch; denn außer den Gränzen seiner Rechtsgelehrtheit war er überall so unbekannt, wie eine köllnische Bürgerin außerhalb ihrer Stadt. Dennoch glaubte er, es sey nun Zeit, daß sich der Sohn selbst nährte, und lag ihm daher immer an, sich um eine Bedienung zu bewerben, um nicht immer unnütz für die menschliche Gesellschaft zu seyn und seiner Familie zur Last zu fallen.

Der Licentiat ließ das immer zu einem Ohre hinein und zum andern wieder hinaus gehen; gemeiniglich aber gab er seinem Vater zur Antwort, daß er an einem sehr wichtigen Werke arbeite, welches ihm wenigstens tausend Gulden eintragen, seinen Namen verewigen, und ihn zu einem Original-Genie Deutschlands erheben müßte. Da dieses eine allgemeine Revolution in Deutschland hervorbringen würde, so könne es ihm dann nie an Unterhalt fehlen; die Verleger würden sich um seine Schriften reißen, und die Fürsten Deutschlands sich beeifern, ihn in ihre Dienste zu bekommen ꝛc. Wenn denn der Vater solche schmeichelhafte Hoffnungen hörte, gab er sich wieder zufrieden, und gestand freiwillig, daß er von der jetzigen Verfassung der gelehrten Republik in Deutschland nicht urtheilen könne.

Noch ein Kerlchen, ungefähr aus eben der Klasse, aber

doch von einer ganz andern Art, wohnte in der Nachbarschaft; er hatte mit den Hallenbornen studirt, war eines Predigers Sohn und ein Mediziner, mochte aber eben so wenig praktiziren als Hallenborn, mit dem er in der engsten Vertraulichkeit lebte.

Molkenblick (so hieß der Doktor) trug ein schmächtiges seidenes buntes Röckchen, ein graues, zartes rundes Hütchen, isabellfarbene Filettmanschetten, ein Haarbeutelchen wie ein französischer Laubthaler, und schöne seidene Strümpfe; oder er hatte ganz abscheulich weite gewichste Stiefeln, und einen kastornen Frack an, und was dergleichen Affen-Geniestreiche mehr waren. Das aber muß man ihm doch nachsagen: alles, was er schrieb, war wie geleckt. Eine prächtige Silhouettensammlung, meist von Schauspielern und Schauspielerinnen, ferner ein schöner Vorrath von Schmetterlingen und Käfern zierten sein Kabinet, und seine Brieftasche, die sehr fett, dick und vollgepropft war, enthielt eine große Menge Gedichten, Idyllen, Epigramme u. s. w., alles aus seiner eigenen Fabrik. Wahr ist es, wäre Molkenblick besser erzogen worden, er wäre gewiß ein brauchbarer Mann geworden; so aber war er jetzt ein wahrer Don Quixote der schönen Wissenschaften, nur etwas feiner, der sich eben so, wie sein Dutzbruder Hallenborn, keine größere Glückseligkeit erdenken konnte, als für ein großes Genie zu passiren. Nur war der Unterschied zwischen Beiden, daß Molkenblick Geschicklichkeiten, Hallenborn aber gar keine hatte: der Erste war wirklich empfindsam, weinte bei jedem Veilchen, und der Letzte affektirte es zu seyn, ohne das allergeringste zu fühlen. — Jetzt glaube ich, meinen Lesern diese beiden Herren so genau geschildert zu haben, als es zu meinem Zwecke nöthig ist.

Der Lieutenant war indessen so zart nicht gestimmt: seines Bruders hohen Geschmack hatte er nicht, gab sich auch keine Mühe, ihn zu haben, und Molkenblicks platonische Philosophie war ihm auch nicht physisch genug. Er gab sich also mit diesen Beiden gar nicht ab, hatte sein Wesen für sich allein, und da er im Herzen ein ausgelernter Bösewicht war, so konnte er sich in alle Fächer schicken, bald den feinen, bald

den ehrlichen Mann, bald den Soldaten, bald den Sp.....
machen, so wie es ihm in seinen Kram diente; besonders
hatte er im Lügen eine große Fertigkeit.

Ich habe oben schon erwähnt, daß man sich im Beulenburgischen Hause gar nicht um diese Leute bekümmerte; denn der Herr von Beulenburg konnte Niemand in der Welt vertragen, der nicht nach seinem Vermögen der Menschheit nützlich zu seyn suchte; alle Gelehrsamkeit hatte bei ihm keinen Werth, die nicht eben dahin abzweckte; und er hatte wohl mehrmal sich mit einem armen Bauern ganze Stunden lang unterhalten und den Licentiaten mit seinem Freunde während der Zeit im Vorzimmer warten lassen. Daher kam es denn auch, daß sie auf den Herrn von Beulenburg, Rheinwald und die ganze Familie äußerst übel zu sprechen waren, vorzüglich aber Florentin zum Gegenstande ihres Spottes hatten, Rosine ein schönes Muttergottesbild, das Fräulein aber eine marmorne Venus nannten.

Durch das beständige Ermahnen des alten Richters und des alten Pastors, die oft ein Glas Wein zusammen tranken, aufgefordert, um etwas Nützliches zu beginnen; und bei dem eigenen Drange, einmal als Originalgenie in der Welt zu glänzen, hatten sie schon Verschiedenes angefangen, das aber immer mißlungen war. Einsmals kündigten sie eine Monatschrift unter dem Namen, der Großsultan, an, gaben zur Probe ein Stück heraus, und wollten darauf subscribiren lassen; allein Niemand wollte unterzeichnen. Darauf schrieben sie zusammen einen Roman in Briefen, fanden auch einen Verleger dazu, aber die besten Rezensionen fielen zu ihrem Nachtheile aus. Kurz! Nichts wollte ihnen gelingen.

Nun entschloßen sie sich, gerad in der Zeit, als Florentin entführt wurde, eine Erziehungsanstalt zu errichten. Dieß Vorhaben kam ihnen so edel und so erhaben vor, daß sie mit dem größten Enthusiasmus beschlossen, diesem Vorsatze bis in den Tod getreu zu bleiben. Den Plan entwarfen sie mit gar leichter Mühe, denn das war für so helle Köpfe nicht schwer; und als sie ihn fertig hatten, gingen sie zum Herrn von Beulenburg, um ihm denselben vorzulegen. Sie

glaubten, dieser Herr würde wegen seines Hanges zu allem, was gemeinnützig ist, ihnen alsofort beide Hände bieten. Um ihn desto sicherer zur Ausführung zu bewegen, wollten sie auch Rheinwalden mit in ihr Institut ziehen, weil sie glaubten, oder wenigstens zu glauben vorgaben, er sey ein Mann, der die Erziehungskunst aus der Erfahrung kenne. Beulenburg hörte und las alles mit Aufmerksamkeit. Nun, meine Herren! sagte er, so wie ich da sehe, wollen Sie die Jahre der Kinder vom zehnten bis zum zwanzigsten zur Erziehung anwenden, ihnen die Religion in allgemeinen Grundsätzen so beibringen, daß alle drei Religionen in Ihr Institut können aufgenommen werden. Das geht einmal gar nicht an; denn auf diese Bedingniß gibt Ihnen Niemand sein Kind in Pflege. Ferner: sie wollen selbst Lehrer seyn, und haben doch der Welt keinen einzigen Beweis gegeben, daß Sie selbst erzogen sind, oder etwas gelernt haben. Man soll Ihnen auch Mädchen bis ins zwanzigste Jahr anvertrauen, und wissen noch nicht, ob Sie selbst Kraft genug haben, so vielen schönen Feindinnen gewachsen zu seyn. Wer Vernunft hat, wagt seine Tochter so nicht; und endlich, worin soll denn eigentlich das Wesentliche Ihrer Erziehung bestehen? — Denn alles, was Sie hier von Einrichtungen und Empfindeleien sagen, sind nur Nebensachen; es kömmt hier auf das Hauptstück an. Ein Kind ist einem Apfelkerne gleich, der in die Erde geworfen worden, und nun als ein wildes stachlichtes Sträuchchen in die Höhe wächst. Der Erzieher muß einen edeln, fruchtbaren Baum daraus machen; und wenn Sie mir da den rechten Grund treffen, will ich Sie unterstützen. Das übrige im Plane läßt sich alles ändern und einrichten.

Molkenblick faßte nun Muth; denn hierin glaubte er stark zu seyn: „Wenn Ihre Gnaden erlauben, fing er an, will ich Denenselben über diese wichtige Sache meine Gedanken sagen. Wenn die menschliche Natur sich selbst überlassen ist, nimmt sie ihre Richtung ins Wilde, und, wie Sie das Bild des wilden Apfelbaumes insofern recht wohl gewählt haben, so treibt sie lauter geile und unfruchtbare Auswüchse, die beständig müssen ausgeschneidelt werden, daß der Baum so nach

und nach zu einem schönen Wuchse angezogen wird. Allein darin weiche ich von Ew. Gnaden ab, und glaube, daß der Mensch, in Ansehung der Frucht, nicht einem wilden Apfelbaume ähnlich sey, sondern wenn er sorgfältig erzogen wird, wenn ihm die wilden Auswüchse beständig beschnitten werden, und man ihm nur die fruchtbaren Zweige läßt, so muß er Früchte bringen, die der Menschheit nützlich sind. Sie aber glauben, daß man ein neues veredeltes Reis dem wilden Zweige einäugeln müsse?“

Das glaube ich freilich, antwortete Beulenburg. Alle Triebe des Menschen gehen von Natur dahin, sich selbst Vergnügen zu machen. Alle diese Vergnügen sind sinnlich und haben ihre Gegenstände in körperlichen Dingen. Wird nun auch der Mensch so weit verfeinert, daß er das geistige Schöne und Gute in der Schöpfung empfinden und genießen kann, so ist es doch immer Selbstgenuß; und sobald es darauf ankommt, ein solches Gut mit Verminderung oder gar mit gänzlichem Verluste des eigenen Genusses an einen Andern abzutreten: so empöret sich die ganze Natur, die Leidenschaften werden rege und kämpfen mit den Nebenmenschen um den Besitz. Sehen Sie, Herr Doktor! Ihre Erziehung würde also weiter nichts ausrichten, als daß sie den Menschen zu geistigern Empfindungen erhöbe.

„Ich bitte um Vergebung, gnädiger Herr! die Mittheilung des Genusses an Andere gewähret den höchsten Grad des Vergnügens. Diesen hohen geistigen Genuß muß man den Kindern empfindsam machen.“

Herr Doktor, was ein Anderer genießt, das ich missen und an ihn abtreten muß, kann mir nie Vergnügen machen, es sey denn, daß ich eine gewisse Belohnung für dieses Opfer zu erwarten habe, die mir ein noch höheres Vergnügen zusichert. Untersuchen Sie sich nur selbst! Sie leben in einem Kreise von Vergnügen, die zusammen Ihren Wohlstand ausmachen. Gesetzt nun, Sie sollten einen wesentlichen Theil dieses Wohlstandes an einen Andern abtreten, dem ein solcher wesentlicher Theil mangelte, und zwar so, daß es niemals Jemand gewahr würde, und Sie also in diesem Falle keine Ehre, keinen Ruhm,

mithin keinen Genuß von diesem Opfer zu erwarten hätten, könnten Sie sich denn zu so Etwas entschließen? ꝛc. Nun ging Herr von Beulenburg das übrige ihres Planes durch, und sagte, was er eigentlich von einem Erzieher erwarte, und daß nicht Empfindelei, sondern ächte Kenntnisse den zukünftigen Bürgern beigebracht werden müßten, wofern man dem Staate nützlich seyn wollte; daß er aber alles dieses in ihrem Entwurfe vermisse.

Molkenblick fühlte wohl, daß er nach diesem Plane, der ihm sehr pedantisch vorkam, kein Erzieher war, gab also das Vorhaben auf, zu Beulenburg eine Erziehungsanstalt aufzurichten, billigte aber aus Höflichkeit alles, und ging mit seinem Freunde fort. Zu Hause überlegten nun die Beiden in der Einsamkeit, was nun anzufangen sey? Doktor Molkenblick gerieth auf den seltsamen Einfall, mit dem Lieutenant nach Surinam zu gehen und unter den Wilden das Evangelium der Cosmopoloten zu predigen. Der Licentiat bedachte sich ein wenig, und siehe da! er entschloß sich mitzugehen; denn Beide waren des Lebens in dem undankbaren Europa, wo man so große Talente ganz verkannte, überdrüssig. Der alte Richter und der alte Pastor, die wohl merkten, daß ihre Herrn Söhne nirgends sich hinpaßten, gaben sich also wenig Mühe, sie zurückzuhalten. Beide machten sich also reisefertig.

Manchem könnte es wohl widersprechend vorkommen, daß ein so zärtliches Herrchen, als Molkenblick war, sich entschließen könne, nach Amerika, und gar unter die Caraiben zu gehen. Allein hier war ein größeres Geheimniß verborgen. Der Doktor war so hoch verfeinert, daß er bei dem Frauenzimmer keine andere, als die platonische Liebe kannte; die Jungfer Charlotte Hallenbornin aber war, wie oben gemeldet, ziemlich sinnlich. Da sie nun sehr schön war, so nahm sich Molkenblick vor, dieses Frauenzimmer besser auszubilden und geistiger zu machen. Wie weit er damit gekommen seyn mochte, weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß sein hochgereinigter Geist ihn einmal verlassen, und sein alter physischer Adam ihm einen Possen gespielt haben muß;

denn Charlotte fing an schwanger zu werden. Nun war aber der Doktor ein Feind des Ehestandes, weil dieser der menschlichen Freiheit gerad entgegen stehet; Charlotten also zu heirathen, mochte ihm bei aller ihrer Schönheit am wenigsten behagen; und doch scheute er den Lärmen, den die Alten bei dieser (seiner Meynung nach so unschuldigen) Sache machen würden. Er hielt es also für rathsamer, nach Amerika zu gehen. Charlotte meynte des Todes zu seyn. Zwar mochte sie den Ehestand auch nicht leiden, hätte aber jetzt doch geheirathet. Bei allem dem war sie zu stolz, ihr Unglück zu gestehen, fraß allen Verdruß in sich, machte dem Doktor insgeheim die bittersten Vorwürfe, beschloß aber bei sich selbst, ihre Leibesfrucht zu zernichten, und so ihre Schande vor der Welt zu verbergen.

Während der Zeit, als man sich im Hallenbornischen Hause zur Abreise anschickte, wurde das Beulenburgische abermals in die größte Unruhe versetzet. Dieß ging folgender Gestalt zu: Im Anfange des Brachmonates ging Beulenburg an einem schönen Nachmittage, wie er gewohnt war, nach der Solitüde spazieren; sie speisten dort und gingen bei dem Mondscheine wieder nach Hause. Kaum waren sie hundert Schritte in den Wald hinein, als auf beiden Seiten des Weges vier Soldaten, mit Pistolen in der Hand, erschienen, Rosinen anfaßten, und sie, ohne ein Wort zu reden, wegführten. Beulenburg ging mit seiner Gemahlin vor, darauf folgte der junge Herr mit seiner Schwester, und dann Rheinwald mit Rosinen. Sobald Rheinwald die Kerls sah, schrie er Hülfe! Hülfe! und Rosine erhob ein Zettergeschrei. Die Vordersten liefen zurück, fanden Rheinwald zu Boden gestreckt und Rosine entführt. Beulenburg glühte der größte Zorn vor der Stirne, sein Sohn rasete und das Frauenzimmer schrie zu den Wolken. Rheinwald hatte nur einen Schlag auf den Kopf bekommen, der ihn sehr betäubt hatte. Als er wieder zu sich selbst kam, nahmen ihn diese beide Herren zwischen sich, das Frauenzimmer floh in größter Angst nach Hause, und die Andern

folgten ihnen nach. Sobald sie nach Hause kamen, fing der junge Herr an: Jetzt, Papa! laß ich mich nicht halten, ich muß fort; und damit gab er Befehl, daß man ihm sofort ein Pferd satteln, und daß sich zwei Knechte bereit machen sollten, mit ihm zu reiten. Beulenburg sagte kein Wort dazu und ließ es geschehen. Karl (so hieß der junge Herr) ritt also unverzüglich fort.

Alles im Schlosse war in dem größten Schrecken: das Fräulein wollte sich nicht trösten lassen, die alte Straßmännin weinte blutige Thränen, und Beulenburg saß bei seiner weinenden Gemahlin in stummem Schmerze. In seinem Gemüthe aber begann sich nun eine Vorstellung zu entwickeln, die ihm immer klarer wurde, je näher er sie beleuchtete: denn er fing an zu glauben, daß der Lieutenant Hallenborn der Urheber aller Unordnung sey. Nur konnte er es noch nicht reimen, warum er Florentin aus dem Wege geschafft habe? denn dieser hinderte ihn nicht, wenn er Rosine mit Gewalt entführen wollte. Er entdeckte diesen Gedanken der Frau Straßmännin, die ihm alsobald Beifall gab, und zugleich eine Geschichte erzählte, die Allen im ganzen Hause, selbst Herrn Rheinwald noch verborgen war.

Der Lieutenant hatte gleich nach seiner Ankunft aus Holland einen Blick auf Rosine geworfen, und Gelegenheit gesucht, mit ihr zu reden. Sie hatte aber nicht nur allen Anlaß, ihn zu sprechen, vermieden, sondern ihm auch in einem sehr trockenen Briefchen einen immerwährenden Korb gegeben. Nun glaubte der Lieutenant, Florentin sey ihm im Wege. Als aber dieser auf die Seite geschafft war, fing er seine Freierei und zwar schriftlich, wieder an, bekam aber einen noch viel derbern Korb als vorher. Frau Straßmännin wußte die ganze Geschichte; aber sie sowohl, als Rosine, hatten aus vielerlei Ursachen gut befunden, Alles geheim zu halten. Nun war es höchst wahrscheinlich, daß der Lieutenant den Raub veranstaltet hatte, aber gewiß war es doch nicht. Beulenburg beschloß also, denselben genau zu beobachten, und ihm so zu sagen, Schritt vor Schritt zu folgen. Sein

Plan, Rosinen zu befreien, war dreifach: Der junge Herr war fort; den ließ er nun thun was er konnte. Er selbst nahm sich vor, den Lieutenant im Auge zu behalten; und Rheinwald sollte, sobald er gesund wäre, wieder in der Stille nach Holland reisen, und das Schiff beobachten, auf welchem der Lieutenant wegreisen würde, damit er ihm dort noch Rosinen aus den Klauen reißen könnte, weil man sich vorstellte, daß er sie mitnehmen würde.

Der junge Herr von Beulenburg kam nach dreien Tagen wieder. Er hatte weit und breit umher gestreift, aber nicht das Mindeste in Erfahrung gebracht. Sein Vater stellte einen alten getreuen Diener an. Dieser mußte auf den Lieutenant Acht haben, und sobald er nur das Mindeste merken würde, seinem Herrn Nachricht davon geben. Allein der Lieutenant lebte ganz ruhig fort, rührte sich nicht, machte sich zur Abreise nach Holland ordentlich fertig, und ließ während der Zeit seinen Vater ganz ungestört Steckbriefe schreiben und alle mögliche Anstalten verfügen, um das entführte Frauenzimmer wieder herbei zu schaffen. Das kam aber dem guten alten Hallenborn gar nicht in den Sinn, daß sein Sohn der Urheber dieser That seyn könnte.

Als man nun vernahm, daß der Lieutenant, sein Bruder und Molkenblick binnen ein paar Tagen abreisen würden, begab sich Rheinwald wieder auf den Weg nach Holland; zugleich aber wurde ausgestreut, man habe gewisse Nachricht, daß Rosine nach Frankreich geführt worden, und daß Rheinwald ihr nachreise, um sie zu befreien. Dadurch sollte nun der Lieutenant sicher gemacht werden. Alles dieß würde auch gelungen seyn, wenn die Sache nicht ganz anders gegangen wäre, als sich ein Jeder von Allen vorstellte. Lorenz und Niklas kamen auch wieder völlig ausgerüstet angezogen. Als sie aber hörten, was man für Anstalten getroffen, und besonders, daß Rheinwald selbst nach Holland reise, so fanden sie unnöthig, diese schwere Reise auch zu machen. Die guten Männer waren äußerst betrübt, vorzüglich aber war Niklas fast nicht zu trösten; und Lorenz schwieg so still, daß man kein Wort aus ihm bringen konnte. Das pflegte

er gemeiniglich zu thun, wenn er in einer verworrenen Sache keinen Ausweg sah.

Die Hallenborne reisten nun mit Molkenblick ab, gingen in Amsterdam zu Schiffe, und Rheinwald wurde bei aller Mühe nicht das Geringste von Rosinen gewahr, so daß er ganz unverrichteter Sache wieder zurückreisen mußte. Man fing also an zu zweifeln, ob der Lieutenant Rosinen entführt habe, und vermuthete, daß ihr ein anderes Unglück zugestoßen sey. Das Beulenburgische Haus betrauerte sie also, wie eine ganz verlorne Person: oft kam ihr Vater und Lorenz, um sich zu erkundigen, ob man nicht Etwas von ihr gehört habe? aber allezeit vergebens.

Nun beschloß Herr von Beulenburg, seinen Sohn auf die Universität zu schicken und ihm Herrn Rheinwald als Hofmeister mitzugeben. Allerhand Umstände verhinderten aber die Abreise, so daß sie erst das folgende Frühjahr vor sich ging. Beulenburg und Rheinwald hatten aus vielerlei Ursachen Göttingen vorgezogen, und der junge Herr sollte dort drei Jahre studiren.

Als nun auch diese Beiden fort waren und unsere ehemalige Gesellschaft zu Beulenburg von sieben Personen bis zu Dreien herabgeschmolzen war, die mit melancholischer Stille einsam in den Zimmern, oder auf den gewohnten Spaziergängen herum irrten, kam zu Anfange des Maies ein Brief von Rosine. Beulenburg, seine Gemahlin und das Fräulein erstaunten, und mit allgemeiner Freude wurde derselbe mehr verschlungen, als gelesen. Hier ist er:

Hochwohlgeborner Freiherr,

Gnädiger Herr!

Endlich erscheint die längst gewünschte Stunde, in welcher ich Erlaubniß habe, Ew. Gnaden zu schreiben, wo ich bin. Ich habe die drei Vierteljahre, welche ich von Ew. Gnaden unschätzbaren Familie entfernt gelebt habe, mancherlei Leiden und Versuchungen ausgestanden. Diese Prüfungen waren mir aber vielleicht nöthig, und ich habe sie ohne Verletzung meiner Ehre und meines Gewissens überstanden. Meine Geschichte will ich Ew. Gnaden erzählen, wenn ich wieder bei

Ihnen bin. Ich erwarte hier mitten in den wildesten Gebirgen auf einem einsamen alten halb ruinirten Schlosse meine völlige Befreiung, die nun blos darauf beruht, daß man mich abholt. Wollen Ew. Gnaden noch die große Wohlthat zu so viel tausend andern hinzuthun und mich abholen lassen, so werde ich zwar noch vielweniger im Stande seyn, alle meine Pflichten der Dankbarkeit zu erfüllen; aber, gnädiger Herr! Der, welcher Ew. Gnaden edle Thaten alle aufzählt und sie Ihnen reichlich vergelten wird, wird Sie dafür segnen. Das Schloß, wo ich bin, heißt Rauschenfels, und die nächste Stadt ist Markirch, zwischen dem Elsaß und Lothringen; näher kann ich meinen Aufenthalt nicht beschreiben. Ich bin mit der größten Ehrerbietung

Ew. Gnaden

unterthänigste Dienerin

Rosine Elisabeth Meyenbachin.

Dieser Brief erweckte eine große Freude. Das Fräulein hielt an, ihr zu erlauben, Rosinen abzuholen, und die Eltern gaben nach einigen Bedenklichkeiten ihre Einwilligung dazu. Man schickte Herrn Heilmann mit dem Fräulein ab, und die Reise ging über Bergzabern, Maursmünster, Westhof, Rosheim, Barr nach Markirch. Hier stiegen sie in einem Gasthofe ab, und erkundigen sich nach dem Schlosse Rauschenfels, welches drei Viertelstunden von der Stadt ab im Gebirge in einer recht romantischen Gegend, auf einem Felsen lag. Nun hörten sie schon hier Vieles von Rosinens Geschichte: es war in der ganzen Gegend bekannt, daß der Baron v. Columbin, dem das Schloß gehörte, ein Frauenzimmer auf der Reise aufgefangen und mitgebracht habe. Anfänglich hatte er sie blos zu seiner Gesellschafterin bestimmt; als aber Rosine sich nicht dazu verstehen wollte, sey er so weit gegangen, ihr Heirathsvorschläge zu thun, aber auch diese habe sie ausgeschlagen; und nun sey der Baron aus Verdruß nach Frankreich gereist und habe sie sitzen lassen.

Heilmann und das Fräulein beschlossen, zu Fuß dahin zu spazieren: sie nahmen einen Wegweiser mit, und begaben

sich auf den Weg. Dieser ging erstlich durch ein Thälchen, bald erweiterte sich dasselbe, und man kam auf einen weitläufigen grünen Rasen, auf welchem Gruppen von Bäumen und Gesträuchen hin und wieder standen, zwischen welchen man hier und da einsame Rasenplätze entdeckte, so daß diese Gegend einem natürlichen Labyrinthe ganz ähnlich war. Dieser Platz erhob sich allmählig, wurde zu einem mäßigen waldigten Hügel, über dessen Rücken ein ebener Waldweg zwischen hundertjährigen Maibuchen gerad fortstrich, und sich gegen einen Felsen hin zog, dessen steile Wand gerade in die Höhe ging, und aus dessen Spalten allerhand Gesträuche hervor gewachsen waren.

Oben auf diesem Felsen stand das alte Schloß Rauschenfels. Ein enger, gäh aufsteigender Fußsteig, der hie und da aus Stufen, die in den Felsen gehauen waren, bestand, führte dahin. Heilmann und seine edle Begleiterin stiegen hinauf, und kamen bald an eine alte verfallene Pforte. Hier war ein geräumiger Platz: zur Linken stand eine landwirthschaftliche Wohnung mit Scheuern und Stallung; sodann hinter dem Schlosse, gegen das Gebirge zu, lag ein unvergleichliches Landgut, auf welches man aus dem Schlosse eine vortreffliche Aussicht hatte. Es war ein breites flaches Thal, welches wie ein Amphitheater herum lag, in dessen Mittelpunkte sich gleichsam das Schloß befand. Aus diesem kam man erstlich in einen großen Gemüsegarten, dann in eine sehr große herrliche Wiese; um dieselbe herum erhoben sich allmählig die Aecker, und diese wurden von einem großen schönen Hochgewälde allenthalben umschlossen. Dieß Landgut war an einen braven Landwirth verpachtet, der im Schlosse wohnte.

Bei diesem ehrlichen Manne kehrten sie ein und fragten nach Rosinen. Diese Leute waren gar freundlich. Lieber Gott! fing die Bäuerin an: Sie werden sie abholen wollen; ach! das thut mir gar zu leid; wir hätten so gern gehabt, daß sie unsere gnädige Frau geworden wäre, und das hätte sie auch wohl thun können; unser Herr ist doch ein so gar braver lieber Herr; sie hätte es gewiß recht gut bei ihm gehabt; aber, lieber Gott! da half all' kein Reden, sie wollte

nicht. Damit trocknete sie ihre Augen ab, ging und bat Herrn Heilmann und das Fräulein, ihr zu folgen. Sie führte sie durch einen langen Gang von altem gothischem Gemäuer, in einen Flügel des Schlosses, oder vielmehr in einen alten großen Thurm, welcher durch fleißige Aufsicht vor dem Verfalle bewahrt geblieben war. Hier stiegen sie ein enges schneckenförmiges Treppchen hinauf, dann ging er im Zickzack über Gänge mit kleinen gewölbten Fensterchen fort, und endlich kam man an eine kleine Thüre. Diese wurde geöffnet, und nun stieg man einige Stufen hinab, in einen großen Saal mit Kreuzgewölben, die alle grün angelaufen waren. Aus diesem Saale stieg man wieder einige Stufen hinauf, und nun kamen sie in ein hübsches Zimmer, wo Rosine, mit dem Rücken gegen die Thüre gekehrt, ganz tiefsinnig saß und in einem Buche las.

Das Fräulein flog ihr von hinten um den Hals, rief: ach, meine Rosine! und weinte. Rosine that einen lauten Schrei, sprang auf und Beide wären beinahe ohnmächtig geworden. Während dieser empfindsamen Scene, die auf allen Seiten ohne Thränen nicht abging, trat ein Mann zur Seitenthüre herein, der sofort die Augen unserer beiden Reisenden auf sich zog und ihnen bei dem ersten Anblicke Ehrfurcht einflößte. Er war ein langer Mann von ungefähr fünfzig Jahren, hatte ein rundes, röthliches und lebhaftes Gesicht, schwarzes rundum abgeschnittenes Haar, das schon grau zu werden anfing; sein Hut war etwas größer, als die Mode es mit sich brachte, und vollkommen dreieckigt aufgeschlagen, so daß man ihn aufsetzen konnte wie man wollte; der Rock war von schiefergrauem, sehr feinem Tuche, aber ohne Knöpfe und Knopflöcher; Weste und Hosen von Violetsammet mit massivsilbernen Knöpfen; endlich trug er Stiefeln von englischem Leder, und seine Wäsche war sehr fein, aber man sah wenig davon.

Dieser sonderbare Mann grüßte das Fräulein und den Herrn Heilmann zwar freundlich, aber kurz, auch setzte er gleich nach dem Gruße und nach einer kleinen Entschuldigung seiner Grobheit, den Hut wieder auf, und zwar immer

mehr auf das linke Ohr und hinterwärts. Rosine merkte wohl, daß ihre Freunde außerordentlich an dem Manne studirten, daher fing sie an: Der gnädige Herr sind mein Vater und Beschützer gewesen. Sie sind der Herr Bruder von der Frau von Columbin, und der Onkel des jungen Herrn, der die Freundschaft für mich hatte, mich den Soldaten aus den Händen zu reißen. Sie nennen sich Freiherr von Fink. Die Fräulein und Herr Heilmann freuten sich, ihn kennen zu lernen. Gut! gut! antwortete Fink: nur keine Ceremonien, keine Ceremonien! Rosine erzählte ihm nun auch, wer die Fremden wären; er nahm den Hut ab, bückte sich ein wenig und setzte ihn wieder auf.

Nach einer kleinen Weile drang Herr Heilmann auf die Abreise. Rosine lächelte und sah den Herrn von Fink an. Gehen Sie, sagte er: Sie sind jetzt frei! doch bleiben die Fremden hier, und morgen früh reisen Sie ab. Heilmann entschuldigte sich zwar, aber Fink nahm keine Entschuldigung an; und damit ging er fort, schickte den Markircher Boten zurück, machte Bestellung zur Mittagsmahlzeit, und kam nun wieder.

Das Fräulein hätte nun gern Rosinens Geschichte gleich gewußt, aber daran war in Finke's Gegenwart gar nicht zu denken. Dieser war gleich so vertraulich, als wenn er schon zwanzig Jahre mit Heilmann umgegangen wäre; bei dem allem aber so zurückhaltend, daß man nichts von ihm erfuhr, als was zur gegenwärtigen Sache diente. Nach dem Mittagessen fing Fink an: Wir gehen diesen Nachmittag spazieren. Alle waren dieß zufrieden. Hiemit ließ er seinen Hut an eine Seite nieder, bot dem Fräulein den Arm, Heilmann ging neben Rosinen, und so wanderten sie fort, durch den Garten auf die Wiese. Hier wandte sich Herr von Fink um, und sagte zu Heilmann: Wünschen Sie Menschen zu sehen, oder wilde Natur? — Ew. Gnaden haben zu befehlen! antwortete der Rentmeister: das habe ich nicht, wenn ich frage, versetzte Jener. Rosine raunte ihm ins Ohr, er solle bestimmt antworten. Nun fuhr Heilmann fort: Glückliche Menschen sehe ich lieber, als wilde

Natur; diese aber lieber als Unglückliche. Fink drehte sich wieder um und ging; was heißen Sie glückliche Menschen? fragte er ferner. „Die es sind, und zugleich empfinden, daß sie es sind.“ Heilmann fing an, den sonderbaren Mann in etwas kennen zu lernen, und daher auch nach seinem Sinne zu antworten. Nun, nun! versetzte Fink: Die es empfinden, sind es auch gemeiniglich; meynen Sie nicht?

„Aber es gibt doch viele, die es seyn könnten und nicht sind, weil sie es nicht empfinden.“

Deren gibt es nicht Viele; aber freilich ist das Gefühl seines Glückes ein schmaler Weg, den Wenige finden. Meynen Sie nicht? „Das denke ich auch.“

Nun ging es wieder hundert Schritte still fort. Daran dünkt mir, sprach nun Fink weiter, müsse der Weisere arbeiten, damit die Unweisen lernen, ihr Glück zu empfinden, weil Jeder in der Welt seinen Antheil daran hat. Meynen Sie nicht?

Heilmann und Rosine sahen sich an; letztere hatte nasse Augen; Sie werden da einen Mann kennen lernen, lispelte sie Heilmann ins Ohr, der Alles übertrifft, was Sie noch gesehen haben.

„Vortrefflich, gnädiger Herr!“

Nun ja! — Eben nicht vortrefflich; wenn's nur wahr ist. Wie meynen Sie? — Wenn man das Kind von Jugend auf angewöhnt, nah und fern alle seine Schicksale zu beleuchten; Alles, was ihm nützlich ist, heraus zu ziehen, aufs Beste zu benutzen; alles Vergnügen, das darin möglich ist, abzusondern; nicht wahr? — Daraus dann sich ein Lusthaus bauen, sich hinein setzen, und darin wohnen, heißt das nicht glücklich seyn? Heilmann schwieg eine Weile, antwortete aber endlich: „Das kann wahr seyn, aber auch nicht.“

Nun freilich versetzte Fink: kann es auch nicht wahr seyn. Es kommt nur darauf an, was ich durch das Wort „Nützlich“ und durch das Wort „Vergnügen“ verstehe. Nützlich ist, was des Menschen immerwährendes unsterbliches Leben glücklich machet; und Vergnügen heiße ich, was niemals Reue und Heimweh bringt. Nicht so?

„Ihre Gnaden reden herrlich.“

Nicht herrlich; nur wahr! — Darauf soll der Mensch beständig seinen Blick richten, zu ergründen, was in seinem Schicksale Angenehmes ist; über das Unangenehme aber spreite er den Schleier der Nacht.

Heilmann wußte nicht, was er sagen sollte. Der Mann redete mit solcher Zuversicht und Gewalt, daß man ihm nicht widerstehen konnte; aber er wurde innigst gerühret.

Das habe ich von einem armen Manne gelernt, Herr Rentmeister, fuhr der Herr von Fink fort: Ich und mein Bruder haben eine Kolonie in Pensylvanien, und mein Bruder wohnt dort; auch ich reise zuweilen hin: da ging ich nun einsmals auf den Gütern herum und fand einen alten weißgrauen Mann ein Stück Landes ausroden, um es urbar zu machen; er schien mir ein Teutscher zu seyn. Nun, alter Vater! sagte ich zu ihm: wo ist er her?

Aus Teutschland.

„Wo da?

Aus dem Nassauischen.

„Seyd ihr lang hier?“

Ein Jahr.

„Warum seyd ihr denn in euren alten Tagen noch nach Amerika gezogen?“

Ach, lieber Herr! (er stützte sich auf seine Hacke) wenn ich Ihnen das Alles erzählen sollte, so würde es zu lang werden.

„Das wird mir nicht zu lang, und ich werde Euch auch wohl für eure Versäumniß schadlos halten; denn ich höre gern die Schicksale der Menschen, weil dann Gott mit mir spricht.“ Wir setzten uns und er erzählte:

Ich bin aus einem Dorfe des Fürstenthumes Nassau-Siegen gebürtig und nenne mich Weidenau. Ich war ein armer Knabe, meine Eltern starben mir früh, ich mußte das Vieh hüten und mich damit nähren. Nun lernte ich ein Mädchen in unserm Dorfe kennen: ich liebte sie, und sie liebte mich; wir waren Beide noch jung, und wir heiratheten uns. Nun hörte ich auf, das Vieh zu hüten und ward ein Bauer.

Mein Schwiegervater war dem Ansehen nach ein ehrlicher Mann. Meine Frau, als das älteste Kind, und ich halfen die andern jüngern treulich erziehen. Dieß dauerte drei Jahre fort. Auf einmal kamen Soldaten in unser Haus und holten meinen Schwiegervater nach Siegen, wo er in Ketten geschlossen und in das Gefängniß gelegt wurde. Du allmächtiger Gott, was das ein Schmerz für uns war! meine Schwiegermutter bekam vor Schrecken einen Schlagfluß, daß sie starb. Auch dauerte es mit meinem Schwiegervater nicht lang; er ward überwiesen, daß er falsch Geld gemünzet, und hingerichtet.

Ich vergesse es mein Lebtag nicht, so alt ich auch werde, wie mir und meiner Frau zu Muthe war, fuhr der alte Weidenau fort: es war uns so, als wenn wir todt gewesen wären und nun als Gespenster in der Welt herumwanderten. Unser Pastor besuchte und tröstete uns, so gut er konnte. Endlich faßte ich auf einmal Muth, meine Nachbarn kamen alle zusammen, um von Gemeindssachen zu reden, und ich ging auch dahin. Alle schwiegen still und sahen mich nicht an, als ich kam; ich setzte mich und sagte: Ihr lieben Nachbarn! ihr wißt, was uns für ein Unglück betroffen hat; ihr wißt aber auch, daß ich und meine Frau unschuldig sind. Nun thut uns doch den Gefallen, und seyd nachbarlich mit uns; wir wollen uns so aufführen, daß ihr alle Freude an uns haben sollt, und wir wollen auch nachbarlich seyn; wir können ja nichts dafür; laßt uns doch nicht entgelten, was mein Schwiegervater verschuldet hat! Seht! ich und meine Frau, wir wollen einem Jeden dienen, wo wir können; das sollt ihr sehen und erfahren. Nun fing ich an zu weinen. Alle Nachbarn standen auf, gaben mir die Hand, und versprachen mir, ich sollte eben so gehalten werden, als der Beste unter ihnen. Als ich nach Hause kam, erzählte ich es meiner Frau; uns ward darüber so wohl, als wenn uns nichts passirt wäre, und waren wieder recht vergnügt und glücklich. Hei! dachte ich, was hast du dich zu beklagen? du hast ja deine Nahrung, hast ein gutes Gewissen, und eben so gute Freunde, als ein Anderer.

Das dauerte so einige Jahre fort; da kam mir eine Vieh-

seuche in den Stall, und alles Vieh starb mir weg. Ich und meine Frau grämten uns darüber; denn wir befürchteten, ganz an den Bettelstab zu kommen, weil wir nicht wußten, woher wir wieder Vieh kaufen sollten. Nun dachte ich so darüber nach. Hei! dachte ich: du, deine Frau und Kinder seyd doch alle gesund, du hast ein Gütchen, das gut im Stande ist, hast ein gutes Gewissen und Freunde, was willst du dich beklagen? unser Herr Gott wird weiter sorgen. Und das that Er auch: unsere Nachbarn lehnten uns trächtige Kühe, wir bezahlten das Interesse davon, zogen die Kälber an, und bekamen bald wieder recht gutes schönes Vieh.

Nun kamen die Blattern in unser Dorf. Ich hatte fünf Kinder; der älteste Sohn und die älteste Tochter hatten sie glücklich überstanden, aber die drei jüngsten, zween Söhne und eine Tochter, hatten sie noch nicht gehabt; sie bekamen sie alle Drei zugleich, ein Sohn starb, der Andere ward blind, und die Tochter lahm, so daß sie auf Krücken gehen mußte. Wir glaubten, wir könnten unser Elend nicht überstehen; allein nach und nach fanden wir uns wieder. Unser Pastor sagte uns: Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget Er! und es sey ein Zeichen der Gnade Gottes, wenn man viel Kreuz habe und sich dadurch bessern lasse. Hei! dacht ich, du und deine Frau und die zwei größten Kinder, wir sind doch Alle gesund, wir können unsere Arbeit hübsch fortsetzen; wir haben Brod und ein gut Gewissen. Auch verwahrte das lahme Kind das blinde, damit es nicht etwa falle, oder sich anstoße, und Beide verdienten ihr Brod mit Stricken.

So lebten wir lange Jahre fort: endlich kam die rothe Ruhr, und daran starb mir der älteste Sohn und der blinde Sohn, und die lahme Tochter; ich, meine Frau und Tochter aber blieben gesund. Anfänglich schmerzte mich der Tod meines Sohnes in der Seele, aber bald tröstete ich mich wieder. Hei! dachte ich, deine Kinder waren fromm, sie sind nun im Himmel, auch du wirst mit deiner Frau alt und kommst bald zu ihnen; noch hast du eine brave Tochter, die kann bald heirathen, auch hast du Brod und ein gut Gewissen, was willst du dich grämen!

Nach und nach verfolgte mich ein Unglück über das andere: meine Früchte geriethen nicht mehr, meine Viehzucht war lauter Unglück, ich gerieth nach und nach in Schulden, und es schien, als wenn ich in meinen alten Tagen noch betteln sollte.

Ich und meine Frau weinten Tag und Nacht, bis ich mich endlich faßte. Frau! sagte ich an einem Morgen zu ihr; sieh, es geht Alles hinter sich, es gehen so viele Leute nach der neuen Welt; wir wollen unser Gut, Haus und Hof verkaufen, und auch hinziehen; vielleicht gibt uns dort Gott Glück und Segen! Es kostete mich nicht viel Mühe, meine Frau und Tochter zu überreden: sie beschlossen, mitzuziehen. Hei! dacht ich: jetzt ist dieß größte Unglück wieder überstanden, was willst du dem lieben Gott immer vor der Thüre liegen und klagen? Ich verkaufte Alles, bezahlte meine Schulden, behielt noch vierhundert Gulden übrig, und zog damit fort.

Alles ging gut, bis wir in Holland auf das Schiff steigen sollten; meine Frau sah das große Meer vor sich, und darauf das schwankende Haus, mit welchem sie elfhundert Stunden fortschwimmen sollte; sie sah, wie man da schrie, arbeitete, hineintrug, und machte. Nein, Mann! rief sie: da geh ich nicht hinein! sie fiel auf ihre Knie, sah zurück ins Land hinein, weinte laut und sagte: Du lieber Gott! ich kann nicht glauben, daß Du auf dem großen Wasser bist! nein, ich bleib bei Dir; wo Du bist, da bleib ich und wenn ich mein Brod betteln sollte! Nun kratzte ich mir den Kopf, redete ihr zu, und meine Tochter redete ihr auch zu, ob ihr gleich auch bang war; und endlich, da ich ihr vorstellte, daß Gott auch auf dem Wasser gegenwärtig wäre und so viele Menschen glücklich nach Amerika geführet hätte, Er uns auch glücklich hinführen würde; so gab sie sich darein, und ging mit uns zu Schiffe.

Nun ging Alles gut: die ganze Reise war so angenehm, als sie seyn konnte: wir kamen so weit, daß wir Amerika von fern sahen. Nun entstand ein schrecklicher Sturm, wir wurden gegen Himmel und dann wieder in den Abgrund geworfen, kamen aber immer näher gegen das Ufer; auf einmal

stieß das Schiff grausam auf einen Felsen, so daß es zerborst. Ich und meine Tochter liefen auf das Verdeck, um zu sehen, was vorging; aber, lieber Gott! da sahen wir nun, wie das Schiff augenscheinlich niedersank; der Eine betete, der Andere schrie, daß einem die Haare zu Berg standen; ich wollte herab und in der Angst meine Frau herauf holen, aber — hier fing der alte Mann wieder zu weinen an — da sah ich von der Treppe zur offenen Thüre in die Kajüte hinein, wie sie schon so voller Wasser war und meine arme Frau in dem Wasser arbeitete und herauf wollte. Nun weiß ich nicht mehr, wie mir ward; das aber weiß ich noch wohl, daß mir das arme Weib ganz erbärmlich zurief: ach, lieber Mann, hilf mir! Ich ward ohnmächtig, und weiß also nicht, wie es ferner ging. Als ich aber wieder zu mir selbst kam, lag meine Tochter neben mir auf dem Verdecke, wie todt. Das Vordertheil des Schiffes saß auf dem Felsen fest, einige Menschen waren um uns; das Meer ward ruhig, und wir sahen nun, wie ein großer Nachen oder Boot auf uns zuruderte, um uns abzuholen. Ich ermunterte meine Tochter wieder; und die rief nun mit ringenden Händen nichts anders, als: Ach, meine liebe Mutter! meine liebe Mutter!

Indeß kam nun das Boot an; wir wurden alle darein geladen, und kamen glücklich ans Land. Hei! dacht ich nun wieder: unser Herr Gott hat dich mit deiner Tochter vom Tode erettet und deine gute Frau von allem Kummer erlöset, was willst du klagen? Er wird weiter helfen. Das geschah auch: Er führte uns zu unserem gnädigen Herrn, und da ist uns nun ganz wohl; meine Tochter hat einen braven Mann geheirathet, und wir leben nun recht glücklich.

Was sagen sie zu dieser Geschichte? Herr Rentmeister! fuhr Fink fort.

Was kann ich sagen? antwortete er: ich bin ganz zerschmolzen (das waren sie alle Drei); der gute Mann ist der größte Kreuzträger, von dem ich in meinem Leben gehört habe.

Das ist er, erwiederte Fink: und doch half ihm die Kunst, in allen Unglücksfällen etwas Vergnügendes aufzusuchen und Alles zu ertragen. Meynen Sie nicht?

Während diesen Gesprächen kamen sie unvermuthet in ein reizendes angenehmes Thälchen; es bestand theils aus einem sehr großen Gemüßgarten; zwischen Beiden recht mitten im Thale stand ein großes schönes Haus; auf dieses gingen sie zu, und endlich in dasselbe hinein. Alles fanden sie da voller Leben und Bewegung. Fink führte sie zuerst in einen geräumigen Saal; hier saßen zwanzig Mädchen zwischen zehn und zwanzig Jahren, welche allzusammen Flachs und Hanf gesponnen, so daß man vor dem Geschnurre der Räder sein eigen Wort nicht hören konnte; mitten unter ihnen saß eine etwas betagte Person, welche auch spann und die Andern unterrichtete. Alle Mädchen waren in blau und roth gestreiftes leinen und wollenes Zeug gekleidet, auch ihre Wäsche und ganzer Anzug überaus reinlich und ordentlich.

Von da führte sie Fink in einen noch größern Saal. Hier fanden sie zwölf Leinweberstühle, auf welchen obiges gestreifte Leinen- und Wollenzeug, auf andern allerhand schönes Bildwerk zu Tafelzeug, wieder auf andern allerhand schönes Leinwand gewebt wurde. Achtzehn Jünglinge und Knaben webten und spulten hier. Ein ziemlich betagter Mann hatte als Werkmeister über Alles die Aufsicht, und dieser und die obige Frau waren Eheleute.

Darauf kamen sie in einen andern großen Saal, wo man zu speisen pflegte. An einer großen Tafel saßen auf einer Seite die Mädchen, auf der andern die Knaben, und quer oben her alle Personen, die den Vorstand ausmachten. Dieser bestand aus einem unglücklichen Kaufmanne und seiner Frau, die eigentlich die Haushaltung führten, den Einkauf und Verkauf besorgten, und Alles regierten; dann aus dem Informator, einem sehr braven Kandidaten; endlich aus dem Werkmeister und seiner Frau; mithin in Allem aus fünf Personen.

Auf diesem einsamen und sehr angenehmen Waisenhause unterhielt Herr von Fink seine Gäste auf das Angenehmste und Lehrreichste, und am Abend kehrten sie Alle höchst vergnügt und gerührt nach Rauschenfels zurück. Des Mor-

gens früh reiseten das Fräulein und Rosine mit Herrn Heilmann ab. Herr von Fink gab Rosinen bei dem Abschiede ein versiegeltes Päckchen, mit der Aufschrift: an Jungfer Rosine Meyenbachin, zum Andenken; befahl ihr, dasselbe nicht eher aufzubrechen, als bis sie zu Hause angelangt seyn würden, küßte alle Drei recht herzlich, sprang in sein Cabinet zurück, und ließ sie stehen. Rosine weinte; ja, sagte sie: hier ist weiter nichts zu thun, als zu gehen; jetzt sehen wir ihn nicht wieder. Sie gingen nun zurück nach Markirch. Rosine erzählte unterweges, welch ein herrlicher Mann der Herr von Fink sey und wie er das Waisenhaus ganz aus seinen eigenen Mitteln gestiftet habe.

Von Markirch reiseten sie sogleich fort und durch das paradiesische Elsaß herab. Nun drangen das Fräulein und Heilmann darauf, daß ihnen Rosine ihre Geschichte erzählen möchte, welches sie auch folgender Gestalt sehr gern that.

Als mich die Soldaten ehemals im Walde angriffen, setzte mir Einer die Pistole auf die Brust und drohte, mich zu erschießen, wenn ich den geringsten Laut von mir geben würde; dem ungeachtet schrie ich so sehr ich konnte. Augenblicklich stopfte mir ein Anderer den Mund mit einem Tuche, und man schleppte mich fort. Ich gerieth in eine Art Ohnmacht, und als ich mich besann, befand ich mich auf einem zweiräderigen Fuhrwerke, das mit einem Tuche überzogen und überall fest zugemacht war. Unter mir hatte ich Stroh, auf welchem ich sitzen oder liegen konnte. Der Mond schimmerte durch mein Tuch, so daß es dämmernd um mich her war. Jetzt wußte ich keinen bessern Rath als das Gebet, fing an mit Thränen und mit brünstigem Herzen zu Gott zu flehen, daß Er mich doch in meinen jetzigen betrübten Umständen bewahren wolle! Mit dieser Beschäftigung brachte ich die Nacht zu bis an den Morgen; ich bemerkte den Glanz der Morgenröthe durch das Tuch. Dieß flößte mir eine Art von Beruhigung ein, und ich fiel in einen Schlummer, aus welchem ich aber bald wieder aufgeweckt wurde.

Mein Fuhrmann hielt still, und einer meiner Begleiter machte das Tuch auf und sagte: steig Sie herab, Jungfer! Ich gehorchte. Wir befanden uns auf einer Höhe im Walde. Hier stand ein kleines einsames Häuschen; dabei lag ein Garten, ein Stück Ackerlandes und eine Wiese. In dieses ward ich hinein- und eine Treppe hinauf in ein Kämmerchen geführt.

Das Herz klopfte mir außerordentlich. Meine Soldaten folgten mir nach, und einer von ihnen sagte zu mir: „Jungfer! Sie hat nichts zu befürchten; wir werden Sie zu einem braven Herrn bringen, der Sie heirathen will! diesen Tag liegen wir hier still; und damit Sie Zeitvertrieb habe, soll ich Ihr dieß Buch geben.“ Hiemit zog er die asiatische Banise aus dem Sacke und reichte mir sie hin. Darauf wurde das Frühstück bestellt.

So schrecklich mir der Gedanke war, auf solche Art zu heirathen, so beruhigend war mir die Rede des Soldaten. Ich antwortete mit Thränen: „Meine Herren, bewahren Sie nur meine Ehre! stehen Sie mir bei diesen Umständen als treue Freunde bei! es wird eine Zeit kommen, wo ich es Ihnen vergelten kann.“ Hierauf nahm ich eine ernsthafte Miene an, faßte mich, so gut ich konnte, und las zum Zeitvertreib in der Banise.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß dieses Buch eine so gute Wirkung auf mich hatte. Gleich Anfangs der elende Zustand Balacins, seine Verbergung und Sicherheit auf Talemons Schlosse u. s. w., das Alles flößte mir Muth ein, ob ich gleich wohl wußte, daß es Erdichtung war.

Dieß läßt sich erklären, sagte Heilmann; so lang die Erdichtung wahrscheinlich ist, so lang ist sie aus wahren Geschichten abgezogen, und also immer wahres Beispiel der göttlichen Vorsehung und Führung über die Menschen. Viele einzelne Theile der Geschichte sind wahr, obgleich das Ganze ein Gedicht ist. Hieraus fließt nun immer Beruhigung, die Seele erkennt das Mögliche; sie fühlt, daß ihr trauriges Schicksal glücklich ausgehen kann. Dieß Gefühl erregte den Wunsch in ihr: ach, möchte es dir doch auch so ge-

ben! — Ist sie nun gut gesinnt, so wird dieser Wunsch Gebet; dieß Gebet verschafft Zuversicht; Zuversicht endlich Glaube. Daher sind alle erdichteten, aber wahrscheinlichen Geschichten, wenn sie glücklich ausgehen (aber beileibe nicht das Laster verschönern und überzuckern, sondern wahre Tugend auf die erhabenste Art lehren und den Wegen der Vorsehung vollkommen gemäß handeln), für den leidenden Christen wahre Erbauungs- und Stärkungsschriften; eben so auch die traurigen Geschichten, wenn sie ebenfalls den Gang der Vorsehung wandeln; sie lehren dulden und hoffen und allen Tröst auf die zukünftige Welt richten. Nun fahren Sie fort, Jungfer Rosine.

Den Tag über vertrieben sich die Soldaten die Zeit mit Schlafen und Spielen, gingen aber wechselsweise hinaus, um umher zu schauen, ob nicht etwas Gefährliches vorfiel. Mich bewachten sie sehr genau, ließen es mir aber an nichts Nöthigem fehlen. Dieß Häuschen muß sehr abgelegen seyn, denn ich bemerkte nicht einmal einen Fuhrweg, vielweniger eine Landstraße.

Des Abends, mit dem Anfange des Mondes, wurde ich wieder auf die Karre gebracht, und nun reisten wir weiter, ich kann aber gar nicht sagen, wohin. Das dauerte wieder die Nacht durch; bald schlief ich, bald wachte ich, bis wir des Morgens früh mit Anbruch des Tages still hielten. Nun hörte ich, wie meine Begleiter zusammen Rath hielten: ich verstand wenig davon, aber so viel verstand ich, daß wir bald an einem Hause seyn müßten, welches man für uns nicht sicher genug hielt, um den Tag daselbst auszuruhen. Mein Fuhrmann, ein fremder Bauer, bog also zur Seiten aus, und wir fuhren durch viele Gesträuche hin, welches ich an dem Schlagen der Büsche gegen mein Tuch gewahr wurde.

Nach einer halben Stunde, als es so ziemlich licht geworden, hielten wir stille und man hieß mich aussteigen. Wir befanden uns wieder in einem Walde, und zwar bei einem alten verfallenen Schlosse. Schleunig führten mich die Soldaten in das Gemäuer hinein. Zwischen den Schutthaufen

fanden wir ein halb verfallenes Gewölbe; hier setzten wir uns auf Steine und einer ging fort, um für uns Essen zu holen.

Indem nun die andern Soldaten saßen und alle mit den Köpfen nickten, nahm ich mein Buch wieder zur Hand und las. Auf einmal fielen etliche Schüsse, und am Rufen und Bellen der Hunde merkten wir, daß eine Jagd in der Nähe seyn müsse. Meinen Begleitern war gar nicht wohl bei der Sache, in meinem Gemüthe aber stieg ein Strahl der Hoffnung zur Befreiung auf; doch hielt ich mich ruhig und erwartete mein Schicksal. Zuweilen schlich ein Soldat zwischen das Gemäuer und lauschte. Endlich aber zog sich die Jagd näher herbei, und auf Einmal hörten wir einen Wortwechsel mit unserm Fuhrmanne. Meinen Soldaten wurde bang, und nun sah ich, daß sie feige Kerls waren. Ich stand auf und wollte hervorgehen, doch so viel Herz hatten sie noch, daß sie mich zurück hielten. Indessen rief ich Hülfe! so laut ich konnte; allein es erschien keine Rettung für mich, die Jagd zog sich weiter und Alles wurde still. Der Fuhrmann wurde befragt, wer bei ihm gewesen und was man mit ihm geredet habe? Er antwortete, es sey ein vornehmer junger Herr mit zwei Jägern zu ihm gekommen, habe ihn gefragt, was er da mit der Karre mache? er hätte ihm geantwortet: daß er eine arme kranke Frau nach dem benachbarten Dorfe geführt habe. Die Jäger hätten hierauf gesagt: es gehe doch kein Weg hieher, was er denn hier mache? Darauf hätte er geantwortet: er wolle dürres Holz auflesen und mit nach Hause nehmen. Nun wären sie weggegangen.

So wie mir hernach der Herr von Columbin erzählte, so war er der junge Herr selbst gewesen: er besuchte auf der Rückreise von Trier einen Jungen von Adel, der mit ihm in Paris gewesen. Dieser stellte eine Jagd an, um ihm ein Vergnügen zu machen. Er hatte aus den herumgeschickten Steckbriefen meine Entführung vernommen, und dieß machte ihn auf alles Ungewöhnliche aufmerksam, so daß ihm die Karre des Fuhrmanns schon verdächtig vorgekommen war.

Wir brachten diesen Tag in unserm Gewölbe ruhig zu.

Des Abends begaben wir uns wieder auf den Weg und fuhren die Nacht eine ziemliche Strecke fort. Des Morgens, bei Anbruch des Tages, hörte ich nicht gar weit von uns eine Kutsche rollen, und bemerkte, daß mein Fuhrmann schneller fuhr und die Soldaten unruhig wurden. Ungefähr nach einer halben Viertelstunde hörte ich Einen bei meiner Karre laut rufen: rühre sich keiner, oder er ist des Todes! — wer ist in der Karre? Ich rief: Hülfe! Hülfe! ich bin von dem Schlosse Beulenburg. Ha! hörte ich nun wieder: dacht ich es nicht? — Der erste, der einen Finger beweget, ist des Todes! Fuhrmann, halt! mache das Tuch ab! augenblicklich war mein Tuch weg, und nun sah ich meine Soldaten stehen wie steinerne Bilder; neben meiner Karre aber standen drei Mannspersonen, wovon der eine Columbin, und die andern zwei ein Laquai und ein guter Freund von ihm waren. Als Columbin mich sah, sagte er: das ist sie! genau so ist sie in den Steckbriefen beschrieben. Nun befahl er den Soldaten, ihr Gewehr abzulegen, welches sie sogleich thaten. Flinten hatten sie nicht, aber Pistolen und Degen. Der Laquai nahm nun die Gewehre sämmtlich. Ich stieg indessen herab. Auf einmal sprangen meine Soldaten alle in das Gebüsch hinein, und fort waren sie.

Mit größter Behutsamkeit wanderten nun meine neuen Begleiter mit mir fort und mein Herz begann leichter zu werden. Der Herr von Columbin, etwa 24 Jahre alt, war ein feuriger Herr und sehr ansehnlich; er bot mir den Arm und führte mich zu seiner Kutsche, die nicht weit von da auf der Landstraße hielt; ich mußte einsteigen; und nun bat mich Columbin, nachdem er mir gesagt hatte, wer er war, um meine Geschichte und fügte gar freundlich hinzu, daß ich vollkommen sicher bei ihm sey. Ich fand gar keinen Anstand, ihm Alles zu erzählen, was bis dahin mit mir vorgegangen war, nur verbarg ich meine Neigung zu Florentin vor ihm und bat ihn zuletzt, mir zu helfen, damit ich wieder zu meiner Herrschaft käme. Dieß versprach er mir zwar, allein er bedauerte, daß er dazu keine sichere Gelegenheit wüßte, bis er auf sei-

nen Gütern wäre, welche noch einige Meilen entfernt seyen. Ich gab mich zufrieden, doch verlangte ich, daß man mir erlauben möchte, an den Herrn von Beulenburg zu schreiben; Columbin erlaubte mir das gern, sobald wir nur angelangt seyn würden.

Nach dem Mittagessen führte mich Columbin spazieren. Hier fing er nun an, mir zu sagen, daß er in mich verliebt sey, daß ich ihm wohlgefalle und daß ich ihn wieder lieben möchte. Dieser Antrag erschreckte mich außerordentlich und ich antwortete ihm, er möchte mich doch mit dergleichen Zumuthungen verschonen; ich sey schon versprochen und in aller Absicht eine Braut; ich hätte das Zutrauen zu einem so edelmüthigen Kavalier, daß er nie etwas gegen meine Ehre unternehmen würde. Diese Antwort machte ihn sehr traurig. Nein, versetzte er, das soll nicht geschehen; aber lieben müssen Sie mich, es mag auch kosten, was es will.

Nun sah ich wohl ein, daß es mit meiner Befreiung noch im weiten Felde stand; doch faßte ich Muth. Bei allen Liebkosungen, die er mir auf der Reise erzeigte, war er bescheiden; nur war weder an Rückkehr, noch an Briefschreiben zu denken.

Den dritten Tag kamen wir nach Rauschenfels. Er hatte noch andere Güter im Elsaß, wo seine Familie, die aus seiner Mutter und Schwester besteht, sich sonst aufzuhalten pflegt; beide aber waren seit einem Jahre in Paris. Hier machte er nun eine Einrichtung, um mir alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, fing auch an, stärker in mich zu dringen, und machte mir kostbare Präsente, die aus allerhand Kleidungsstücken und Schmucke bestanden; ich legte aber Alles beiseite und rührte nichts an: nur bat ich um einige Wäsche, damit ich mich rein halten konnte, und diese, auch was mir sonst nöthig war, wurde mir im Ueberflusse verschafft.

Columbin hütete sich anfänglich, mir beschwerlich zu fallen; er ging täglich mit mir um, war über die Maßen liebreich, suchte auf alle Weise mir seine Liebe zu erkennen

zu geben, aber verwegen war er nie. Dieß dauerte so einige Wochen; während der Zeit wurzelte seine Leidenschaft so tief ein, daß er begann, ungestümm zu werden. Dieß hatte ich aber schon lange befürchtet, und daher mich bereit gehalten, jedem Kampfe zu widerstehen.

Einsmals an einem Abende kam er zu mir; sein Gemüth war unruhig und auf seiner Stirne tiefe Schwermuth: es war November und die Sonne im Begriffe, unterzugehen. Nachdem er einigemale im Zimmer auf- und abgegangen war, ohne ein Wort zu reden, ergriff er hastig einen Stuhl und setzte sich vor mich; die lichten Strahlen der Sonne fielen schräg über sein Gesicht hin, und aus seinen Augen rollten Thränen über die Wangen herab. Engel! fing er an, ist es denn keinem Menschen erlaubt, sich mit Ihnen zu verbinden?

„Ja, sagte ich; Herr von Columbin! warum sollte das nicht erlaubt seyn?"

Aber warum sind Sie denn so hart gegen mich? fragte er ferner.

„Ich antwortete: weil Sie der Mann nicht seyn können, mit dem ich mich verbinden kann. Bedenken Sie, vortrefflicher Mann! wenn Sie eine Braut hätten, die Sie über Alles liebten! z. B. wenn ich nun Ihre Braut wirklich wäre, ein Anderer aber setzte mich auf solche Proben, und ich blieb Ihnen so getreu, wie ich jetzt meinem Bräutigam getreu bleibe; was würden Sie von ihm und was von mir halten?"

Er fuhr fort und erwiederte: ich würde ihn für einen Teufel halten und Sie für einen Engel. Ach Rosine! das macht mich immer rasender, daß Sie so eine edle Seele sind und ich Sie doch nicht besitzen kann. Ach, haben Sie Mitleiden mit mir!

„Von Herzen! sagte ich und fing an zu weinen: Sie dauern mich von Grund meiner Seele. Allein wenn ich auch sterben müßte, so würden Sie nie einen andern Entschluß hören, als daß ich Sie niemals nach Ihren Absichten lieben kann: übrigens fühlt mein Herz eine Freundschaft für Sie, die den höch-

sten Grad ersteigt, der zwischen uns Beiden ohne Verletzung des Gewissens möglich ist und diese Freundschaft bitte ich mir von Ihnen aus.

Diese Behandlung hätte gefährliche Folgen für mich haben können; und wahrlich! ich wagte so viel, daß mir noch die Haut schaudert, wenn ich es bedenke. Indessen war meine Absicht rein, und ich fühlte wirklich eine Freundschaft für ihn, die wenig Beispiele hat. Gott bewahrte mich jedoch bei aller meiner Unvorsichtigkeit. Er schloß mich in die Arme, und ich merkte, daß er auf dem Punkte stand, mit mir zu ringen; allein plötzlich fuhr er auf, sprang zurück und rief: Wie! Sie legen mir Ihr unschuldvolles Herz in meine Hand, vertrauen mir Ihre Ehre an, und ich sollte zum Räuber daran werden? Nein! — Nun ward er ruhig. Dieß freute mich dergestalt, daß ich mich nicht enthalten konnte, in seiner Gegenwart Thränen zu vergießen und laut Gott zu danken; ja ich glaubte sogar, er würde mich nun entlassen und nach Hause schicken: allein an dem war es noch nicht.

Ich erfuhr nach und nach, daß es seine Absicht gewesen, mich blos zur Gesellschafterin bei sich zu behalten, nun aber begann er ernsthaftere Gesinnungen anzunehmen; er wollte wollte mich nämlich ordentlich heirathen. Diesen Antrag that er mir in einer so sonderbaren Zuversicht, als wenn ich gar an keinen Abschlag hätte denken können. Allein er erfuhr, daß ich bei diesem anscheinenden Glücke eben so unbeweglich war, und daß ich ihm meinen Bräutigam auch in diesem Falle nicht aufopfern wollte. Nun wurde er zornig, und fing an, mir schwere Leiden zu machen. Diese Behandlung begann um Weihnachten, und dauerte bis in die Mitte des Januars. Was ich in dieser Zeit ausgestanden, das ist nicht zu beschreiben: ich war in einer engen Gefangenschaft, bekam sehr schlechte Kost, oft nur Brod und Wasser, hatte kein Bett mehr, sondern schlief auf bloßem Stroh, und das Zimmer oben auf dem Thurme wurde eben so viel geheizt, damit ich nicht erfrieren konnte. Dieses Leben wurde mir

so sauer, daß ich oft mit Thränen um Erlösung oder um den Tod bat. Columbin selbst kam nie zu mir; aber er ließ mich alle Tage durch einen alten Bedienten fragen, ob ich ihn heirathen wollte? und alle Tage bekam er auch die Botschaft, daß es niemals geschehen würde.

Endlich wurde ich vom Kummer und Elend schwächlich, so daß mein liebender Feind anfing, meinetwegen besorgt zu werden. Er erlöste mich also und brachte mich auf mein gewöhnliches Zimmer, wo Sie mich gefunden haben. Nun fing er wieder an zu betteln, und mit Güte zu versuchen, was ihm mit Strenge nicht gelungen war. Endlich aber wurde ich der ganzen Sache müde, und faßte einen muthigen Entschluß, mir diesen lästigen Freier vom Halse zu schaffen, es möchte auch kosten was es wollte. Als er daher einsmals mit allen ersinnlichen Liebkosungen und guten Worten in mich drang, fing ich an: „Herr von Columbin! ich bin eine Bauerstochter, aber Mensch sowohl als Sie. Ihr Gott ist mein Gott, und mein Glück mir so theuer, als Ihnen das Ihrige. In Betrachtung einer Heirath zwischen uns Beiden handeln wir als Menschen, folglich habe ich eben das Recht, das Sie haben. Ihr Herren betrachtet uns Mädchen als Geschöpfe niedriger Gattung; da irren Sie weit: als Mensch bin ich Ihres Gleichen, und habe eben das Recht über mich, das Sie über sich haben; und wofern Sie noch Einmal das Herz haben, mir ferner, wie bisher, solche Sachen zuzumuthen, so sage ich Ihnen frei heraus, daß ich Mittel brauchen werde, die Sie in Erstaunen setzen sollen!“

Columbin ging tiefsinnig auf und ab, schwieg eine Zeitlang, sagte aber endlich mit Thränen: Sie sind mehr als Pamela! „Nein, fiel ich ihm in die Rede: Pamela würde eben so gehandelt haben, wie ich, wenn sie einen Bräutigam gehabt hätte.“ Ach, fuhr er fort: wie unglücklich bin ich! bin denn ich Schuld daran, daß Sie viel Gewalt auf mein Herz haben? Und wo ist der Weise, der der größten aller Leidenschaften gewachsen ist? Der Weise sind Sie, antwortete ich: ich weiß, Sie können sich überwinden, wenn Sie nur wollen;

geben Sie mir meine Freiheit, so werden Sie nach und nach ruhig werden. O Columbin! es ist eine unordentliche Leidenschaft. Wäre ich frei, hätte aber keine Neigung zu Ihnen, so könnte vielleicht die Zeit doch nach und nach eine Liebe, so wie Sie sie wünschen, in meinem Herzen hervorbringen; aber jetzt ist es unmöglich, auf immer unmöglich!"

Nun faßte er sich wieder: Hören Sie, Rosine! fuhr er fort: Eine Freundschaft müssen Sie mir noch erzeigen; bleiben Sie diesen Winter hier, ohne nach Hause zu schreiben; ich schwöre Ihnen, daß ich Sie nicht mehr beschweren werde. In ihrer Gesellschaft will ich diese Zeit über mit größtem Eifer und Fleiße meine Liebe bekämpfen; durch Ihren liebreichen Umgang geleitet, will ich mich nach und nach von Ihnen abgewöhnen. Schlagen Sie mir diese letzte Freundschaft nicht ab; es ist Menschenliebe, die Sie mir nicht versagen dürfen.

Ob ich wohl voraus sah, daß dieser Weg nicht zu seiner Genesung führen würde, so willigte ich doch in sein Begehren, und versprach ihm, bis zum Frühjahr zu bleiben. Was hätte mir auch eine abschlägige Antwort geholfen? Ich war nun einmal in seiner Gewalt, und er würde mich ohnehin nicht haben ziehen lassen. Dieß beruhigte ihn sehr; indessen glaubte ich nicht, daß es ihm mit seiner Genesung ein Ernst war, sondern daß er vielmehr suchte, die Zeit zu verlängern, um wo möglich meine Liebe noch zu gewinnen. Dieß Leben kam mir vor, wie eines Soldaten im Felde; alle Augenblicke mußte ich auf meiner Hut seyn, damit ich nicht überfallen würde.

Oft und vielfältig habe ich die Bemerkung gemacht, daß die hohe Tugend, welche die Romanenschreiber ihren Frauenzimmern zueignen, eben so übertrieben seyen, als die Schönheit dieser Heldinnen. Ich gestehe wenigstens offenherzig, daß mich die Ueberwindung meiner selbst noch manchen blutigen Kampf gekostet habe. Die Einsamkeit, ein schöner junger Herr, und die vielen reizenden Anfälle desselben machten mich oft schwach, daß ich auf dem Punkte stand, zu fallen.

Allein die Vorsehung bewahrte mich: entweder kam Columbin nicht, wenn mein Herz am schwächsten war; oder hörte er auf zu stürmen, wenn ich fast überwunden war; oder ich bekam lebhafte Eindrücke von etwas Ernsthafterem. Kurz! Gott hat viele geheime und unbekannte Mittel, die Seinigen zu bewahren, wenn man sich nicht muthwillig in die Gefahr begibt. Ein Beispiel muß ich Ihnen doch erzählen: Einsmals kam Columbin und brachte mir einen Roman, der an Feinheit und Pracht des Styles und der Kupfer seines Gleichen nicht hatte. Er war französisch und mit aller dieser Nation eigenen schlüpfrigen Zärtlichkeit geschrieben; eben so waren die Kupfer wollüstig und schön. Columbin fing an, mir letztere zu zeigen und die Feinheit des Stiches zu rühmen. Die Neugierde trieb mich an, darauf zu merken, und die Vorstellungen der Gemälde wirkten auf mich. Nun fing er auch an, Sachen zu lesen, die zu den Kupfern gehörten, wodurch mein Feuer noch mehr angeflammt ward; kurz, ich befand mich in einer Fassung, in welcher ich Columbin den schwächsten Widerstand würde gethan haben, wenn er mich nicht für reiner gehalten hätte, als ich damals wirklich war. Und wer weiß, was endlich doch daraus geworden wäre, wenn mich nicht auf einmal ein Allarm im Hause von meiner Gefahr befreit hätte. Columbin lief hin, und ich fühlte in dem Augenblicke einen Schauer mit einem tiefen Schmerze verbunden, daß ich mich so vergessen hatte, und dankte Gott auf den Knieen für seine gnädige Bewahrung.

Ein Vierteljahr durch hatte ich ziemlich Ruhe vor Columbins hitzigen Anfällen. Ich merkte gar wohl, welche Gewalt er sich anthat: er besuchte mich oft in zwei Tagen nicht, oft aber waren seine Besuche wieder häufiger. Wenn ich freundlich mit ihm redete, so thaute sein Herz auf und er vergoß stille Thränen; war ich aber still, so verdoppelte er seine Liebkosungen, so daß, um derselben los zu werden, ich wieder freundlich seyn mußte.

Endlich kam das Ende meiner schweren Prüfung. An ei-

nem Abende gegen das Ende des Aprils entstand auf Einmal eine Unruhe im Schlosse, und Columbin kam ängstlich auf mein Zimmer. Ach, Rosine! rief er: folgen Sie mir, ich muß Sie verstecken; mein Onkel (das war der Herr von Fink) ist gekommen, der darf Sie nicht sehen; er ergriff mich, um mich mit Gewalt fortzuschaffen: ich entriß mich aber seinen Armen, und sagte: „Nein, mein Herr! ich bin keine Uebelthäterin; ich darf mich vor einem Jeden sehen lassen.“ Um Gottes willen, kommen Sie! rief er wieder, und zog mich fort. Ich sträubte mich aber mit aller Gewalt und riß mich los. Ueber diesem Weigern trat Fink in das Zimmer, stand, und sah uns an. Was gibt's Vetter! war sein Willkommen von einer halbjährigen Reise nach Holland. Columbin sah erröthend und schweigend auf die Erde. Und Sie, Mamsell! wer sind Sie? was? — Ich fing an zu weinen, und erzählte ihm die ganze Geschichte. Ist das so ganz wahr, Herr Vetter? fragte Fink ferner; Columbin antwortete: ja! „Nun da haben Sie Ihrer Familie einen Schandfleck angehängt. Heute gehen Sie mir aus dem Gesichte! Morgen und übermorgen, oder noch drei Tage gebe ich Ihnen Zeit, und dann nach Paris, hören Sie! — haben Sie der Jungfer noch was zu sagen? wie?“ Halb taumelnd ging er fort, und binnen etlichen Tagen nach Paris.

Nun, mein Kind! sagte Fink sehr ernstlich zu mir: hat Ihnen mein Vetter ihre Ehre geraubt, so vermache ich Ihnen lebenslänglichen Unterhalt. Antworten Sie mir nach der Wahrheit! Nun wacker! — und wenn sie schwanger sind, so bekommen Sie noch mehr, damit auch Ihr Kind versorgt werde — gehen Sie aber, und lassen Sie sich in Ihrem Leben nicht mehr hier sehen! wie meynen Sie!

Diese Rede war edel, groß, erhaben, aber sie brachte mich so auf, daß ich vor Zorn glühete. „Gnädiger Herr! fing ich an: bis dahin habe ich von Ew. Gnaden Gütern weiter nichts bekommen, als was zum Leben gehört, und auch das noch gegen meinen Willen. Wollen dieselben aber frei-

gebig seyn, so seyen Sie es gegen den, der es bedarf; ich finde bei meiner Herrschaft Alles, was ich brauche; und wenn es da fehlte, bei meinen ehrlichen Eltern. Und nun erlauben Sie mir, daß ich nach Haus schreibe, damit man mich abhole. Was aber das Rauben der Ehre und gar die Schwangerschaft betrifft — gnädiger Herr! das durchdringt mir die Seele. Ehe es dahin gekommen wäre, hätte der Herr von Columbin bluten müssen (bei diesen Worten zog ich ein scharfes großes Federmesser heraus); erstochen hätte ich ihn nicht, wohl aber schwer verwundet.

Fink sah mich während dieser Rede starr an. Nu! nu! antwortete er: so weit hätte es Gott nicht kommen lassen, es gibt noch immer gelindere Mittel. Meynen Sie nicht? Nun ging er fort, ich aber dankte Gott von Herzen über die Ankunft dieses Herrn; denn ich sah gleich, daß er ein großer edler Mann war. Nach einer kurzen Zeit kam er wieder, sah ganz heiter und freundlich aus, so daß ich wohl merken konnte, meine Antwort müsse ihm gefallen und ihn beruhiget haben. Von der Zeit an mußte ich mit ihm essen und in seiner Gesellschaft leben; er erlaubte mir, nach Hause zu schreiben, und durch alle seine Unterredungen mit mir suchte er immer nach seiner Art mir seine Hochachtung zu erkennen zu geben und mich in allerhand Sachen zu belehren, so daß ich seit der kurzen Zeit, die ich bei ihm zugebracht, in einer wahren Schule gewesen bin; besonders machte er mir die vortrefflichsten Anmerkungen über meine Lebensgeschichte, die ich ihm in Verbindung mit Florentins Geschichte ganz umständlich erzählte, und zog Lehren daraus, die ich in Zukunft zu beobachten habe und nie vergessen werde.

Mit allerlei Gesprächen brachten unsere drei Reisende die Zeit vergnügt zu, und langten den dritten Tag glücklich zu Beulenburg an. Allenthalben war Freude über Rosinens Ankunft.

Nun machte auch Rosine das Päckchen auf, welches ihr der Herr von Fink mitgegeben hatte: sie fand eine kostbare

Schnur Perlen, eine Banknote von zweitausend Gulden, und folgendes Brieschen:

„Vortreffliche Rosine! nehmen Sie beiliegendes Geschenk zum ewigen Angedenken Ihrer Leiden auf dem Schlosse Rauschenfels, im Namen meiner Familie von mir an, von welcher Sie durch meinen Vetter höchlich beleidiget worden sind. Die Perlen sollen Ihnen ein Zeichen Ihres Sieges über das Laster seyn, die Banknote mag Ihnen forthin die Bequemlichkeit und das Vergnügen verdoppeln, die Sie hier ganz unverschuldet haben entbehren müssen; sie ist in Amsterdam zahlbar. Und dieß Papier ist ein Wechsel auf meinen Vetter ausgestellt, vermöge welcher Ihnen ein Jeder gleich nach Sicht auf Rechnung meines Vetters, die Ehrfurcht bezahlen wird, die man einer Person von so erhabener Tugend schuldig ist.

Peter von Fink.“

Beulenburg, dem sie den Brief zeigte, lächelte darüber und sagte: Ein herrlicher Wechselbrief! der ihr mehr Ehre macht, als Columbin's Adel: den Herrn von Fink kenne ich durch das Gerücht als einen außerordentlichen Mann von Charakter, außerordentlich in seiner Tugend und Religion, und außerordentlich reich. Er war Kapitain zur See in holländischen Diensten, nahm aber bald seinen Abschied und zog nach Amerika, wo er eine sehr schöne Kolonie angelegt hat; diese übertrug er seinem Bruder, behielt aber seinen Antheil daran. Der Herr von Columbin wurde in Holland mit ihm bekannt und heirathete seine Schwester. Fink zog mit ihm in das Elsaß auf seine Güter. Nun glaube ich, daß er das Gut Rauschenfels an sich gekauft habe; denn es hat, so viel ich weiß, der Columbin'schen Familie nie zugehört.

Rosine mußte nun auch ihrer Herrschaft Alles erzählen, was ihr während der Zeit ihrer Abwesenheit wiederfahren war. Beulenburg und seine Gemahlin schätzten sie jetzt noch höher als vorhin, weil sie nun ihren edlen, festen und

tugendhaften Charakter noch besser kannten. Ihren Eltern wurde durch einen Boten ihre Ankunft bekannt gemacht; sie kamen nebst Lorenzen und Marthen, besuchten sie, und die Freude war unbeschreiblich. Das Geheimniß von Rosinens Entführung aber blieb noch immer unentwickelt; der Lieutenant Hallenborn war zwar im größten Verdachte, allein öffentlich und mit Zuversicht ließ sich doch nicht davon reden. —

Die Geschichte

Florentins von Fahlendorn.

Zweiter Theil.



Die Geschichte
Florentins von Fahlendorn.

Nachdem nun alles wieder in Ordnung und Ruhe war und Rosine ihre vorige Stelle bei dem Fräulein von Beulenburg versah, kam im Anfange des Brachmonats ein Pack Briefe aus Holland, oder vielm hr aus Surinam von Florentin an, welcher seine Geschichte bis an den Zeitpunkt enthielt, da er abgegangen war.

Mit der größten Gemüthsbewegung erbrach Rosine ihren Brief von Florentin, welcher voll der zärtlichsten Ausdrücke, Versicherungen ewiger Liebe und Aufmunterung zur Geduld und zum Ausharren war. Er hatte sich mit Fleiß gehütet, Klagen über weite Entfernung, oder Zweifel wegen des Wiedersehens mit einfließen zu lassen; sondern seine Ausdrücke waren voller Zuversicht, daß er dereinst auf immer mit ihr vereinigt sein Leben zubringen würde. Auch in allen Briefen, die er an seine Herrschaft, an Rosine und an Heilmann geschrieben hatte, zeigte er eine große und standhafte Seele. Der Brief an Karl und an Rheinwald wurde nach Göttingen geschickt. Seine Geschichte war besonders abgefaßt und lag unversiegelt im Pakete, so daß sie ein Jeder für sich lesen konnte. Ich will sie hier meinen Lesern von Wort zu Wort mittheilen, so wie sie ihm aus der Feder geflossen ist.

Florentins von Fahlendorn Reisegeschichte.

Nachdem meine Väter vor dem Pampus weggereiset waren, lichteten wir unsere Anker und fuhren durch den Texel

hinaus ins große Meer. Die ersten Tage unserer Reise brachte ich mehrentheils auf dem Verdecke zu, weil es schön Wetter war. Der Geistliche aus dem Würtembergischen, Herr Schmid, war immer in meiner Gesellschaft; unsere Herzen waren wie zerschmolzen: oft saßen wir schweigend beisammen, und wenn wir uns ansahen, dann waren unsere Augen feucht. Ueber mir sah ich den blauen Himmel klar und hell wie ein Lasur; er schien mir wie eine unermeßliche Halbkugel auf der großen Wasserfläche zu ruhen, auf welcher ich dahin schwamm. Dort strahlte die Sonne auf uns herab. O! dachte ich; du holdselige Menschenfreundin begleitest uns mit deinem allgegenwärtigen Lichte und mit deiner Alles belebenden Wärme! — Der dich gemacht hat, ist noch mehr allgegenwärtig wie du! Du leuchtest jetzt eben sowohl meinen liebsten Freunden dort, wo sie in ihren Kammern sitzen und mit Schwermuth auf dein Licht blicken, das du durch die Fenster auf den Boden hineinwirfest, als mir; vielleicht pflügen jetzt meine Väter an den schiefen Bergseiten nah am grünen Gebüsche, oder neben den blumenreichen Wiesen und weinen um mich; indessen pflüge ich mit meinen Gefährten den Ocean und säe Thränen! — Dann schaute ich über die Wasserfläche hin, und ganz unbekannte Empfindungen durchdrangen mein Innerstes. Ein unabsehlicher, graulich-grüner Spiegel voller Bewegung, und kleine Wellen bedeckten ihn ganz und zogen unter dem gelinden Wehen des Ostwindes von den deutschen Küsten nach den englischen hin; sie plätscherten an das Schiff und ersetzten uns mit ihrem dumpfen Geschwätze das frohe Zwitschern des Waldes. Ich kehrte mich zu meinem Freunde Schmid und sagte mit Thränen in in den Augen: Freund! wo Bewegung ist, da ist Gott! — und wo Gott ist, da ist Seligkeit! — Was kann die Sonne dafür, daß der Blinde sie nicht siehet? und Gott, wenn der Mensch seine Seligkeit nicht empfindet? Schmid umarmte mich und schwieg.

Ich bemerkte eine sonderbare Veränderung in meinem Gemüthe; immer hatte ich die Menschen lieb, aber jetzt fühlte ich etwas Unbeschreibliches! Meine Liebe gegen alle, die

auf dem Schiffe waren, kam mir unbegränzt vor, den geringsten und wildesten Matrosen hätte ich umarmen und küssen mögen; auch konnte ich mich nicht enthalten, gegen Jeden außerordentlich freundlich zu seyn. Ich sah uns alle als eine ganz einsame Gesellschaft an, die eine abgesonderte, kleine Welt allein bewohnten. Wenn ich nun oft das wilde Gezänk, den Groll und das rohe Leben des Schiffsvolkes beobachtete, so betrübte ich mich aus der Maßen. Gott! dachte ich, wie ist das möglich? — uns alle zusammen verbindet jetzt Ein Zweck, Eine Gefahr, Einerlei Geschäfte, und Ein gesellschaftliches Band zu Einem Körper; sollten wir uns nicht alle mit einer vollkommenen Liebe lieben? — Diese Empfindungen entdeckte ich meinem Freunde Schmid. Er lächelte und antwortete mir: Gerade so ist es mir auch. Ich schwieg eine Weile, meine Gedanken schwangen sich nun höher und ich sagte ferner: Freilich, mein Freund! kommt es uns wunderlich vor, daß diese kleine Welt das Band der Menschheit nicht fühlt; aber ist sie denn nicht ein Theil der Großen? — Hat nicht ein Tropfen Wasser die nämlichen wesentlichen Eigenschaften, die der Ocean hat? — Unsere Erdkugel ist eben so ein Schiff: wir schwimmen auf derselben Jahr aus und ein im großen ätherischen Meere der Schöpfung herum, und, Freund! wie geht es nicht auf diesem großen Schiffe zu? — Jetzt wollen wir beide einmal in Gedanken reisen! Gesetzt, wir bekämen Flügel; sanft schwüngen wir uns Hand an Hand durch jene Lüfte hin, schnell wie ein Gedanke eilten wir fort, endlich drehten wir uns einmal um, breiteten unsere Schwanenflügel weit in den Aether hinein und schauten nach unserer Erde hin, sähen sie bräunlich und schön wie den Knaben David im Sonnenlichte ruhen, blickten uns brüderlich an, Bruder! was würden wir dann empfinden? — Schmid schauderte zusammen, umarmte mich und weinte. Warme Liebe, fuhr ich fort: würde unsere Seelen durchdringen; Einer würde zum Andern sagen: Dort ist Mutter Erde! wo wir so viel gelitten, wo wir so viel geselliges Vergnügen genossen haben. Dort wallen noch unsere hinterlassenen Freunde, weinen und säen. Dort sitzt noch immer der Weise einsam,

und grübelt, was hinter dem Vorhange der Ewigkeit geschehen mag! Dort, schau! auf dem kleinen Kügelchen, kaum einer Faust groß, wo das vernünftige Ungeziefer, der Mensch, im Staube wühlt, blos einen Tag durchlebt, und doch so groß thut, gibt es Welche, die dem Allmächtigen trotzen und sich hoch über Andere erheben! Andere setzen sich auf goldene Stühle und lassen sich anbeten; Andere sammeln sich ein Häufchen Koth, setzen sich darauf und brüsten sich. Barmherziger Gott! was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und ein Menschenkind, daß du dich seiner annimmst?

Schmid und ich wir wurden beide so warm und so weich, daß wir weinten. Dann schnurrte ein Matrose vor uns her und pfiff.

Wie aber, Freund! versetzte Schmid, wenn wir nun gottlos gelebt hätten? dann würde uns zu Muthe seyn, wie einem wollüstigen Muttersöhnchen, das aus aller seiner Herrlichkeit auf ein solches Schiff verbannt und nach Ostindien geschickt wird. Das Heimweh, welches einen solchen Menschen quält, muß ein Vorgeschmack der Hölle seyn; mir deucht auch, daß ein großer Theil der Höllenqualen in einem unaussprechlichen Heimweh ohne Hoffnung bestehe.

Mir kommt es auch so vor, versetzte ich: Laßt uns die Sache einmal recht lebhaft vorstellen. Gesetzt, wir hätten von Jugend auf ohne Nachdenken fortgelebt; alles sinnliche Vergnügen, das uns vorgekommen wäre, hätten wir genossen, ohne uns um Gott, oder um die Besserung unserer selbst zu bekümmern; wir hätten unzüchtig und wollüstig gelebt, mit unsern Freunden schmausende Gesellschaften gehalten, dort unsere Zeit verlacht, verspielt, vertändelt; wir wären von einer Lustbarkeit, von einem sinnlichen Vergnügen zum andern übergegangen, jeder Zwischenraum wäre uns langweilig gewesen; in unserm Berufe hätten wir nur die Absicht gehabt, uns selbst zu versorgen, einen Vorrath für uns zu sammeln; das gemeine Beste, die Vervollkommnung unseres Verstandes, unserer Seelenkräfte und unsers Nebenmenschen hätte uns nie angelegen; blos auf Ehre, Ansehen und Reichthum wären unsere Bemühungen gerichtet gewesen u. s. w.

Ich will jetzt von einem Bösewichte nicht reden, der vorsätzlich zum Schaden wirkt; sondern von einem Alltagsmenschen, der gerade dem Triebe seiner eigenen Natur folget: gesetzt, ich wäre ein solcher, nun würde ich krank, kaum dächte ich an das Sterben. Nein! schleunig würde ich zum Arzte schicken. Er kommt, tröstet mich mit baldigem Aufkommen, verschreibt mir Arzneien; ich werde kränker, immer kränker; ich fürchte den Tod, noch tröstet mich der Arzt, aber ich glaube ihm nicht mehr; ich besinne mich, stelle mir mein ganzes Leben vor; finde ein Naturleben ohne Glauben und ohne Liebe. Der Geistliche kommt, ermahnt mich zur Reue; ich bereue wirklich mein geführtes Leben, verspreche Besserung, glaube und hoffe nun, selig zu werden, ohne je meine Seele zum Genusse des geistigen Schönen und Guten verfeinert zu haben, — mir wird schwindlich, — wie ohnmächtig, — die Sinnen verschwinden, ich bin mir selbst nicht mehr bewußt, bin todt! —

Ich erwache, fühle mich leicht, ich schwebe hin; ein unwiderstehlicher Zug ziehet mich aufwärts, ich bin zu leicht für den schweren Dunstkreis, bald schwing ich mich in ätherische Gegenden, meine Augen sehen nun in die Geisterwelt; ich besinne mich, mir fällt mein voriges Leben ein, ich erinnere mich an meine hinterlassenen Freunde; finde nun, daß meine irdische Lebensrolle gespielt ist; nun wünsche ich, selig zu werden, ich wünsche mir, glücklich zu seyn, ich bin es aber nicht anders, kann es nicht anders seyn, als durch den Genuß solcher Vergnügen, an die meine Seele von jeher gewöhnt ist; ich wünsche mir meine wollüstigen Mädchen, meine Spießgesellen mit ihren Gelagen; stelle mir meine verflossenen Zeiten vor, und nun finde ich mich alles dessen beraubt, alle geistigen, hohen und unermeßlichen Vergnügen d e r Welt, worin ich nun bin, genieße ich n i c h t: ich habe eben so wenig ein Organ dafür, als der Orang = Outang für ein musikalisches Conzert, nun fühl ich mit marterndem Kummer, daß ich mich durch die ehemaligen Mittel der Religion hätte müssen erziehen lassen, damit sich diese Organe hätten entwickeln können; diese Mittel fehlen mir nun, ich bin also für diese n e u e

Welt ein unvernünftiges Thier, nun irre ich in dunkeln Gegenden herum, die für mich öd und leer sind, wie die lappländischen Felsengebirge für den schwelgenden Italiener. — —

Jetzt fühle ich das grausamste Heimweh nach dem ehemaligen Leben, um so viel grausamer, je furchtbarer die Gegend ist, in welche ich verbannt bin, oder je gewisser es ist, daß nun keine Rückkehr mehr zu hoffen stehet! Nun ist mir zu Muthe, als wenn in einer Herbstnacht das erste Mondsviertel sich zum Untergange neigte und ein matter Schimmer öde Wüsteneien überdämmerte, ich alsdann die Felder und Haiden unruhig überschwebte und mich nach dem genossenen Vergnügen des verflossenen Tages zurücksehnte. Ich schwebe hin, entdecke nun hie und da einsame Geister meines Gleichen, dort glaube ich, mein Mädchen in allen ihren Reizen zu sehen, mir schwindelt vor Vergnügen; ich eile hin und sehe in der Nähe ein Gesicht voller Eiterbeulen, eine höllische Furie, weg wende ich mich, will meine Stimme erheben und weinen, habe aber weder Stimme noch Thränen, sehne mich zuweilen wie im Traume, kann aber nicht, mein Mädchen kehrt sich auch weg; doch wollen wir der Liebe pflegen, wie ehemals, finden aber beide keine Reize, sondern Graus, Fäulniß, Todtengestank und Teufelslarven; wir fahren von einander und verfluchen uns — hin schwebe ich dann durch ein enges Felsenthal, dort fern in der öden Nacht glaube ich Tanz und Ball, und Gastmahl und Freunde zu sehen; nun schwebe ich hin und fühle Wonne; ich mische mich in ihren Tanz, taumle herum, und nachdem ich recht zusehe, finde ich Furien und Teufel um mich, die mich angrinsen; ich sehe dort den goldenen, glänzenden Becher, der lieblichste Wein scheint mir entgegen zu duften; ich eile, meine lechzende Zunge zu kühlen; aber siehe! gräulicher Eiter fauler Wunden mit schwärzlichen Blutstreifen und scheußlichem Geruche stinket mich an. Ich stürme weg, will in alle Winde heulen und habe keine Stimme, will weinen und habe keine Thränen. So, Freund! so stelle ich mir die Hölle vor. —

Schmid saß wie ein steinern Bild und sah mit offenen Augen und Munde vor sich hin; das ist ja erschrecklich, was

Sie da schildern! ich habe freilich andere Vorstellungen von der Hölle. Doch sind Ihre Gedanken wahrscheinlich ꝛc.

Wir hatten uns beide so weit von der ordentlichen Menschensphäre weg phantasirt, daß, als wir wieder zu uns selbst kamen, wir uns kaum besinnen konnten, wo wir waren. Indessen fühlte ich meinerseits ein süßes Vergnügen, als ich fand, daß ich noch auf der Muttererde, noch in diesem Leben und noch in der Zeit lebte, wo ich jenes gräuliche Schicksal noch vermeiden konnte, daß mir die Entfernung von meinen liebsten Freunden, und meine Reise nach Amerika wie nichts vorkam.

Wir wurden indessen des Müßiggehens müde; ich gesellte mich zum Steuermanne und ging ihm an die Hand: Freund Schmid aber begab sich an das Studiren: denn er hatte eine kleine, aber auserlesene Bibliothek bei sich. Auch ich vertrieb mir oft damit meine Zeit, weil er mir seine Bücher gern mittheilte. Ueber meinen zukünftigen Zustand in Amerika aber konnte ich ganz und gar keine Ueberlegung machen; und wenn ich darüber nachdenken wollte, so fiel mir immer ein, die Vorsehung werde alles zum Besten leiten.

Auf dieser ganzen Reise hatten wir keinen Sturm, aber zuweilen Windstille, und nach einer Fahrt von eilf Wochen kamen wir zu Surinam an. So angenehm auch unsere Seereise gewesen, so sehr freuten wir uns doch bei dem Anblicke des Ufers. Ich wenigstens fühlte, daß ich nicht zu den Wassergeschöpfen gehörte, und mir war so wohl, als wenn ich von einer langen Reise nach Hause gekommen wäre.

Mein Schiffskapitän, der die ganze Zeit über wenig mit mir geredet hatte, sagte nun zu mir: Jetzt, mein Herr! ist es nöthig, daß ich für Sie sorge; halten Sie sich so lange auf dem Schiffe auf, bis ich Ordre bringe. Dieß währte zwei Tage, die mir sehr lang wurden, besonders weil man mich warnte, mich nicht zu weit von dem Schiffe zu entfernen. Der Herr Magister Schmid ging indessen zu seiner Bestimmung als Prediger bei einer zahlreichen Kolonie ab, und ich versprach, ihn zuweilen zu besuchen, wenn es anders meine Umstände erlauben würden.

Am Abend des zweiten Tages nach unserer Ankunft kam mein Schiffskapitän und brachte mir Nachricht, daß er mir eine Gelegenheit ausgemacht, die nach seiner Meynung die beste für mich seyn würde. Ich dankte ihm für seine Bemühung und fragte ihn um die Beschaffenheit meiner Versorgung. Nachdem er einige Befehle an das Schiffsvolk ausgetheilt hatte, drehte er sich um und antwortete mir: Der Freund hier in Surinam, für den ich Sie bestimmt hatte, ist gestorben; nun habe ich aber einen Mann gefunden, bei dem Sie, wie ich glaube, besser stehen werden; er ist ein Deutscher von Geburt, hat aber aus besondern Ursachen sein Vaterland verlassen und ist mit seinem großen Vermögen hieher gezogen; wohnet bei zwanzig Meilen tief im Lande, hat daselbst eine große Pflanzung von Zuckerrohr und Kaffee angelegt; viele Wilde und Neger in seinem Dienste, die er als seine Kinder behandelt, denn er ist ein recht frommer und braver Mann. Ich habe mit ihm gesprochen, da er eben hier ist, und er hat sich sehr gefreut, als ich ihm etwas von Ihren Umständen erzählte. Er sagte zu mir: führen Sie den Jüngling zu mir, er soll mir helfen, Menschen glücklich machen und mein Freund seyn. Hierauf wollte ich nun auch wissen, was er Ihnen dann jährlich zu geben gedächte? denn Sie müssen hier Ihr Glück machen, damit Sie dereinst in Ihrem Vaterlande ruhig und vergnügt leben können. Er lächelte aber und sagte: Er soll völlig mit mir zufrieden seyn, lassen Sie ihn nur kommen. Mich dünkt, Sie können dieß wagen. — Ja, Herr Kapitän! sagte ich: das wage ich gewiß; die Sprache des Mannes ist mir Bürge für seine Erkenntlichkeit; lassen Sie mich nur zu ihm führen. Hierauf rechnete ich mit dem Kapitäne ab, er schenkte mir fast den vierten Theil der Kosten und gab mir einen Matrosen mit, der mich zu dem Herrn Pilger, meinem Prinzipale, führen mußte. — Ich nahm also Abschied von dem Schiffe und ging. Jeden Schritt war es mir, als wenn ich auf die Knie sinken und Gott für seine wunderbare Führung danken müßte, empfahl mich dem himmlischen Vater auf das neue in meiner bevorstehenden Lebensscene und bat ihn inbrün-

stig, eben so gnädig für meine Rosine zu sorgen, auch dann, wenn es Ihm belieben möchte, sie durch schwere Prüfungen zu führen. — Bei allem dem wandelte mich jetzt doch ein schweres Heimweh an: Beulenburg und meine Rosine, nebst allen dortigen Freunden und seligverlebten Stunden, stellten sich mir so lebhaft vor, daß mir der Verlust derselben und die weite Entfernung von ihnen wie ein scharfes zweischneidiges Schwert durch die Seele drang; ja ich konnte mich nicht enthalten, tief zu seufzen, zu schluchzen und zu weinen. Der Matrose fragte mich, warum ich weine, da ich doch so glücklich wäre? ich sollte ihn weinen lassen, er habe einen Engel von Weibe zu Hause mit zwei Kindern gelassen, und nie dürfe er wieder zu ihnen kommen; dieß sey erst Höllenqual! Aber es schien, als wenn dem Matrosen die Thränenquellen vertrocknet seyen: er machte Miene, zu weinen, weinte aber nicht: und dieß kam mir so bedauernswürdig vor, daß ich meiner eigenen Umstände vergaß und ihn um die Ursache seines harten Schicksals fragte. Er antwortete: Ich liebte von Jugend auf ein sehr angenehmes und schönes Mädchen; sie war die einzige Tochter eines Bauers, der ein kleines aber schönes Gütchen in der freien Herrschaft Westphalen besaß. Als wir erwachsen waren, heirathete ich sie, und nun lebten wir einige Jahre sehr vergnügt fort, während welcher Zeit meine beiden Schwiegereltern starben. Wir ernährten uns ferner ehrlich und es fehlte uns nichts; nur war unser Herr, der Edelmann, so sehr in die Jagd verliebt, daß wir nichts vor dem Wilde erhalten konnten. Wenn ich mich des Tages müde gearbeitet hatte, so mußte ich des Nachts bei den Früchten wachen. Dieß war mir so verdrießlich, daß ich mir oft vornahm, das erste beste Stück, das ich auf meinen Aeckern finden würde, vor den Kopf zu schießen. Einsmals, als ich des Abends nach einem Acker ging, der sehr schönen Hafer hatte, sah ich in der Dämmerung einen Hirsch ruhig darinnen weiden; schnell kehrte ich um, ging nach Hause und langte meine Flinte, die mit einer Kugel geladen war. Als ich wieder kam, klopfte mir das Herz, und ich hatte den Muth nicht.

den Hirsch zu schießen, doch wollte ich ihn schrecken, damit er so bald nicht wiederkommen möchte; ich schlug an, hielt aber über den Hirsch hin gegen ein Gebüsche, das daran stieß, drückte los, und, hilf ewiger Gott, welch ein Unglück! ich hörte augenblicklich auf den Schuß ein Jammern und Aechzen, das aber bald wieder aufhörte. Mir ward es schwarz vor den Augen, ich konnte mich eine Weile vor Schrecken nicht besinnen, ging doch endlich zitternd und zagend hin und fand — fand den Jäger, einen fünfzigjährigen Mann, recht durch die Brust geschossen und todt zu meinen Füßen. Kaum hatte ich dieß gesehen, hörte ich einen Menschen kommen, der rief: He! habt ihr getroffen? — Nun lief ich wie ein Kain fort, und habe meine liebe Frau und Kinder seit der Zeit nicht mehr gesehen, bin nun vier Jahre hier in Surinam und diene zu Schiffe, aber nach Holland komme ich nicht, aus Furcht, man möchte mich auskundschaften.

Nun zog Rothbeck (so hieß der Matrose) seine Miene wieder zum Weinen, aber seine Augen wollten nicht naß werden. Der Mensch dauerte mich so, daß ich für ihn weinen mußte. Mein Freund! sagte ich zu ihm: wenn Ihr so unschuldig seyd, wie Ihr mir da sagt, so wird Gott Euer Elend zu seiner Zeit in Freude verkehren, und Ihr werdet Eure Frau und Kinder wieder sehen. Ja, antwortete er: unschuldig bin ich, so wahr Gott lebet! und was dabei merkwürdig ist, so hatte eben dieser Jäger meinen Vater wegen eines Wildbräts auch erschossen, ohne daß je ein Hahn darnach gekräht hätte; ich habe ihn also leider! wider meinen Willen und ohne mein Wissen dafür strafen müssen.

Ich tröstete den Matrosen, so gut ich konnte, und brannte für Verlangen, diesem Menschen helfen zu können. Rothbeck! sagte ich zu ihm: kommt morgen früh zu mir, ich will sehen, ob ich etwas für Euch thun kann. Unter solchen Gesprächen kamen wir an das Haus, in welchem Herr Pilger sich aufhielt; ich gab dem Matrosen ein Trinkgeld und ließ ihn gehen.

Herr Pilger ist ein vierzigjähriger Mann, schön und ernsthaft von Ansehen; daher gewann ich ihn lieb, als ich ihn

sah. Er bewillkommte mich, wie man einen Freund bewillkommet und ließ mich bei sich sitzen. Das Erste, was er von mir begehrte, war meine Geschichte; ich erzählte ihm alles nach der Wahrheit. Er verwunderte sich und dankte Gott für seine preiswürdige Vorsehung. Dieß that ich gleichfalls, besonders für diese neue Probe, da Er mich unter so vielen Tausenden in Amerika zu einem Manne geführet, bei dem ich glücklich seyn würde. Nun erzählte ich Herrn Pilger auch Rothbecks Geschichte und fragte ihn: ob man ihm seine Umstände nicht erleichtern könne? Es wird mir recht angenehm seyn, antwortete Pilger: wenn er brav ist, kann ich ihn brauchen. Das Schiff geht nicht eher, bis im Frühjahre ab. Wir wollen dann schreiben, damit seine Frau und Kinder auch zu ihm kommen, ihm aber nichts davon sagen: denn wenn sie allenfalls todt wären, oder sonst nicht kämen, so würde des guten Mannes Unglück vollends unerträglich seyn. Des Morgens früh kam Rothbeck; und, damit ich es kurz mache, Pilger half ihm, daß er los kam; er ging mit tausend Freuden mit uns und wir reisten nach unserer Kolonie ab.

Mit Worten kann ich das Erstaunen nicht ausdrücken, welches mich überfiel, als ich über einer Anhöhe hin in Herrn Pilgers Elysium den ersten Blick that; und hier ist der Ort, wo ich dieß herrliche Werk der Natur, der Kunst, des menschlichen Fleißes und der gesunden Wirthschaft am füglichsten beschreiben kann.

Morgenwärts von Surinam fließt ein ziemlich starker Strom, Maroni genannt, von Süden gegen Norden. An der Morgenseite der Kolonie Pilgersheim ist das Ufer steil, felsigt; diese Felsen nehmen immer zu, werden immer höher und wilder, so daß sie in einer Entfernung von etlichen Meilen fast an die Wolken ragen. Diese Gebirge sind unbewohnt, außer wenn sich eine überwundene Parthie Caraiben hineinflüchtet, um vor ihren Feinden sicher zu seyn. Diese Gebirge geben von Pilgersheim aus eine Aussicht, die Alles an sich hat, was das Schauderhaft-Schöne in der Natur nur haben kann. Die Abwechslungen sind hier unzählbar:

bald verweilt sich das Auge auf einem grünen ebenen Platze oder Thälchen, siehet in dem Hintergrunde einen dunkeln Hain, seitswärts reizende Hügel, in dem Augenblicke wünscht man sich in das kleine Paradies, man träumt sich mit einem Freunde hinein, denkt an das ruhige, einsame, von allen Leiden entfernte Leben, das man dort führen, und wie vertraulich man mit dem Vater der Natur da umgehen könnte. Unvermerkt fällt der Blick neben aus: eine himmelhohe steile Felsenwand, Steine wie kleine Berge, die oben überhangen, drunterhin ein Abgrund, schwarz wie die Nacht; dann ein brüllender Strom, wie er aus dem Abgrunde hervorstürmt, in einem weiten Kessel umherschäumt, und nun über schroffe Felsen herunter raset, sich hinter andere Berge verbirgt und die Einbildungskraft errathen läßt, was da für fürchterliche Scenen seyn müssen? Dann hebt man das Auge in die Höhe, sieht die Felsenspitzen, wie sie rauh und zackigt da stehen und seit Jahrtausenden den Umsturz drohen; man bemerkt den jähen meilenlangen Absturz, wähnt obenauf zu stehen, zittert, schwindelt und setzt sich aus Angst nieder. Dieser fürchterlich schöne Anblick kam wir wie eine Vorstellung von Shakespears Trauerspielen vor, und hatte fast die nämliche Wirkung auf mich.

An der Abendseite des Flusses erhebt sich ganz unmerklich eine außerordentlich fruchtbare Fläche, die hie und da mit kleinen sanften Vertiefungen durchschnitten ist, in welchen silberhelle Bäche nach dem Strome hinfließen. Nach und nach wird die Fläche zu einem mäßigen waldigten Bergrücken, der in einer Entfernung von einer halben Meile vom Strome erst anfängt waldigt zu werden. Und diese Fläche hat Herr Pilger sich zu seiner Pflanzstadt erwählet, und in einem Zeitraume von fünfzehn Jahren so weit gebracht, als es nur möglich wär.

Etwa eine Viertelstunde vom Strome ab, an einem schönen Bache, auf einer unvergleichlichen Ebene liegt Pilgersheim. Am östlichen Ende stehet Herrn Pilgers Wohnung; die gerade, breite Hauptstraße führet darauf zu, und endiget sich an dem Haupteingange des Gebäudes. Dieses ist gar nicht

prächtig, nicht massiv, sondern mehr niedlich und angenehm. Hinter demselben ist ein großer Garten, dann eine Allee bis an den Strom; am Ufer aber liegt ein schönes Lusthaus, aus welchem man die herrlichste Aussicht über den Strom hin in das wilde Gebirge hat. Hier ist nichts schöner als der Abend, wenn die Sonne gegen dieß Gebirge strahlt und jeden Augenblick neue Schattirungen entstehen.

Das Dorf besteht aus 70 Häusern, die zum Theile auf beiden Seiten der Hauptstraße, zum Theile auch auf Nebenstraßen regelmäßig angelegt sind; sie stehen so weit von einander, daß jedes seinen Garten bei sich hat, und überall viele Bäume angepflanzt sind, die in der großen Hitze Schatten geben. Die Winde des Stromes, die durch das Gebirg auf die Ebene zurückgeführet werden, verursachen ebenfalls, daß diese im hitzigen Erdstrich liegende Gegend sehr gemäßigt wird. Die Einwohner bestehen aus Menschen von allerhand Nationen; die meisten sind Europäer, viele aber freigelassene afrikanische Neger; denn Herr Pilger duldet keine Sklaven, wohl aber Knechte und Mägde auf die Art, wie es in Europa üblich ist. Auch haben sich einige caraibische Familien da niedergelassen, welche zum Theile die christliche Religion angenommen, zum Theile auch noch Heiden sind. Denn zur Religion zwingt Herr Pilger Niemand; aber er leitet einen Jeden zum sittlichen Leben, und hält sehr pünktlich auf eine gute Polizei, Fleiß und rechtschaffene Wirthschaft.

Jeder Hausvater hat ein ordentliches Gut, welches groß genug ist, um sich mit seiner Familie bequem darauf zu nähren, und noch Etwas übrig zu behalten; aber auch nicht größer, als daß es ein Jeder mit seinen Leuten wohl bearbeiten kann.

Ein jedes Gut hat die gehörige Grundstücke zum Ackerbaue und zur Viehzucht; über das aber noch ein Stück Landes für Zuckerrohr, und eines zu Kaffeebäumen; beide Letzteren tragen also Handlungspflanzen, woraus der Bauer sich ein Stück Geldes sammeln kann, indem er von dem ersten seine häusliche Nahrung ziehet.

Herr Pilger selbst besitzt keine liegende Gründe, Alles

theilt er unter die Kolonisten aus. — Von der Viehzucht und dem Ackerbaue zieht er keine Einkünfte, weil der Landmann alle diese Produkten selbst braucht und keinen reinen Ertrag von Geld daraus ziehen kann. Dagegen bringt ihm der Zucker und Kaffee, ohne der Kolonie zur Last zu fallen, sehr vieles ein; die Einrichtung ist folgende: Es sind verschiedene gemeinschaftliche Zuckermühlen gebaut, auf welchen Einer nach dem Andern sein Rohr auspreßt, und dann selbst den Saft zum rohen Zucker läutert. Diesen bringt er nun in das gemeinschaftliche Magazin, wo er sein Geld sogleich dafür empfängt; ebenso macht er es auch mit den zeitigen Kaffeebohnen, und also arbeitet der Bauer ganz für sich.

Das Magazin hat seine Vorgesetzten, denen Herr Pilger präsidirt; auf ihn folget der Direktor oder eigentliche Kaufmann; der Kassier; der Oberbuchhalter, und endlich 10 Beisitzer aus der Gemeinde.

Die Handlung gehet nicht auf Herrn Pilgers, sondern der Kolonie Rechnung. Alle Gelder, welche gewonnen werden, legt man in die Generalkasse, aus welcher die gemeinschaftlichen Unkosten bestritten, Pfarrer, Schulmeister und alle Magazinbedienten besoldet, die Armen erhalten, Schiffe gebaut werden u. s. w. Herr Pilger nimmt aus dieser Generalklasse gar nichts, sondern Alles wird der Gemeinde berechnet; seine Einnahme aber ist folgendergestalt eingerichtet: Wenn der Kolonist seine Waaren in das Magazin bringt, so wird ihm der dießjährige Preis, der allemal öffentlich bekannt ist, verrechnet, und das Geld dafür ausbezahlt.

Von diesem Gelde zieht nun der Kassier den zehnten Theil ab, und legt ihn in die Präsidentenkasse, die ganz allein für Herrn Pilger ist, und ihm jährlich etwas über zweitausend Gulden einbringt. Er begnügt sich gern damit, denn seine größte Glückseligkeit bestehet darin, daß er so viele Menschen zeitlich und ewig glücklich machen kann.

Zwischen hier und Surinam gehen Schiffe, welche den Strom hinunter und dann über das Meer bis Surinam herum fahren. Sie gehören der Kolonie, und führen alle Waaren zum Magazine der holländischen Kompagnie; dagegen

bringen sie allerhand zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen nöthige europäische Waaren zurück. Diese werden zum Magazine der Kolonie gebracht und daselbst in billigem Preise verkauft.

Ich kann sagen, daß es vielleicht in der ganzen Welt keinen so vergnügten, angenehmen und durchgehends wohlhabendern Ort, als Pilgersheim, gibt. Hier sind keine Streitigkeiten mit den Nachbarn, keine widrige Verhältnisse, die Einen oder den Andern drücken; Alles stehet in gehöriger Uebereinstimmung, das Ganze ist eine Welt für sich. Hier ist kein Druck, kein Pressen, kein Blutsaugen der Obern, das den gemeinen Mann fühllos und unbarmherzig macht; im Gegentheile, Jeder wird durch den Lehrer zum empfindsamen Gefühle gegen das Schöne und Gute in der Natur aufmerksam gemacht und zum Wonnegefühle der Wohlthätigkeit angewöhnet. Kurz, ich kann nicht alle Glückseligkeiten dieses paradiesischen Ortes beschreiben! Herr Pilger ist der allgemeine Vater und Freund, er schlichtet täglich die kleinen Zwistigkeiten seiner Leute durch gütliche Vergleiche. Ein Jeder, der zum Heirathen fähig ist, heirathet ohne Rücksicht auf Stand und Reichthum; und junge angehende unbemittelte Eheleute bekommen von Herrn Pilger ein Gut und Etwas zur Unterstützung aus der Generalkasse. Denn er besitzt keinen eingeschränkten Distrikt, sondern kann seine Kolonie ausdehnen, so weit er will.

Jenseits des Flusses wohnen die Caraiben, als die natürlichen Einwohner des Landes, in ihren Wildnissen. Das Einzige, was zu befürchten ist, ist eine Zwietracht zwischen der Kolonie und diesen wilden Völkern; aber bis dahin hat Herr Pilger noch immer das gute Vernehmen mit ihnen unterhalten, ja einige caraibische Familien an sich gezogen. Doch läßt er seine ganze Mannschaft, die aus ungefähr zweihundert Mann besteht, alle Sonntage Nachmittags in den Waffen üben, und er selbst ist ihr Oberster.

Dieß ist die kurze Beschreibung meines jetzigen Aufenthaltes, wo ich gern mein Leben zubringen wollte, wenn ich nur meine Rosine und übrige europäischen Freunde bei mir hätte.

Allein ich kann ohne sie nicht leben, und ich sehne mich nach diesem glücklichen Zeitpunkte. Nun gehe ich in meiner Erzählung weiter.

Wir kamen also am Abend in Herrn Pilgers Wohnung an. Seine Gemahlin, eine sehr angenehme Holländerin, war froh, einen deutschen Jüngling ankommen zu sehen. Auch ihre fünf Kinder, wovon das älteste ein Sohn von achtzehn Jahren, waren sehr freundlich und vertraulich mit mir. Am Tische, an welchem Herr Pilger, seine Gemahlin, Herr Pfarrer Muzelius und ich waren, fing Herr Pilger zu mir an: Die erste Beschäftigung, mein Freund! die ich Ihnen auftrage, ist ein angenehmer Umgang mit uns, und die Erziehung unserer Kinder. Sie werden bei mir eine Bibliothek finden, die Ihnen zu Allem brauchbar seyn wird. Ihre Belohnung bestimme ich Ihnen nicht; Sie sollen zufrieden seyn. Gefällt es Ihnen hier zu bleiben, so will ich Sie so glücklich machen, als ich kann; wollen Sie aber im Frühjahre wieder nach Europa, so stehet Ihnen das alles auch frei.

Ich war, wie leicht zu denken, ausnehmend mit meinem Schicksale zufrieden, und versprach in Allem die heiligste Treue. Mit meinen häuslichen Verrichtungen will ich mich weiter nicht aufhalten; nur dieß will ich noch sagen: Herr Pilger übertrug mir zwar die Erziehung seiner Kinder, allein er fing nebenher an, mich auch noch in andern Geschäften zu gebrauchen. Sie wissen, daß die Staatswirthschaft mein Lieblingsstudium war, ohne daß ich einen Zweck dabei hatte. Denn ich sehe nicht ein, wozu sie mir nützen konnte: allein ich fühle einen unwiderstehlichen Trieb dazu, und diesem folge ich. Ich fand hier die schönsten Schriften dieser Art, und ich lese sie fleißig. Sehen Sie nun die Kolonie Pilgersthal als einen Staat an, in welchem Herr Pilger Monarch ist, ich aber sein Kabinetssekretär bin, so haben sie mein Verhältniß. Er glaubt, gefunden zu haben, daß durch mich die Geschäfte gut von statten gehen; und so theilen sich meine Verrichtungen in Erziehungs- und Staatsgeschäfte ein.

Herr Pfarrer Muzelius war nun die erste Person, die mein Herz und meine Aufmerksamkeit an sich zog. Er ist ein

Mann, der eine männliche Schönheit besitzt, und sein holder freundlich=ernster Blick zeugt von seinem empfindungs= und liebevollen Herzen. Die Geschichte dieses Mannes ist merkwürdig; und hier folget sie:

Muzelius ist ein Deutscher, von wohlhabenden Eltern erzeugt, und der Gottesgelehrtheit von Jugend auf gewidmet worden. Er hatte von jeher ein warmes Herz für die Religion und eine brünstige Gottes= und Menschenliebe; dabei aber ein so gutes Herz, daß er aus bloßer Menschengefälligkeit im Auge des strengen Moralisten manchen großen Fehler beging. Im einundzwanzigsten Jahre kam er von der Universität zurück und wurde in ein hochadeliges Fräuleinstift als Prediger berufen: sein ganzes Daseyn aber war für das schöne Geschlecht zu reizend, er selbst zur Liebe zu gefühlvoll gestimmt, so daß er Vieles zu leiden hatte, und auch manchem Frauenzimmer Leiden verursachte. Doch hat er mir bezeugt, daß er in diesem Stifte seinem Stande und Berufe gemäß gewandelt, und nie gestrauchelt habe, ob er gleich manchen harten Kampf darüber kämpfen mußte.

Hier war er beinahe drei Jahre gewesen, als er von einem gewissen Grafen zum Hofprediger berufen ward. Auch hier wurde er von Jedermann geliebt, und seine nach lauter Gottes= und Menschenliebe schmeckende Lehren allgemein erkannt; er selbst aber fiel ganz erschrecklich. — Denn zu seinem Unglücke hatte er eine schöne, aber etwas leichtsinnige Haushälterin. Das beständige einsame Leben dieser beiden Leute, die vielfache Gelegenheit in schwachen Stunden, hatten nach und nach den Geist des guten Mannes so sehr geschwächt und sein Fleisch so kräftig gestärkt, daß er im Kampfe erlag! — Nun bestürmten ihn die allergrausamsten Gewissensbisse, so daß er nicht mehr zu bleiben wußte. Kurz! er machte sich heimlich nach Holland, und von da nach Surinam. Eine lange Reue und ernste Buße hat ihn endlich von seiner Seelenwunde wieder geheilt, und nun sucht er durch größern Fleiß und Treue in seinem Amte allen nur möglichen Nutzen zu schaffen.

Als ich einige Zeit hier gewesen, kamen einige unserer

Bürger, und kündigten Herrn Pilger an, daß ein Kahn voller Caraiben mit Friedenszeichen aus Land gestiegen sey, und gern mit dem Caziken der Holländer (das war Herr Pilger) sprechen möchten. Herr Pilger befahl, daß alle Beamten des Magazins sich prächtig aufkleiden und mit ihrem Seitengewehre erscheinen möchten. Herr Pilger und ich thaten ein Gleiches; er ließ durch zwei Bedienten zwei bloße Schwerdter kreuzweise vor sich herhalten, setzte sich auf einen Sessel, und wir Alle standen im Kreise um ihn her. Indessen wurden etliche Männer beordert, die Caraiben herzuführen. Dieses Ehrfurcht erweckende Ceremoniel hatte Herr Pilger eingeführt, um den Wilden Hochachtung und Furcht einzuflößen. Herr Pfarrer Muzelius war auch gegenwärtig, denn er redete die caraibische Sprache sehr gut, diente also zugleich als Dolmetscher, war aber in seinen geistlichen Habit gekleidet.

Ich hatte zwar die pilgersheimer Caraiben oft gesehen, ihre sonderbare heroische und wilde Bildung bewundert, allein diese waren schon europäisch gekleidet, und hatten auch bereits viel Sanftes von unsern Sitten angenommen; allein jetzt, als diese Männer hereintraten, erstarb mir gleichsam das Herz im Leibe, mir ging ein kalter Schauer über die Haut, und ich kann nicht unterlassen, die Gedanken, welche in mir aufstiegen, hier mitzutheilen.

Ja, es ist wahr, der Löwe ist majestätisch gebildet, und er sieht fürchterlich=schön aus; aber das Alles ist Kinderspiel gegen einen Caraiben! Welch eine Kreatur ist doch der Mensch im Stande der wilden Natur! — Was mußte Adam seyn? — Wir haben in Europa Fürsten, die majestätisch aussehen; aber das ist nichts gegen einen wohlgebildeten Wilden: er setzet seinen Fuß so stark und zuversichtlich hin, wie ein Beherrscher der ganzen Kreatur; sein Blick ist kühn, voller Gefühl eigener Kraft und Stärke; er verlacht alles Gekünstelte und Feine gesitteter Völker, und lebt, wie ihn seine Natur leitet; fürchtet die größere Macht, und gehorcht ihr, aber auf zwei verschiedene Weisen. Will man seine Freiheit zwingen, ihn hindern, ganz Mensch zu seyn, so ge-

horcht er, weil er muß, spannt aber indessen alle Seelenkräfte an, seine verlorne Freiheit wieder zu gewinnen; und wenn er einen Weg dazu gefunden hat, so wirket er mit Leibes- und Seelenkräften, bis er die Fesseln zerrissen hat. Leitet ihn aber die größere Macht ohne Beleidigung, so daß ihm seine Natur gebeut, ihr zu folgen, so folget er willig und mit Mannskraft, weil seine Freiheit nicht leidet; er verehrt die höhere Macht, aber mit Liebe, Freundschaft, Würde und Anstand; immer fühlt er dabei, daß er selbst eben Das seyn könnte, was sein Herr ist, wenn es die Ordnung der Natur so mit sich brächte, aber weil es diese nicht will, so will er es auch nicht. Alles dieß kann man dem Caraiben aus dem Gesichte lesen, wenn man ihn aufmerksam anschauet. Gott! dachte ich: welche Milchsuppen- und Alltagsgesichter haben wir Europäer! — Und ebenso ist auch alle Schnellkraft in uns erloschen; die Kunst schützt uns, gewiß nicht die Natur; hätten die Spanier und die übrigen Europäer kein Pulver und Blei gehabt, nie hätten sie den Wilden eines Fußes breit Landes abgewonnen; aber wer kann diesen verrätherischen Werkzeugen widerstehen? — Jetzt empfand ich recht, wie tief das menschliche Geschlecht auf Einer Seite herabgesunken, indem es sich auf der Andern Seite verfeinert. Freilich haben wir unendliche Vorzüge vor den Wilden: Religion, Wissenschaften, Kunst und Sittlichkeit; alles Das sind unschätzbare Dinge! Auch genießen wir viele Vergnügen, die sie nicht kennen; allein könnten wir nicht auch die Tugenden der Wilden dabei haben? Gesetzt, unsere Staatsverfassung wäre der ihrigen, nach unserer höhern Vollkommenheit, ähnlich; wir wüßten von keinen Vorzügen der Geburt, wir besäßen unsere Güter frei, wir lebten — nun, ich will eben nicht sagen, ohne Häuser in den Wäldern — aber wir lebten ohne Städte frei umher; machten unsere Länder gleichsam zu Einer Stadt, in welcher aber unsere Wohnungen so weit von einander stünden, daß jeder sein Gut um sein Haus her hätte; wir zwängen unsere Kinder nicht in die unnöthige Form der Mode und Gebräuche, sondern erzögen sie, was den Körper betrifft, frei und gleichsam wild; auch die Seelenkräfte bildete man

frei und ungezwungen, doch so, daß sie den Empfindungen des Schönen und Guten in der Natur und Religion offen stünden. ꝛc. — Doch was hilft dieß Alles, der Gang der Menschheit ist nun einmal so; und vielleicht spielt mir meine junge Einbildungskraft hier einen tollen Streich, wie so Manchem unserer Schriftsteller, die wunderschöne Sachen von Verbesserung der Menschheit schreiben, und — selbst die allererbärmlichsten Zucker- und Mandelkernpüppchen sind!

Sechs Caraiben traten unter einer Begleitung unserer Leute herein, welche gegen jenen wie Lämmer aussahen, die einen Trupp Löwen begleiten. Die Wilden knieten nieder, standen aber rasch wieder auf; der Vornehmste trat hervor, Herr Pilger reichte ihm die Hand, die der Wilde ergriff und mit einer freundlichen Miene drückte; hierauf stand er, und redete ungefähr in folgenden Ausdrücken; alle seine Glieder aber redeten mit, so daß ich nie etwas Nachdrücklicheres gehört habe: „Die Sonne scheint uns Allen, friedfertiger Fürst! wenn wir in unsern Wäldern das Wild jagen, oder auf unsere Feinde lauern, dann leuchtet uns eben die Sonne, eben der Mond, die auch Euch scheinen, wenn ihr Zuckerrohr pflanzet und Eure Erndte sammelt, daher sind wir Brüder. Sonne und Mond und der gestirnte Himmel und die Erde haben Euch eben so lieb, wie uns, auch trinken wir aus Einem Flusse mit Euch, er trägt Eure Schiffe so gern wie die unsern, wir wollen also Brüder seyn. Unser großer Fürst Mattapuli sendet uns darum her, Euch das zu sagen, nie sollen unsere Helden das Fleisch rund um das Feuer her von Euren Knochen nagen; aber wer angreift, soll auch unser Feind seyn, große Töpfe wollen wir an flammende Eichen stellen, und ihre Glieder sollen im kochenden Wasser dampfen; unsere Jünglinge und Mädchen sollen im Reihentanze nach den Töpfen schielen, und ihnen soll die Zeit lang werden, ehe ihnen das Fett Euerer Feinde von den Fingern tröpfelt. Seyd daher unsere Freunde, wir wollen auch die Eurigen seyn.“

Diese Rede durchdrang mir Mark und Bein, denn ich ver-

stand sie fast ganz aus den Mienen, und Muzelius verteutschte sie uns, so wie sie der Wilde mit Nachdruck aussprach.

Herr Pilger antwortete ihm, daß die Freundschaft der braven Männer ihm sehr angenehm sey, und daß er sehr wünsche, Ihnen mit der That zeigen zu können, wie hoch er sie schätze. Dieß verdolmetschte ihnen Muzelius, und fügte noch folgendes hinzu: Es freut uns, daß Ihr uns gegen unsere Feinde helfen wollt; auch wir wollen Euch gegen Eure Feinde beistehen, wir und Ihr wollen Brüder seyn, zusammen essen und trinken; aber wir essen nicht das Fleisch der Feinde aus Eueren Töpfen. Wenn ein Löwe mit dem Andern kämpft und ihn tödtet, so frißt er des Ueberwundenen Fleisch nicht. Der große Geist, der alles geschaffen hat, verbot es den Löwen und allen Thieren, sie sollten nicht das Fleisch ihrer Brüder fressen; und Ihr wißt, sie gehorchen.

Der Wilde hörte das aufmerksam an. Hast du den großen Geist gesehen, fragte er: und hast du's gehört, als er das dem Löwen befahl?

Nein, antwortete Muzelius: aber fromme Männer, die es wissen, haben mir es gesagt.

Aber der Löwe frißt doch andere Thiere, fuhr der Wilde fort, die auch der große Geist gemacht hat, und die also auch des Löwen Brüder sind.

Muzelius versetzte: Wir und Ihr essen auch Thiere; aber unsers Gleichen essen wir nicht, auch ißt der Löwe seines Gleichen nicht.

Kühn erwiederte der Wilde: auch wir essen unsers gleichen nicht; wer uns beleidiget, ist nicht mehr unser Bruder.

Muzelius bot ihm die Hand. Bruder, sagte er: verehre den großen Geist! der wird dich lehren, was recht oder unrecht ist.

Wie muß ich das machen? fragte der Wilde.

Muzelius antwortete: so oft es dir einfällt, mußt du sagen: großer Geist! lehre mich erkennen, was du willst, das ich thun soll.

Nachdrücklich versprach der Caraibe, dieß zu thun. Nun fragte er: ob es dem Mattapuli erlaubt sey, auch zu

kommen und Freundschaft mit uns zu machen? Herr Pilger versicherte ihn, daß uns das gar lieb seyn würde, wenn er uns verspräche, Keinem von den Unsrigen etwas zu leide zu thun, oder das Mindeste zu entwenden. Dieß versprachen die Caraiben alle einhellig und feierlich. Nun ließ Herr Pilger allerhand Kleinigkeiten, als Korallen, Spiegel u. dgl. bringen, und beschenkte einen Jeden damit; doch gab er dem, der geredet hatte, den ansehnlichsten Theil. Hierauf zogen sie wieder ab.

Des andern Tages kam der Mattapuli in Gesellschaft von fünfzig Caraiben, nebst seiner Tochter.

Herr Pilger, Muzelius und wir alle gingen ihnen bis an den Strom entgegen, eben so wie gestern gekleidet und bewaffnet. Der Cazike war ein ansehnlicher Greis, dem der Edelmuth aus den Augen leuchtete; seine Tochter aber fiel uns allen vorzüglich auf. Nachdem diese uns alle neugierig angesehen hatten, blieb sie mit ihrem Blicke starr an Muzelius hangen, und nachdem sie ihn eine Weile angesehen, lächelte sie ihn an, ging auf ihn zu, stand nah bei ihm und drückte ihm die Hand. Muzelius blieb ernsthaft freundlich. Wie heißest du, Jungfrau? fing er an. Ich heiße Zarima, wenn dir der Name gefällt, antwortete sie, und spielte mit seinen Fingern. Der Cazike und Pilger bewillkommten sich, und so wanderten wir auf Pilgersheim zu.

Die braune Prinzessin, wenn ich sie so nennen darf, ist vollkommen schön und regelmäßig gebildet: in diesem Stücke kann sie für eine wahre Schönheit gelten. Ihre ganze Haut ist etwas licht-kastanienbraun, ihre Miene caraibisch-sanft und freundlich; diese Mischung ist so majestätisch schön, daß sich nichts Schöners denken läßt; kurz, sie ist so liebenswürdig, daß man glaubt, ohne ihre braune Haut würde sie nicht schön seyn. Sie ging Muzelius zur Seite, redete beständig mit ihm, ich verstand aber von allem nichts, bis er mir es nachher erzählte.

Du gefällst mir so wohl, mein Bruder, laß mich bei dir bleiben, wenn ich dir auch gefalle!

„Du gefällst mir wohl, Zarima! du könntest bei mir bleiben, wenn du kein Mädchen wärest.“

Kannst du denn kein Mädchen um dich leiden?

„Ja, Zarima! aber du bist schön, und dein Liebhaber würde mich umbringen und mein Fleisch essen.“

Ich habe keinen Liebhaber, mein Bruder! wenn du mich nicht liebest. Ich sah Keinen, der mir gefiel, als du; ich will bei dir schlafen.

„Zarima! du bist eine Caziken-Tochter, eine Fürstin! der große Geist hat dich herrlich erschaffen; ich liebe dich auch als meine Schwester, aber ich darf nicht bei dir schlafen.“

Du machst mich traurig; so bald ich dich sah, gefielst du mir; du mußt mein seyn und ich will die Deinige seyn! warum darf ich nicht bei dir bleiben?

„Hör, Zarima! der große Geist, der Alles geschaffen hat, der hat befohlen, daß Mann und Weib nicht beisammen seyn sollen, wenn sich Beide nicht mit dem heiligsten Eide verbinden, daß sie bis in den Tod zusammen leben wollen.“

Das ist ein süßes Gebot, mein Bruder, so habe ich es gern; schwöre du mir das, ich will es dir auch schwören.

„Gut, Zarima! ich will dir noch mehr sagen: weißt du auch wohl, daß alle Menschen oft fehlen, daß kein Mensch immer thut, was recht ist?

Das weiß ich; aber es ist doch recht, daß ich dich liebe.

„Dagegen habe ich nichts; aber sonst hast du doch oft unrecht gethan und andere Menschen auch.“

Ich habe oft etwas gethan, und fühlte, daß es nicht recht war.

„Aber der große Geist will doch, daß Alles, was wir thun, recht seyn soll. Siehe, Zarima! wenn wir einmal sterben, so soll uns nach unsern Werken gelohnt werden: wir werden dann für alles Böse, das wir gethan, an einem bösen Orte gestrafet. Nun ist aber der große Geist Mensch geworden, und hat die Strafen gelitten, die wir für unsere unrechte Werke hätten ausstehen müssen. Dieser Gottmensch heißt Jesus Christus. Alles, was der befohlen hat, mußt du thun,

wenn du mich lieben willst, und alle Menschen, die nach dem Tode glücklich seyn wollen, müssen das auch thun.“

Das mußte gewiß ein vortrefflicher Caraibe seyn! Kann ich aber das Alles thun, mein Bruder! was dieser große Geistmensch befohlen hat?

„Ja, Zarima! das kannst du Alles thun; du mußt den großen Geist, und Jesum Christum, und alle Menschen lieb haben; wenn Letztere dir auch Böses thun, mußt du dich überwinden und ihnen Gutes thun; und Alles, was du gern hättest, das dir andere Menschen thun sollen, das mußt du ihnen auch thun. Siehe! das ist Alles, was du zu thun hast; alles Uebrige kommt damit überein.“

Das Alles will ich gern lernen, und bis ich sterbe, bei dir bleiben. Aber höre, mein Bruder! thust du dann das auch, was dir der große Geistmensch befohlen hat?

„Ja, Fürstin! das thue ich so viel ich kann.“

So mußt du auch mich lieben, weil ich ein Mensch bin. Und weil du gern geliebt wirst, so mußt du mich auch wieder lieben.

„Zarima! ich liebe dich herzlich.“

So küsse mich denn, mein Bruder! (hier umarmte sie ihn, er umarmte sie auch.)

„Nun, fuhr er fort: wenn du mich immer lieben und bei mir bleiben willst, so mußt du erst lernen, wie man den großen Geist verehren soll, und zugleich mußt du auch lernen, wie du die Hausgeschäfte auf unsere Art zu führen hast. Wenn du das alles kannst, sollst du meine Gemahlin werden.“

Wird das lange dauern?

„Vielleicht so lange, bis die Sonne über unser Haupt hin- und wieder hergegangen ist.“ (Das macht in Surinam etwa ein halbes Jahr.) Aber wird dich dein Vater auch hier lassen?“

Mein Vater befiehlt mir nicht, was ich thun soll; auch hat er Euch Alle lieb.

Muzelius sagte mir hernach, daß ihm während dieser Rede das Herz gebrannt habe; Zarima hätte ihm gefallen, und sie zu heirathen, sey bald aus vielen Ursachen ein süßer

Gedanke geworden. Sie verließ ihn auch gar nicht, blieb bei ihm, und ihre Augen begleiteten ihn überall, wo er sich hinwandte.

Nachdem wir nun zu Pilgersheim anlangten, hatten sich auch alle unsere Bürger versammelt; besonders standen unsere caraibischen Familien auf einem Häufchen beisammen. Der Cazike grüßte alle Anwesenden, besonders aber besprach er sich lange mit den Caraiben, die ihren Wohlstand nicht genug rühmen konnten.

Herr Pilger führte sie sämmtlich auf einen schönen grünen Platz neben seinem Hause. Hier wurden die gemeinen Caraiben bewirthet; der Cazike aber, seine Tochter und einige der vornehmsten Wilden speisten mit uns in einem Saale.

Zarima gesellte sich sofort zu der Frau Pilger, und empfand jetzt keine größere Neigung, als gerade so eine Frau zu werden; sie beobachtete mit der größten Aufmerksamkeit ihr ganzes Betragen, und ahmte dasselbe so gut nach, als sie konnte; nur Schade! daß sie einander nicht verstanden. Muzelius mußte daher jeden Augenblick den Dolmetscher machen, weil immer etwas zu fragen war. Die Frau Pilger fühlte auch bald eine innige Neigung zu dem nußbraunen Mädchen, und freute sich daher, als sie hörte, daß sie bei uns bleiben würde. Sie übernahm gern und willig die Erziehung und Ausbildung derselben, und dieses versetzte die Zarima in die lebhafteste Freude.

Herr Pilger und Mattapuli schloßen indeß während der brüderlichen Mahlzeit die engste Freundschaft, und ich war äußerst gerührt, als ich die reinsten Triebe der Freundschaft in diesem so weit von uns entfernten Adamsgeschlechte so ungemein stark und edel wirken sah. Der Cazike hatte besonders einen Anstand in seinem Betragen, der mich in Erstaunen setzte.

Nach der Tafel beschloß Muzelius, eine kurze Rede an die Wilden zu halten. Matapuli, seine Tochter, und wir Alle gingen in den Hof; der Cazike stellte seine Leute in Ordnung, trat vor sie hin und seine Tochter neben ihn. Muzelius stand und redete von der Majestät und Größe Gottes,

von seiner unendlichen Liebe zu den Menschen, von der Sendung Jesu Christi und vom Erlösungswerke; endlich schloß er mit einer rührenden Aufmunterung zu einer liebreichen Vereinigung der Menschen, und versicherte die Caraiben aller nur möglichen, und der engsten Freundschaft. Alle waren gerührt und Keiner von uns Allen war ohne Thränen.

Als dieß vorbei war, trat Zarima auf. Wir waren Alle voller Erwartung, was aus der Sache werden würde. Sie stellte sich neben Muzelius, und fing auch an zu reden; dieser bat sie, langsam und in kurzen Absätzen zu sprechen, damit er uns ihre Rede verdeutschen könnte.

„Cazike Mattapuli und mein Vater, und Ihr Caraiben, meine Brüder! Ich werde nicht mehr auf euern grünen Rasen sitzen und mit euch das flüchtige Wild verfolgen; unter meinen Füßen sollen sich bei euch keine Blumen mehr bücken: denn ich verlasse dich, Fürst der Caraiben! aber ich werde dich lieb haben, oft nach deinen Wäldern hinsehen, und daran denken, wie oft ich bei dir saß und dir die Backen streichelte. Dieser Mann ist es, den ich liebe und dessen Gattin ich bin, (hier griff sie den Pfarrer bei dem Arme) ich werde auch bei ihm bleiben und nie das Fleisch der Feinde mehr mit euch essen: was mir mein Liebhaber sagt, das will ich thun: den großen Geistmenschen anbeten und seinem Willen folgen. Wenn ihr über den Strom zurückfahrt, will ich hinsehen und weinen, aber nicht mitgehen. Dieser Mann hat mir mit seinem Angesichte in meinem Innersten ein Feuer angezündet, das würde mich bei euch verzehren, ich würde sterben, und dann würdest du, Vater! da stehen, und, ach meine Zarima! rufen; aber dann hörte ich deine Stimme nicht mehr. So aber bleibe ich hier bei meinem Bräutigam, und dann werde ich leben und gesund seyn; du wirst mich hier oft besuchen, dann will ich dich umarmen, dich küssen, und wann du wieder weggehest, weinen; dann sagst du: lebe wohl, Zarima, meine Tochter! und ich sage: lebe wohl, Mattapuli, mein Vater! dann freuen wir uns auf das Wiedersehen; aber wenn ich todt bin, ist keine Freude mehr.

Darum bleibe ich hier, ihr Caraiben! und Niemand soll mir meinen Bräutigam entreißen."

Sie umschlang ihn nun mit ihren Armen, als wenn sie befürchtete, man würde sie mit Gewalt wegreißen. Muzelius bat sie, ihn loszulassen, und redete nun auch den Caziken um seine Tochter an. Alle Caraiben standen gleichgültig bei der Sache; der Cazike aber schüttelte sein graues Haupt, und Thränen floßen ihm die Wangen herab. Das thut mir weh, Zarima! antwortete er: daß du deinen Vater verläßest, und daß dich mein Auge in meinen Wäldern nicht mehr hüpfen sehen soll. Aber du bist ein Mädchen, und um eines Mannes willen bist du geschaffen. Bleibe also hier und sey die Frau eines Freundes des großen Geistes. Hiemit kam der Cazike und umarmte seine Tochter: Muzelius aber umarmte ihn, und nannte ihn Vater. Mattapuli nahm es wohl auf, und hieß ihn seinen Sohn.

Nun beschenkte Herr Pilger auch den Caziken und alle Caraiben; wir Alle gaben ihnen das Geleit bis an den Strom. Zarima weinte hier bittere Thränen, auch der Cazike weinte, und schaute immer nach dem Ufer zurück. Endlich kehrten wir um und gingen nach Hause.

Nun übernahm die Frau Pilger den häuslichen Unterricht der Zarima, und der erste Hauptpunkt war die Reinlichkeit. Hierin hat das holländische Frauenzimmer es am weitesten gebracht, und hängt auch mit Leib und Seele so daran, als wenn es der gerade Weg zur Seligkeit wäre. Die Caraiben hingegen wissen wenig davon. Zarima aber, welche der Geist der Liebe belebte, und die wohl wußte, daß sie ihren Zweck nicht eher erreichen würde, bis sie den Europäerinnen an Sitten gleich wäre, nahm darin außerordentlich zu. Auch kam ihr das Erlernen der holländischen Sprache leichter an, als man Anfangs glaubte. Ihr Liebster war auch zugleich ihr Lehrer in der Religion; und da läßt es sich begreifen, wie sehr sie in deren Erkenntniß zugenommen haben müsse. Muzelius heirathete sie hierauf den folgenden Winter.

Obgleich Pilgersheim ein sehr wohlcivilisirter Ort ist, so bestehet er doch aus Menschen. Das gab einen Lärm un-

ter den Nachbarn und Nachbarinnen, als der Prediger das wilde Mädchen heirathete, daß es nicht zu beschreiben ist. Der eine sagte: war denn kein Mädchen mehr in Pilgersheim? Der andere: der Pfarrer muß doch einen sonderbaren Geschmack haben! Der Pietist seufzte: ach Gott! wie verfällt der Mann! da nimmt er gar eine gewesene Heidin; nun wird er ganz zurückgehen! Dieß Letztere sagte mir einst ein solcher Mann. Ich antwortete ihm aber: Muzelius habe eine größere Pflicht der Liebe des Nächsten ausgeübt, als wenn er ein Häufchen Christen von der Welt abgesondert und durch eingebildete Heiligkeit stolz gemacht hätte. Seine Gattin wäre ohne ihn schwerlich eine Christin geworden; auch könnte dieser Schritt sehr nützliche Folgen für die armen Wilden haben 2c. Allein es ging hier, wie es zu gehen pflegt: wenn man solchen Leuten auch die klarste Wahrheit vordemonstrirt, so rufen sie: das ist Vernunft! und diese urtheilet falsch in geistlichen Dingen; wir folgen unsern Empfindungen! Auch dieser gute Mann zuckte die Schultern, hatte Mitleiden mit mir und ging fort.

Seltsamere Empfindungen habe ich in meinem Leben nicht, als im verwichenen Herbst gehabt. Denken Sie! ich arbeitete eben mit Herrn Pilger, als zwei europäische Herren sich anmelden ließen. Herr Pilger ließ sie alsofort hereinkommen, und ich erschrack — anders kann ich meinen Zustand nicht beschreiben, als ich Molkenblick und den Licentiat Hallenborn hereintreten sah. Sie stutzten ebenfalls, denn sie hatten mich eben so wenig hier erwartet, als ich sie, wir sahen uns eine Weile stillschweigend an, endlich aber fiel ich Einem nach dem Andern um den Hals und weinte. Auch sie waren eben so sehr gerührt.

Nachdem wir uns bewillkommt, erzählte ich Herrn Pilger, wer diese Herren wären. Er freute sich auch, und hieß sie willkommen. Sie hatten zu Surinam von Pilgers vortrefflicher Kolonie gehört, und daher Lust bekommen, dieselbe zu besehen. Herr Pilger erkundigte sich nun bei ihnen, ob sie Lust hätten, hier zu bleiben? Das war beiden eben recht. Nachdem sie einige Tage bei uns gewesen und sich nach al-

len Umständen erkundigt hatten, gaben sie zu verstehen, was eigentlich ihre Absicht sey, nämlich, daß sie hier eine Erziehungsanstalt errichten wollten. — Daß unserm Herrn dieser Gedanke angenehm war, ist leicht zu denken, nur kam es darauf an, wie deren Einrichtung seyn sollte. Hierüber aber ließ sich noch kein Plan entwerfen: sie mußten erst die Liegenheit der Sache kennen; und bis hieher sind sie mit dem Entwurfe noch nicht fertig. Ueberhaupt aber fangen sie schon an, uns allen lästig zu werden; denn mit dem Unterrichte der Kinder wollen sie sich nicht selbst abgeben; zum Arbeiten sind sie nicht aufgelegt, und da sie eine natürliche Antipathie gegen alle Geistlichen haben, so ist ihnen der vortreffliche Muzelius auch überall im Wege. Mich verlanget, was aus der Sache werden wird.

Nachdem ich nun den Gang meiner Geschichte ordentlich erzählet, so muß ich Ihnen noch eine ganz ausserordentliche Begebenheit mittheilen, die uns im Anfange des vergangenen Märzmonats wiederfahren ist. Der Winter ist hier sehr angenehm, und im Märzmonate ist alles in voller Blüthe. Muzelius und ich pflegen oft spazieren zu gehen; gewöhnlich wandeln wir dann in der Allee, von unserer Wohnung bis zum Lusthause am Strome, und so hin und her. Nun war im verwichenen März ein außerordentlich schöner Tag; wir spazierten an demselben gegen Abend auf unserm gewöhnlichen Gange, und als wir ans Lusthaus kamen, gingen wir hinein; denn ich hatte zu dem Ende den Schlüssel zu mir gesteckt. Wir setzten uns an das Fenster gegen den Strom zu, und waren Willens, recht zu plaudern: allein die Blicke, die Einer nach dem Andern über den Strom hin that, machten uns stumm. Wir sahen uns zuweilen sehr gerührt an, und konnten uns der Thränen nicht enthalten; denn der majestätische Blick auf das Gebirge in den Abendstunden, besonders wenn der Himmel recht klar ist und die Sonne hell scheinet, ist nicht zu beschreiben.

Nachdem wir eine Weile so gesessen und Gott den Allmächtigen in der Stille verherrlichet hatten, fiel mein Auge auf ein Perspektiv, welches hier auf einem Schranke lag

Freudig ergriff ich dasselbe; wir schaueten wechselsweise, und entdeckten jeden Augenblick neue und bewundernswürdige Gegenstände. Dieß machte uns Beide so neugierig, daß uns die Versuchung anwandelte, einmal eine Reise hinüber zu wagen. Wir wurden dessen einig, liefen nach Hause, baten uns von Herrn Pilger auf etliche Tage Erlaubniß aus, und machten uns reisefertig; ich packte Brod und Fleisch, nebst einem Kruge Wein, der aus Zuckerrohr verfertigt wird, in einen Reisesack, und des Morgens mit Anbruch des Tages ließen wir uns über den Strom setzen und wanderten fort. Jeder hatte eine Flinte, nebst Pulver und Blei und Seitengewehre bei sich, um uns gegen Ueberfälle der wilden Thiere zu schützen; denn von Menschen hatten wir nichts zu befürchten, da wir mit den Caraiben nicht nur Freundschaft gemacht, sondern sogar mit ihrem Fürsten verwandt waren.

Ich kann nicht sagen, daß wir einen Weg nahmen, denn es war keiner da. Wir krochen erstlich durch ein Gebüsche längs einem Bache hin, der gerade gegen Pilgersheim über in den Strom fiel; nach und nach wurde das Thal weiter und zu einem unwegsamen Hochgewälde; noch immer hielten wir uns am Bache, bis wir endlich nach einer Stunde an einen steilen Felsen kamen, über welchen der Bach ungefähr hundert Schuhe hoch von einem Absatze zum andern herunter stürzte. Hier schlugen wir uns linker Hand den Berg hinan, um auf den Felsen zu kommen. Dieß gelang uns auch nach einiger Mühe, und hier sahen wir das schönste Schauspiel der Natur. Dieser Fels war gleichsam der Damm eines krystallhellen kleinen Sees, an welchem wir an der nordwestlichen Ecke standen und mit Erstaunen hinüber blickten; in der Mitte war der Fels etwas niedrig, und hier floß eben das Wasser heraus, das sich mit so großem Geräusche über denselben hinunterstürzte. Der See war eine gute Viertelstunde lang und breit. An der Südseite war eine steile Felsenwand von etwa 50 Schuhen, und oben darauf Bäume und Gebüsche. An der Nordseite, wo wir standen, war ein großer ebener Rasen, voller Blumen und wohlriechender Kräuter.

Diesen paradiesischen Platz umkreiste in einer Weite von etwa zweihundert Schritten ein Gebüsch von allerhand schönen Stauden. Gegen Osten, wo der Bach hinaus floß, spülte der See an den Wurzeln eines Haines, der so dunkel wie die Nacht war. Dieser Wald erhob sich allmälig, so daß wir sein Ende nicht sehen konnten. Hier war uns unaussprechlich wohl: denn gegen Westen übersahen wir das herrliche Pilgersthal, und wie die ersten Sonnenstrahlen jetzt auf des rechtschaffenen Mannes Wohnung fielen. Muzelius fing mit heller Kehle an, das Lied des seligen Joachim Neanders zu singen: Unbegreiflich Gut, ꝛc. Unter seine schöne männliche Stimme tönte der Wasserfall einen dumpfen Baß, und das Zwitschern der Waldvögel harmonirte so gut dazu, daß ich nach und nach vor lauter Wonnegefühl weinen mußte. Hier frühstückten wir, redeten von der schönen Welt, in welcher wir Bürger sind, von der Güte Gottes, und wie seine heilige Führung mit den Menschen keinen andern Zweck habe, als uns aus lauter Liebe und Erbarmen immer der Vollkommenheit näher zu führen, u. s. w. Ich bat meinen Freund, mir Neanders Lied zu diktiren, so wie er es in Ansehung der Dichtkunst verbessert hatte, ohne den Sinn zu ändern, und ich schrieb es mit einem Bleistifte in mein Taschenbuch, wie hier folget:

Unbegreiflich Gut!
Wahrer Gott alleine!
Herr, der Wunder thut!
Heilig, Heiliger!
Aller Herren Herr!
Dich allein ich meine.

Ehrerbietigkeit
Meinen Geist durchdringet,
Jetzt, in dieser Zeit,
Da auf jeder Flur
Jauchzet die Natur,
Und der Wald erklinget.

Stimmet mit mir an,
Himmel, Luft und Erde!
Hör es Jedermann!

Jauchzt im Jubelton,
Daß auf seinem Thron
Gott verherrlicht werde.

Herr! der goldne Glanz
Deiner schönen Sonne
Wärmt, belebt mich ganz;
Und dein ewig's Licht
Strahlt mir ins Gesicht,
Füllt mich an mit Wonne.

Gott! des Himmels Blau
Glänzt gleich einem Spiegel:
Wenn ich es anschau,
Wünsch ich klar und rein,
Wohl probirt zu seyn,
Wie das Gold im Tiegel.

Gott! die Luft erschallt,
Tausend Kehlen klingen,
Es ertönt der Wald;
Auch dieß Herz in mir
Soll, Jehovah! Dir
Preis und Jubel bringen.

Herr! die weite Welt
Preiset Deinen Namen:
Das erneute Feld
Steht in junger Pracht,
Alles grünt und lacht,
Blüht und reift zum Saamen.

Gott! es feiern Dir
Berge, Felsen, Klippen;
Alles winket mir
Jetzt zum Lobgesang,
Und im wärmsten Dank
Jauchzen meine Lippen.

Herr! es rauschen hin
Bäche in den Gründen:
Wenn ich dürre bin,
Wenn mich Trübsal plagt,
Und mein Herz verzagt,
Laß mich Gnade finden.

Gott! der Thiere Heer
Jauchzt und hüpfet munter,
Alles freut sich sehr,
Alles sich bewegt,
Groß und klein sich regt,
Preist der Allmacht Wunder.

Herr! wie groß und viel
Sind nicht Deine Werke!
Ohne Maaß und Ziel,
Ohn' Begriff und Zahl,
Find' ich überall
Zeichen Deiner Stärke.

Diese Wunderwelt
Schufest Du, Jehovah!
Deine Lieb' erhält
Was Geschöpfe heißt.
Lieb' Ihn auch, mein Geist!
Sing Ihm, Hallelujah!

Nach dieser feierlichen Stunde machten wir uns wieder auf, wandten uns ostwärts in den Wald und folgten abermals dem Bache, welcher in einer kleinen Vertiefung sich herabschlängelte. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde allmälig aufwärts gewandelt hatten, stießen wir wieder an eine mäßig-hohe Felsenwand, welche schief von Nordost gegen Südwest zulief. Hier konnten wir also nicht weiter; daher gingen wir aufwärts längs der Felsenwand durch das Gebüsch. Auf einmal sah ich vor mich hin, — sah, — und siehe! etwa vier Schuhe vor meinen Füßen war ein erschrecklich steiler Absturz! Wir zitterten, bebten, wankten zurück und krochen nun auf Händen und Füßen vorwärts, streckten die Hälse und schauten hinunter; wir sahen ein enges Thal in der Tiefe und gegen uns über eine jähe Waldseite; Alles fing an, sich vor meinen Augen zu bewegen; schüchtern kroch ich zurück und Muzelius mit mir! Nun wanderten wir süd-westwärts längs der Felsenwand hinab. Nach einer kleinen Weile stießen wir wieder an eine Felsenwand; diese war das obere Ende derjenigen, die südwärts der See in die Höhe ragte; sie war aber hier so niedrig, daß wir ohne Mühe hinaufklettern konn-

ten. Da fanden wir nun eine große Ebene vor uns, die mit Rasenplätzen und Gebüschen abwechselte und außerordentlich angenehm war. Gegen Westen senkte sie sich allmälig, und dort vermutheten wir wieder einen Absturz. Gegen Süden, etwa eine halbe Stunde von uns, lief eine zackigte, kahle Felsenreihe von Westen gegen Osten; eine Spitze war immer seltsamer und höher als die andere; dort gegen Südosten schien die östliche Felsenwand sich anzuschließen, als welche sich nun herumlenkte und von Nordwesten gegen Südosten hinstrich. Wir befürchteten, dort nicht weiter kommen zu können, doch versuchten wir es und gingen südostwärts fort; endlich kamen wir in die Ecke und fanden zu unserer großen Freude einen engen Durchgang, der aber eine Viertelstunde lang so eng und so steil im Zickzack aufwärts ging, daß wir mehrentheils auf Händen und Füßen über die Felsenstücke hinkriechen mußten; endlich stießen gar die Felsen über uns zusammen; da wir aber den Tag schimmern sahen, so kletterten wir muthig fort und kamen endlich wieder zu einer Felsenkluft heraus, und auf Einmal in ein flaches, höchst anmuges Tempe, welches ringsum mit Buschwerk und Wald umgeben war. Ich halte mich mit der Beschreibung der Thiere, Vögel und Pflanzen nicht auf, die wir fanden; denn unser Zweck war nur, die wilde Natur in ihrer Größe zu betrachten.

Zu beiden Seiten, nord- und südwärts, sahen wir wieder in einiger Entfernung Felsenreihen, gegen Osten aber stieg abermals der Wald aufwärts und darauf wanderten wir zu, bestiegen denselben und kamen auf eine Höhe. Zur Linken hatten wir ein Thal mit einem starken Bache, jenseits desselben aber einen himmelhohen Felsenabsturz, dessen Richtung von Nordwest gegen Südost ging; zur Rechten hatten wir ebenfalls ein Thal und auf dessen anderer Seite abermal eine Felsenreihe. Jetzt fingen wir an, durch Knoten an den Baumästen unsern Weg zu zeichnen, weil wir zu fürchten anfingen, daß wir den Rückzug nicht wieder finden möchten. Unsere Waldhöhe beschlossen wir zu behalten und so süd-ostwärts fortzugehen. Das Knüpfen der Knoten in die Aeste hielt uns lange auf, doch kamen wir nach zwei Stunden, indem sich unsere

Höhe allmälig wieder ostwärts herumlenkte, abermal an eine Felsenwand; wir mußten uns also hier linker Hand hinab in das Thal begeben. Indessen bezeichneten wir unsern Weg sorgfältig, um auf der Rückreise nicht irre zu werden; und uns schauderte schon für dem Gedanken. Das Thal war hier nicht tief; wir gingen allmälig hinab und kamen an einen silberhellen Bach; auf der andern Seite aber war das Felsengebirge noch immer sehr hoch und grausend.

Das Thal fing nun auch an, immer jäher zu werden; es ging beständig östlich fort, und nach einer Stunde Gehens waren wir so hoch gekommen, daß wir wieder über alle Gebirge hin nach Pilgersheim sehen konnten. Hier befanden wir uns unvermuthet auf dem angenehmsten Platze von der Welt; eine kleine grüne und buschigte Ebene war rundum mit hohen Felsen umgeben, ausgenommen an der Seite, wo wir heraufgekommen waren. Der Bach entsprang hier in einer kleinen Grotte am Felsen, die ganz mit Gesträuchen verwachsen war. Jetzt nahte der Mittag heran und wir beschlossen, an der Quelle unsere Mahlzeit zu halten. Ueber dem Essen schauten wir überall herum, aber wir entdeckten keine Gelegenheit, weiter zu kommen, so daß wir glaubten, wir würden nach dem Essen unsere Rückreise wieder antreten müssen. Dieß war mir nun gar nicht recht; ich stand also auf, besichtigte Alles genau, und fand endlich an der Südseite einen schiefen Spalt zwischen den Felsen, den man nicht leicht bemerken konnte. Ich zeigte ihn meinem Freunde und wir bekamen nun Hoffnung, da einen Ausweg zu finden. Nachdem wir etwa eine Stunde geruht hatten, trieb uns die Neugierde weiter; wir gingen durch den Spalt eine Weile fort und zwar wieder jäh aufwärts, bald kamen wir auf das Freie, und zwar auf die Höhe des östlichen Felsens, gerade über der Quelle. Die Aussicht hier ist unaussprechlich; nordwärts sahen wir in einer Ferne von zwanzig Meilen das große Weltmeer, westwärts das ganze Pilgersthal, und über die westlichen Gebirge hin in die weite Welt. Südwärts sahen wir lauter Gruppen von Felsen, Wäldern und Ebenen. Wir setzten uns eine Weile nieder, um das mannigfaltige Ganze in

seinen Theilen zu betrachten; wir sprachen von der Größe, Allmacht und Weisheit Gottes und wurden dergestalt gerührt, daß wir Thränen vergossen.

Nach einer kleinen Weile standen wir auf und wandten uns gegen Osten. Hier sahen wir wieder ein herrliches Tempe vor uns, das auf beiden Seiten jähe Abstürze zu haben schien; wir vernahmen zugleich ein fernes, dumpfes, immerwährendes Gebrüll, das einem Donner ganz ähnlich war. Wir vermutheten dort einen großen Wasserfall und gingen darauf zu; die Ebene war ein grüner Rasen mit kleinen Gebüschen. Eine halbe Stunde von uns, gegen Morgen, war wieder ein hohes Felsengebirge, welches von einem Ende der Ebene bis zum andern fortging.

Als wir an diese Felsen kamen, fanden wir einen starken Bach, welcher in unzähligen Quellen aus dem Felsen quoll und gegen Süden floß, woher wir nun den schrecklichen Donner ganz nahe brüllen hörten. Wir gingen furchtsam darauf zu und fanden den fürchterlich-schönsten Anblick, den man sich denken kann: der Absturz war nicht senkrecht bis in die Tiefe. Oben fiel der Bach ungefähr etwa hundert Schuhe senkrecht in einen felsigten Behälter hundert Schritte lang und breit herunter, und hier entstand das Gebrüll, welches durch das vielfältige Echo verstärkt wurde. Der kleine See sah von dem starken Schäumen wie Milch aus und der lebhafteste Regenbogen kreiste darüber her. Aus diesem See stürzte sich das Wasser über unzählbare kleine Felsen und Felsenstücke bis in die Tiefe hinab; dort war nun ein weiter Raum, rundum mit schroffen, hohen Felsen umgeben, in welchem Raume sich das Wasser sammelte und einen großen See bildete, welcher sich seitwärts zwischen den Gebirgen hinzog und dort vielleicht seinen Ausfluß hatte.

Nachdem wir diesen herrlichen Anblick eine Weile genossen hatten, gingen wir wieder längs der Felsenwand nordwärts fort bis ans nördliche Ende; hier war nun ein dichtes Gebüsch, und hinter demselben ein schrecklich hoher und jäher Absturz. Ueberall hatten wir gegen die Felsen geschaut und keinen Zugang entdeckt, durch welchen wir jenseits dieser Klip-

pen hätten gelangen können; wir glaubten also, daß wir nun nicht weiter kommen würden, sondern unfehlbar zurückgehen müßten. Indessen hatten wir doch beide besondere Lust, hinter diese Felsen zu gucken, denn je höher wir kamen, desto schöner und seltener wurden die Aussichten. Wir wanderten also noch einmal mit größter Aufmerksamkeit längs der Felsenwand hin. Hilf Himmel, wie ward mir! — Ungefähr mitten gegen dem Tempe stand ich still, schaute gegen den Felsen hin und indem ich aufschaute, fällt mir etwa zwanzig Schuhe hoch von der Erde ein sehr schönes Frauenzimmer von europäischer Gesichtsbildung und schneeweiß gekleidet, in die Augen. In dem Augenblicke aber war sie fort und ich that einen Schrei. Muzelius sah nach mir, auch nach dem Orte, wohin ich starrte; aber weg war sie! Sie erschien mir nur bis an die Lenden, denn sie stand hinter einem Felsenstücke. Ich erzählte dieß Gesicht meinem Begleiter; dieser aber belachte mich, schüttelte den Kopf und sagte: da sieht man, was eine lebhafte Einbildung vermag! Ja, versetzte ich, Einbildung! Damit sprang ich über den Bach, um zu untersuchen, ob ich nicht an den Ort kommen könnte, wo das Frauenzimmer stand? Ich ging eine Weile hin und her, und fand endlich südwärts Gelegenheit, etwa fünf Schuhe höher zu kommen. Muzelius lachte zuweilen, kletterte mir aber nach. An meiner rechten Schulter war wieder ein Absatz, welcher eine Strecke fort immer aufwärts ging und über zwei Schuhe breit war; ich setzte meine Flinte schief an, trat unten auf den Bügel und arbeitete mich mit Mühe hinauf. Nun kam auch Muzelius, dem ich hinauf half, und jetzt gingen wir eine Strecke aufwärts gegen den Ort hin, wo ich die Erscheinung gesehen hatte. So nöthig es war, vor die Füße zu sehen, so blickte ich doch jede Sekunde auf; denn ich vermuthete, das Frauenzimmer würde neugierig seyn und noch einmal zusehen, wo wir geblieben. Wie ich dachte, so geschah es; aber nun waren ihrer zwei; wir standen gerade unter ihnen am Felsen und schmiegten uns still und fest an, damit sie uns nicht sehen möchten. Muzelius sah sie nun auch und erstaunte. Ich weiß nicht, wie es kam,

daß wir uns zu verbergen suchten und woher dieser Einfall entstand; doch wir thaten es ohne bestimmte Absicht. Nun hörte ich die Eine sagen: ich sehe sie nicht mehr, das mußten Pilgersheimer seyn, die auf der Jagd waren. Ja, wer sonst? antwortete die Andere. Ich glaube gewiß, fuhr die Erste fort, daß mich Einer gesehen hat, und mich sollte Wunder nehmen, wenn sie nicht suchten, zu uns zu kommen, denn sie haben uns hier wohl nicht vermuthet. Die Andere lachte und versetzte: den Versuch, zu uns zu kommen, werden sie wohl bleiben lassen, denn er ist unmöglich; doch wer weiß, laß uns einmal zusehen! — Nun blickten sie herunter und wir hinauf; sie schrieen laut und verschwanden. Ich und Muzelius sahen uns mit Nasen und Mund an und wußten nicht, was wir sagen und denken sollten. Daß wir hier wohlgekleidete Frauenzimmer fanden, war ein Wunder, und ein größeres schien es uns zu seyn, daß sie recht schön deutsch redeten.

Wir hatten jetzt noch 8 Schuhe hoch zu steigen, so konnten wir mit einem Schritte da seyn, wohin wir wollten. Der Fels ging schief aufwärts und hatte hie und da Erhabenheiten; ich gab mich wieder an das Klettern; Muzelius schob und hob mich an den Füßen, und nachdem ich droben war, reichte er mir beide Flinten, wovon ich die Riemen ab- und aneinander schnallte und herunter hängen ließ; er machte sich den Riemen um einen Arm an der Achsel fest, ich zog, er kletterte und kam auch glücklich herauf. Hier fanden wir eine Art eines kleinen Altans; ein Felsenstück diente zur Brustwehr, und hinterwärts ging eine schmale Spalte schief in die Felsen hinein, so daß man von unten den Eingang unmöglich bemerken konnte. Wir schlüpften durch diese Spalte fort, der Gang zog sich krumm, stieg aufwärts und hörte auf. — Wir sahen uns einander an, sahen hinter uns und vor uns und wußten nicht, was wir sagen sollten; wir gingen mit sorgfältigen Blicken zurück, betrachteten Alles wohl, fanden aber nicht die geringste Spur eines Eingangs, und nun wurde uns bange, denn es hielt schwerer, wieder herabzuklettern, als hinauf. Wir überlegten hin und

her, was wir machen sollten. Das war einmal gewiß, es gab hier einen Eingang, denn die Frauenzimmer waren doch nicht in die Höhe geflogen; endlich beschlossen wir, so lange zu suchen, bis wir ihn gefunden hätten. Wir besahen und untersuchten daher alle Winkel, wenn sie auch so klein waren, daß kaum ein Hund hätte darin liegen können; jetzt fiel mir ein, ob nicht hinten am Ende etwa ein Stein los seyn mochte, der vor einen Ausgang geschoben wäre. Ich ging also wieder hinten an das Ende, legte mich mit den Schultern gegen alle Wände an und schob, aber es wollte nirgends weichen. Indem ich so recht im Schieben begriffen war und dabei krächzte, hörte ich oben ein lautes Gelächter. Ich rief: kommen Sie doch zum Vorscheine, Frauenzimmer! wenn Sie Barmherzigkeit gegen ihre Landsleute haben; wir sind hier in einer verdrießlichen Lage. Nun vernahm ich, daß sie rathschlagten, aber ich verstand nichts, denn sie redeten leise. Bald erschien Eine oben auf der Felsenwand; ich gab mich wieder aufs Flehen, als ich sie sah. Freund! sagte sie, was sucht Ihr hier? Ich antwortete: wir sind von Pilgersheim und kamen hieher, um die Gebirge zu besehen; nun haben wir uns sehr verwundert, Landsmänninnen in dieser Gegend zu finden, wünschten zu ihnen zu kommen und das Geheimniß ihres Aufenthaltes zu wissen; auch können wir nicht wieder zurück klettern, ohne Gefahr, Arme und Beine zu zerbrechen; haben Sie also Mitleiden mit uns und sagen Sie uns, wie wir zu Ihnen kommen können.

Sie antwortete: Wir dürfen Euch nicht herauf helfen; wollt Ihr aber ein Stündchen warten, so will ich gehen und fragen, was ich thun soll? Sie ging also und wir warteten. Wir wunderten uns über die Maßen und wußten nicht, was wir denken sollten. Nach einer Weile kam sie wieder und mit ihr ein junger Mann, der ebenfalls weiß gekleidet war und schön deutsch sprach. Dieser war freundlich und fing an, uns scharf zu examiniren. Als er nun fand, daß wir ehrliche Leute waren, so fragte er uns sehr ernstlich: ob wir uns mit dem feierlichsten Eide verbinden wollten, keinem Menschen in Amerika das Allermindeste zu entdecken, daß wir in die-

sem Gebirge Menschen gefunden hätten? — Dieß versprachen wir; hierauf ließen die Frauenzimmer eine leichte Leiter herunter und wir begriffen jetzt, wie sie, ohne zu fliegen, hatten herauf kommen können. Wir stiegen aus der Felsenkluft heraus, küßten, umarmten und bewillkommten diese Leute mit herzlicher Wärme, die so sanft und freundlich aussahen wie die Engel.

Welch wonnevolles Entsetzen durchdrang uns, als wir uns umsahen! — Gegen Morgen hin fiel uns ein Lustgefilde in die Augen, das Alles übertrifft, was ich je gesehen habe: es war länglicht-rund, von Westen gegen Osten bei anderthalb Stunden lang, von Norden gegen Süden drei Viertelstunden breit und allenthalben mit einem schroffen und zackigten Felsengebirge umgeben. Gegen Osten aber thürmten sich die Felsen hintereinander in die Höhe bis in die Wolken und die obersten Spitzen waren lauter Schnee und Eis. Das ganze Thal war flach und eben, mitten durch floß ein starker Bach sanft hin, der sich gegen Südwesten mit großem Geprassel die Felsen herab in die Tiefe stürzte; auf beiden Seiten des Baches waren die herrlichsten Gefilde und schattigten Bäume. Das ist doch ein wahres Elysium, sagte ich zu Muzelius; hier könnte man an der Hand eines Freundes die ganze Welt vergessen. Das ist wahr, antwortete der Mann, der hier wohnte, aber kommt nun mit mir nach Hause!

Mitten im Gefilde, etwa ein halbes Stündchen von uns, nah am Bache, sahen wir eine artige Wohnung, nach welcher wir unsern Weg nahmen. Den Bach hinauf fielen uns Gruppen von Bäumen in die Augen, aus welchen hie und da Rauch in die Höhe stieg, weil, wie wir vernahmen, mehrere Familien hier wohnten. Wir gaben unserm Führer unsere Neugierde zu erkennen und daß wir sehr wünschten, die ganze Geschichte dieses glückseligen Thales zu wissen. Er beruhigte uns mit dem Versprechen, daß wir zu Hause Alles erfahren sollten. Wir kamen bald hin und fanden einen Wald von den schönsten Obstbäumen, welche alle in zierlicher Ordnung gepflanzt waren; neben demselben einen sehr großen

Garten mit lauter Lustgebüschen, Lauben, Blumen- und Gemüßbeeten wild und labyrinthisch angelegt. Zwischen beiden war ein weitläufiger Rasenplatz, zirkelrund, so daß der Obstwald gegen Westen einen halben Zirkel und gegen Osten der Garten den andern halben machte. Gegen Süden und Norden stießen die Spitzen des Waldes und des Gartens zusammen, und hier war an beiden Orten eine herrliche Laube, in welcher zu jedem Theile eine Thür befindlich war.

Mitten auf dem Platze stand die Wohnung, nett, zierlich, groß und bequem gebaut; hier wurden wir hineingeführt und fanden einen alten Greis von 85 Jahren mit einem langen schneeweißen Barte (auch der Mann, der uns abholte, hatte ein unbeschornes Kinn); er war mit einem schneeweißen Schlafrocke bekleidet, hatte eine weiße Kappe auf dem Haupte, die Strümpfe und Hosen waren ebenfalls weiß, die Schuhe aber von Holz; andere Schuhe fanden wir überhaupt keine, doch waren sie schöner und zierlicher gemacht als unsere deutschen Holzschuhe. Der Greis flößte uns Ehrfurcht ein: er stand auf, als er uns sah, ging auf uns zu, nahm seine Kappe ab, grüßte und küßte uns freundlich: „Nun! sprach er, so hat es also Gott gefallen, mir in meinem Alter noch Landsleute zuzuführen. Ich freue mich zwar darüber, doch macht mir Ihre Ankunft auch viele Sorgen.“ Nun wurden uns Stühle gesetzt und wir ließen uns nieder. Gleich darauf erschien ein Mädchen von englischer Schönheit. Diese brachte auf einem zierlich geschnitzten Präsentirbrette von rothbraunem Holze zwei große, hölzerne, goldgelbe Krüge, welche auf Faßbinderart aus kleinen Dauben zusammengesetzt und mit rothen, glatten Reifchen umwunden waren; und auf eben diese Art verfertigte Becher standen darneben. Dieß wurde auf einen Tisch vor uns gestellt. Hierauf brachte man uns feines Brod, Butter, Käse und Obst. Das Getränk in den Krügen war der delikateste Obstwein.

Die Kleidung an diesem Orte war einfach und sehr niedlich. Wir sahen nichts anders, als Baumwolle und Leinen, und zwar alles weiß. Hievon tragen die Männer Beinkleider, Hemder und Schlafröcke, als ihre beständige Kleidung; aber

diesem Rocke umgürten sie sich mit einem Stricke von eben dem Stoffe, welcher einigemal um den Leib geht. Die weibliche Kleidung ist ebenso beschaffen, nur daß sie keine Hosen tragen; ihre Aermel sind kürzer und etwas weiter als die Mannsärmel, und um den Oberleib winden sie eine handbreite Gurt, welche auf einer Schulter hinterwärts angenähet ist; von hier geht sie unter einem Arme her, unter den Brüsten weg, unter dem andern herum, und so wird immer abwärts gewunden bis auf die Lenden. Diese Mode fällt außerordentlich schön in das Auge. Auch sind die Röcke des Frauenzimmers viel länger als die Mannsröcke. Die Männer schneiden die Haare kurz, das Frauenzimmer aber bindet sie zierlich auf, und schmückt den Kopf rundum mit natürlichen Blumen.

Unser Greis ermunterte uns zum Trinken und zum Essen; das Mädchen, seine Enkelin, schenkte ein, und bediente uns. Nun fing er an, sehr ernsthaft mit uns zu reden. „Die Glückseligkeit meines Volkes, sagte er: erfordert, daß kein Mensch in Amerika das Mindeste von uns erfährt. Sie können leicht denken, daß man uns in unserer Ruhe störte, wenn unsere Umstände bekannt würden. Die holländische Regierung zu Surinam würde uns mit Gewalt erobern und als Unterthanen behandeln, uns allerhand befehlen, und wir würden alsdann, wie die übrigen Pflanzstädte, bauen und pflanzen müssen, was ihrem Wucher zuträglich wäre; und, was noch das schlimmste ist, man würde uns Leute herschicken, die allerhand Laster zu uns brächten, die Gott Lob! bei uns ganz unbekannt sind. Jetzt, meine Herren! muß ich Ihnen also einen Antrag thun: wenn Ihr Herz rechtschaffen ist, so müssen sie entweder heilig schwören, bei uns zu bleiben und niemals aus unserm Thale wegzugehen; dieß würde uns am liebsten und für uns das Sicherste seyn. Oder, Sie müssen sich ebenfalls mit dem feierlichsten Eide verpflichten, gegen Niemanden in Amerika ein einziges Wort von uns zu sagen. Wenn sie nun Gott fürchten, und nicht die schreckliche Sünde, ein glückliches Volk zu Grunde gerichtet zu haben, auf sich laden wollen, so müssen Sie eines von Beiden versprechen und heilig halten.“

Wir erkannten Beide, daß wir nicht leicht eine schwerere Sünde begehen könnten, als wenn wir diese Leute verriethen. Da das Dableiben für uns nicht thunlich war, so versprachen wir die heiligste Verschwiegenheit. Allein damit war der Greis nicht zufrieden; er diktirte uns einen schweren Eid, den wir schwören mußten, und nachdem wir das gethan hatten, war er ruhig und vergnügt.

Es ist leicht zu denken, daß wir ausnehmend neugierig waren, dieses Mannes Geschichte zu wissen; auch fragte er nach unsern Umständen. Wir entdeckten sie ihm; und er freute sich sehr, als er wahrnahm, daß wir brave Leute seyn müssen. Der Greis heißt Christian Gottlieb Pracht, ist von Geburt ein Sachse; dem Thale, was er besitzt, hat er den Namen Solima gegeben, und jede einzelne Wohnung hat einen biblischen Namen, doch hat er dabei immer auf den Wohlklang gesehen. Wir verwunderten uns, als wir hörten, daß er außer seinem Thale alle Verfassungen von Surinam, Pilgersheim und andern holländischen Kolonien genau wußte; allein er erklärte uns das, und sagte: „Wir haben keinen größeren Zweck bei unserer Wirthschaft, als uns nach und nach von der ganzen Welt unabhängig zu machen, so daß wir selbst in Solima alles erziehen und machen können, was zu unserer Bequemlichkeit gehört. Daher habe ich von jeher getrachtet, unsere Lebensart so einzurichten, damit uns der Luxus nicht bekannt werde. Dennoch fehlen uns noch verschiedene Stücke; ich hoffe aber in etlichen Jahren so weit zu kommen, daß wir den einzigen Zugang zu unserm Thale auf ewig werden zuschließen können, und dann ist kein Mensch mehr fähig, uns hier zu finden; selbst die wildesten Caraiben wissen nichts von uns. Durch Fleiß und Mühe haben wir Eisenerz gefunden, wir schmelzen und schmieden es; aber es fehlet uns an geschickten Arbeitern, denn wir haben keinen Stahl, und können also keine fein schneidende Werkzeuge machen. Ferner fehlet uns noch ein Glasschmelzer, und endlich wünschte ich auch noch eine Papiermühle zu haben; schwarze Tinte habe ich erfunden, die recht gut ist, eine Buchdruckerei wollte ich wohl zu Stande bringen, in so weit

sie uns nöthig ist: denn ob wir wohl Gelehrsamkeit nicht gebrauchen, so sind doch die Wahrheiten der Religion uns allen wichtig, und eine Bibel muß jeder im Hause haben. Ich besitze eine große Bibel, aus der ich Allen vorlese, wenn wir in unserer Kirche zusammen kommen, und erkläre sie einfältig; denn ich bin Fürst und Bischoff in meinem kleinen Reiche, sagte der Alte hier lächelnd. Nun, fuhr er fort: ist uns also noch Verschiedenes nöthig, das wir zu Surinam und Pilgersheim holen müssen, und das gehet folgendergestalt zu: Nordwestwärts gehet ein geheimer Weg hinab, er schlingt sich zwischen den Felsen herum, und ist so schwer zu finden, daß es einem Fremden unmöglich ist, zu uns zu kommen. Der Ausgang hier oben ist enge und steil, und es ist uns sehr leicht, ihn so zu verschütten, daß uns niemals Jemand finden wird. Dieses Loch ist mit einem Steine zugelegt. Wenn auch Jemand durch ein seltenes Schicksal dahin kommen sollte, so findet er doch den Ausgang nicht; denn zwei Personen können nicht zugleich heraus, und für Eine ist der Stein zu schwer. Nun haben wir hier zwei sehr getreue und vertraute Männer, welche meine Eidame sind; diese gehen an bestimmten Tagen mit einigen Goldstangen bis an den Maronystrom, woselbst sie ihre geheimen Freunde aus Surinam und Pilgersheim erwarten, die ihnen das Nöthige zuführen, und gegen das Gold auswechseln. Wir treiben also eine Art von Schleichhandel, den ich aber weder für uns, noch für unsere Freunde sündlich halte, weil es blos europäische Krämerwaaren und keine Kolonieprodukte sind."

Wir verwunderten uns über das, was wir sahen und hörten; Alles schien uns ein Traum zu seyn. Aber, fragten wir ferner: wie kommt es, daß dieser Handel so geheim bleibt? — Der Alte lächelte und sagte: Hiebei werden geheime Kunstgriffe gebraucht, die ich, ungeachtet ihres Schwures, nicht für rathsam halte, zu entdecken. Haben Sie denn Goldbergwerke hier? fragte ich. Er antwortete blos mit Ja! und fuhr fort: ich habe jetzt durch geheime Freunde Bestellung in Europa gemacht, und die nöthigen Künstler und Hand-

werksleute verschrieben; sobald diese hier sind, wird alle Verbindung mit der Welt abgeschnitten werden.

Muzelius fragte: Ob denn noch nie einer aus diesem Paradiese entlaufen sey? — „Niemals, antwortete Herr Pracht: und schwerlich wird es auch jemals geschehen; denn unsere Leute wissen den Ausgang eben so wenig, als die Fremden den Eingang: und wenn ihn auch Einer wüßte, so verlangte er doch hier nicht weg; wir wissen Alle, daß in der Welt keine Freiheit, kein Wohlstand, keine Glückseligkeit so groß ist, als hier?“

Wir fragten: Wie viel Familien wohnen denn hier? Er antwortete: Zwanzig, und alle sind meine Kinder und Nachkommen.

Wir erstaunten, sahen uns an, und fragten ferner: Wie ist das möglich?

Er versetzte: Das würde allzulange währen, Ihnen zu erzählen: ich habe unsere Geschichte bis an diesen Tag aufgeschrieben, Sie können sie lesen. — Hiezu war aber für dießmal keine Zeit; denn wenn wir den Unsrigen keine Sorge machen wollten, so mußten wir den folgenden Tag wieder zurück nach Hause gehen.

Wir gingen nun durch das Thal umher spazieren, und fanden das schönste Getreide und andere Früchte von mancherlei Art; verschiedene Heerden Rindvieh graseten auf der Waide, die an Größe und Stärke das Friesische und Schweizerviehh noch übertrafen. Baumwolle und Flachs wurde in Menge gebaut, und jede Familie wohnte zwischen ihren Gütern allein; man sah es Jedem an, daß ihm recht wohl war, und es ihn wenig Mühe koste, die Erde zu bauen; denn hier ist ein ewiger Frühling! Die Luft ist sogar gemäßigt, auch dann, wenn die Sonne im Scheitelpunkte stehet, und rauhe Witterung ist hier selten; überdas ist die Luft rein, und wirkt dergestalt auf die glücklichen Bewohner dieses Gefildes, daß auch ihre Leidenschaften gemäßigt, und ihre Seelen so friedsam und heiter bleiben, wie ihr Himmel.

Wir fanden auch auf unserm Spaziergange ihre Kirche; sie hatte, wie leicht zu denken, keine Glocke, und also auch

keinen Thurm; da sie zugeschlossen war, so konnten wir nicht sehen, wie sie inwendig beschaffen ist. Auch sahen wir viele Menschen, die uns neugierig betrachteten; wir redeten mit dem Einen und dem Andern, aber Alle waren zurückhaltend, doch sehr liebreich und freundlich. Am Abend gingen wir wieder zu unserm Greise.

Die Abendmahlzeit war ländlich, aber sehr reinlich und schmackhaft; außer dem Mädchen, welches aufwartete, und Herrn Pracht, welcher mit uns speisete, war niemand dabei, und wir merkten wohl, daß man gegen uns sehr behutsam war. Nach Tische brachte man uns zu Bette, und des folgenden Morgens wurde uns der Mann mit der Leiter wieder mitgegeben. Mit dem zärtlichsten Gefühle nahmen wir Abschied von dieser frohen Gegend, und unser Begleiter half uns ganz aus den Felsen heraus, und zwar den nämlichen Weg, welchen wir gekommen waren.

Auf unserm Heimwege machten wir allerhand Anmerkungen über das, was wir gesehen und gehöret hatten; besonders fiel uns auf, daß der alte Pracht im Anfange so offenherzig war, und uns den Schleichhandel erzählte; hernach aber, als wir vom Spaziergange zurück gekommen, so geheim geworden war. Das Wahrscheinlichste, was wir ausfinden konnten, schien uns eine nähere Berathschlagung mit seinen Leuten zu seyn; in welcher man vermuthlich beschlossen hatte, uns nicht zu viel zu trauen. Auch fürchteten wir, man würde uns den Zugang durch den Felsen, den wir nun wußten, vermauern, so daß wir nie wieder dahin kommen könnten. Was uns aber am meisten schmerzte, war, daß wir die Geschichte des Herrn Prachts nicht hatten lesen oder hören können.

Wir kamen frühzeitig nach Hause, und beschlossen, nicht nur unsern Eid treulich zu halten, sondern sogar auch selbst unter uns wenig von Solima zu reden, damit uns Niemand belauschen und dadurch die Sache auskommen möchte.

Dieß ist nun meine Geschichte bis hieher. — Wollte Gott! daß ich bald zu Beulenburg unter meinen liebsten Freunden,

sitzen und ihnen auch meine Zurückreise vergnügt und freudig erzählen konnte.

Florentins Wohlstand und seine ganze Geschichte machte nun im ganzen Beulenburgischen Hause allgemeine Freude: besonders wurde Rosine sehr ruhig. Lorenz und Niklas kamen oft, sie zu besuchen, und auch sie lasen die Geschichte. Lorenz sagte anfänglich nichts dazu, Niklas aber freute sich hoch. „Nu, nu! fing der erste endlich an: er ist auf gutem Wege, aber noch nicht am Ende; ich glaub halt, es wird noch besser kommen. Das ist gewiß, er kommt glücklich wieder, das ist so die Art von Gang, wann unser Herr Gott einen am Gängelbande hat. Aber die Leute da zu Solyma — mir will das Ding nicht unter die Kappe, das ist so ein Fledermausleben, die Leute sind nicht selig, auch nicht in der Welt, mir gefällts nicht; freilich! man nimmt Alles mit, was man so mit Gott und Ehren in der Welt bekommen kann, aber doch schmeckt mirs Essen am Abend immer besser, wenn ich des Tags brav gearbeitet habe und mirs recht sauer geworden ist. So denk ich: wenn man in der Welt vielerlei ausgestanden hat, so wird man hernach auch erquickt, und man lernt auch was dabei.“ — Rosine und das Fräulein erzählten dem Hrn. von Beulenburg Lorenzens Reden. Er antwortete: der gute Mann hat eben nicht Unrecht; nach und nach wird sich die menschliche Natur bei diesen glücklichen Menschen eben so, wie überall, zur Wollust lenken, und damit werden allerhand Zerrüttungen entstehen; doch wir wollen hoffen, daß Gott für sie sorgen werde.

Der alte Richter Hallenborn lebte nun mit seiner Frau und Tochter ruhig und einsam fort, und dachte wohl an nichts weniger in der Welt, als daß ihm das größte Unglück noch bevorstünde. Um die Zeit, als Florentins Briefe ankamen, schien es endlich der Frau Richterin, als wenn ihre Charlotte hoch schwanger sey; sie setzte sie deßhalb zu Rede, allein sie läugnete mit der größten Hartnäckigkeit, wandte allerhand vor, womit sie den Wachsthum ihres Leibes entschuldigen wollte, und bat sich die Erlaubniß aus, in das Bad zu rei-

sen, um ihre Gesundheit wieder zu erlangen. Die Eltern erlaubten ihr das, leider! zu unbedachtsam. Unterwegens aber bekam sie Wehen, läßt an einem einsamen Wirthshause still halten, geht in den Wald spazieren, gebährt ein Kind, zerschmettert es an einem Baume, wirft es in eine Grube, in welcher man ehemals nach Eisen geschurft hatte, schlendert darauf wieder nach dem Wirthshause, und fährt des andern Tages weiter auf Wiesbaden. Hier war sie einige Wochen, erholte sich gänzlich, und kam nun wieder nach Beulenburg zurück. Anfänglich war sie recht munter und vergnügt, nach und nach aber verfiel sie in eine tiefe Schwermuth. Im Schlosse wußte man nichts von einem Verdachte, und nachdem bekannt wurde, daß sie so schwermüthig sey, glaubte Beulenburg, etwas Gutes an dem Mädchen auszurichten, redete deßwegen mit seiner Gemahlin, dem Fräulein und Rosinen, und empfahl ihnen, mit Charlotten Umgang zu pflegen, auch zu versuchen, ob man sie nach und nach bessern könnte? Alle drei waren sehr wohl damit zufrieden, und man schickte alsofort hin, sie auf den Nachmittag zum Kaffee einzuladen.

Sie kam zu bestimmter Zeit, sah aber so blaß und schüchtern aus, als wenn sie auf dem Punkte wäre, ihren Verstand zu verlieren. Philippine und Rosine redeten ihr tröstlich zu, und fragten sie, was sie doch auf ihrer Seele habe, daß sie so schmerzlich betrübt sey? Charlotte zog die Augenbraunen nieder, schaute fürchterlich in die Höhe, und seufzte laut: Ach du barmherziger Gott! rang die Hände und zitterte. Den beiden Frauenzimmern wurde angst, sie sahen sich an und schauderten; in beiden stieg ein Gedanke auf, der ungefähr der Wahrheit nahe kam, und nun graute ihnen noch mehr. Rosine entschloß sich indeß, das Geheimniß aus ihr zu locken, es möge ausfallen, wie es wolle, und schlug einen Spaziergang in den Garten vor.

Als sie nun in dem Garten waren, fing Rosine an, indem sie Charlotten am Arme führte: Nun sagen Sie mir doch, beste Jungfer Hallenbornin! was fehlt Ihnen? Schütten Sie Ihre Klagen in das Herz Ihrer Freundinnen

aus; sehen Sie, meine Beste! nie waren Sie für unsern Zirkel bequem; Sie waren lustig und scherzhaft, und wir sind etwas melancholisch und ernsthaft, daher schickten wir uns nicht zusammen. Aber jetzt, meine Liebe! jetzt sollen unsere Herzen zusammen schmelzen! klagen sie uns, wir wollen Ihre Leiden tragen helfen.

„Jungfer Mayenbachin!“ antwortete Charlotte; „Sie sind ein Engel, — aber ich — ich bin! —

Auch Sie sind brav. Vereinigen Sie sich mit uns, meine Liebe! wir wollen den Vater der Liebe verehren, Er ist ein Erbarmer, auch für die größten Verbrechen weiß er Rath und Erlösung.

Mit erzwungener Freudigkeit und grinsendem Lächeln antwortete Charlotte: Wir wollen einmal sehen, was geschieht. Aber ich will Ihnen Etwas erzählen.

Das Fräulein und Rosine hatte den verstellten Blick bemerkt: es kam ihnen vor, als wenn eine Furie mit Krallen und einem schielenden Tigergesichte neben ihnen wandelte, die sich verlarvt hätte. Charlotte fing an, Folgendes zu erzählen:

„Ich ging vor einiger Zeit spazieren; ich ging allein, wie ein Mädchen thun muß, das verlassen ist und keine Freunde hat; ich spaziere da so Abends hin längs dem Bache in der Dämmerung, der Mond schien hell; ich ging immer weiter, mir war es so schwer auf dem Herzen, als wenn mir die ganze Welt darauf läge; endlich, als ich da unten in den dunkeln Busch kam, da wars wie Nacht; ich sah vor mich hin, der Weg war wie ein gewölbter dunkler Gang, hinten in dem Gange war ein Licht, ich glaubte, es käme da Jemand mit einer Leuchte — ich ging langsam immer weiter, und nun sah ich — ach! ich kanns nicht sagen, was ich sah; — da war ein kleines Lichtchen, und noch etwas dabei, das rief: — Ermorde dich, du hast doch keine Gnade bei Gott! — Nun ist es mir, als wenn mir immer jemand ins Ohr lispelte: ich sollte mich umbringen.“

Rosinen und dem Fräulein schauderten über diese Erzählung die Haut. Die erste erwiederte: Jungfer Charlotte! Sie

haben nun einmal eine melancholische Vorstellung, und die muß fort. Kommen Sie, ich will Ihnen ein Lied auf dem Flügel vorspielen und dabei singen; Sie haben einen bösen Geist, wie Saul; kommen Sie! ich will Ihr David seyn. Charlotte ging gleichgültig mit.

Als sie auf dem Saale waren, setzte Rosine Charlotten einen Stuhl neben sich, auf der andern Seite saß das Fräulein; sie aber rückte einen Stuhl vor den schönen Silbermannischen Flügel, dämpfte ihn zum Lautentone, praludirte herrlich aus dis, und fing nun an, sehr feierlich zu spielen und zu singen:

Erheb dich, armer Geist! und fliehe
Der schwarzen Sorgen Trauerhaus.
Was hilft dir deine bange Mühe?
Gott führt's doch endlich herrlich aus.
Er kennt den Weg zur süßen Freude;
Ermuntre dich! sey still! und leide!

Wenn dich geheimer Kummer drücket,
Den Niemand weiß, als Gott allein;
Wenn dich kein Stern der Huld anblicket:
So mußt du still und ruhig seyn.
Das Trau'rgewölk wird sich verziehen,
Dein Morgenroth im Osten glühen.

Bald strahlt die Sonn' der reinsten Freude,
Und lächelt dir vom Morgen her;
Und auf des klaren Himmels Breite
Erblickest du kein Wölkchen mehr.
Dann wandelst du den Pfad der Freuden,
Und weißt von keinem bangen Leiden.

Ist's eine Sünde, die dich quälet,
Und drückt dich eine schwarze That;
Hast du sie dann mit Reu erzählet,
Dem, der die Welt erlöset hat:
Nichts ist so schwer, Er kann's vergeben,
Er kann den Stein vom Herzen heben.

Geh hin in deine stille Kammer,
Wirf dich vor den Erlöser hin,

Und klag Ihm deinen großen Jammer,
Erheitre den bewölkten Sinn,
Versprich, von nun an fromm zu leben,
Nach reiner Tugend treu zu streben.

Dann kann die Lieb' den Kummer lindern,
Die Liebe löscht der Höllen Glut,
Sie kann den Zorn des Höchsten mindern,
Die Lieb' bezahlt vergoßnes Blut.
Nur blos durch sie kann Gott vergeben,
Die Liebe schafft ein neues Leben.

Wenn du nicht liebst, dann floß vergebens
Auf Golgatha das Bundesblut,
Und alle Thaten deines Lebens
Sind Höhlen, wo ein Drache ruht.
Ein Herz, wie diamantne Felsen,
Kann ächte Lieb' wie Wachs verschmelzen.

Drum weihe jede Lebensstunde
Mit Thaten warmer Liebe ein,
Die Liebe laß im Seelengrunde,
Ein ew'ges Opferfeuer seyn,
Das jeden Odemzug belebe,
Und jeder Tugend Hoheit gebe.

Die Lieb' verfeinert unser Leben,
Und macht es immer geistiger;
Sie kann uns höhere Kräfte geben,
Macht uns der Gottheit ähnlicher;
Sie ist der Geister wahre Sonne,
Und tröstet sie mit ew'ger Wonne.

So sang Rosine mit dem Feuer der Silbertöne so durchdringend, daß jeder Takt gleich einem Blitzstrahle auf das kalte Felsenherz der armen Charlotte anschlug, und es endlich erweichte. Mitten in der vierten Strophe, besonders gegen das Ende, wo sich die Töne mit den Worten: Nichts ist so schwer, aus dem feierlichen dis durch einen vortrefflichen kühnen Flug in gis hinaufschwangen, und nun durch krause Triller und Läufe herunter zirbelten, strömte ein gnädiger Wonneregen in Charlottens Seele; diese Wonne arbeitete sich zu ihren Augen bis zu Thränen, und ganze Bäche flossen die

Wangen herab. Rosine kehrte sich daran nicht, sie sang und spielte fort, bis das Lied aus war, und vergoß gleichfalls gesellschaftliche menschenliebende Thränen.

Charlotte saß, weinte, schluchzte und ächzte fort; das Fräulein und Rosine ließen sie ruhig weinen, bis sie selbst zu reden anfangen würde. Endlich stand sie auf, lief unruhig von einem Ende des Zimmers zum andern; es war Etwas in ihr, das ihre Seele quälte; die Mittheilung der Schmerzen, die der menschlichen Natur eine so große Erleichterung ist, kämpfte mit der schrecklichen Furcht vor dem fürchterlichen Tode, aber endlich überwand sie. Sie krümmte sich, fiel auf die Kniee, und stöhnte seelzagend heraus: Ach Gott! — ich bin — ich bin — eine — eine Kindesmörderin! —

Rosine und das Fräulein schrieen laut und taumelten mit ringenden Händen aus einer Ecke in die andere. Rosine ergriff sie am Arme, schob sie ängstlich zur Thüre hinaus, und sagte: Ach Gott, fliehen Sie! fliehen Sie! so weit Sie Ihre Füße nur tragen können! Charlotten ergriff in dem Augenblicke die menschliche Natur wieder, sie erschrack nun über ihrem Bekenntnisse, lief zur Thüre hinaus; fort war sie, und man hörte lange Zeit nichts weiter von ihr.

Philippine und Rosine standen nun da in der größten Verwirrung und Unruhe: Ein Hausgenosse hatte Etwas bemerkt und Beulenburg hinterbracht, daß sonderbare Sachen bei den Frauenzimmern vorgefallen seyn müßten; denn Charlotte sey schleunig und im größten Schrecken fortgelaufen; er kam daher in das Gartenhaus, wo die beiden Mädchen sich berathschlagten, ob man die Sache verschweigen, oder bekannt machen müsse? Allein Beulenburg sah ihren Schrecken und Verwirrung gar zu deutlich; kein Verhehlen half also, und sie bekannten auf die erste Frage alsofort, was geschehen war.

Sonst hatte Beulenburg bei ähnlichen Vorfällen die ganze Sache dem Amtmanne Hallenborn überlassen, aber jetzt ging das nicht an, und er wußte nun nicht, was er thun sollte. Er konnte nicht zum Schlusse kommen; und da doch derselbe beschleuniget werden sollte, ehe die Missethäterin zu

weit lief, so mußte in seinem Gemüthe nothwendig ein Gedränge entstehen, bis eine oder die andere Meinung herrschend wurde. Die Sache war auch zu wichtig, als daß sich Jemand von den Seinigen getrauet hätte, ihm Rath zu geben. Dieses währte ein Paar Stunden, als unvermuthet der alte Herr Hallenborn in seiner Kappe und Schlafrock, so wie er zwischen den Akten gesessen hatte, herein taumelte; sein Gesicht war voller wilder Verzweiflung, er strebte hin und her wie ein Mensch, der im Schlamme versinkt und sich loswinden will. „Gnädiger Herr!“ fing er mit heiserer Stimme an: „meine Tochter ist eine Kindesmörderin; sie hat es mir auf einem Blättchen geschrieben; sie ist fort, und da ist der Brief.“ Nun rang er sich hin und her, starrte ohne Thränen, und zitterte.

„Und meine Frau ist unsinnig darüber geworden. Gott! — wo soll ich hin?“

Alles war bei der Ankunft des alten Mannes im Schlosse zusammen gelaufen, und ein Jeder fing an zu weinen, als man ihn in diesen Umständen sah.

„Nein! sagte er weiter: ich — ich bin der Kindesmörder; ich habe den armen Wurm ermordet, du nicht, mein süßes Mädchen! — du armes Ding! — du wußtest ja nicht einmal, ob man ein Kind tödten dürfte oder nicht, — so viel hatten dich deine Eltern nicht gelehrt, — ich — ich bin der wahre Mörder! — ich arbeitete an den Produkten der Zanksucht anderer Menschen, und die größten Pflichten des Vaters versäumte ich ganz! — ich bin der wahre Mörder des armen Kindes! — Lauf, du arme Charlotte, so weit dich deine Füße tragen. — Siehe! dein Vater stirbt für dich, er versöhnt deine Blutschuld, und so kannst du noch glücklich seyn.“

Beulenburg konnte vor Beklemmung des Herzens kaum reden. Freund! fing er endlich an: Sie waren immer ein redlicher Mann; freilich versäumten Sie oft die wichtigen Pflichten eines Vaters, aber Sie thaten es nicht aus Bosheit oder Leichtsinn, sondern blos aus Unwissenheit in der Erziehungskunst. Ihre Sünde kann getilget werden; beruhigen Sie sich! — Ich will Ihnen Ihre Leiden tragen helfen;

wir wollen sehen, wie wir den schweren Stein von Ihrem Gewissen wegwälzen.

„Durch nichts anders, als durch meinen Tod. — Ach, gnädiger Herr! der Verlust eines Menschen kann nicht ersetzt werden; Gott fordert die Rache! — Wie! — ist es nicht in die ganze menschliche Natur tief eingegraben? — Würde ich ruhen, so lange der Mörder meines Bruders, meines Weibes, meines Kindes noch lebte? — Nein! wenn keine Obrigkeit wäre, so würde ich ihn verfolgen, bis er gestreckt zu meinen Füßen läge. — Diese Rache hat Gott und der Staat der Obrigkeit übertragen; mein Enkel ist ermordet, und ich will Rache — Rache — blutige Rache! — und die will ich von mir, weil ich die Ursache dieser Blutschuld bin.“ —

Ein Jeder gab sich Mühe, den rasenden Mann zu beruhigen, aber Alles half nicht. Beulenburg fiel endlich auf eine List. Wohl! sagte er: Sie sollen denn sterben, ich will Sie gefangen setzen lassen, und vernünftige Rechtsgelehrte sollen Ihnen den Prozeß machen. Hallenborn besann sich, fing an ruhig zu werden, und fuhr fort: „Ja! das ist mein Wunsch, und auf diese Weise wird Alles gut gemacht, was verdorben ist; das ist recht! alsofort lege man mir Fesseln an, und bringe mich in das Stockhaus.“

Das wird wohl unnöthig seyn; versetzte Beulenburg: Sie werden nicht entlaufen. —

„Es ist nicht um des Entlaufens, sondern um des Leidens willen; ich muß gerade Alles leiden, was ein Mörder zu leiden hat, wenn ich ruhig werden soll.“

Während dieser Zeit, daß man zum Gefangenwärter hinschickte, kam die Frau Amtmännin auch wild und unsinnig hereingestürmt, und lief auf ihren Mann zu. Wo willst du hin? rief sie mit kreischender Stimme: Nein! dahinauf nicht — hinab — hinab mit dir, in das schwarze, finstere, kalte Grab — du bist ein alter Hahn — der ein giftiges Ei gelegt hat. Was willst du da droben? oben auf dem Thurme heult der Wind, da wird es dich frieren; da drunten in der Hölle ist es fein warm — warm zum Schwitzen. — Armer Mann!

— Wurm! — Wurm am Wege! — der bin ich! — Meine Augen sehen nicht mehr, ich seh Alles zweimal. — Auch gibts ein Plätzchen — ein rothes Plätzchen, — das seh ich — das seh ich tausendmal — das seh ich überall! — Ach! wer spült das rothe Blut da weg? — Ich, ich! rief der Alte: ich will bald einen Brunnen öffnen, daraus eine Lauge quillt, die es rein wegspülen soll. Nun fing er an zu weinen. Die Sympathie zwischen Mann und Weib verursachten bei der armen Frau auch Thränen; Jedermann freute sich darüber, und nun konnte man hoffen, daß die Vernunft sich wieder einfinden würde. Dieß geschah auch wirklich; sie erholte sich nach und nach, und eben so kam der Alte auch von seinem Einfalle zurück, für seine Tochter zu sterben. Sein väterliches Herz blutete bei dem Gedanken, daß man seine Tochter aufsuchen und hinrichten müsse, und sein Gewissen forderte auf der andern Seite Rache und Gerechtigkeit für das ermordete Kind. Beulenburg bat ihn, sich nur zu beruhigen, indem er sich über eine Auskunft besinnen wolle, wodurch Beides, sein Herz und sein Gewissen zufrieden gestellt werden könnte; überdas gab er Befehl, den beiden Alten einige Zimmer im Schlosse einzuräumen, damit er sie in ihrem Unglücke trösten und erquicken könnte.

Charlotten wurde indessen nicht nachgesetzt. Beulenburg sagte: wir wollen sie der Barmherzigkeit Gottes überlassen; sie ist außer meiner Gewalt. Will Gott das Blut des Kindes rächen, so wird Er es ohne mich können; und soll ich es thun, so wird Er mir sie wohl in die Hände liefern.

Graf Erich von Eichenborn war einer von den Regenten, welche glauben, ihr Land sey ein eigenthümliches Gut, welches man nach Herzenslust benützen könne, ohne weder Gott noch Menschen darüber Rechenschaft schuldig zu seyn. — Es fiel ihm nie ein, daß er darum da sey, um seinen Staat glücklich zu machen; und daher war seine Regierung drückend. Seine Bedienten waren Leute, die nichts anders suchten, als Geld zu gewinnen, der Unterthan mochte gen Himmel schreien,

oder nicht. Ueberdas liebte Erich die Jagd mit einer wüthenden Leidenschaft. Er hatte in seinen Wäldern mehr Stücke Wildprät, als Menschen in seinem Lande. Diese Thiere verzehrten die Saaten des Landmannes, so daß er dadurch träge wurde; denn er sah, daß all sein Fleiß ihn nicht glücklich mache, sondern nur das Wild mäste. Schrecklicher ist nichts zu denken, als wenn der Bauer, der der wahre Eigenthümer des Landes ist und seyn soll, durch die Gewalt gezwungen wird, sein sauer erworbenes Eigenthum der wilden Lust eines verzogenen und verzärtelten Menschen, den nicht die Tugend, sondern die Geburt zum Herrn über Andere erhoben hat, aufzuopfern. An diesem Unheile sind nun die Regenten nicht allein schuld, sondern die, welche sie erzogen haben. Jene wissen es nicht besser. Wahrlich! es ist kein Stand unglückseliger, als der Stand der Regenten. So glänzend auch die Lebensart in demselben scheinet, so wenig ist er zu beneiden. Der größte Theil der Fürsten ist unwissend und muß es bleiben, weil ein Jeder ihnen weiß macht, sie seyen Engel. Ihr Umgang ist eng eingeschränkt, weil sie glauben, es sey ihrer Ehre zuwider, mit Menschen von geringerer Geburt umzugehen. Daher flieht die Wahrheit vor ihnen, und der süße Genuß der Freundschaft ist ihnen gewöhnlich unbekannt.

Ein Regent, der also hier eine Ausnahme macht, der seine Pflichten kennt und sie ausübt, ist folglich das größte Kleinod, das Gott den Menschen in diesem Leben geben kann: und gelobet sey Er! daß wir wirklich in unserm deutschen Vaterlande noch manche solcher Regenten haben. Bei dem Allem aber ist es die Pflicht aller derer, die nicht Fürsten sind, zu gehorchen und zu dulden, ob es gleich Lehrern und Schriftstellern erlaubt seyn muß, da wo es Nutzen schaffen kann, zuweilen die Wahrheit zu sagen.

Graf Erich also war ein Tyrann von Anbeginn seiner Regierung. Sein Bruder, Graf Günther, war gerade das Gegentheil: er war Menschenfreund im höchsten Grade, bestrebte sich, so weit sein Wirkungskreis reichte, alles mit Glückseligkeit zu erfüllen, und sich dadurch selbst glücklich zu machen. Ein solcher Mann muß von den Unterthanen verehrt und ge-

liebt werden; und für einen solchen Regenten könnte ich mit Freuden mein Blut vergießen.

Graf Günther war beim Antritte der Regierung seines Bruders Kapitän in holländischen Diensten. Bei seinen Besuchen fand er, wie sehr sein Bruder den Pflichten eines Regenten entgegen handelte. Oesters ermahnte er ihn deßwegen; allein er wurde nicht nur verlacht, sondern es entspann sich auch eine Todfeindschaft zwischen beiden Brüdern, so daß Günther nie wieder nach Eichenborn kam. Er heirathete eine Holländerin von gutem Adel, und verlor sich, so daß man nicht wußte, wohin er gekommen war.

Graf Erich war zwar vermählt, allein er hatte keine Kinder, und seine Gemahlin war vor ein paar Jahren gestorben. Ob er nun gleich noch nicht alt war, so hatten ihn doch seine vielfältigen Ausschweifungen dergestalt mitgenommen, daß er nicht nur das Podagra hatte, sondern auch zugleich schwindsüchtig war und sein Tod jeden Augenblick zu befürchten stand. In diesen Umständen befand sich dieses gräfliche Haus in eben dem Zeitpunkte, wo ich jetzt mit meiner Geschichte bin.

Als die eben erzählte Hallenbornsche Unruhen vorbei waren, lebte man zu Beulenburg fort, ohne daß etwas Merkwürdiges vorfiel. Rosine, und mit ihr alle ihre Gönner und Freunde, warteten von Tag zu Tage auf die Rückkunft Florentins, oder wenigstens auf Briefe von ihm; allein Eines so wenig als das Andere erfolgte, so daß ein ganzes Jahr verstrich, ehe wieder Nachricht von ihm einlief, während welcher Zeit Rosine unzählbare Sorgen seinetwegen auszustehen hatte.

Beulenburg und seine Gemahlin genoßen indeß die süße Wonne der Eltern, welche wohlgerathene Kinder haben; der junge Herr lebte zu Göttingen unter der Aufsicht seines vortrefflichen Hofmeisters Rheinwald, allen zum Muster, und nahm außerordentlich in den Wissenschaften zu; kurz, er war ein vollkommener Jüngling. Ebenso wurde das Fräulein unter der Erziehung ihrer Eltern, und durch den sanften und empfindsamen Umgang ihrer Freundin Rosine zum voll-

kommenen Frauenzimmer; besonders war ihre Schönheit außerordentlich. — Wer Rosine allein sah, der glaubte nicht, daß eine größere Schönheit möglich sey; sobald aber das Fräulein erschien, verlor Jene um Vieles. In ihrem übrigen Charakter aber waren sich Beide ähnlich: ein sanfter Zug voller ruhiger Melancholie, mit dem Feuer reger Thätigkeit zur Menschenliebe beseelt, machte das Hauptsächlichste desselben aus; und eben diese Aehnlichkeit verursachte die innige Freundschaft, welche zwischen beiden Frauenzimmern herrschte.

Florentin war nun zwei volle Jahre abwesend gewesen; die ganze Natur stand in ihrer vollen Blüthe; als im Anfange des Brachmonates ein Mann zu Beulenburg erschien, der überaus viel Aufsehen verursachte. Beulenburg, seine Gemahlin, das Fräulein und Rosine waren gegen Abend wie gewöhnlich nach der Solitüde gegangen; kaum langten sie dort an, als sie ein Bedienter mit dem Bedeuten abrief, daß ein fremder Herr angekommen sey. Sie folgten alle Viere dem Bedienten; kaum waren sie aber in den englischen Garten zurück gekommen, als ihnen ein zwar einfach gekleideter, aber sonst viel bedeutend aussehender Herr, nebst einem Jünglinge, der sein Sohn und wohlgebildet war, begegnete. Beulenburg betrachtete diesen Herrn genau; ihn deuchte, dieß Gesicht mehr gesehen zu haben, doch konnte er sich desselben nicht mehr besinnen. Nach einigen Komplimenten äußerte der Fremde den Wunsch, noch ein wenig zu spazieren; sie gingen also sämmtlich nach der Solitüde zurück. Hier fing der Fremde mit sehr gerührtem Herzen an, die Anlage dieses Gartens und einsamen Ortes zu rühmen. Noch schmerzt es mich, mein Herr! sagte er: daß ich eine angenehme Einöde um höherer Pflichten willen habe verlassen müssen; kein Glück ist größer, als das Glück eines Hausvaters, wenn er sein Auskommen hat und vergnügt ist; jeder Winkel der Erde kann ihm Lust gewähren, wenn er es versteht, ihn dazu zuzubereiten.

Beulenburg brannte für Verlangen, diesen Mann zu kennen, doch wollte er seine Neugierde nicht blosgeben, weil er wohl denken konnte, daß er endlich von selbst sich entdecken

würde, besonders da er Anspruch auf seine Gastfreiheit machte. Nachdem sie sich im Lusthause niedergelassen, fing der Fremde an: Jetzt, Herr von Beulenburg! will ich mich Ihnen zu erkennen geben, damit Sie begreifen mögen, warum ich so frei bin, mit meinem Sohne einen Besuch bei Ihnen abzulegen. Ich bin Graf Günther von Eichborn, und weil ich vernommen, daß mein Bruder nahe am Tode ist, so bin ich gekommen, meine Ansprüche an die Grafschaft für mich und meinen Sohn geltend zu machen. Beulenburg erstaunte, und erkannte nun den Grafen; er, seine Gemahlin und Fräulein Tochter bewillkommten ihn auf das Feierlichste, wie auch den jungen Grafen. Rosine allein war bestürzt und verwirrt. Kommen Sie her, meine Jungfer; redete sie der Graf an: Sie haben einen Freund an mir, mehr als Sie wissen und denken können; Sie heißen ja Rosine? — Mit verwunderter Bejahung näherte sie sich nun. Der Graf küßte sie auf die Stirn, schloß sie in die Arme, seine Augen wurden naß, aber er erklärte sich nicht weiter, als nur, daß er sagte: Sie sind ein edles Frauenzimmer, und es wird Ihnen wohl gehen.

Rosine war wegen dieser höflichen Begegnung gerührt. Sie konnte gar nicht begreifen, woher dieser Herr Kenntniß von ihr habe; doch tröstete sie ihre Neugier mit der Hoffnung, daß er vielleicht erzählen würde, woher er sie kenne. Hierin aber betrog sie sich, denn er erzählte nichts weiter.

Nachdem nun die Gesellschaft eine Weile gesessen, wünschte Graf Günther mit dem Herrn und der Frau von Beulenburg allein zu reden: der junge Graf nahm daher das Fräulein an den rechten, Rosinen aber an den linken Arm und ging mit ihnen spazieren.

Rosine zitterte am Arme des Grafen, und konnte gar nicht begreifen, woher ihr solche Ehre wiederführe; sie wollte zuweilen fragen, und doch zog sie das Wort auf der Zunge wieder zurück. Graf Wilhelm, der dieß merkte, schielte sie freundlich an, und sagte: Meine Lehrer haben mir von Jugend auf gesagt, daß ein rechtschaffener, würdiger Edelmann oder Graf freilich über die gemeine Menschenklasse erhoben sey,

und auch diesen Vorzug mit ruhigem Gewissen genießen könne. Doch gäbe es hie oder da seltene Menschen, die gleichsam von Natur hochgeadelt wären; diese sollte der Edelmann keinen Vorzug empfinden lassen, sondern sie sich gleich halten. Und für ein hochadeliges Fräulein von dieser Art halte ich Sie.

Rosine erröthete sanft und versetzte: Ew. Hochgräfliche Gnaden — Der Graf fiel ein: nicht Ew. Hochgräfliche Gnaden, kurz und gut! das will ich von Ihnen nicht.

„Nun dann: Herr Graf! Sie erzeigen mir viel Ehre; ich finde selbst so Etwas in mir, das mich treibt, mit Personen hohen Standes vertraulich zu seyn, und doch habe ich für Solchen eine unendliche Ehrfurcht; ich wünsche, daß mich Könige und Fürsten dieser Vertraulichkeit würdigten, denn ich würde gewiß keinen übeln Gebrauch davon machen.“

Nun, so seyen Sie so vertraulich gegen mich, als Sie können; ich will wieder vertraulich mit Ihnen seyn; und das werden Sie mir doch nicht wehren? —

„Erlauben Sie mir, Gnäd — — Herr Graf, ich werde suchen, dieses zu verdienen.“

Nun, wir wollen sehen. Sagen Sie mir also: Haben Sie auch einen Gegenstand, den Sie lieben?

„Ja, Herr Graf! und zwar im höchsten Grade.“

Das ist brav, offen und frei. Wie heißt er? und wo ist er?

„Er heißt Florentin von Fahlendorn, und lebt jetzt in Amerika.“

Der Graf lächelte und sagte: So! — Nun ja, wenn ich mich denn nun auch verliebte, so könnte ich Sie ja zu meiner Vertrauten machen, weil Sie die Sache kennen und Erfahrung davon haben.

„Dadurch würden Sie mir Gelegenheit geben, zu zeigen, wie sehr mein Herz geneigt ist, zum Glücke des Herrn Grafen Etwas beizutragen. Aber ein Beding ist doch dabei: ich müßte auch das Vergnügen haben, bei der geliebten Person Etwas zu vermögen.“

Freilich! denn sonst würde dieß Vertrauen nur den halben Nutzen haben.

Fräulein Philippine schwieg die ganze Zeit und ließ sich ruhig führen; bei diesen letzten Worten aber fing ihr Fächer an, in Bewegung zu gerathen und ihr Gesicht glühte. Der Graf merkte dieß, lächelte, kehrte sich gegen das Fräulein, drückte ihr die Hand, und sagte: Sind Sie über diese Vertraute unzufrieden, mein Fräulein? —

„Wenn ich eine Vertraute in wichtigeren Fällen nöthig hätte, als bisher, so wäre es Niemand anders, als meine Rosine.“

Gut! erinnern Sie sich dieser Zusage, wenn dieser Fall kommen sollte.

Nun sprachen sie noch von einigen gleichgültigen Sachen zusammen, und kehrten wieder nach der Solitüde zurück. Dort fanden sie die drei Eltern in einem sehr ernsten, warmen und freundschaftlichen Gespräche, welches nun aber abgebrochen wurde, und bald darauf kehrte die ganze Gesellschaft bei dem Glanze der sanften Abendröthe nach Beulenburg zurück.

Während der Abendmahlzeit herrschte Tiefsinn und Stille; ein Jeder wünschte mit seinem Vertrauten allein zu seyn, um sein Herz ausleeren zu können; denn es hatte sich bei dieser Zusammenkunft Etwas angesponnen, das Aller Erwartung rege machte.

Beulenburg und seine Gemahlin sahen, sobald sie allein waren, tief schweigend, ohne sich zu rühren, einander an. Endlich fing die Frau an: Wie ists, mein Lieber! hast du den Grafen ganz verstanden?

„Mir ahnete was. Die Wärme, womit er redete; das Zutrauen, welches er in uns setzte, ohne uns doch genau zu kennen; gewisse verstohlene Winke, die er gab, lassen mich Etwas vermuthen.“

So war es mir auch. Ich weiß nicht, was ich sagen soll; der Graf und sein Sohn sprechen so bekannt mit uns, als wenn wir immer beisammen gewohnt hätten; es kann nicht anders seyn, er muß sich sehr genau nach uns erkundiget haben. Nun, Gottes Wille geschehe! wenn nur der junge

Graf ein so edler junger Herr ist, als es das Ansehen hat, so könnte Philippine keine bessere Parthie treffen.

„Bei dieser Sache, mein Kind! müssen wir wie vernünftige Eltern verfahren. Philippine hatte noch keinen Gegenstand, der das Gefühl der Liebe in ihr erregen konnte; denn es ist noch keine Gelegenheit dazu da gewesen. Der Graf ist ein sehr ansehnlicher Jüngling, und also ist es wohl möglich, daß sie ihn wird lieben können. — Jetzt kommt es darauf an, ob die beiden Herzen sympathisiren?“ —

Das ist wohl wahr; allein ich bin die Mutter nicht, die nur auf Verbesserung des Standes sieht. Meine Tochter kann als Gräfin höchst unglücklich, und als Freifrau höchst glücklich seyn; in diesem Falle wäre mir doch das Letztere unendlich lieber. So lange ich also den jungen Grafen nicht ganz kenne, so lange kann ich mich einer solchen glänzenden Verbindung nicht erfreuen.

„O, das ist edel, mein Kind! wir wollen also, wenn uns Anträge geschehen sollten, unsere Einwilligung bis zu einer genaueren Kenntniß des jungen Grafen aufschieben.“

Das Fräulein und Rosine, als sie sich jetzt allein befanden, waren ebenfalls tiefsinnig. — Was mochte der Graf mit der Vertrauten wollen? fing das Fräulein an.

„Er will sich verlieben, und da soll ich seine Vertraute seyn. Nun wird er sich gewiß nicht in die Frau Mama verlieben, folglich in —

In mich? —

„Ja, in Sie, mein Fräulein! die Sache ist richtig.“

Ich vermuthe selbst so Etwas; und da fängt es mir schon an, in meinem Herzen unbehaglich zu werden: ach Rosine, Rosine! eine unbekannte Angst nahet sich mir aus der Ferne; eine Angst, die ich gar nicht beschreiben kann.

„Eine Angst? — Der Graf mißfällt Ihnen doch nicht?“

Im Gegentheile, er gefällt mir — aber eben daher entstehet die Angst. — Er gefällt mir — ich ahnete Glückseligkeit in einem Leben mit ihm, — und diesem süßen Traume stellen sich immer schwarze Bilder entgegen: Wolken, die diese Klarheit trüben.

„Reden Sie deutlicher, mein Fräulein!“

Gesetzt: der Graf verdeckte unter einer schönen Larve eine schwarze Seele — oder sein Herr Vater wäre dieser Verbindung zuwider; oder, ich liebte und besäße einen Gemahl — der — der ausschweifte! — Das Alles, meine Traute! sind Ungeheuer, die mich aus der Ferne schrecken.

Rosine fiel dem Fräulein um den Hals und küßte sie oft, an ihrem Halse hangend; dem Fräulein schmolz ebenfalls das Herz, und sie umschlang Rosinen mit den Armen.

„Nun, englisches Fräulein! in dieser Herzensvereinigung wollen wir einmal jenes Schreckenbild recht betrachten. Komm einmal her, du erstes Gespenst, das dem Grafen eine schwarze Seele zutraut, und laß dich von hinten und von vornen begucken! — — — An dem ist nichts, Fräulein! gar nichts.“

Das beweise mir, du Muthwillige!

„Das will ich beweisen: Gesetzt, Sie verliebten sich in den Grafen — je nun, so hätten Sie ihn lieb, nicht wahr?“

Närrin! freilich.

„Wir wollen sehen, ob ich eine Närrin bin? Wenn Sie aber nun bei genauerem Umgange fänden, daß er eine schwarze Seele hätte, würden Sie ihn dann noch lieben?“

Ob ich ihn dann noch liebe? — Je nun — das weiß ich wahrlich nicht. Aber wenn ich ihn denn wirklich noch fort liebte? Eben dafür ist es mir bange.

„Fräulein Philippine! der unschuldsvolle Engel sollte ein schönes Gerippe, in dem ein Teufel wohnet, lieben können? Gehen Sie! Sie kennen sich noch nicht!“

Mir ist aber doch bang. So, wie er da steht und geht, gefällt er mir; und würde mir gefallen, wenn er auch ein Bösewicht wäre.

„So, so! da ist es schon weit gekommen. — Aber hören Sie! Eben das, warum er Ihnen gefällt, ist mir ein gewisses Zeichen, daß er eine schöne Seele hat. Sie sind so fein und so zartfühlig erzogen worden, daß Sie gewiß mit einem bösen Herzen nicht sympathisiren können.“ —

Welch einen schweren Stein wälzest du mir da vom Her-

zen! O Rosine, ich muß dich küssen! — Aber er könnte auch ein Heuchler seyn?

„Das ist nicht möglich! Der Heuchler mag so vollkommen seyn, wie er will, so verrathen ihn doch seine Augen: durch diese Fenster kann man einem ins Herz sehen. Ein Heuchler kann niemand durchdringend ansehen, man kennt ihn an seinem scheuen Blicke; oder wenn er seinen Blick zwingen will, so starrt er einen an; und eben dieß überspannte Aufreißen der Augenlieder zeiget gleich das böse Gewissen.“

Das ist herrlich. Mädchen! wo hast du die Weisheit gelernt?

„Das ist keine Weisheit, nur gesunder Menschenverstand. Meynen Sie denn, daß mein beständiges Lesen gar nichts nutze?“

Aber ich lese doch auch.

„Darum sind Sie auch in vielen Fächern viel stärker als ich. O Fräulein! Fräulein! was haben wir nicht unserm Rheinwald zu verdanken?“

Wahrlich, Rosine! wir sind ihm mehr als Kindesliebe und Verehrung schuldig.

„Nun, wie heißt das zweite Gespenst? — Nicht wahr: der Vater könnte Ihrer Liebe zuwider seyn? — Und da will ich Ihnen gleich sagen: das ist er nicht, und das können Sie mir auf mein Wort glauben.“

Das kann ich nicht.

„Nun, so will ich Ihnen meine Beobachtungen sagen: Der alte Herr hat Anspielungen von weitem auf eine solche Verbindung gemacht; und er sah vergnügt aus, als sein Herr Sohn das Fräulein Philippine so genügsam und zufrieden daherführte.“

Weißt du das gewiß?

„Das weiß ich; und Sie sollen es sehen. — Von dem dritten Schreckensbilde ist gar nicht redenswerth. Ein Mann, der seine Frau aus Liebe heirathet, fehlt nie, wenn beide reines Herzens sind.“

Ja, das glaube ich, du loses Mädchen!

„Nun ja doch!“

Hier unterbrach ein Kammerdiener dieß Gespräch, und das Fräulein wurde zu ihren Eltern gerufen. Das Herz pochte ihr wie ein Hammer; sie trat blaß hinein und zitterte vor Erwartung.

Mädchen! fing ihr Vater an: ich habe etwas Wichtiges mit dir zu reden; und weil du die Hauptperson dabei bist, so müssen wir mit dir und du mit uns Rath pflegen. Gewiß ist es noch nicht, aber doch wahrscheinlich, daß der junge Graf von Eichenborn eine Heirathsabsicht auf dich haben mag. Wir wollen uns insgeheim darüber besprechen, um auf alle Fälle gefaßt zu seyn. Es ist nichts abgeschmackter, als wenn in solchen Fällen, die doch die wichtigsten unsers Lebens sind, die Kinder vor den Eltern sich scheuen; daher rede frei mit uns, so wie es dir um das Herz ist. Eben so abscheulich ist es, wenn Eltern in Heirathssachen despotisch verfahren; ich werde dir rathen, aber nicht befehlen, ich müßte denn sehen, daß du eine Wahl träfest, die dich unvermeidlich zu Grunde richtete. Die Frau Mamma bekräftigte diese edlen Gesinnungen mit einer zärtlichen Miene. Philippine wurde dadurch so gerührt, daß sie herzu trat, ihren Eltern die Hände zu küssen, und die Thränen standen ihr in den Augen. Die Eltern kamen ihr aber zuvor und herzten und küßten ihre Tochter.

Hast du nichts auf dem Spaziergange bemerkt? fragte der Vater.

Philippine erzählte des Grafen Gespräch mit Rosinen, und dadurch wurde die Muthmaßung noch mehr bestärkt.

Jetzt will ich dir einmal Rath geben, fuhr Beulenburg fort: Wenn der Graf einen guten Charakter hat, so kann uns keine größere Freude wiederfahren, als wenn er dich heirathet; hierin aber sind wir der Sache noch nicht ganz gewiß. Freilich scheint er der edelste Jüngling zu seyn; allein eine so wichtige Sache erfordert Ueberlegung und Sorgfalt. Könntest du ihn aber lieben, wenn er dich begehren würde?

„Ja, Papa! ich finde, daß ich mit ihm leben und sterben könnte.“

Wenn du das jetzt schon empfindest, so sey etwas behutsam, damit die Liebe nicht zu tief Wurzel schlage; begegne ihm freundlich, und wenn er dir einen förmlichen Antrag machen sollte, so mache ihm unter dem Bedinge Hoffnung, noch einige Zeit zu warten, weil wichtige Ursachen dich dazu verbänden. Fände er dich dann seiner Liebe nicht würdig, so würdest du ihm dann willig deine Hand geben. — Dadurch sicherst du dich vor Betrug; der junge Graf wird, wenn er edel ist, dich feuriger lieben, und sein Herr Papa wird dich hochachten. Folge hierin meinem Rathe.

„Nichts ist billiger und schöner, bester Papa! diesem Rathe will ich genau nachkommen, darauf können Sie sich verlassen.“

Nun, das freut mich ausnehmend. — Wir wollen also alles auf dich ankommen lassen; und wenn wir gefragt werden sollten, so wollen wir antworten: es geschehe uns durch den Antrag zu dieser Verbindung eine große Ehre; wir schränkten aber unsere Tochter in ihrer Liebe nicht ein, überließen ihr also die Entscheidung ganz allein.

Philippine freute sich; ihr Geist erhob sich; sie wußte mithin wie ein Held, ihren Eltern und der Tugend zu Liebe sich selbst zu überwinden, wenn es die Noth erforderte; und in dieser freudigen Fassung versprach sie feierlich, dem Rathe der Eltern genau zu folgen. Hierauf wurde sie freundlich entlassen.

Sobald sie auf ihr Zimmer kam, erzählte sie Rosinen von Wort zu Wort, was ihre Eltern mit ihr geredet hatten. Rosine sagte: das ist herrlich und edel! — Aber nun, mein Fräulein! nun müssen Sie sich auch gefaßt machen, im Nothfalle Alles wagen zu können. — Das will ich, erwiederte Philippine: Gott wolle mir Kraft geben. — Darum wollen wir ihn bitten, fuhr Rosine fort: beide edle Mädchen knieeten nun neben einander hin und beteten mit warmem Herzen bis zu Thränen.

Graf Günther und sein Sohn Wilhelm waren eben so wenig unthätig als die Andern. So wie sie von der Tafel weggingen, nahm der Vater den Sohn zu sich auf sein Zim-

mer. Sohn! fing er an: ich habe dir auf der Reise Winke gegeben, du hast sie verstanden; mich verlanget sehr eine Verbindung mit diesem vortrefflichen Hause. Du bist die Hauptperson bei der Sache; gefällt dir das Fräulein, und gefällst du ihr?

„Sie gefällt mir so wohl, daß ich ohne sie nicht leben mag. Die Beschreibung ihrer leiblichen Schönheit ist weit unter der Wahrheit geblieben; wenn es sich mit der geistigen auch so verhält, so bin ich ihrer bei weitem nicht werth. Ob ich aber gefalle, davon weiß ich nichts.“

Jetzt, mein Sohn! jetzt kommt es nur darauf an, ob die Mühe, die ich und deine herrliche Lehrer an dich verwendet haben, Frucht gebracht. Ich fand dich bisher als einen bescheidenen Jüngling handeln, und ich schöpfte Hoffnung. Nun aber trittst du aus deinem kleinen Zirkel in das große verfeinerte Deutschland heraus; hier sollst du ein vortreffliches Frauenzimmer durch Reize und Tugend gewinnen, und hernach Land und Leute regieren; laß sehen, ob meine Hoffnung neue Aussichten bekommen werde! Zwar wirst du auf der Universität helle Begriffe von der Regierungskunst erhalten; allein ob du nicht für dieses wohlgezogene Fräulein zu einfach bist? das ist eine andere Frage. Hüte dich nur vor allem affektirten Wesen, und dann laß dein Herz reden, thue dir nicht mehr Gewalt, als deine Zuneigung zu dem Fräulein fordert, so wirst du glücklich seyn.

„Papa! ich hoffe, ohne zu wissen warum? Ich will meiner natürlichen Neigung folgen, morgen den Herrn und die Frau von Beulenburg fragen: ob sie mir erlauben wollen, mich zuweilen mit ihrer Fräulein Tochter zu unterhalten? Ihnen zugleich einen Wink von meiner Absicht geben, und dann wird mir der leiseste Odem ihre Wünsche verrathen. Hernach will ich mit der vortrefflichen Rosine sprechen; diese soll erst das Fräulein ausforschen, damit ich mich zurückziehen könne, ehe noch mein Herz zu sehr gefesselt ist.“

Du kannst dich der Jungfer Rosine immer bedienen. Dein Vorschlag ist, wo nicht nach der Mode, doch unter guten Menschen gut; mach' es so!

Nun ging ein jeder schlafen; Einer genoß der Ruhe weniger, der Andere mehr, Keiner aber vollkommen: alle sechs Personen hatten Interesse bei der Sache, und dieß Interesse hüpfte die ganze Nacht hindurch in gaukelnden Träumen auf den Schwingen sanfter Odemzüge um die Ruhenden her.

Da sehe ich im Geiste in die Zukunft: sehe ein Männchen im Pikesch, die Beine über einander geschlagen, auf dem Kanapee sitzen; rund um ihn her sind alle Wände mit Silhouetten behangen; er fühlt seine Kraft, redet Kraftsprache; murret, daß noch Religion und Fürsten in der Welt sind. Natur, Natur! Freiheit, Freiheit! ruft jeder Odemzug, und jeder Odemzug ist Recension alles Dessen, was er und seine Meister nicht gemacht haben. Er sitzet da und lieset die Geschichte Florentins von Fahlendorn: schon oft hat er den Kopf geschüttelt, und Gesichter geschnitten, wenn von Fromm- und Bravseyn die Rede war; und wie er vollends Philippinen und Rosinen knieen und beten sah, schmiß er das Buch weg — Hol dich alle T..... mit der Andächtelei! denn Alles, was Religion heißt, ist bei den Burschen Heuchelei und Andächtelei. Jetzt kommt er nun, nachdem er fortlieset (denn wirklich lieset er weiter, aber nur um zu recensiren) an die Lebensgeschichte des Grafen Wilhelm und dem Fräulein Philippine. Nun wirft er das Buch wieder weg. Das ist doch nicht auszuhalten! ruft er: und stößt mit den Knöcheln an die Wand; solch eine trockene Marionettenpuppen-Blifil-ähnliche Liebesverkettung habe ich doch mein Tage nicht gelesen! u. s. w.

Ich auch nicht, Herr Genie! als wohl in schlechten Büchern; aber gesehen habe ich dergleichen in Menge, und ich erzähle, was ich gesehen habe. Lies nur weiter, guter Freund!

Des Morgens früh erwachten das Fräulein und Rosine noch vor dem Aufgange der Sonne. Der alles belebende Gedanke vom verflossenen Abend stand noch in aller Kraft vor des Fräuleins Augen: er ließ ihr keine Ruhe mehr im Bette, sie stand auf, kleidete sich etwas nachläßig und trat ans Fenster. Der Anblick war so majestätisch, daß sie das Fenster öffnete, sich auf den Arm lehnte, schwieg und genoß.

Ueber eine Weile rief sie: Rosine! wie schön ist die Natur! — Rosine kam, schaute und schwieg. Beide tranken den süßen Thau der Morgenröthe und ihre Seelen schwammen in Empfindung. Die Vögel zwitscherten in den Bäumen und Gebüschen; jenseits des Thales war die Berghöhe von der aufgehenden Sonne vergoldet, und linker Hand hinüber auf dem Hügel stand gleichfalls der Gipfel der Solitude in himmlichen Strahlen; über das Thal hin ruhte auf der Wiese ein sanfter Nebel, doch glänzte hie und da das belebende Grün der Wiesen durch.

Rosine! fing das Fräulein an: der Anblick der Solitude zieht mich; hole unsere Salouppen und Hüte, wir wollen hin und dort in der Stille die Herrlichkeit des Morgens genießen. — Dieß geschah augenblicklich; und damit gingen sie so schleunig fort, als ob sie große Eile hätten.

Im Garten war ihnen alles gleichgültig, aber in dem englischen Wäldchen gingen sie langsam. Mädchen, sagte das Fräulein mit einem tiefen Seufzer: ich zerfließe ganz für Gefühl über dem schönen Anblicke der Welt; ich weiß gar nicht, wie mir ist, nie war ich so empfindsam.

„Mein Fräulein! so bald der erste Funke der Liebe im Menschen entsteht, auch dann, wenn er es selbst noch nicht weiß, ist alles schöner um ihn her. Der dunkelste Dezembertag ist einem liebenden Herzen reizend!“

Weißt du, woher dieß kommt? — Du bist ja schon ein alter Praktikus in der Liebe?

„So lange man noch nicht liebt, hat man einen geheimen Mangel, den man zwar nicht kennt, nicht zu nennen weiß, und doch fehlt einem etwas, das alles mit einem melancholischen Anstriche überziehet. Sobald man aber liebet, ist dieser Mangel gehoben und der melancholische Schleier weg!“

Und mich deucht, du triffst es nicht, wie hochweise es auch heraus kommt. Rheinwald hat dich ja ganz zur Philosophin gemacht. — Schau! daher kommt es: die Liebe ist ein sanftes Feuer, wie die aufgehende Sonne dort; sie belebt Alles, und schmelzt das Herz, daß es empfindsamer wird.

„Freilich treffen Sie es besser, das ist auch kein Wunder;

Sie erfahren es jetzt wirklich, und können es also besser beschreiben.“

Ich gestehe es dir, trautes Mädchen! Graf Wilhelm hat sich so sehr meines Herzens bemeistert, daß ich nicht recht weiß, ob ich meinen Eltern Wort halten könnte, wenn er auch wirklich nicht der beste Mensch wäre.

Rosine lachte. „Ja, versetzte sie: es ist eine sonderbare Sache um die Vorsichtigkeit. Doch muß man thun, was man kann.“

Unter dergleichen Gesprächen kamen die guten Kinder an die Solitude, aber wie stutzten sie, als sie den jungen Grafen daselbst an einer Birke sitzend fanden. Auch ihn hatte der schöne Morgen herausgetrieben. Er sprang auf, bewillkommte das Frauenzimmer und sagte: Wie schön ist dieser Morgen! — und wie reizend ist er mir, da ich das Glück habe, vertraulich mit Ihnen reden zu können. Das erlauben Sie mir ja?

Das Fräulein machte eine Verbeugung, und antwortete mit seelenvollem Blicke: So vertraulich, als es Ihnen Ihr Herz räth, Herr Graf! Hiemit schloß sie das Haus auf, sie gingen alle Drei hinein und setzten sich an das Fenster. — Der Graf fühlte diese Antwort tief in der Seele; sein Herz schwoll empor, die Gedanken drängten sich, so daß ihm die Sprache fehlte. Doch brach er endlich das Stillschweigen. Mein Fräulein, fing er an; empfinden Sie diesen schönen Morgen? genießen Sie ihn ganz?

„Ja, Herr Graf! mehr als jemals; meine Empfindungen sind erhöht, und ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin.“

Ich habe eine angenehme Einöde bewohnt, aber nie kam sie mir so schön vor, als die Natur an diesem Morgen.

„Können Sie sich nicht erklären, woher dieses kommt?“

Ja, mein Fräulein! mich deucht, ich könnte es. —

„Nun, Herr Graf! lassen Sie uns einmal hören?“

Mir kommt die Erklärung etwas bedenklich vor.

„Sie scheuen sich doch wohl vor mir nicht?

Das könnte doch wohl seyn; ich muß gestehen, daß ich viele Ehrfurcht gegen Sie habe, und da mag ich meine Schwäche nicht bloßgeben.

„Vielleicht sagen Sie es Rosinen? die haben Sie ja zu Ihrer Vertrauten gemacht.“

Vielleicht! doch dem Frauenzimmer gebühret der Vorzug; erklären Sie nur die Sache zuerst.

„Nein, Herr Graf! in gelehrten Sachen gehen die Herren vor; ich rücke nicht zuerst heraus.“ —

Nun dann, Herr Graf! fing Rosine an: wollen Sie mir erlauben, daß ich die Sache erkläre? — Von Herzen gern; antwortete der Graf.

Schweig, du Schwätzerin! rief das Fräulein. Rosine lachte; gut, versetzte sie: wir wollen dann sehen, wer von Ihnen beiden am offenherzigsten ist?

Hierauf folgte eine stille Pause; alle Drei schauten durch die Fenster hinaus und genoßen den entzückenden Anblick der in Schönheit schwelgenden Natur.

Rosine sah die Beiden neben einander am Fenster stehen; Eins stand an dieser Seite, das Andere an jener, so daß noch Raum für sie zwischen Beiden übrig war, doch trat sie nicht hinein; sie stand und beobachtete Beide. Der Graf und das Fräulein schauten in die weite Welt, und blickten sich zuweilen schmachtend an; die magnetische Kraft der Liebe strömte aus beiden Seelen in die andere über; ihre Macht war so stark, daß sie auch in die Körper wirkte: und mit jeder Minute waren sie sich schon eines Fingers breit näher gekommen, so daß der Platz zwischen Beiden unvermerkt kleiner ward. Rosine bemerkte dieß mit warmer theilnehmender Empfindung.

Jetzt hätte ein einziges Wort den sanften Zug wieder hemmen können; die Liebenden schienen jeden Laut zu fürchten; sie freuten sich Beide, die Annäherung des Andern gleichsam unbelauscht zu bemerken, und da der Wohlstand doch bald wieder eine Unterhaltung erfordert hätte, so glaubte Rosine wohl zu thun, wenn sie etwas auf dem Flügel spielen würde, um dadurch den sanften Zug mehr zu begeistern und jede Unterredung unnöthig zu machen. Flugs hüpfte sie mit leisem Tritte an den Pantalon, dämpfte ihn zum Cölestinentone, fing an zu spielen und mit sanfter Stimme zu singen:

Sanft schlich in dem Morgenschimmer
Lilla ins Gebüsche hin.
Lilla's Herze fühlte immer
Gleich der schönsten Huldgöttin
Frühlingslüftchen um sich wehen.
Stillen Frieden in der Brust,
Stiller Seufzer, stilles Flehen
Tränkte sie mit Himmelslust.

Zu Ende dieser Strophe waren die Beiden am Fenster schön zum Berühren der Kleider gekommen. Rosine sang und spielte fort:

Liebhold ruhte in dem Grase
Schlummernd unterm Rosenstrauch.
Lilla bückte sich und lase
Da, wo Liebholds leiser Hauch
Auf des Grases Spitzen schwebte,
Alle Rosenblättchen auf,
Wie im Hauch das Veilchen bebte,
Bebt' ihr Blick zum Himmel auf.

Nun waren sie fest zusammen gerückt, und der Arm des Grafen fing schon an, sich zum Rücken des Fräuleins empor zu heben, als Rosine fortfuhr:

In dem Dunkeln einer Linde
Hüpften schnell zwei Vögelein,
Pickend auf die braune Rinde,
Putzend ihre Schnäbelein,
Und die dünnen Aeste schwankten
Unter ihrem leichten Tritt,
Bis sie endlich näher wankten,
Eins zum Andern 'nüber glitt.

Jetzt hatte der Graf das Fräulein mit seinem Arme umschlungen und an sich gedrückt. Rosine sang und spielte weiter:

Lilla sank auf Liebhold nieder,
Liebhold that den ersten Blick.
Liebhold! Lilla! schallte wieder,
Jedes Echo gab's zurück.
Jetzo schmolzen beide Seelen
Ganz in Eins; und Hand in Hand
Eilten sie, sich zu vermählen.
Hymen schlang das Eheband.

Der Graf ruhte dem Fräulein mit dem Haupte auf der

einen Schulter, und Beide schwankten hin und her, wie zwei schlanke Bäume, am Hügel hingepflanzet, im kühlen Westwinde hin und her wiegen, wenn der Allmächtige auf segenschwangern Wolken das dürre Land begeußt und das Wild im Walde tränkt.

Rosine schwieg nun, und in feierlicher Stille schwieg die ganze Natur. Kaum hörte man von ferne das Gezwitscher der Vögel, und am Fenster schwankte der Schatten einer Birke im Glanze der aufgehenden Sonne vom fächelnden Ostwinde.

Nach einer Weile seufzte das Fräulein tief und wand sich sanft von dem Bande los, das sie umschlang.

„Mein Fräulein! fing Rosine an: das Geheimniß ist erklärt; nun, was weiter?“

Philippine lächelte sie an, schwieg und drohte ihr mit dem Finger.

„Nicht wahr, Herr Graf! fuhr sie fort: das Geheimniß ist erklärt?“

Ja, antwortete der Graf: wir sind in einem Viertelstündchen so weit auf unserem Wege fortgerückt, daß wir das Geheimniß nicht nur weit hinter uns und aus dem Gesichte verloren haben, sondern daß auch gar an keine Umkehr zu denken ist. Sie, englisches Mädchen! haben uns auf den Schwingen der Harmonie so weit weggeführt.

Jetzt faßte er das Fraulein an der Hand und redete sie folgendergestalt zaghaft an: Theuerstes Fräulein! lieben Sie mich? — können Sie mich lieben? —

Philippine antwortete: Ja, bester Herr Graf! ich liebe Sie.

Er küßte ihre Hand feurig; Sie erlauben also, fuhr er fort, daß ich bei Ihren Eltern um Sie anhalte? — Meines Vaters Einwilligung habe ich.

„Meine Eltern überlassen mir die Wahl ganz. Ich wähle Sie zu meinem Gatten; aber ich muß Ihnen meine Bedingnisse dabei sagen: Wir kennen uns Beide erst seit gestern; Sie können noch unmöglich wissen, ob ich so ganz Ihrer Liebe würdig bin? auch binden mich sonst noch wichtige Ursachen, noch eine Zeitlang bei meinen Eltern zu bleiben.“

Der Graf blickte sie sehr zärtlich an. Ja, mein Fräulein! dieß Alles ist billig. Wie sehr mir auch Ihr herrlicher Charakter bekannt ist, so kennen Sie mich doch noch nicht. Heirathen darf ich ohnehin noch nicht, und während der Zeit gehe ich nach Göttingen, da zu studiren. Wollen Sie aber, mein Fräulein! mir Ihr Herz schenken, im Falle Sie mich Ihrer würdig finden werden?

„Dieser edle Zug Ihres Herzens, mein Herr Graf! sichert mir schon eine schöne Seele. — Ja, ich bin dann — dann — ewig die Ihrige.“ —

Der Graf fiel ihr um den Hals, und beide umschlangen sich wieder mit stummer Empfindung.

Nun, fing endlich der Graf an: Auch ich, mein Engel! bin ewig der Ihrige, wenn Sie finden werden, daß ich Ihrer Liebe würdig bin. Darauf schwuren sich beide ewige Treue.

Rosine wünschte ihnen Glück; erinnerte sich dabei ihres Florentins und ihrer Verbindung mit ihm im englischen Garten; sie fing an, sehr zu weinen, und ihre Sehnsucht nach Florentin ward so stark, daß Philippine sie kaum trösten konnte.

Graf Wilhelm trat mit einer sehr bedeutenden Miene zu ihr: Liebste Rosine: fing er an: Florentin ist höchst glücklich, seyen Sie dessen nur versichert; mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen.

Rosine und das Fräulein sahen den Grafen starr an. — Ja, sagte er; ich schwöre Ihnen vor Gott dem Allmächtigen, den ich verehre, er ist glücklich.

Rosine sank zu Boden. O Gott! rief sie: Dir dank' ich! — Dir dank ich! — Warum kommt er aber nicht?

„Das wird er Ihnen schreiben.“

Warum schreibt er aber nicht?

„Weil er auf Gelegenheit warten muß und keine Posten so oft abgehen. Fragen Sie mich nun nicht weiter.“

Rosine hing sich dem Fräulein an den Hals, weinte Freudenthränen und Philippine weinte mit ihr.

Nun spazierten sie mit einander nach Hause. Graf Wilhelm ging zu seinem Vater und erzählte ihm die Geschichte

dieses Morgens von Wort zu Wort. Günther freute sich sehr und segnete seinen Sohn mit Thränen.

Die Frau von Beulenburg nahm nicht sobald die Ankunft ihrer Tochter und Rosinen wahr, als sie zu ihnen ging und mit ungewöhnlicher Neugierde fragte: wo sie so früh gewesen seyen? Philippine verhehlte ihr ebenfalls nichts und erzählte alles von Wort zu Wort. Die Frau von Beulenburg war ganz entzückt, lief zu ihrem Gemahle und entdeckte ihm ebenfalls die ganze Unterredung.

Nun blieb Alles still und ruhig bis zum Mittagessen. Rosine und das Fräulein beschlossen, sich heute mit Geschmacke zu kleiden; Eine half der Andern. Ueber dem Ankleiden fing Rosine zu lachen an.

„Was lachest du, Mädchen?“

Ich muß lachen, wenn ich an diesen Morgen denke, wie Ziererei und Natur so spaßhaft nebeneinander standen.

„Wie meynst du das?“

Bedenken Sie doch nur, mein Fräulein! als Ihr Herz und das Herz des Grafen schon wie zwei Thautropfen in Eins geflossen, Ein Herz und Eine Seele waren; da wurden erst noch Bedinge gesetzt, ob die zwei Tropfen, und unter welcher Gestalt, wie und wann sie zusammenfließen sollen?

„Das habe ich, wahrlich! auch gedacht; du hast recht, mein Kind! so gehet es, wenn man Plane macht. Meine Eltern wollten es so, und es kann doch seinen Nutzen haben.

Daran zweifle ich nicht; es war mir nur lächerlich.

Die guten Mädchen vertrieben sich die Zeit mit allerhand freundschaftlichen Scherzen, bis man zur Tafel ging.

Nach derselben fragte Graf Wilhelm die Eltern des Fräuleins feierlich um ihre Einwilligung, die sie ihm auch mit wahrer Freude und vielem Segen ertheilten. Nun war also die Sache vollendet und Alle voller Vergnügen. Graf Günther trat darauf zu Rosine. Meine Freundin! fing er an: ich habe mehr Ursache, Ihnen gewogen zu seyn, als Sie noch zur Zeit wissen. Mir ist Ihr edler Charakter bekannt, Sie sind die Gesellschafterin meiner zukünftigen Schwiegertochter, haben ihr Leben mit Vergnügen erfüllt, und diesen Morgen zur Vereinigung zweier glücklicher Herzen das Ihrige

beigetragen. Ich will sie glücklich machen: Florentin von Fahlendorn soll, so bald er kommt, mein geheimer Rath seyn, und Sie bleiben die Gesellschafterin meiner Schwiegertochter.

Die ganze Gesellschaft stand im Kreise umher, und Alle wurden tief über die Rede des Grafen gerührt. Rosine konnte kein Wort hervorbringen: sie sank, aber Günther ergriff sie. Nur keine Worte! Ich halte mein Versprechen, so wahr ich Graf von Eichenborn bin!

Nun trat auch Wilhelm herzu. Er hatte seinem geliebten Fräulein nach der Einwilligung ihrer Eltern einen kostbaren brillantenen Ring an den Finger gesteckt; nun brachte er einen andern, wohl nicht so kostbaren, doch aber sehr schönen Ring, und steckte ihn Rosinen an den Finger. Meine Freundin! sagte er: hiemit vermähle ich Sie meiner Philippine und mir zu einer ewigen und unzertrennlichen Freundschaft. Sie wollte abermal danken; aber Graf Wilhelm ließ sie nicht zu Worte kommen. — Das Fräulein nahm so warmen Antheil an dem Glücke ihrer Freundin und freute sich so sehr über immerwährende Gesellschaft, daß sie beiden Grafen auf das zärtlichste für Rosinen dankte.

Beulenburg und seiner Gemahlin war es ein unauflösbares Räthsel, wo doch die sonderbare Gnade der beiden Grafen gegen Rosine herrühren möchte? Viele meiner Leser werden auch schon über Unwahrscheinlichkeit gemurrt haben; sie müssen aber nebst Beulenburg Geduld haben, so werden sie das Geheimniß zu seiner Zeit erfahren.

Die Grafen hielten sich nun noch ein paar Tage zu Beulenburg auf, und alles wurde nun festgestellt: Graf Wilhelm sollte mit seinem Vater nach Eichenborn gehen, welches Schloß vier Stunden von Beulenburg lag; von da sollte er nach einigen Tagen nach Göttingen reisen. Wilhelm freute sich außerordentlich, als er hörte, daß sein zukünftiger Schwager Karl und dessen vortrefflicher Hofmeister Rheinwald dort seyen. Graf Günther bat Beulenburg, an Herrn Rheinwald zu schreiben; er selbst aber schrieb auch an ihn und ernannte ihn ebenfalls zum Hofmeister seines Sohnes. Und da er hörte, was Beulenburg ihm jährlich am Gehalte zahlte, so legte er ihm eben so viel zu.

Nachdem dieß Alles in Ordnung gebracht, reiseten die Grafen ab. Alles schwamm in Thränen, und nun war die Reihe an Philippinen, am meisten zu trauern, und Rosine mußte nun zur Wiedervergeltung ihre Tröſterin seyn.

Zu Eichenborn fand Graf Günther seinen Bruder in den elendesten Umständen. Wie ein Todtengerippe saß er im Bette und heulte vor unendlichen Schmerzen. Der Stein, das Podagra, Hämorrhoidalumstände und ein marterndes Gewissen ließen ihm keine Stunde Ruhe, und das bange und lange Leiden hatten ihn ganz mürbe gemacht. Durch einen Freund hatte er erfahren, wo sein Bruder sich aufhielt, er kannte dessen herrliche Talente, und glaubte, sich eher mit dem allmächtigen Richter aussöhnen zu können, wenn er seinen Unterthanen einen würdigen Landesvater noch vor seinem Ende geben würde; er schrieb daher an seinen Bruder, und dieser hielt es nunmehr für seine größte Pflicht, diesem Rufe zu folgen.

So wie Graf Günther in das Krankenzimmer trat, reckte Graf Erich beide Hände nach ihm aus und weinte laut wie ein Kind. — Günther fing ebenfalls an zu weinen, wankte auf ihn zu und schloß ihn in die Arme. — Graf Wilhelm kam nun auch, und Erich freute sich so sehr er konnte über diesen Erben. Sie sind mein Sohn, Herr Vetter! sagte er: und legte ihm seine dürre Hand auf das Haupt. Die große Freude hatte den Kranken so erschöpft, daß er kein Wort mehr reden konnte.

Graf Günther schrieb nun an seine Gemahlin, eine geborne Gräfin aus dem Hause Egmund in Holland, die mit ihren übrigen Kindern bei ihren Freunden im Haag zurück geblieben war. Er berichtete ihr die Verlobung ihres Sohnes, die schlechten Umstände seines Bruders, und ersuchte sie, so bald als möglich zu kommen.

Bald darauf stand der kranke Graf Erich in einer solchen Leibes- und Gemüthsverfassung, daß er zu einer geheimen Unterredung mit seinem Bruder und dessen Sohne sich fähig und heiter fand; und nachdem alle andere Anwesende sich entfernt hatten, fing er an zu reden: „Ich habe zuweilen Stunden der Ruhe, wo meine unsägliche Schmerzen leidlich sind;

diese muß ich in Acht nehmen, wenn ich reden will. Jetzt befinde ich mich etwas ruhig; da ich aber den Augenblick meines Todes nicht weiß, so muß ich Ihnen Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe.

„Herr Bruder! mein ganzes Leben ist eine Kette von Sünden: ich habe mein Amt gar nicht verwaltet, wie ich sollte; böse Rathgeber haben mich zu Grunde gerichtet; meine Unterthanen habe ich unglücklich gemacht; sie schreien um Rache und freuen sich auf meinen Tod. Meinem Hofprediger gab ich über unsere fünfzehn Kirchspiele die Superintendentenstelle; er war der Mann, der mir nicht durch die Finger sah, sondern sogar mit mir schmausete, mit auf die Jagd ging und die Bauern bedrücken half. Jetzt tröstet mich der schlechte Mann mit allerhand elenden Vorstellungen des Lebens und der unendlichen Barmherzigkeit Gottes; aber das Alles hilft nichts; er darf mir nicht mehr vor das Gesicht kommen. —

„Letzthin hörte ich von einem berühmten und würdigen Gottesgelehrten, Namens Stahlmann, aus unserm Flecken Birkenstein. Ich konnte vor großer Herzensangst nicht bleiben; Niemand konnte mir auch Rath und Trost geben. Ich ließ daher diesen Mann zu mir kommen, stellte ihm meinen betrübten Zustand vor, und klagte ihm, daß ich meine Sünden nicht überschauen könnte, ob es wohl möglich sey, daß ich noch selig werden könnte? Er antwortete: es sey wohl möglich, aber sehr schwer. Das gab mir schon Trost. Ach! sagte ich; Herr Stahlmann! wenn es nur möglich ist, lassen Sie es immer schwer seyn! sagen Sie nur, was ich thun muß? Niemals habe ich eine so wichtige und durchdringende Ermahnung gehört, als er an mich that; sie enthielt verschiedene Hauptpunkte. Zuerst bewies er mir, daß das Verdienst des Erlösers Niemand zu gut komme, als der seine Gebote nach bestem Vermögen gehalten hätte: nun beginge aber der beste Christ Fehler, bald aus Trägheit, bald aus Nachlässigkeit und Schwachheit; diese aber könne er durch die Restitution wieder gut machen; und eben dieß sey auch das einzige Mittel für den größten Sünder. Wenn nun ein Mensch den festen Willen zur Restitution hätte, die Umstände

aber ihre Ausführung hinderten, so könne man doch noch hoffen, die Barmherzigkeit Gottes in Christo werde ihn nicht verdammen. Dieß alles bewies er mir so bündig aus der Bibel und aus der Vernunft, daß ich fest davon überzeugt wurde. Ich bezeugte, daß ich zu aller Restitution willig und bereit sey, und wenn meinen Unterthanen mit meinem Leben gedient wäre, so wollte ich es hingeben. — Nein, antwortete Herr Stahlmann: aber ich will Ew. Excellenz einen andern Rath geben. — Freilich werden Dero Unterthanen sämmtlich um Rache gen Himmel schreien; und das Schreien der Bedrängten hört Gott; aber diesem Schreien wollen wir bald ein Ende machen und zugleich bewirken, daß das ganze Land noch für Sie beten soll. — Ich erstaunte darüber, und fragte ihn: wie das zugehen sollte? — Stahlmann lächelte und antwortete: wenn es nur Ew. Excellenz nicht zu hart ankommt, so weiß ich ganz gewiß, daß das ganze Land aus Liebe für seinen Vater Erich weinen wird. — Ich versetzte, nichts könne mir so schwer auferlegt werden, womit ich nicht diese Freude erkaufen wollte. Hierauf fuhr Stahlmann fort: Nöthig — zur Seligkeit nöthig ist es, daß Ew. Excellenz sich mit allen Dero Unterthanen ganz versöhnen, und dadurch wird alle ihre Liebe wieder gewonnen, wenn Sie allen Dero Versöhnung anbieten. Daher rathe ich, daß Ew. Excellenz einen schriftlichen Aufsatz an Ihre Unterthanen entwerfen lassen, worin Sie reumüthig alle Fehler und den Druck bekennen, den Sie während Dero Regierung begangen haben, und für solche Beleidigungen Alle und Jede um Vergebung bitten. Ich bat Stahlmann, einen solchen Aufsatz zu machen. Er that es, las mir ihn vor, und ich war ganz damit zufrieden. Nun rieth er mir, von allen Kanzeln bekannt zu machen, daß ich meinen Unterthanen meine letzte Willensmeinung erklären und für alle Beleidigungen um Vergebung bitten wolle; zugleich sollten alle Pfarrer ihre Zuhörer zur Liebe und Vergebung für ihren kranken Herrn ermahnen, und sie versichern, daß meine Anordnung und die Regierung meines Nachfolgers Alles wieder gut machen solle. — Dieser Rath erleichterte mein Herz über die Maßen, und ich willigte in Alles mit Freuden. — Stahlmann führte die Sache schleu-

zig aus. Die Wirkung dieses Schrittes war gewaltig und ganz ohne Beispiel. Alle hatten geweint, Alle flammten von Liebe zu mir, alle Gemeinden schickten ihre Abgeordneten an mich, welche nicht Worte genug finden konnten, mir zu danken; und nun fand ich, was es heiße, von seinem Volke geliebt zu werden. Ich grämte mich fast zu Tode, daß ich mich so vielen wilden Vergnügen aufgeopfert, und diese Seligkeit, geliebt zu werden, nicht gekannt hatte.

„Nun brachte Stahlmann den Hauptposten: Jetzt müssen Ew. Excellenz, sagte er, auf eine vollkommene Restitution denken; das Vergangene läßt sich nicht ändern; aber alle Fehler müssen in Zukunft ganz vermieden und eine ganz vollkommene Landesregierung durch Dero Veranstaltung errichtet werden. — Ich antwortete: wenn mein Bruder noch der rechtschaffene Mann ist, der er war, so wird mir die Sache gar nicht schwer fallen. Ich habe ihm geschrieben, und hoffe, er wird kommen, dieweil ich noch am Leben bin. — Ich will einen Restitutionsplan, in Form eines Testamentes, aufsetzen, und meinen Bruder so lange bitten, bis er ihn unterschreibt. — Sie müssen ihn lesen, Herr Bruder! und Sie und der Herr Vetter müssen ihn beschwören und heilig zu halten versprechen. —“

Jetzt schellte der kranke Graf, um den Secretär rufen zu lassen. Dieser mußte das Testament holen; es war versiegelt und an Graf Günther von Eichenborn, oder dessen rechtmäßige Erben addressirt. — — Ich theile hier einen kurzen Auszug dieser sonderbaren Verordnung mit:

1) Da während meiner Regierung durch allzugroße Hegung des Wildpretes den Unterthanen ein unersetzlicher Schade geschehen, so verordne ich hiemit, daß von nun an bis zu ewigen Zeiten in der Grafschaft Eichenborn kein Wildpret mehr geheget werden soll; sondern daß meine Nachfolger mit Fleiß auf die Vertilgung desselben darauf bedacht seyn sollen. Damit aber die Unterthanen durch Freilassung der Jagd ihr Gewerbe nicht versäumen, so bleibt ihnen alles Jagen verboten; ausgenommen, wenn sie ein Stück Wildpret in ihren Fruchtfeldern finden, stehet es ihnen frei, dasselbe todtzuschießen.

2) Weil meine Unterthanen durch unerschwingliche Auflagen erschöpft worden, so sollen alle Auflagen, welche während meiner Regierung veranstaltet worden, aufgehoben werden; und meine Nachfolger sollen nie das Recht haben, von den Unterthanen mehr zu fordern, als die Steuermatrikel der Dörfer von Altersher bestimmt hat. Wo aber neue Güter angebauet und alte verbessert werden, da können meine Erben die Steuern nach Billigkeit erhöhen.

3) Sollen zur Gnade und Wohlthat, wegen so langwieriger Landeslasten, die Unterthanen aller ihrer Frohndienste auf immer entlassen werden.

4) Wenn mir Gott meine Kräfte wieder schenkt, oder es mir sonst wieder möglich wird, will ich durch das ganze Land eine General-Reform aller Bedienten vornehmen; alle geist- und weltliche Stellen an die würdigsten Männer vergeben, und solchergestalt meine Regierung in den blühendsten Stand zu setzen suchen, u. s. w.

Dieß waren die vornehmsten Punkte der Restitutions-Verordnung. Graf Günther lächelte, nachdem er sie laut gelesen hatte, und fragte seinen Sohn: Was dünket dir von dieser Schrift?

„Mir dünkt, Papa! daß dieß Alles ohnehin die Pflicht eines Regenten sey."

Graf Erich sah ihn starr und mit Verwunderung an.

Wohl, mein Sohn! fuhr Günther fort: aber du kennst die Maximen der Regenten nicht; laß dich nur nicht verführen! Noch bist du auf gutem Wege. — Hierauf wandte er sich zu seinem kranken Bruder. Herr Bruder! fing er an: Wenn Sie sterben sollten, so will ich dieß nicht nur pünktlich halten, sondern noch viel mehr zum Besten des Landes thun. — Graf Erich weinte, bot seinem Bruder die Hand und versetzte: Nehmen sie sofort die Regierung an und lassen Sie sich huldigen! —

Nein! unterbrach ihn Günther, das geschieht nicht; aber lassen Sie mich die Regierung in Ihrem Namen übernehmen; Alles soll unter Ihrem Namen und auf Ihren Befehl geschehen. Und dann wird Ihre Restitution vollkommener und Ihre Ehre gerettet.

Erich freute sich darüber, daß er jauchzte, und Gün-

ther versprach ihm, nichts aus eigener Willkühr zu unternehmen, sondern ihn in Allem zu Rathe zu ziehen.

Herr Stahlmann besuchte den kranken Grafen sehr oft, und an eben diesem Tage kam er auch. — Günther empfing ihn sehr gnädig und bewies ihm viele Hochachtung. — Nun ließ er sich von seinem Bruder den Superintendenten näher schildern, und hörte, daß er ein unerträglich schlechter Mann sey.

Hat er Vermögen, fragte Günther, um mit Frau und Kinder leben zu können? — Man berichtete ihm, daß er große Kapitalien auf Interessen habe. Jetzt war sein Schluß schon gefaßt: er sollte fort; und Graf Erich gab seine volle Beistimmung dazu.

Günther ruhte einige Tage aus, und dann wurde beschlossen, Graf Wilhelmen nach der Universität zu schicken. Sein Oheim weinte bei seinem Abschiede und segnete ihn. — Auch sein Vater beurlaubte ihn auf das Zärtlichste, und nun reisete er mit einigen Bedienten nach Göttingen.

Graf Günther fing nun an zu regieren. Zuerst ließ er den Superintendenten kommen. Stahlmann war auch auf diesen Tag beschieden, und wirklich schon im Schlosse, als der erstere Audienz hatte. — Als jener zur Thüre in Graf Günthers Zimmer herein trat, schaute ihm der Graf mit Majestät ins Gesicht und fragte: Sind Sie der Vorsteher sämmtlicher Kirchen in der Grafschaft?

„Ja, Ihre Excellenz!“

Waren Sie denn ein Miethling, oder ein guter Hirt?

„Ich habe gesucht, so viel ich konnte, ein guter Hirt zu seyn.“ (Dieß sagte er ziemlich frech.)

Warum haben Sie denn als Hofprediger Ihr Amt nicht gethan und Ihrem Landesherrn seine Pflichten nicht vorgehalten?

„Ich hoffe doch, daß ich dieß zuweilen gethan habe.“

Sie habens nicht gethan; und wer die erste Pflicht versäumt, versäumt auch die letzte! —

„Ich bitte Ew. Excellenz um Gnade.“

Sie sind ein Miethling!

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung.“

Haben Sie denn Ihr Amt gethan?

„Ich bitte um Gnade; was ich nicht gethan habe, das will ich hinführo thun."

Dieß soll mich freuen! Indeß sind Sie so lange suspendirt, bis Sie Proben eines Ihrem Stande würdigen Mannes abgelegt haben!

Der Geistliche that einen Fußfall.

Gehen Sie! sagte der Graf: Sie sind suspendirt. — Und hiemit drehte er sich auf dem Fuße herum und ging in sein Kabinet. — Der Geistliche wanderte nach Hause und mußte bald darauf die Pfarrwohnung räumen.

Graf Günther ließ jetzt auch Herrn Stahlmann zu sich kommen. — Herr Stahlmann! fing er an: der Superintendent ist suspendirt und Sie treten in seine Stelle.

„Ich bitte Ew. Excellenz unterthänigst, mich zu verschonen; ich bin noch Kandidat, und diesem Amte nicht gewachsen."

Sie haben als Kandidat Schätze von Erkenntnissen gesammelt, und es ist nur Ihre Schuld, daß Sie noch Kandidat sind; Sie wollten keine Beförderung. Und Ihr Geständniß, daß Sie dem Amte nicht gewachsen seyen, ist ein Beweis, daß Sie das Gewicht der Sache kennen; und wer es kennet, der ist ihm am ersten gewachsen.

„Ach gnädiger Herr! verschonen Sie mich; meine Brust ist zum Predigen zu schwach."

Sie sollen sich einen Kaplan halten.

„Ich bitte Ew. Excellenz unterthänigst, mir doch zu erlauben, daß ich in meine Ruhe zurücktreten darf."

Wie! — der Stahlmann, der die Pflichten seines Landesherrn kennt, der weiß seine eigene Pflichten nicht? — Sie sind zu weichlich, Ihre Kräfte zum Dienste Gottes und des Vaterlandes aufzuopfern? Ist nicht Jedermann verbunden, zu kämpfen, wenn ein allgemeiner Feind des Vaterlandes eingebrochen ist? Kurz, Sie sind Superintendent und Hofprediger; und nun kein Wort mehr! —

„Ew. Excellenz haben Recht; — antwortete Stahlmann: ich erkenne, daß Mißtrauen in mich selbst und Gemächlichkeit mich an meiner Pflicht hinderten. — Ja, ich folge dem Rufe willig. — Gott wird mich stärken! — —"

Das ist Recht! erwiederte der Graf: Nun ziehen Sie un-

verzüglich hieher; dann wollen wir alsofort an eine General-Reform, und ich will ihren Handlungen Gewicht geben.

Zu allem diesem hatte Graf Erich seine Einwilligung gegeben. — Graf Günther erkundigte sich nun auch genau, wie die Landes-Regierung eingerichtet sey? Der Präsident sämmtlicher Collegien hatte Alles verwaltet. Hier aber sowohl, als bei der Kammer, herrschte eine solche Unordnung, daß Günther den Einen hie, den Andern da absetzen und der Sache eine ganz andere Einrichtung geben mußte. Ueberall verfuhr er kurz und kräftig, ungefähr so, wie bei dem Superintendenten.

Durch dergleichen strenge Veranstaltungen geriethen alle Ober- und Unterbeamten in Furcht. Sie fühlten, daß wirksame Gewalt an das Staatsruder gekommen war; die Trägen wurden fleißig, die Betrüger in Furcht gesetzt, und man spürte bald eine allgemeine Veränderung zum Glücke der Grafschaft. Ein Jeder merkte nun freilich, daß Graf Günther die eigentliche Ursache dieser Verbesserungen war; doch geschah alles unter Erichs Namen.

Nach drei Wochen kam auch die Gräfin von Eichenborn mit der jungen Herrschaft zu Beulenburg an. — Fräulein Philippine lernte an ihr eine vortreffliche Schwiegermutter kennen; sie ward mit größter Freundschaft empfangen, und Graf Günther holte sie ab, sobald er von ihrer Ankunft die Nachricht erhalten. —

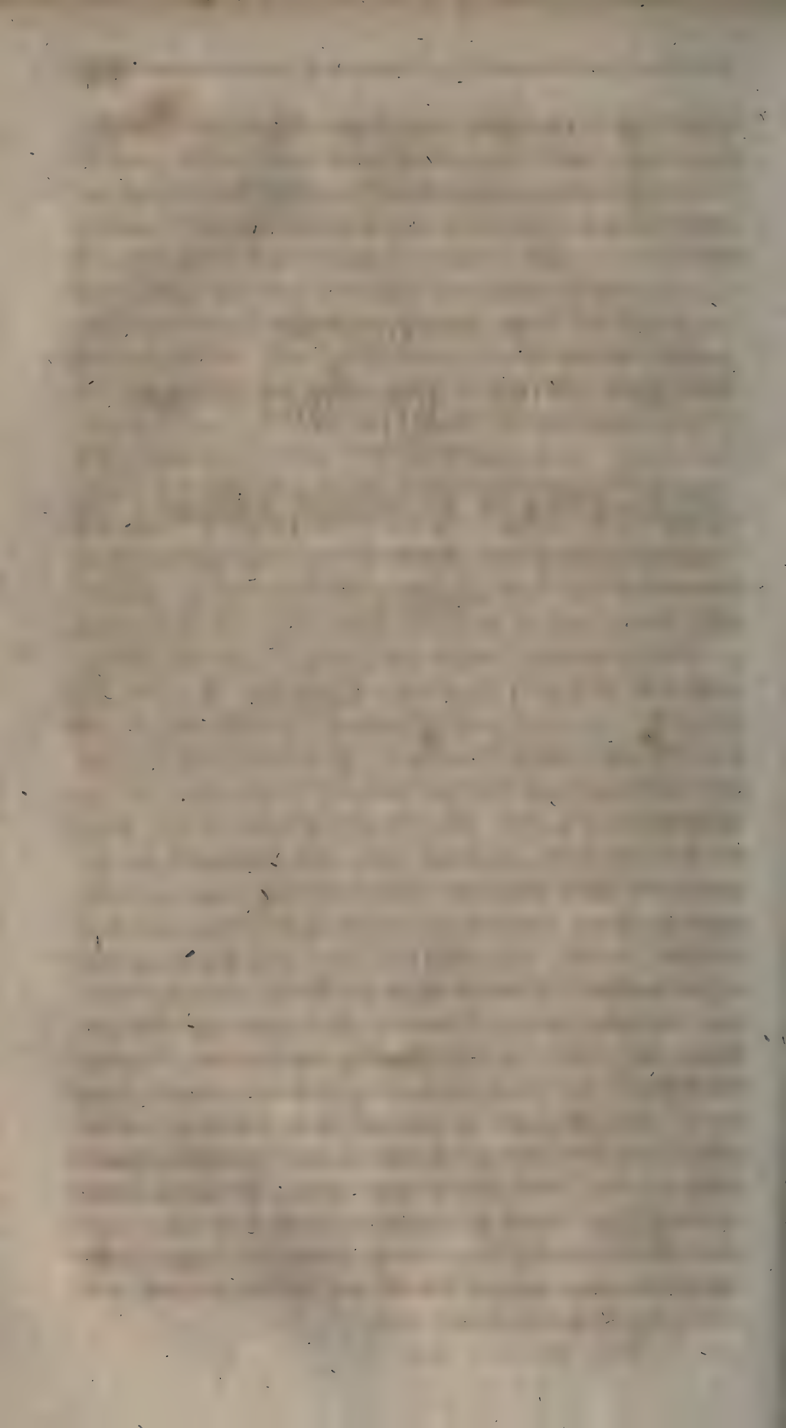
Einige Wochen nachher starb Graf Erich von Eichenborn, und nun trat sein Bruder die Regierung an. —

Zu Beulenburg kamen bald hierauf Briefe von Florentin an, wodurch das ganze Schloß in Vergnügen, besonders aber Rosine auf den höchsten Gipfel der Freude gesetzt ward. Einige Umstände hielten Florentin noch zu Amsterdam auf, von da er in einigen Wochen zu Beulenburg zu seyn versprach. Seinen Briefen hat er die Fortsetzung seiner Amerikanischen Geschichte beigefügt, die ich nun hier mittheilen will.

Die Geschichte

Florentins von Fahlendorn.

Dritter Theil.



Die Geschichte

Florentins von Fahlendorn.

Fortsetzung der amerikanischen Geschichte.

Ich habe in dem ersten Stücke meiner Reisegeschichte Molkenblicks und des Lizentiaten Hallenborns gedacht. Diese Bursche hatten nach und nach in dem friedlichen Pilgersheim so viele, vorhin unbekannte Sächelchen und Empfindungen in Uebung gebracht, daß sehr viele Mädchen und Jünglinge nicht mehr vergnügt waren. Die Mädchen lernten sich auf eine neue Art verlieben, sie wurden empfindsamer und weichlicher, und verloren die Kraft, zum Besten ihrer Familien wirksam zu seyn. Molkenblick lehrte sie neue Arten des Schmuckes kennen, und lenkte ihre Thätigkeit auf die Auszierung ihres Körpers. Die Jünglinge fingen an, Gedichte zu lesen, bekamen Geschmack an Mährchen und Romänchen, welche ihnen Molkenblick und Hallenborn täglich machten. Dadurch nahm die Pilgersheimer Jugend eine ganz andere Richtung, sie verloren alle Lust zur Arbeit, das sonst so herrliche Gewerb, auf welchem die ganze Glückseligkeit des Ortes beruhete, ging träger, und es stand sehr zu vermuthen, daß bei längerer Anwesenheit der beiden gefährlichen Menschen die Kolonie nach und nach zu Grunde gehen würde. Muzelius suchte diesem Verderben durch allerhand kluge Mittel zu begegnen; allein vergebens. Die beiden Menschenverderber pflanzten gleich dem jungen Volke eine Abneigung gegen den Pfarrer und die Religion ein, daß daher seine Mühe vergeblich war.

Ich finde mich gedrungen, hier eine kleine Anmerkung zu machen, wozu mir diese Geschichte Anlaß gibt. Es kommt mir so vor, als wenn die Empfindelei und Belletristerei ein Zehrungsfieber für den Staat sey, und daß man auf seinen baldigen Sturz sicher Rechnung machen könne, wenn dieses Uebel allgemein wird. Das häufige Lesen belletristischer Sachen entnervt den Geist und macht ihn zu aller Thätigkeit ungeschickt, es bringt Geniesucht, und mit dieser Bockssprünge im Reiche der Wahrheiten. Auf den hohen Schulen studirt Keiner mehr, ein Jeder hat sein Bibliothekchen der schönen Wissenschaften, er gibt sich einen Anstrich von Genie; ein Genie aber braucht nicht gelehrt zu seyn, gründliche Kenntnisse sind Pedantereien, ein Quintel Genie gilt mehr, als das Alles. Daher sinkt die wahre Gelehrsamkeit, und was ist natürlicher, als daß nach und nach die finsterste Barbarei einreißen müsse. Die jungen Kaufleute lesen Romanen, Liebesgeschichte und Gedichte, und verlieren dadurch alle Thätigkeit, da sie statt dessen nützliche Handlungsschriften lesen und sich in ihren Wissenschaften üben sollten. Ueber das Alles führt die überhand nehmende Belletristerei zu einer Ueppigkeit und Verliebelei, die ganz ohne Schranken ist, dadurch leidet der Ehestand, diese Grundsäule der Bevölkerung und der Glückseligkeit u. s. w. Ich könnte eine ganze Predigt über die Wahrheit dieser Erfahrungen daher schreiben, wenn es meinem Zwecke gemäß wäre; allein ich will lieber fortfahren, zu erzählen.

Herr Pilger bemerkte das Verderben mit äußerster Bekümmerniß, und er fing an, mit Muzelius und mir zu überlegen, was hiebei zu thun sey? Wir waren alle Drei Eines Sinnes, die beiden Verführer je eher je lieber wegzuschicken, da sie sich aber schon sehr beliebt gemacht und einen großen Anhang hatten, so war die Frage: wie es am bequemsten geschehen könnte, ohne Unruhe anzurichten? — Herr Pilger gab uns ein paar Tage Zeit, während welcher wir uns auf die beste Beantwortung dieser Frage bedenken sollten. Doch die Vorsehung machte sie uns ganz unnöthig,

Molkenblick und Hallenborn verschwanden, kein Mensch konnte sagen, wo sie geblieben waren.

Etliche Wochen nachher wandelte Munzelius und mich nochmals die Lust an, nach unserm glücklichen Volke aufs Gebirg zu wallfahrten: wir wollten sehen, ob man uns den Zugang versperret habe oder nicht? Wir beurlaubten uns auf drei bis vier Tage, und wanderten an einem frühen Morgen wieder fort, und zwar gerad den nämlichen Weg, welchen wir das Vorigemal gegangen waren, zugleich trug ich eine leichte tannene Leiter, um sie im Nothfalle gebrauchen zu können. Wir kamen wieder an die Felsenwand, stiegen vermittelst unserer Leiter hinauf, und fanden zu unserer größten Freude den Weg noch offen. Als wir uns auch recht besannen, so sahen wir ein, daß das Vermauern dieses Weges höchst unnöthig war: denn keine lebendige Seele entdeckte ihn von selbst; auch wir würden ihn nie bemerkt haben, wenn nicht die zwei Frauenzimmer Anlaß dazu gegeben hätten.

Die Leiter ließen wir im Felsen stehen, und gingen nun auf Herrn Prachts Wohnung zu; der alte Greis freute sich sehr, uns zu sehen. Freunde! sagte er: und drückte uns die Hand, ich habe mich nach Ihnen erkundigen lassen, Sie sind sehr brave, auserwählte Leute, und darum ist auch Ihr Zugang offen geblieben. Sie können nicht glauben, wie hungrig man nach Menschen wird, wenn man in einem so kleinen Kreise der menschlichen Gesellschaft lebet.

Diese Aufnahme freute uns ungemein, wir wurden in einen schönen Saal geführt, wo uns Prachts Töchter und Enkelinnen bedienten. Er selber setzte sich zu uns, und nach und nach fanden sich seine Söhne und Schwiegersöhne auch bei uns ein; es war uns nicht anders zu Muthe, als wenn wir bei dem Patriarchen Jakob und seinen zwölf Söhnen gesessen hätten. Es wurde uns ein Mittagmahl bereitet: denn es war erst hoch Mittag, als wir hinkamen. Die Männer speiseten alle mit, und das Frauenzimmer bediente uns.

Ueber dem Essen fragte der alte Pracht: ob wir zween Männer kennten, die sich Molkenblick und Hallenborn nennten; wir antworteten: ja, sehr wohl! Sie sind hier, ver-

setzte Pracht: unsere Handelsleute in Pilgersheim haben sie uns zugeführt.

Wir wurden sehr unruhig bei dieser Nachricht. Die Gesellschaft merkte das, sie sahen einander an und lächelten; gefällt Ihnen das nicht? fragte der Alte.

„Nein! versetzte Muzelius: diese Menschen werden bald Unschuld, Religion und gute Sitten von hier auf ewig verbannen, und an deren Statt Wollust, Empfindelei und Verderben einführen.“

Dafür ist schon gesorgt, erwiederte Pracht: sie werden der Welt nicht mehr schaden.

Ich erschrack über diese Rede aufs Höchste: denn ich glaubte, sie seyen ums Leben gekommen, und in dem Falle würde mir Pracht ein Tyrann gewesen seyn. Er bemerkte aber meinen Schrecken. Sorgen Sie nicht, sagte er zu mir: die Bursche leben und sollen leben, so lang als Gott will; aber damit sie Niemand schaden können, so haben wir sie von uns abgezäunt. Wenn Sie Lust haben, so können Sie ihre Beschäftigung sehen und mit ihnen sprechen.

Ich muß gestehen, daß ich außerordentlich neugierig war, das eigentliche Schicksal dieser beiden Leute zu wissen; ich bat daher recht sehr, uns zu ihnen zu führen. Dieß geschah auch gleich nach Tische; zween Männer führten uns nordostwärts gegen das Felsengebirg zu. Hier stand oben auf einer Felsenwand ein Gemäuer, ziemlich groß und viereckigt, hinter dem Hause war ein sehr angenehmer Garten, aber nicht groß, etwa hundert Schritte lang und breit, hinter dem Garten stieg die Felsenwand himmelan: An der Ost-, Süd- und Westseite war ein Absturz von dem Gemäuer herab, sechsunddreißig Schuh hoch, unten auf dem Boden waren, von dem Felsen an bis auf zwanzig Schritte von demselben, lauter spitzige Pfähle, einer zween Schuh weit vom andern in die Erde fest gerammelt, so daß, wenn auch einer von oben herab einen Luftsprung hätte wagen wollen, er sich doch gewiß würde gespieset haben. Hier lag nun eine Leiter auf dem Boden, die sich zwischen zween Pfosten bewegte, nicht weit davon stand eine Erdwinde mit einem Seile, welches an das unterste Ende der

Leiter fest gemacht war; drehte man nun die Erdwinde herum, so stieg die Leiter in die Höhe, und legte sich oben an, so daß man hinauf steigen konnte; um mehrerer Sicherheit willen hatte sie auf beiden Seiten eine Lehne. Auf eben die Weise ließ man sie auch wieder nieder. Wir stiegen da hinauf, oben fanden wir rund um das Haus her einen Gang etliche Schritte breit. Das Gebäude war mit einer starken wohl verriegelten Thüre versehen; diese wurde nun aufgemacht. Hier fanden wir verschiedene wohl verschlossene Zimmer, und in denselben Geschäftigkeit und Menschenstimmen; wir verwunderten uns darüber, unsere Begleiter berichteten uns aber: daß dieß Haus ein Verbesserungshaus sey, über welches ein sehr würdiger und geschickter Mann die Aufsicht habe: denn auch ihr kleiner Staat habe Verbrecher. Ich war außerordentlich begierig, die Einrichtung dieses Zuchthauses kennen zu lernen; man weigerte sich auch nicht, uns Alles zu zeigen.

Erstlich wurden wir eine Treppe hinauf auf einen langen Gang geführt, an der ostsüdlichen Ecke war ein großes Zimmer, aber keine Thür in dasselbe, sondern nur ein großes, mit einer Thür verschlossenes Loch, dieses wurde uns aufgemacht. Wir schaueten hinein und fanden, daß das Zimmer bis auf den Boden herab durch beide Stockwerke ging; wenn man also hinein wollte, so mußte man mit einer Leiter hinab steigen; diese lag auch der Länge nach über den Gang hin. Das Zimmer hatte einen Ofen, einen Abtritt und ein Bett; die Speisen und übrige Nothwendigkeiten wurden an einem Seile hinab gelassen, und ebenso das, was herauf mußte, wurde herauf gezogen. Hier saßen nun Molkenblick und Hallenborn, und schrieben, was sie nur immer schreiben konnten. Ich wußte wahrlich nicht, ob ich weinen oder lachen sollte; ich schaute hinunter und grüßte sie. „Es thut mir leid, meine Herren, sagte ich: daß ich ihr Schicksal sich so endigen sehe;" keiner antwortete mir aber ein Wort, sie schrieben über Hals und Kopf fort. Ich fragte meine Begleiter, woher es käme, daß sie so fleißig seyen? — Er lächelte und sagte mir: daß sie nicht ehender Etwas zu essen bekämen, bis Jeder vier Bogen voll ordentlich und leserlich geschrieben hätte; auch wenn

man fände, daß ein einziges Wort uncorrigirt falsch stünde, so müßten sie den ganzen Bogen umschreiben, noch eh sie Etwas zu essen bekämen. Ei, was schreiben sie denn? fragte ich.

„Sie müssen Bibeln abschreiben, die wir bis dahin noch nicht hieher haben bekommen können; auch müssen sie zuweilen davon abbrechen, und Herrn Prachts Katechismus abschreiben."

Ich gestehe offenherzig, die beiden Leute dauerten mich, und doch konnte ich mich nicht erwehren, herzlich über den Einfall zu lachen, daß Molkenblick und Hallenborn Bibeln abschreiben mußten. Ein Buch, dem sie von jeher so gram gewesen waren, mußte sie nun gegen Willen und Dank ernähren. — Ein bel Esprit verdient sein Brod mit Abschreiben der Bibel — gewiß eine sehr sonderbare Beschäftigung! Doch hütete ich mich, daß die armen Schelmen meines Lachens nicht gewahr wurden, und gewiß, ich bin kein Schadenfroh, wenn ich sie hätte befreien können, ich hätte es gethan; daran war aber nicht zu denken, ihr Schicksal war nicht anders, sie mußten ihr Leben da beschließen, wenn sie nicht durch einen ganz sonderbaren Zufall errettet wurden: denn die Solymaner konnten sie nicht unter sich dulden, und weglassen durfte man sie auch nicht, um nicht verrathen zu werden.

Ich wollte noch ein und anderes mit meinen armen Landsleuten reden, aber sie gaben mir keine Antwort; ich befahl sie also Gott, vergoß doch bei dem Abschiede ein paar Thränen des Mitleides und ging weg.

Jetzt fragten wir unsere Begleiter, wie es zugegangen, daß sie so bald eingesetzt worden.

Als sie hieher kamen, fing der Eine an, der mir unter Beiden der Ansehnlichste schien, waren sie ganz entzückt; sogleich beschloßen sie, bei uns zu leben und zu sterben. Herr Pracht, meiner Frau Großvater, beobachtete sie genau, und bei der ersten Gelegenheit bemerkte er ihren schädlichen Hang zum weiblichen Geschlechte. Darauf wollte er ihnen eine Arbeit anweisen, sie antworteten aber: sie seyen studirte Leute,

und also des Arbeitens nicht gewohnt. Nun wär die Frage: was sie denn studirt hätten? — Sie antworteten: daß Einer die Medizin, der Andere die Rechtsgelehrtheit studirt habe; diese Wissenschaften aber liebten sie nicht, sondern ihre Lieblingswissenschaft sey, die Menschen zu erziehen und auszubilden. Herr Pracht schüttelte den Kopf, ei! sagte er: Sie sind Erzieher der Menschen, das heißt: Sie wollen den Menschen Erkenntnisse und gute Sitten beibringen. Jetzt muß ich erst einmal untersuchen, ob Sie Erkenntnisse haben, um sie Andern mittheilen zu können, hernach müssen Sie erst durch ihren Lebenswandel beweisen, daß Sie selber gut gesittet sind. Nun gab sich Herr Pracht ans Examiniren; die Religion ist ja die vornehmste und nöthigste Erkenntniß, und darin waren beide Menschen schlechter gegründet, als unsere Kinder. Herr Pracht begann gar zu zweifeln: ob sie auch wohl an Gott glaubten, er untersagte ihnen daher schlechterdings, sich mit Lehren abzugeben; er erlaubte ihnen indessen einige Tage sich umzusehen, und derweile in seinem Hause zu speisen. Dieß geschah, um ihre Aufführung beobachten zu können. Da zeigte es sich nun bald, daß sie sehr gottlose Leute waren. Sie gesellten sich zu unsern Mädchen und Jünglingen, sangen ihnen schändliche Lieder vor, und fingen an, unverschämt zu werden. Herr Pracht hatte ein scharfes Aug auf sie, und als es ihn genug zu seyn deuchte, stellte er eine Wache vor ihr Zimmer und trat zu ihnen hinein. Meine Herren, fing er an: Sie bringen gottlose Sachen hieher unter ein unschuldiges Volk, ich will ihre Gründe hören, die sie bewegen, jungen Leuten solche Lieder vorzulesen, oder gar vorzusingen? —

Wolkenblick lächelte und sagte: der Trieb der Liebe ist allen Menschen tief eingepflanzet, er ist gleichsam der Mittelpunkt, um welchen sich seine Thätigkeit beweget, die ihn belebt. Dieser Trieb ist von Natur roh und thierisch, er muß verfeinert und geistiger gemacht werden, dadurch wird der Genuß erhabener.

Herr Pracht versetzte: Wahrlich! ein sehr seltsamer Grundsatz! — Das, was Sie Liebe nennen, ist der Genuß des Ver-

gnügens, der mit der Fortpflanzung unsers Geschlechtes verpaart ist, nicht so?

Verzeihen Sie, Herr Pracht! antwortete Molkenblick: eben dieser Genuß muß verfeinert, veredelt, erhöhet werden, und das geschieht durch Gedichte, die eine höhere, reinere Liebe gegen das andere Geschlecht athmen.

Herr Pracht: das ist also Platonismus, und wenn Sie ein Männlein und Fräulein bis an die höchste Sphäre der hohen geistigen platonischen Liebe geführt haben, und man untersuchet die Sache genau: so ist es abermal nichts anders, als Paarungstrieb in einem Galakleide, der um so gefährlicher ist, je mehr er verfeinert ist. Ihr Teufel in Menschengestalt! welcher Schwindelgeist hat euch gelehret, die menschliche Natur so zu verderben? — Lehrt den Jüngling und das Mädchen sich züchtig aufführen; lehrt sie eine nützliche Beschäftigung, womit sie sich nähren können; lehrt sie den Werth der Menschheit kennen; lehrt sie die beste Religion, die will nicht nur das andere Geschlecht, sondern alle Menschen geliebt haben; und wenn sie ausgewachsen sind: so laßt sie sich heirathen, führt sie ohne Umschweif durch eine von Gott und Menschen sanctionirte Verbindung, ohne solche Ueberspannungen zum Genusse der ehlichen Freuden. Das ist Erziehung, und damit ihr erst selber erzogen werdet, so will ich euch zuvor in die Schule schicken. — Wache herein! — Zween Männer kamen und führten sie an den Ort, wo sie jetzt sind."

Das war wahrlich ein kurzer Prozeß, den Pracht mit den beiden Schöngeistern machte!

Darauf wurden uns noch andere Gefangene gezeigt; wenn ich nun nach den Lastern fragte, die sie begangen hatten, so hörte ich mit Erstaunen: der Eine hatte geflucht, der Andere einen gescholten, der Dritte hatte aus Muthwillen eine Pflanze verdorben u. s. w. Ein Mörder war da, dieser war der Erste, und bis dahin auch der Letzte, er hatte im Zorne seinen Nachbarn erschlagen. Ich wunderte mich, daß dieser Verruchte nicht am Leben gestraft worden.

Einer unserer Begleiter lächelte und sagte: Herr Pracht

hat uns erzählet, daß man in andern Ländern die Mörder hinrichte, er hält das aber nicht für recht, sondern er hat das Gesetz gemacht: daß der Mörder der Familie des Erschlagenen zu eigen gehören soll. Wenn er Frau und Kinder hat, so müssen sich diese so gut nähren, als sie können; er selbst aber muß vom Regenten in Verwahrung genommen, mit dem schlechtesten Essen und Trinken, mit Brod und Wasser ernähret werden; dabei muß er so viel arbeiten, als nur in seinen Kräften stehet, um der Familie des Erschlagenen ihren Schaden so viel möglich zu ersetzen. Für seine Frau und Kinder und für die ganze Welt muß er bürgerlich todt seyn.

Muzelius sah mich an und sagte: das ist ein sehr sonderbares Gesetz, darüber müssen wir Herrn Pracht selber sprechen. Wir thaten das auch, sobald wir zu ihm kamen; er redete sehr gründlich von der Sache, aber er überzeugte uns ebenso wenig, als wir ihn überzeugen konnten, so wie es bei allen dergleichen Disputationen zu gehen pflegt.

Da wir nun den andern Tag noch bleiben konnten, so ersuchten wir Herrn Pracht, uns seine Geschichte mitzutheilen; er war dazu willig und holte uns ein geschriebenes Buch. Wir begaben uns in unser Schlafzimmer und lasen es den ersten Abend, den zweiten Morgen und den zweiten Abend ganz durch. Ich theile hier einen kurzen Auszug aus Herrn Prachts Geschichte mit, die wirklich sehr merkwürdig ist.

Herr Pracht ist eines Predigers Sohn aus Sachsen; er war von Jugend auf ein sehr fähiger und edler Jüngling, der in allem Betrachte seinen Eltern Freude machte. Sie schickten ihn auf die hohe Schule und ließen ihn Theologie studiren, er erwarb sich Liebe und Zutrauen, wo er sich nur zeigte, und wurde ein rechtschaffener Gelehrter; zugleich aber hatte er sich noch mit andern Wissenschaften nebenher bekannt gemacht. Kurz, er war einer von den geschicktesten jungen Leuten und besaß zugleich eine nicht geringe Schönheit.

Diese seine großen Gaben wurden an dem gräflich M*** Hof bekannt, er wurde bei der jungen Herrschaft als Hof=

meister berufen; er folgte diesem Rufe und betrug sich so wohl, daß man aufs Höchste mit ihm zufrieden war.

Die älteste Comtesse war ein Frauenzimmer von sechzehn Jahren, als Pracht an den Hof kam, er war auch noch in der besten Blüthe, etwa vier und zwanzig Jahr alt. Diese mußte er ebenfalls in Sprachen, in der Religion und andern Wissenschaften unterrichten. Sie war eine von den gutherzigsten, weichsten Seelen, die jedem Triebe offen stehen und wenig Behutsamkeit auf ihre Schritte und Tritte verwenden. Sie verliebte sich in den Hofmeister, hielt aber doch ihre Liebe so geheim, daß sie kein Mensch merkte. Selbst Pracht ahnte diese Liebe nicht einmal; an seiner Seite aber schlich sich ebenfalls eine geheime Neigung gegen sie ein. Da er nun die Unmöglichkeit der Ehe mit ihr und zugleich den gänzlichen Verlust aller seiner Wohlfahrt einsah, wenn er das Geringste von dieser Neigung merken ließ, so hielt er sich sehr ernst und trocken gegen die Gräfin; und dieses Verhalten war auch wohl die Ursache, daß die Gräfin das Herz nicht hatte, sich ihm zu entdecken.

Diese Leidenschaft glühte in beider Herzen 4 Jahre lang. Die Gräfin erreichte ihre vollkommen jungfräulichen Jahre unter beständiger Liebe. Dieses geheime Feuer wirkte auf den Wachsthum und die völlige Ausbildung ihres Körpers, so daß sie das reizendste Frauenzimmer ihrer Gegend war.

So sehr sich auch Pracht waffnete und zu waffnen glaubte, so sehr betrog er sich; denn das Feuer der Liebe hatte nach und nach sein Herz so weich gemacht, daß der erste Pfeil, den die Gräfin auf ihn abdrücken würde, bis in die innerste Tiefe seines Herzens dringen mußte. Zu diesem fatalen Punkte mußte es auch endlich kommen. Der Graf wollte nun Pracht befördern; er empfahl ihn einem gewissen großen Fürsten zum Hofprediger. Der Fürst verlangte ihn bald; der Ruf wurde Pracht angetragen, er wollte und sollte sich freuen und konnte doch nicht. Dieß wunderte ihn mächtig; er prüfte sich und fand zu seinem größten Schrecken seine Liebe gegen die Gräfin so groß, daß ihm jede Trennung von ihr schrecklich, wie der Tod auf einem Gerichtsplatze, vorkam.

Was war nun zu machen? — Er verzweifelte an jeder Ueberwindung, und doch drohte ihm Vernunft und Religion unvermeidliches äußerstes Unglück und den schwersten Fluch, wenn er seine Liebe nicht unterdrückte und überwand.

Nun prüfte er sich in der Stille, ob er schuldig oder unschuldig sey? — Er prüfte sich streng und unparteiisch, und fand — sich schuldig — Wie? fragte er sich: ich schuldig? — Ja! sagte sein Gewissen; er hörte diese strafende Stimme weiter und fand: daß er noch schönere Frauenzimmer gesehen als die Gräfin, die noch reizender waren, und doch hatten sie keine schädliche Wirkung auf ihn gethan. Die Ursache war: er hat gegen ihre Reize auf der Hut gestanden, jeden ersten Funken durch Vernunft und Religion erstickt. Aber an der Gräfin hatte er oft seine Augen geweidet, sich einen stillen, geistigen, platonischen Genuß erlaubt, dadurch war die Glut in seinem Herzen so stark geworden, daß sie alle Ströme der Vernunft und Religion nicht mehr ersäufen konnten. Er fand also, daß seine ganze Aufführung nur Heuchelei gewesen war; er hatte innerlich diese Liebe genährt und sich selbst verfehlt, äußerlich aber die Larve der Verstellung angezogen, dadurch der Gräfin Gelegenheit gegeben, ihr Herz auch noch mehr zu verstricken; doch von diesem Umstand wußte er noch nichts. Er hätte also seinen Abschied nehmen sollen damals, als die Liebe noch mit ein paar Augen voller Thränen hätte ausgelöscht werden können.

In diesen Umständen flehte und betete Pracht feurig zu Gott, bat um gnädige Strafe und väterliche Leitung seiner Schicksale, getröstet setzte er seine Geschäfte fort. Die Gräfin schien bei Prachts Beförderung gleichgültig; in einsamen Augenblicken aber schoß sie so feurige Strahlen aus ihren schönen Augen auf den Hofmeister, daß er in ihrem Lichte tief ins Herz seiner Geliebten schaute und fand, daß ihr Umstand dem seinigen gleich war; auch seinen Augen konnte er nicht gebieten, ihn nicht zu verrathen. Kurz, ganz ohne Worte zogen sich beide Herzen wie zwei Magnete an und vereinigten sich in ein unauflösliches Eins.

Jetzt fand Pracht, daß die Gräfin für ihn geschaffen war

und er für sie; jetzt stürzte er hohe Geburt und jedes Verhältniß, das ihn von ihr trennte, zu Boden; und jetzt dachte er auf nichts anders, als sie zu entführen und zu heirathen. Alle Gründe der Vernunft und der Religion waren für ihn falsch: im Gegentheile fand er Vernunfts- und Religionsgründe genug, die ihm die Entführung und Heirath der Gräfin als eine schöne und edle That anpriesen. So gehts! die Leidenschaften blenden die Vernunft dergestalt, daß das schwärzste Unrecht gar zu einer Tugend wird. O wie selig ist der, der den Vorschriften der Religion platterdings folgt, ohne zu grübeln.

Indessen merkten die Eltern der Gräfin nichts, ihr Zutrauen auf den Hofmeister war so groß, daß sie gewiß ihre Comtesse mit ihm hätten durch die Welt reisen lassen. Dieß Zutrauen gab Anlaß genug, daß sich beide Verliebte allein unterreden konnten. Als nun die Liebe in beider Herzen auf diesen Punkt gekommen war, wurde die erste Gelegenheit ergriffen; ein einsamer Spaziergang in den Garten wurde von Herrn Pracht veranstaltet. Das war mehr geschehen und Niemand merkte darauf.

Beide wandelten ihren Gang sittsam fort und sprachen gleichgültig. Es war Sommer, der Himmel mit Wolken überzogen, und aus Südwesten stieg ein nachtschwarzes Gewitter empor; die ganze Natur feierte und es feierte jeder Wind. Beide führte ein geheimer Zug hinten in dunkle Lauben und endlich in ein Sommerhäuschen, welches einsam im Winkel des Gartens stand; hier setzten sie sich auf einen Sopha und schauten durch ein Fenster über eine schöne Wiese hinunter, gegen einen dunkeln Wald, auf dessen Höhe das Gewitter herauf zog. Sie schauten hin und seufzten.

Pracht. Gräfin! wie schauervoll-prächtig ist die Natur im Gewitter! — Er faßte ihre Hand und glaubte, der Sopha bewege sich unter ihm gegen die Gräfin hin, er fühlte, daß er fest an ihr saß. Ihre Hände waren zusammen gewachsen.

Gräfin. Bei dieser Majestät fühlt man, daß man Mensch ist. Ob sie dem Hofmeister die Hand stärker drückte, wähnte sie nur, er aber fühlte es deutlich.

Pracht. Gewiß! fühlt man, daß man Mensch ist; der größte König ist nicht sicherer vor dem Blitze, als der geringste Bettler.

Gräfin (tief seufzend). Der größte König und geringste Bettler sind sich also gleich. Auch rührt der Blitz der Liebe Einen wie den Andern.

Pracht (feurig und gerührt). Gott! Sie reden aus Erfahrung? —

Gräfin. Haben Sie denn noch nichts von der Art erfahren?

Pracht. Ja, schon zu sehr. Sie haben also Erfahrung von der Macht der Liebe, ich habe sie auch.

Gräfin. Wo stieg das Gewitter der Liebe auf, dessen Blitz Ihr Herz rührte?

Pracht. Die Beantwortung dieser Frage ist gefährlich.

Gräfin. Woher droht Ihnen Gefahr?

Pracht. Von Ihnen, meine Gräfin!

Gräfin (mit einem feurigen Blick). Ich erlaube Ihnen, zu antworten und stehe Ihnen für alle Gefahr.

Pracht. Wohlan dann, meine theuerste Gräfin! aus Ihrem Herzen stieg das Gewitter empor, dessen Blitz mich so mächtig rührte.

Gräfin. Pracht und Mina und Du seyen forthin unsere Namen, ewige Liebe unser Leben! Sie küßte ihn, schloß ihn in ihre Arme. Pracht und Mina hauchte sie in seine Seele ein.

Pracht. Mina, welche Wonne!

Gräfin. Pracht, welche Seligkeit!

Dieß Entzücken dauerte eine Viertelstunde in Einer Umarmung fort; nun rissen sie sich los. Wir müssen fort! rief die Gräfin: morgen nehme ich meine Schatulle und Juwelen und gehe nach Amsterdam, bei dem hochdeutschen Pfarrer kannst du mich unter dem Namen Maria von Treuenburg ausfragen und finden, gib dich für meinen Bruder aus und heiße Theodor von Treuenburg, und folge mir in acht Tagen nach. Wir gehen in die neue Welt, dort sind wir sicher, wir können uns von meinem Gelde ein großes

Gut kaufen, ich bin die arbeitsamste Bäuerin, sobald als es nöthig ist. Ich schwur ihr Treue und sie mir; nun spazirten wir wieder ins Schloß.

Gegend Abend hielt die Gräfin um Erlaubniß an, ihre Tante, die Freifrau von S***, zu besuchen. Sie nahm Extrapost und gab vor, daß sie den Kutscher wegen einer Grobheit dadurch bestrafen wolle. Ihr Kammermädchen ließ sie gleichfalls zurück; ihr Kabinet aber schloß sie zu, und nahm den Schlüssel mit. Das Alles ging ganz ruhig und ohne den geringsten Verdacht zu. Nun war sie fort. Pracht packte indessen auch seinen Bündel, und unter dem Vorwande, einen Freund zu besuchen, nahm er auch Extrapost und ging nach Holland. Dort traf er seine Gräfin an; mit ihr ging er, nebst noch anderen Kolonisten, nach Surinam. Die Fahrt war glücklich, bis die Reise beinahe vollendet war. Sie wurden auf die Morgenseite des Maronyflusses verschlagen. Sie stiegen daselbst aus und pflanzten sich auch daselbst in einem schönen Thale an. Herr Pracht, welcher bei 15tausend Gulden aus der Schatulle der Gräfin und aus ihren Juwelen gezogen hatte, wurde Herr von der Kolonie. Er kopulirte sich selber mit ihr, und so lebten sie vergnügt zusammen.

Doch war diese Kolonie sehr unruhig und vieler Gefahr unterworfen. Denn so oft die Caraiben mit den Holländern brachen, war Prachts Kolonie ihren Beleidigungen am meisten ausgesetzt. Es wurden dann Soldaten dahin gelegt, die nur ein klein wenig besser hausten als die Caraiben selber.

Pracht ging indessen oft ins Gebirge spaziren, und bei dieser Gelegenheit entdeckte er das Paradies, welches er jetzt bewohnt. Er sagte niemand etwas von dieser Entdeckung, wanderte aber fleißig dahin und untersuchte Alles genau. Nun fand er zu seiner größten Freude, daß dieß Thal auf allen Seiten ganz unzugänglich sey, ausgenommen da, wo er herein kam, und dann durch die enge Spalte, welche noch jetzt zur Kommunikation mit der übrigen Welt dient. Beide Oerter aber konnte er auch gar leicht unzugänglich machen, sobald er nur wollte. Diese schöne Entdeckung erzählte er seiner Mina, die sich eben so sehr darüber freute, denn dort

waren sie völlig frei und niemand in der Welt mehr unterworfen.

Nun überlegte Pracht, wie er sich am füglichsten in Geheim entfernen könnte? In seiner Kolonie waren drei Männer mit ihm von einem Alter und von einer Denkungsart; auch hatten sie sehr brave, liebe Frauen. Diese Männer wollte er mitnehmen, um doch nicht ohne alle menschliche Gesellschaft zu leben, und durch eine zahlreichere Nachkommenschaft die schöne Einöde bald volkreicher zu machen. Er lud sie daher an einem schönen Tage zu sich ein, ließ sich von ihnen die strengste Verschwiegenheit angeloben und hieß sie mit sich gehen. Er führte sie durch mancherlei Krümmungen auf steilen und schmalen Wegen längs steilen Abstürzen vorbei, und nach ein Paar Stunden kamen sie ins Thal. Die drei Männer waren ganz entzückt. Nun trug ihnen Pracht sein Vorhaben vor und unterrichtete sie von der Beschaffenheit des Thales, daß es unzugänglich und also ganz unüberwindlich sey, und daß sein Wille sey, ganz still dahin zu ziehen. Würden sie sich nun entschließen, mit ihm zu gehen, so würde er sich freuen, sie wollten sich dann ganz von aller Welt entfernt halten und für sich eine eigene Welt ausmachen. Das Grünen und Blühen aller Gewächse in diesem Paradiese war so reizend, dazu der Gedanke, ganz frei in der Welt zu leben, so schön, daß ihnen Allen Zeit und Weile zu lang wurde, bis sie da und eingerichtet waren.

Nach und nach brachten sie in allem Geheim alles Nöthige bei nächtlichem Mondscheine dahin und verloren sich auf einmal alle Vier mit ihren Weibern und Kindern. Sobald sie im Thale angelangt waren, machten sie den Weg, welchen sie gekommen waren, dadurch unzugänglich, daß sie nahe am Ausgange ins Thal einen Felsen sprengten und damit den Paß verschütteten.

Pracht und seine Mina zeugten allein so viele Kinder als die andern Drei zusammen, sie verheiratheten sich durch einander, und jetzt war der alte Pracht noch der einzige von den Alten, seine drei Kameraden waren gestorben und ungefähr auch um die nämliche Zeit seine Mina.

Wir brachten unsere Zeit sehr vergnügt in Solyma zu. Den dritten Tag nahmen wir wieder Abschied von unsern Freunden, wobei wir ernstlich an unsern Eid erinnert wurden, und gingen wieder mit unserer Himmelsleiter nach Pilgersheim zurück. Wir wurden gefragt, was wir im Gebirge gemacht, oder gefunden hätten? Die Antwort war gleichgültig und unverdächtig, und so wurden wir weiter nicht ausgeforscht.

Einige Tage hernach kam der Lieutenant Hallenborn mit einem Detaschement Truppen nach Pilgersheim. Denn die Regierung zu Surinam hatte für gut befunden, diese schöne Kolonie gegen die feindlichen Einfälle der Franzosen zu decken. Uns allen war der Lieutenant sehr zuwider; ich hatte einen natürlichen Abscheu vor ihm, und Herr Pilger faßte aus meiner Beschreibung der Hallenbornischen Familie auch kein gutes Vorurtheil von ihm, welches noch mehr bestärkt wurde, als er ihn sah. Doch begegneten wir ihm alle freundlich und verehrten in ihm den Schutz unserer Obrigkeit. Herr Pilger nahm ihn sogar in sein Haus und an seinen Tisch. Er begegnete uns allen höflich, auch mir, wenn Jemand dabei war; sobald er aber mit mir allein war, gab er mir verächtliche und tödende Blicke. Das alles war mir nun ganz gleichgültig und beleidigte mich nicht. Indessen wurden uns doch diese Gäste binnen ein paar Wochen ganz unerträglich, und wir würden bei der Regierung um ihre Abrufung angehalten haben, wenn sie nicht von selbst erfolgt wäre. Dieses ging folgender Gestalt zu:

Hallenborn mochte etwa vierzehn Tage bei uns gewesen seyn, als an einem Abend der junge Herr Pilger von Surinam zurück kam und einen sehr merkwürdigen Mann mitbrachte, in seiner Kleidung war er nachläßig, und einem holländischen oder friesischen Viehhändler sehr ähnlich. So wie dieser Mann zur Thüre herein trat, flog ihm Herr Pilger um den Hals und hieß ihn seinen besten Freund. So in die Arme geschlungen, verschloßen sie sich ins Kabinet. Ich war mächtig neugierig, wer das seyn möchte; hoffte aber, es werde sich über der Tafel aufklären. Der fremde Herr

kam gegen mir über zu sitzen; er hatte einen scharfen raschen Blick, den er oft auf mich warf. Kaum hatte er angefangen zu essen, als er den Löffel niederlegte, die Hände auf beide Knie stützte, mich anschaute und fragte: wer sind Sie? — Diese gerade Frage machte mich etwas betroffen. Ich antwortete:

„Ein Deutscher!“

So hör ich; er aß wieder. Hallenborn lachte laut.

Er. (zu Hallenborn) Was lachen Sie?

Hallenborn. Je nun, ich lache!

Er. Jetzt ist die Frage: ob Sie meiner lachen, oder des jungen Herrn da? Wie meynen Sie?

Darüber bin ich keine Rechenschaft schuldig.

Er. Sie sind ja der Lieutenant Hallenborn? Wie?

Hallenborn. Wenn Ihnen was daran liegt, ja!

Er. Wollen sehen! Hier zog er ein Paket aus der Tasche, wies ihm das Siegel und die Aufschrift. Kennen Sie das? fragte er.

Hallenborn erstarb, so daß er sich nicht rühren konnte. Herr Pilger! fuhr der Fremde fort: Sie sind das Haupt der Kolonie, und es ist Ihre Pflicht, den Verräther gefangen zu nehmen. Hallenborn wollte entlaufen, aber der Weg wurde ihm versperrt und die Unteroffiziere von seinem Detaschement herzu gerufen. Während der Zeit erbrach Herr Pilger das Paket, und fand erschreckliche Sachen. Hallenborn, fing er an: du bist ein Teufel! mehr sag ich nicht.

Indessen traten Wachtmeister, Sergeante und Korporal herein. Herr Pilger kündigte ihnen an: daß ihr Lieutenant Briefe nach Surinam an einen verrätherischen Kaufmann geschrieben, der mit einem gewissen französischen Kaper in unerlaubtem Briefwechsel stünde: daß er in diesem Briefe den Kaufmann ersucht habe, den Kaper zu benachrichtigen, er solle einen gewissen Tag den Marony herauf kommen, so wolle er zu ihm übergehen und die Kolonie Pilgersheim in seine Hände liefern, sie wollten sich dann in die Beute theilen, und er wolle französische Dienste nehmen. Jetzt, Herr Wachtmeister, fuhr Herr Pilger fort: der Lieu-

tenant ist mein Gefangener, und Sie versehen indessen das Commando, bis auf weitere Ordre; halten Sie gute Ordnung. Die Unteroffiziere erstaunten und gingen ab. Herr Pilger aber gab seinen Leuten Befehl, den Bösewicht wegzuführen und wohl zu verwahren. Der Degen wurde ihm abgenommen, die Uniform ausgezogen, und so brachte man ihn weg.

Herr Pilger war nun neugierig, wie der Fremde, welcher Herr von Fink heißt, zu dem Briefe gekommen war. Der junge Herr Pilger erzählte die Sache folgender Gestalt:

Zu Surinam hörte ich ein heimlich Gerücht, als sollte ein dortiger gewisser Kaufmann mit den Franzosen in verdächtigem Briefwechsel stehen und daß man scharf auf ihn Acht gebe; auf einmal wurde er eingezogen und in Ketten und Banden geschlossen. Des nämlichen Tages reisten wir ab, und heut, als wir noch eine Meile von hier entfernt waren, begegnete uns ein Pilgersheimer, den ich wohl kannte. Ich fragte: wohin er wolle? er eilte aber fort; ich ergriff ihn: denn es verdroß mich, daß er mir nicht antwortete: wo willst du hin? fragte ich; er antwortete: nach Surinam.

Was hast du da zu schaffen?

„Ich darfs nicht sagen.“

Wer schickt dich denn?

„Der Lieutenant Hallenborn.“

Dieß kam dem Herrn von Fink verdächtig vor. Laß den Brief sehen, sagte er: der Bote zitterte und gab den Brief heraus. Herr von Fink zeigte mir die Aufschrift, und ich erschrack. Wir nahmen also den Boten mit zurück, hießen ihn still nach Hause gehen und sich diesen Abend nicht sehen zu lassen. Der Brief war an den arretirten Kaufmann gerichtet. Wenn Hallenborn beim Anblicke desselben ruhig geblieben wäre, so hätte er ihn wieder bekommen, und man hätte ihm das Schicksal seines Correspondenten erzählt. Des Herrn von Fink Betragen und kluge List aber hat ihn überrascht.

Woher kamen Sie aber gleich auf Verdacht, als der Bote

sagte: er sey vom Lieutenant Hallenborn geschickt? fragte Herr Pilger seinen Freund.

„Wie ich auf den Verdacht kam? — Ein Offizier schickt Soldaten und keine Bauern — Eins! — und fürs Zweite: Ich hatte zu Surinam so ein Gemümmel gehört; auch Hallenborn war verdächtig, meynen Sie nicht? — man konnts nur noch nicht beweisen; er war hier auf der Probe."

Nun wurde noch ein und anderes von der Materie gesprochen. Fink aber eilte davon ab, schaute mich wieder ein paarmal an, und sagte:

„Sie sind also ein Deutscher?"

(Zu Herrn Pilger) Doch wohl der junge Mensch nicht, von dem man in Surinam so Vieles spricht. Wie meynen Sie?

Ja, der ists, antwortete Herr Pilger.

Nun sprang der Herr von Fink auf, um den Tisch herum, ich riß mich auch auf, er schloß mich in die Arme, Gott sey Dank! rief er mit Thränen, daß Sie ein Deutscher sind. Er küßte mich und ging wieder an seinen Ort.

Dieser Zug zog mein ganzes Herz in Finks Brust hinein. Beim ersten Anblicke kam mir der Mann auffallend vor; bei der Handlung mit Hallenborn flößte er mir Ehrfurcht ein, und nun Liebe.

Das ist doch, weiß Gott! ein Mann, dachte ich, den ich ganz nachahmen möchte.

Kaum saß Fink wieder, als er wieder Blicke auf mich warf.

„Wo sind Sie denn her? Deutschland ist groß."

Von Beulenburg.

„Wie! — Was — von Beulenburg? und heißen —?"

Florentin von Fahlendorn.

„Und haben ein Mädchen, die heißt —?"

Rosine.

Starr guckte mich der Herr von Fink an, und ich ihn nicht weniger. Der Mann kannte Rosine, wußte von mir; das Alles konnte ich nicht begreifen!

Gütiger Gott! — sagte Fink: — Nun ja! das ist so

ein Fund — so ein Fund — wie ich ihn gern habe. Nicht wahr, Herr Pilger?

Herr Pilger lächelte und antwortete: ich kann das noch nicht ganz beurtheilen, weil ich nicht alles weiß.

„Sie haben Recht, Freund! — Sie haben Recht! ein andermal will ich Ihnen Alles erzählen; aber Ihnen, mein Florentin, solls Rosine selbst sagen!“ Ich seufzte, die Thränen standen mir in den Augen, und ich antwortete: O, daß mir Gott bald die Gnade schenkte! „Bravo! mein Sohn! (er hatte auch nasse Augen) Rosine ist ein Engel — Wie! — und Sie verdienen sie; wie meynen Sie? — Sie gehen mit mir — ich liefere Sie Ihrer Rosine in die Arme — bins, weiß Gott! schuldig, und ich will mich freuen, wie der gute Hirte mit seinem Schäfchen auf der Schulter; nicht wahr?“

Ich mußte fast laut weinen, ich konnte kein Wort sagen, Sie sind ein Mann Gottes, der mir eine Welt voll Wollust ins Herz geußt!

Hiemit standen die beiden edlen Männer auf und verschloßen sich wieder ins Kabinet. Fink mußte wichtige Nachrichten für Pilgern mitgebracht haben: denn er saß den ganzen Abend in tiefen Gedanken.

Ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen, mein Gemüth war voller Bewegung und güldener Bilder. Beulenburger Freuden gaukelten wieder vor meinen Augen umher.

Des andern Morgens früh ließ mich Herr Pilger in sein Kabinet kommen, ergriff mich an der Hand und sagte sehr bedeutend: Sie sind ein edler Jüngling, zu großen und edlen Handlungen bestimmt und geboren. Herr von Fink wird in ein paar Tagen nach Pensylvanien wieder abreisen, dort hält er sich nur einige Wochen auf, dann geht er über England nach Holland, und so fort nach Haus. Sie sollen mit ihm reisen, um auch wieder zu den Ihrigen zu kommen, er wird Sie mit allem Nöthigen versorgen, und zu Eichenborn werden Sie erfahren, was ich für Ihre wichtige Dienste thue. Indessen habe ich Herrn von Fink tausend Dukaten eingehändigt, die ich Ihnen zum Präsent mache; ich wollte sie Ihnen selbst geben, allein Fink sagte:

das sey so ein schönes Kapitälchen auf die Zukunft, Ihre Rosine habe auch eins von zweitausend Gulden, damit lasse sich noch etwas anfangen; er wolle indessen Verwalter und Vormünder der jungen Leute seyn.

Ich wußte nicht, was ich vor Rührung, Dank und gewaltiger Empfindung beginnen sollte. Gern hätte ich mich Herrn Pilger an den Hals gehängt, aber das litte meine Ehrfurcht nicht, er war immer etwas feierlich und entfernt geblieben. Ein Strom von Thränen stürzte aus meinen Augen, ich stammelte: „Großer, würdiger Mann! Gott wird Sie segnen, ich bedaure nichts mehr, als daß ich Ihnen nicht mehr dienen kann!"

Sie wissen noch nicht, antwortete er: ob ich nicht einen sehr wichtigen Mann in Europa nöthig haben werde, der dort meine Stelle vertritt, und dieser Mann werden Sie seyn. Sie werden lebenslang in Connexion mit mir bleiben, dafür sorgen Sie nicht.

Voller Wonne und Vergnügen verschloß ich mich auf mein Zimmer und dankte Gott.

*) Ich weiß es zum voraus, daß viele meiner Leser bei Florentins und Rosinens Geschichte gar nicht begreifen können, woher diesen beiden Leuten so viele Gunst und Gnade wiederfahren konnte, man findet doch nichts sonderliches Erhabenes und Großes, das sie gethan hätten. Man mags nehmen wie man will, es ist übertrieben, daß Lorenz und Martha den Bettelbuben gleich für ihr Kind aufnehmen; übertrieben, daß es Beulenburg thut; übertrieben, daß Fink Rosinen so hoch ehret; übertrieben, daß sie die Grafen von Eichenborn als eine Freundin betrachten; übertrieben, was Herr Pilger an Florentin thut. Hört ihr guten Leute! Alle, die ihr so denkt: ich schreibe Wahrheiten, schreibe meine eigene Erfahrungen und Beobachtungen; und damit ihr mir nicht blos auf mein Wort glauben sollt, will ich euch meinen geheimen Gang beschreiben, den ich gehe, wenn ich beobachte. Ich gehe nie die Landstraße, wo Jeder

---

*) Hier redet der Verfasser.

spaziert, geht, fährt und reitet; was da geschieht, das weiß ein Jeder, und wer dennoch was erzählen will, der muß lügen, muß seine Erzählungen mit ganz erschrecklichen Liebesgeschichten, übermenschlichen, überspannten Riesenthaten seiner Helden, und einen so verwickelten und überraschenden Geschichtsplan überzuckern, daß einem der Magen davon weh thut. Die allgemeine Viehstraße geh ich auch nicht, die mögen Hirten, Schäfer und dergleichen mit ihren Mädchen immer fortwandeln, und mit ihren Flöten oder Dudelsäcken dabei liedeln.

Seht! ich mach das Ding anders; da geh ich so in die wilde Natur hinein, und beschreibe mir so ganz plan, was ich so sehe und höre, thue nichts davon und nichts dazu. Das Ding bekommt dann freilich den modischen hohen Geschmack nicht; aber weil ich sehe, daß eben dieser hohe Geschmack eine auszehrende Seuche unter's Volk bringt: so lieb ich eben diese gesunde Speise; wer sie nicht mag, der kann sie ja stehen lassen.

Da meine Sachen so gar nicht nach der Mode sind: so findet Mancher Vieles unglaublich; (jetzt komm ich zu meinem Zwecke) Mode ist aber nicht Natur. Ich kenne einen Florentin, merken Sie Alle auf, meine Leser! das Wesentliche meiner Geschichte ist ganz wahr. Ich kenne Florentin selber; er war der ärmste Bettelknabe; er genoß alle die Wohlthaten, die ich in dieser Geschichte erzähle; er genoß sie, blos weil er ein edler Knabe war und Jedermann gefiel; er wurde alles das, was Sie finden werden, das Florentin wird. Er lebt noch, der große würdige deutsche Greis, wenn er nicht binnen zwei Jahren gestorben ist; meine Geschichte ist also ganz Wahrheit, plane schlichte Natur.

Da ich doch nun einmal am Räsonniren bin: so muß ich noch einer Sache gedenken, in welcher ich in meinen poetischen Geschichten von der Mode abgehe. Man durchgehe einmal die mehrsten deutschen Romanen! — müßte man nicht unter jedes Titelblatt sehen; nach Fielding; versteht sich: in eigentlichen Romanen. Seitdem man Fieldings unnachahmliche Charakterschilderung zum höchsten Ziele des Ro-

manendichters gemacht hat, seitdem findet man überall wahre Western, Rebhühner, Blifils, Allwerthe u. s. w.; nur sind die Charakter immer etwas anders eingekleidet, damit man die Nachahmung nicht merken soll. Ei! ist denn in meinem Morgenthau er selbst nicht Allwerth, Haberklee nicht Western, Pöll nicht Rebhuhn? u. s. w. Aber des Dinges bin ich müde, laßt uns, ihr edeln deutschen Brüder! ein Jeder in seinem Theile, die um uns lebenden Menschen beobachten. Freilich finden wir dann selten Shakespears und Fieldings starke Charaktere; aber eben weil sie selten sind, sollen wir sie nicht gewöhnlich machen. Die kleinsten Nüanzen alltäglicher Charaktere auszuzeichnen, das ist die Kunst. Freilich fällt diese Feinheit nicht Jedem ins Aug; aber darum muß man sich auch nicht für Kenner und Richter einer Sache halten, bis man die Methode eines Meisters kennt, um ihn nach seiner Methode beurtheilen zu können. Z. B. Wer meine Arbeit beurtheilen will, der muß erst Stillings eigenen Charakter kennen. Hernach muß man wissen, daß seine Erfahrungen, Beobachtungen der Gänge der Vorsehung mit den Menschen sind. Dieser Erfahrungen hat er eine Menge im Vorrathe. Deßgleichen hat er eine ganze Menge alltäglicher, meist guter Charaktere gesammelt, die er nach ihren kleinsten Nüanzen zu unterscheiden weiß; diese vertheilt er in seine Werke und läßt sie handeln. Hier muß man also die feinsten Züge bemerken, und darauf Acht haben, wenn nicht Alles schwach und einerlei scheinen soll.

Endlich hat er auch seine eigene Manier im Erzählen, die Vielen gefällt, Vielen auch nicht. Wo er sich daselbst gleich bleibt, da ist er nicht zu tadeln: sobald er aber seine Manier verläßt, da muß es ihm mißlingen, so wie Morgenthau nicht ganz gerathen ist.

Nun, guter Stilling, höre auf, dein Kollegium zu lesen, und laß Florentin wieder erzählen. *)

Ich rüstete mich nach und nach zu meiner Abreise, welche Muzelius herzlich bedauerte. Er lebte mit seiner Zarima

*) Bis hieher der Verfasser.

außerordentlich vergnügt. Sie wurde eine der edelsten Weiber, voller Größe der Seele und voller Menschenliebe. Doch aber mißte er nicht gern einen Freund, der ihm theuer und werth war. Meinen Reisegefährten, Herrn Schmid, hatte ich, wegen Entfernung seiner Wohnung, nie besuchen können, doch hatten wir uns je zuweilen geschrieben; ich nahm also schriftlich Abschied von ihm, ich konnte aber keine Antwort von ihm bekommen: denn dazu war die Zeit zu kurz.

Rothbeck war noch immer Knecht bei Herrn Pilger. Er war ein treuer guter Mensch. Wir hatten in seine Heimath geschrieben, aber gar keine Antwort erhalten, so daß der gute Mann noch immer wegen seiner Frau und Kinder ein sehr schweres Herz hatte. Ich beschloß, ihn mit nach Europa zu nehmen, und weil ich seine Treue kannte, auch er mir sonderlich zugethan war, so gedachte ich ihn zu behalten und ihm in meinem Vaterlande zu Brod zu helfen; lebten seine Frau und Kinder noch, so konnte er sie zu sich nehmen. Ich sprach Herrn Pilger darum an, der erlaubte mirs gern. Darauf entdeckte ich dem guten Manne mein Vorhaben, er hüpfte und sprang; allein doch war er bang, man möchte ihn in Europa verfolgen. Herr Pilger, Herr von Fink und ich, wir redeten ihm das aus, und versprachen ihm volle Sicherheit, wenn es anders wahr sey, daß er den Jäger unversehens todt geschossen. Dieß betheuerte Rothbeck heilig, und wir kannten allzusehr sein gutes Herz, als daß wir in seine aufrichtige Betheuerungen hätten Zweifel setzen können. Der Tag unserer Abreise brach endlich an, mit tausend Thränen nahm ich von dieser friedsamen Einöde und von ihren Bewohnern Abschied, und ging mit Fink und Rothbeck, meinem nunmehrigen Bedienten, auf Surinam.

Hier wünschte ich nun, Hallenborns Schicksal zu erfahren. Leider! erfuhr ichs allzufrüh; er mußte, als ein Landesverräther, eines schmählichen Todes sterben, er wurde enthauptet und geviertheilt. Ich ging den Tag vor seinem Ende zu ihm; alle seine Leidenschaften waren nun hin, seine Seele erschien in ihrer armen trostlosen Gestalt, ohne Erkennt-

niß und ohne Stärke, er weinte als ein Kind, ich redete ihm zu. Ach! antwortete er: sagen Sie doch meinen Eltern nichts von mir, sie grämen sich sonst zu todt. Nun fing er an, mir seine Beleidigungen, die er an mir ausgeübt, zu erzählen; ich schauderte, hatte ihn aber gleich Anfangs im Verdacht gehabt. Als er mir die Entführung meiner Rosine erzählte, verlor ich fast meine Standhaftigkeit und Geduld, bis er mich versicherte, daß ihm der Anschlag mißlungen sey. Für dieß Alles bat er mich nun von Herzen um Vergebung. Ich vergab ihm von ganzer Seele, und eilte von ihm weg. Seine Hinrichtung geschah in der Stille, so daß, so zu sagen, wenig Menschen etwas davon erfuhren.

Wir hielten uns nur vier Tage in Surinam auf, den fünften setzten wir uns in das englische Kauffahrteischiff, auf welchem der Herr von Fink gekommen war und welches nun nach Philadelphia absegelte. Wir hatten gutes Wetter, und unsere Reise ging nach Wunsch von statten.

Herr von Fink war immer in seiner Kajüte geschäftig, und ich saß auf dem Verdecke, weidete meine Augen an Himmel und Wasser und am Gewühle der Menschen, die auf dem Schiffe herum taumelten und arbeiteten. Zuweilen brach Fink ab, kam herauf und rauchte seine Pfeife Knaster aus einem schönen meerschaumenen Kopf, der gar fein mit Silber beschlagen war und im schönen gelbbraunen Glanze spiegelte. Der Hut stand immer in drei gleichen Spitzen etwas hinterwärts nach einem Ohre zu; sein Haar war rundum abgeschnitten, und lag schön und etwas gekräuselt um den vollwangigen Kopf. Er hatte einen schieferblauen, perkanen Rock, eine schwarzseidene atlassene Weste mit silbernen Knöpfen, und eben solche Beinkleider an.

Den zweiten Tag unserer Seefahrt war unvergleichlich schönes Wetter, wir standen Alle des Morgens früh auf, um die Sonne aufgehen zu sehen. Ich war zuerst droben, und sahe den kommenden Morgen, wie eine große Halbkugel, auf der Wasserfläche stehen, und unter derselben eben diese Halbkugel grün-graulicht in den Wellen zittern. Indem ich so da stand und staunte, wünschte mir Herr von Fink einen

guten Morgen, und klopfte mich dabei auf die Schulter; rauchen Sie keinen Tabak? fing er an.

„Ich bitte um Vergebung, ich rauche zuweilen, zuweilen auch nicht.“

Haben Sie denn keine Pfeife?

„Nein! gnädiger Herr!“

Lassen Sie jetzt den gnädigen Herrn weg, das mögen meine Bediente sagen. Meynen Sie nicht? Er ging und holte einen schön gerauchten Kopf mit Silber beschlagen, nebst einer schönen Röhre. Da nehmen Sie das als ein pretium affectionis von mir an, er ist vier Karolin im Herzen werth. Meynen Sie nicht? — Da haben Sie auch eine englische Dose dazu, voll Tabak; wenn sie leer ist, so sagen Sie mirs. Nicht so?

Ich dankte ihm und sagte: „wenn ich mich nur durch ein so schönes Tabaksgeschirr nicht zu sehr ins Tabaksrauchen verliebe.“

Wie? — ein Mensch geht seinen Gang gerad fort, schleppt alles rundum mit sich, wen er findet, pflanzt hier und dort einen schattigen Baum, dem müden Wanderer zur Erquickung gegen den Brand der Sonne. Was sagen Sie; darf ein solcher Mann nicht ein Glöckchen, oder ein silbernes Körbchen, oder so etwas an seiner Uhrkette tragen. Wie meynen Sie? — habe ich Recht oder Unrecht, solch eine kleine Freude!

„Wohl darf er das; aber das Rauchen macht einen in hübschen Gesellschaften unangenehm, das Frauenzimmer besonders pflegt es als eine Unhöflichkeit anzusehen, wenn man in seiner Gegenwart raucht.“

Gegenwart! — wer wird denn in Gegenwart der Damen rauchen. Da haben Sie doch, weiß Gott! was Elendes gesagt; nicht wahr? — Nun wacker! wir rauchen zusammen.

Als wir da so standen, zusammen rauchten und nach Osten guckten, stieß mich Fink an: nicht wahr? — wenn man so zusammen raucht, sich so ähnlich da steht, mit gleichem Blicke in die Welt schaut, wenns Einem so ist wie dem Andern, dann fühlt man sich. Habe ich Recht oder Unrecht?

„Herr von Fink. Wohl fühlt man sich! — wenn der große Riesenmann, der Minister der Gottheit, da in all seinem Vermögen so steht, man auch gern so hoch fliegen möchte, und doch seine Schwingen so schwach fühlt?“

Nu! nu! nu! der große Riesenmann — Minister der Gottheit — Wer ist der? — So was muß ein Mensch dem andern nicht sagen. Wie? — wenn Sie vierzig Jahr alt wären; so wären Sie mein Mann nicht. Gerad zu! — und nicht ins Gesicht gelobt. Sie sind diesen Morgen eine Zierpuppe, und die mag ich hassen, wie den Teufel!

Ich schauerte über die Haut: denn ich fand, ich hatte etwas Affektirtes angenommen, das mir selbst gehässiig war, und jetzt hatte ich den Mann gerad vor mir, der mirs abgewöhnen konnte.

„Herr von Fink! sagte ich: vergeben Sie mir alle diese Zierereien, ich will mir sie abgewöhnen, sie sind mir ohnehin nicht natürlich; ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin?“

Das weiß ich! wenn ein junger Mensch viel gelobt wird, so gefällt er sich, er möchte gern noch immer mehr gelobt werden! das sucht er dann durch gekünsteltes Betragen und hochweise Sprüche zu erzwingen. Daher entstehet Naseweisheit und Affektation, und — und — Verlust der Liebe. Meynen Sie nicht?

„Gott! Sie haben Recht! Sie haben Recht! Sie haben mein ganzes Herz aufgedeckt; wie soll ichs ändern?“

Das ist jetzt noch leicht, Sie beginnen kaum, den Fehler merken zu lassen. Sobald Sie gern was thun oder sagen möchten, das keinen andern Zweck hat, als blos um klug, weise und tugendhaft zu scheinen, Punktum! dann still wie der Tod; nicht so?

„Das ist wahrlich wahr!“

Ja freilich ists wahr; folgen Sie mir! wollen Sie?

„Gewiß werde ich folgen, so viel ich kann.“

Schon reden Sie comme il faut, schon nicht mehr affektirt. Laß dich küssen, deutscher Junge!

Dieser Kuß gab mir mehr Muth, Kraft und Stärke, als wenn ich den Grandison gelesen hätte.

Jetzt kam ein Mann aufs Verdeck, dem ichs gleich ansahe, was in seiner Seele vorging, ein heiter lächelndes, mageres, bleiches, sechszigjähriges, aber nur fünfzig Jahr altes Gesicht, zwischen einer altmodischen, großen, braunen Perücke hervorguckend, er hatte ein braunes Kleid an und über demselben einen grauen Mantel.

Ha! guten Morgen, Herr Aktuarius! sagte Herr von Fink, wir haben wieder so schönes Wetter, als wir herfuhren.

Gott sey gelobt und verherrlicht für seine Güte! antwortete der Aktuarius: welche Schönheit hat hier die aufgehende Sonne. Ach! welche Schönheit! — Wie prächtig wirds einmal seyn, wenn einmal der Tag der Herrlichkeit einbrechen und der so verachtete Jesus Christus in den Wolken erscheinen wird.

Geben Sie Acht! unterbrach ihn Herr von Fink, daß Sie nicht Anlaß zu noch mehrerer Verachtung geben!

Es stand ein Trupp Matrosen da herum, die machten schiefe Mäuler, und einer stand gar hinter ihm und machte lächerliche Gebetsmienen. Dieß sah Fink, schnell rief er den Schiffskapitän; Herr Kapitän! fing er an: dieser Kerl da (der spottende Matrose) muß exemplarisch gestraft werden, er hat eine Gotteslästerung begangen und ich verlange im Augenblick Satisfaktion dafür, im Augenblick! Der Kapitän sah etwas trocken und zauderte! Herr! fuhr Fink fort: Sie wissen, was ich vermag — Satisfaktion fordere ich, ich bin ein Christ, und wer meinen Prinzipal beleidigt, der beleidigt mich, meynen Sie nicht?

Der Kerl wurde an den Mastbaum gebunden und mit einer Tracht Schläge gestraft. Der Aktuarius war ein gutherziger Mann, er wollte ihn mit aller Gewalt los bitten und die Augen standen ihm voll Thränen.

Herr Aktuarius! redete ihn Fink an: indem er ihn an dem Arme zu sich zog, was haben Sie nun mit ihrer frommen Anmerkung ausgerichtet? Wie?

„Ach! das ist eine verdorbene Welt, da darf man nicht einmal mehr von Gott und Religion reden, Gott erbarme sichs!“

So verdorben war die Welt immer, immer war der rohe Haufen der Religion feind, weil sie die Lieblingsneigungen bestreitet, nicht so? — Wehe dem! der diese Feindschaft noch größer macht.

„Ja, aber um Gottes Willen! darf denn ein Christ nicht von seiner Lieblingsmaterie reden? — Soll er denn nicht Gott verherrlichen, wo er kann?“

Nein! sag ich Ihnen: Sie sind ein guter, lieber, braver Mann! — aber ein gefährlicher Mann für die Religion; bei allen Gelegenheiten reden Sie davon, nehmen überall Anlaß dazu, und glauben bald hie, bald da etwas Gutes zu thun und machen mehr Kinder des Teufels, als der frechste Bube; meynen Sie nicht?

„Ei, da mögen Sie zusehen.“

Pfui! ist das Menschenliebe? — Herr! Sie sind eigensinnig, im höchsten Grade eigensinnig. Gehen Sie! — ich will Ihnen jetzt die Sache klar aufdecken, damit Sie sehen können, daß ich recht habe: Die Christenheit hat überall ihre ordentlichen Lehrer, die erkennt das Volk dafür, diese haben gesetzte Stunden, die Lehren der Religion vorzutragen, allgemein verehrt man diese Anstalten, einige Wenige ausgenommen. Diesen muß jedermann, er sey denn in einem oder anderem seltenen Falle, den mündlichen Vortrag, oder das Wort Gottes an die Menschen überlassen.

„Wird aber dadurch was ausgerichtet?“

Wahrhaftig mehr, als Sie Herren ausrichten: Sie werfen sich eigenmächtig zu Gesandten Gottes an die Menschen auf, wollen immer lehren und haben keinen Beruf dazu.

„Ich dächte, jedermann hätte den Beruf, Menschen zu Gott zu führen.“

Wie! — wo steht das? Jedermann hat einen Beruf, zu dem ihn die Vorsehung geleitet hat; aber nicht jedermann hat den Beruf, ein mündlicher Lehrer zu seyn. Wie

meynen Sie? — nur der hat ihn mit Recht, den die Vorsehung dazu geleitet hat. Nicht so?

„Welchen Segen haben aber doch die Versammlungen erweckter Seelen, wo sie sich unter einander erbauen, immer Einer des Andern Lehrer ist, und wie sehr laufen sie andern im Christenthume vor!“

Herr Aktuarius! hören Sie mich einmal an: wenn ein paar Menschen Eines Sinnes sind, sich kennen und Lust haben, von Religionssachen zu reden, dagegen hab ich nichts; sobald aber mehrere zusammen kommen, die sich ein Gesetz daraus machen, ohne Anleitung eines öffentlichen Lehrers und unter seiner Direktion gewisse Erbauungsstunden zu halten, die sündigen wahrhaftig doppelt!

„Die sollten sündigen? — Gott erbarme sichs! welch ein Grundsatz?“

Denken Sie von mir, was sie wollen, ich habe recht und wills beweisen: Erstens: Leute, die Privatversammlungen anrichten, zeigen dadurch, daß ihnen die öffentlichen Anstalten nicht gut genug sind.

„Das ist auch leider! sehr oft der Fall.“

Hat aber da jeder einzelne Mensch das Recht, diese Anstalten zu reformiren? — In solchen Fällen muß jedermann, der bessere Erkenntniß wünscht, für sich aus den Quellen schöpfen. Zweitens: solche Versammlungen stiften in sich selbst mehr Schaden als Nutzen, da ein jeder in solchen Versammlungen Freiheit zu reden hat, so will auch ein jeder reden; ein jeder will sich gern zeigen, daß er auch etwas erfahren und gelernt hat; dadurch entsteht ein allgemeiner Stolz und Eigendünkel, eine Höhe, von welcher jedes Glied der Versammlung mit Mitleiden auf jeden armen Erdwurm herab sieht, der nicht **mit** in die Versammlung geht, und oft ist ein solcher besser, als der, der sich von der Höhe herab seiner erbarmt. Nicht wahr? Prüfen Sie **das** genau, Sie sind ein rechtschaffener Mann: prüfen Sie das genau!

„Sie haben wahrlich recht, es ist etwas daran; doch gibts in solchen Versammlungen einzelne Leute, die dadurch im

Guten befördert werden und bis in den Tod recht fromme Leute bleiben!“

Herr Aktuarius! — auch da haben Sie nicht so ganz recht! — vielweniger als Sie sich einbilden! Die Leute, welche Sie da meynen, sind gewöhnlich eingezogene, stille und von der Welt abgesonderte, auch streng gesittete Leute. Wollen Sie aber wohl glauben, daß diese Menschen sehr kleine, gewiß sehr kleine Helden in den Augen Gottes sind? wer der Menschheit am nützlichsten ist, der ist Gott am liebsten! Ohne die Liebe ist Alles nichts, und was ist denn Liebe? — Nicht in ein Kämmerchen sich verschließen und durch eine erhitzte Einbildungskraft es endlich dahin bringen, daß man glaubt, man sey in Gott verliebt; damit ist diesem heiligen, reinen Wesen gar nicht gedienet! Gerad als wenn mir damit gedienet wäre, wenn sich mein Bedienter Tag für Tag, vom Morgen bis an den Abend hinsetzte, mich beständig anschaute; sich verwunderte und alle Kräfte anstrengte, sich in mich zu verlieben. Ei! würde ich bald sagen: geh, du fauler Schlingel! warte deines Berufes, das ist ein Zeichen, daß du mich liebest. Meynen Sie nicht?

„Dieß soll man thun und Jenes nicht lassen!“

Ach —! — Das ist etwas Anders, dagegen habe ich nichts; aber das Jenes bleibt gemeiniglich das Hauptwerk, und das Dieß unterläßt man; läugnen Sie's nur nicht, das Dieß erfordert häufigen Umgang mit den Menschen, und dadurch glaubt man sich zu beflecken. Meynen Sie nicht? — Aber noch Eins: solche Versammlungen richten auch außer sich unsäglichen Schaden an. Ein Jeder muß gleich denken: nu! die wollen besser seyn als du, gleich entstehet heimlicher Neid, Spott, Verfolgungssucht, Haß u. s. w. und diese Folgen soll ein Christ niemalen durch seine Handlungen hervorbringen, es sey denn, daß ihn höhere Pflichten so zu handeln treiben; Privatversammlungen sind diese höhere Pflichten nicht, wie meynen Sie? — Hab ich Recht oder Unrecht?

„Da soll also ein Christ, der kein Lehrer ist, gar nichts zur Erbauung und Vermehrung des Reiches Christi beitragen?“

Wie! — Verstehen Sie ihre Religion nicht besser? — Er soll alle seine Kräfte zu diesem großen Zwecke anstrengen? — Ich höre, Sie kennen die Religion noch nicht einmal. — Ich will Ihnen kurz sagen, wie sich ein wahrer Christ betragen muß: sich selbst muß er suchen durch den Weg, den ihm seine Kirche vorschreibt, zu erbauen und seine Erkenntniß zu erweitern; die Erbauung Anderer überläßt er denen, die dazu verordnet sind. Hernach ist die Menschenliebe sein einziges Hauptwerk; seinen ganzen Beruf, er sey nun Bauer oder Handwerksmann, oder Gelehrter, oder Bedienter, oder Kaufmann, muß er nach allen seinen Kräften wahrnehmen, um sich und die Seinigen ehrlich zu ernähren und in Wohlstand zu setzen; zugleich muß er seine Kinder suchen so zu erziehen, daß sie alle ihre Pflichten nicht nur kennen, sondern auch mit Herzensdrang ausüben lernen, weiter geht sein Lehramt nicht; aber nun muß er durch Thaten sprechen. Wo er nur die geringste Gelegenheit findet, etwas Gutes zu stiften, da muß ers nicht unterlassen. Allmosen geben machts nicht aus, das ist zuweilen schädlicher als nützlich; aber durch wirksame Mittel Frieden stiften, Menschen zu Brod und Nahrung helfen, wems übel geht Wohlthaten erzeigen, kurz, Alles thun, was der Stifter unserer Religion in seinem Berufe that und an unserer Stelle thun würde, das muß er still und ohne Geräusch thun, und gegen Jeden nachgebend, dienstfertig, geduldig, freundlich und demüthig seyn. Wissen Sie die Folgen von diesem wahren Christenleben? Ein Jeder liebt ihn, schätzt ihn, verehrt ihn, sucht ihn nachzuahmen, kommt der Religion und dem Christenthume näher, als er selbst glaubt. Bei einem solchen Lebenswandel gibt dann der Christ oft weise Winke. Wenn er einem wohl gethan hat, dieser nun voll des zärtlichsten Dankes ist; so sage man: danke mir nicht, ich thue nur meine Pflicht, aber danke du Dem, der mich zum Werkzeuge, dir zu dienen, bestimmt hat. Das ist schon genug. Solche Worte, zu solcher Zeit, sind oft Saamkörner zur tiefsten Herzensbesserung. Ein andermal sage man: danke mir nicht, ich thue meine Pflicht, denk! Der mich so handeln gelehret hat, starb für mich und dich,

das ist Dankens werth. Der böseste Mensch, der zu jeder andern Zeit über diese Erinnerung lacht, lacht jetzt in dem Augenblicke nicht, er ist über die Wohlthat gerührt, die Thatensprache dringt zu mächtig ins Herz, als daß sie unwirksam seyn sollte.

Und mächtiger, als alles, wirkt das Beispiel eines solchen thätigen Christen, rund um ihn her verehren ihn Alle, Alles sieht den herrlichen Mann als ein Muster der Nachfolge an, mit unwiderstehlicher Kraft wirkt ein solches Beispiel zur Verbesserung der Menschen. O wie wahr! wie tief philosophisch richtig ist der Spruch: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure menschenliebende Handlungen sehen, und den Vater im Himmel preisen mögen!“ — Da kommts nicht auf gute Worte, sondern auf gute Werke an. Meynen Sie nicht? Hab ich Recht oder Unrecht?

Der Aktuarius schwieg und sagte kein Wort.

Ich erstaunte über den Strom der Rede, der so leicht über Finks Lippen daher floß, alle Worte, die er sagte, besiegelte mein Herz mit Ja und Amen. Ich konnte auch nicht umhin, diesem großen herrlichen Manne meinen innigen Beifall zuzurufen; da ich aber tief in der Seele des Aktuarius noch den Einwurf las: es heißt doch, der Glaube an den Erlöser mache allein den Christen aus und allein selig; so lächelte ich den Herrn von Fink mit einem bedeutenden Blicke an und machte ihm den Einwurf. Er verstand mich. So leben, wie ich gesagt habe, ist Glauben, wer nicht so lebt, der mag sagen, was er will, der glaubt auch nicht. Wie! — wenn ich thue, was Christus befiehlt, so viel ich kann, so glaube ich ja an Ihn, sonst respektirte ich ja seine Befehle nicht, und wenn einer tausendmal sagt, er glaube an Ihn, thut aber nicht, was Er befiehlt, der lügt. Nicht wahr?

Indem wir so redeten, stieg die Sonne wie eine große feurige Kugel aus dem Ocean herauf: wer das nicht gesehen hat, der kann sich auch keinen Begriff von diesem unaussprechlich schönen Anblicke machen. Herr von Fink, der Aktuarius und ich, wir empfanden Alles, was Menschen empfinden können, wir drückten uns wechselsweise die Hand, und

unsere Herzen riefen zu allen Sternen empor: „Der dieß gemacht hat, ist unser Vater!“

Ich muß gestehen: ich konnte mich gar nicht drein finden, daß mir Fink nichts von meinen Freunden zu Beulenburg erzählen wollte, ungeachtet er vieles genau wußte, z. B. meine ganze Geschichte nach den geringsten Umständen. Er sagte mir nichts mehr, als daß ich versichert seyn könnte, sie seyen vor zwanzig Wochen noch wohl gewesen, und meine Rosine lebe ruhig bei ihrer Herrschaft; ich mußte mich also damit befriedigen. Wenn ich auf die Materie kam, so that er geheimnißvoll und lächelte.

Ob ich gleich Rothbeck zum Bedienten angenommen hatte und er mir und dem Herrn von Fink aufwartete, so half er doch in der übrigen Zeit alle Matrosendienste verrichten, dieses machte ihn bei Fink so beliebt, daß er beschloß, sich seiner mit mir anzunehmen: denn ich hatte ihm des guten Menschen traurige Schicksale erzählt.

Ich will Ihnen eben nicht den Leckerbissen entreißen, sagte Fink einmal zu mir, als wir zusammen auf dem Verdecke saßen und beim Untergange der Sonne aus unsern prächtigen meerschaumenen Köpfen herrlich schmauchten: denn es ist doch, wahrhaftig! ein Leckerbissen, solch einen Rothbeck aus dem tiefsten Unglücke wieder in Glück und Wohlstand zu versetzen. Meynen Sie nicht? Nein! das wär unchristlich, Sie sollens allein ausführen, aber wenns Ihnen nun zu schwer würde, nun! so darf ich doch Hand mit anschlagen? Nicht wahr?

„Sie sind allzugütig, wollt' ich sagen, aber das wär für Finks Ohr sehr beleidigend gewesen; daher antwortete ich ihm: ich will sehen, ob ich fremder Hülfe bedarf.

Auf dem Wege nach Philadelphia fiel nun weiter nichts Besonders vor, auch hielten wir uns hier nicht lange auf, sondern wir begaben uns ins Land hinein, nach der Kolonie, die dem Herrn von Fink und seinem Bruder gehört; hier fanden wir ein zweites Pilgersheim. Der Bruder war von Fink sehr verschieden, er war ein stiller, trockener, gerader, aber dabei doch ein sehr braver Mann. Wir hielten uns hier einige Wochen auf; der Herr von Fink übertrug

seinem Bruder seinen Antheil an der Kolonie, und ließ sich eine Summe Geldes dafür bezahlen, die er in Wechselbriefen auf London empfing. In dieser Kolonie wohnte ein steinalter Mann, gebürtig aus dem Nassauischen, dessen Lebensgeschichte sehr sonderbar ist. *)

Diese aufeinander folgende sehr sonderbare Schicksale eines Bauers, Unglücksfälle, die ihn bis in sein Alter verfolgten, werden ihm nun herrlich vergolten: er hatte eine Anzahl recht gesunder hoffnungsvoller Enkel, die jungen Leute verehren ihren Vater, er lebt im größten Ueberflusse, hat Segen überall, und erwartet nun gelassen sein seliges Ende.

Auf eine sonderbare Art rührend war der Abschied, den die Gebrüder Fink von einander auf die Ewigkeit nahmen. Conrad von Fink fuhr mit uns nach Philadelphia, unterwegs saßen sie neben einander und redeten kein Wort. Jeder rauchte seine Pfeife Taback für sich allein.

Man hätte glauben sollen, sie seyen kaltsinnig gegen einander geworden. Des Abends über Tisch im Gasthofe sprachen sie abermal weiter nichts, als einzelne Sylben, des Morgens bei dem Frühstücke auch nicht. Aber nun hieß es: zu Schiff! — Conrad stahl sich bei Seite, er wollte so ohne Abschied heimlich fortschlupfen, aber seine Füße waren schwer wie Blei; ich glaubte, ich müßte in Thränen zerfließen, als ich sahe, wie die großen edlen deutschen Männer von einander scheiden wollten und nicht konnten: wie Jeder mit den Thränen rang. Conrad schlich sich fort, seinen Wagen hatte er in einer Gasse um die Ecke herum stehen, um heimlich entwischen zu können, er konnte aber nicht, sondern er stand an der Ecke und kritzelte mit dem Rohrstabe auf der Erden. Peter aber stand in der Stube am Fenster und machte Züge in den Schweiß der Glasscheiben mit der Spitze seines kleinen Fingers.

Indessen, Conrads Sachen waren lang gepackt, der Kutscher saß auf dem Bocke und drehte an der Peitschenschnur, und unsere Sachen waren lang auf dem Schiffe, wir

*) Diese Geschichte lasse ich hier aus, weil sie oben erzählt worden.

mußten fort. Herr von Fink, fing ich mit nassen Augen und zitternden Lippen an, kommen Sie! Sie sind ein Mann, den eine Thräne des Abschiedes zieret, sagen Sie ihrem Herrn Bruder einen guten Morgen, geben Sie ihm die Hand, der Morgen ist nicht lang mehr hin, wo wir uns Alle werden wiedersehen, ohne jemals eine Trennung zu befürchten.

Schleunig ging Peter vom Fenster zur Thür hinaus zu seinem Bruder, sie umarmten sich, schluchzten und — sagten nichts! Peter riß sich los und ging, Conrad auch, nach zwanzig Schritten kehrte Peter wieder um, Conrad hatte den Fuß schon am Kutschenschlage, er kehrte auch wieder um.

Peter reichte ihm die Hand, Adjeu Bruder! sagte er, mir kommt die Erde so vor, wie ein Ball in der Hand Gottes, du sitzest auf Einer Seite, ich auf der Andern, wir sind doch Alle in der Hand Gottes, meynest du nicht?

„Ja Bruder! aber es ist doch so ein Ding, sich sein Leben nicht wieder zu sehen!“

Wir sind schon ziemlich alte Bursche, Bruder, laß seyn! Männer, wie ich und du, müssen Thaten thun, die Freunde aufs Vaterland machen. Wie? — Geh Bruder! thu was dir befohlen ist, ich wills auch thun. — Nun die Hand, Bruder! auf gutes Wiedersehen!

„Topp! Hier meine Hand! — ich bin stark, geh in Gottes Namen, selig sehen wir uns wieder.

Conrad sprang in den Wagen und Peter schritt mit schnellen Schritten zum Schiffe. —

Nun gings den Delaware herab auf den Ocean, und nun richteten wir unsern Lauf nach Europa.

Auf dieser Reise fiel nichts Merkwürdiges vor, außer daß wir ungefähr in der Mitte derselben einen fürchterlichen Sturm hatten, dieß war mir noch zu erfahren übrig, ich hatte das Angenehme der Seereisen im Ueberflusse genossen, nun sollte ich auch das Bittere kosten.

Ich kann sagen, daß ein Mensch, der den ersten Sturm zur See erlebt, ganz unaussprechliche Empfindungen hat. Furchtbare Majestät! — Gänzlicher Mangel eines sichern

Zufluchts-Ortes — nie empfundene Bewegungen des Hauses, das man bewohnt, mit welchem man bald glaubt einen Berg hinauf zu fliegen, bald scheints wieder, als wenn man mit ihm in den Abgrund hinunter falle; alles dieses zusammen thut sehr seltsame Wirkungen aufs Herz und auf die Einbildungskraft. Wenn nun noch fürchterliches Donnern und Blitzen dazu kommt, so ist das Schauspiel noch entsetzlicher. Wir hatten das Alles zusammen; mir ist in meinem Leben so nicht zu Muthe gewesen, es kam mir gerad so vor, als wenn ich mit einem Trupp Riesen spielte, die mich zum Spaß umher schleuderten, und von denen ich nicht wüßte, ob sie mir über den Spaß den Hals brechen könnten. Zuweilen hatte ich Muth, und dann wars mir, als wenn ein General im Felde stehet und sich freuet, für seinen König zu sterben.

Der Herr von Fink blieb ganz unveränderlich, nur daß er nicht rauchte, das war aber wegen der Bewegung des Schiffes nicht möglich, und mein Rothbeck half wacker arbeiten.

Nach ungefähr sechs Stunden hörte der Sturm auf, das Meer ward allmählich wieder still, und wir hatten gar keinen Schaden gelitten. Der übrige Theil der Reise war ruhig und schön, wir brachten sechs Wochen damit zu, und liefen nach Verlauf derselben glücklich in den Hafen zu Portsmouth ein.

Die Freude, welche ich bei dem Anblicke der englischen Küste empfand, ist unbeschreiblich. Wir fuhren von Portsmouth nach London. In einigen Tagen hatte auch hier Fink seine Angelegenheiten berichtiget, wir reisten also nun auf Amsterdam; wenn wir hier fertig sind, so werde ich mit fliegender Eile nach Beulenburg gehen. Mein Herz zittert für Wonne, wenn ich an diese frohe Zeit gedenke.

Ich habe auch für meinen guten Rothbeck nach seiner Heimath geschrieben, um zu erfahren, wie es mit den Seinigen steht.

Rosine schwamm in Vergnügen, Stunden däuchten ihr Tage, Tage däuchten ihr Jahre zu seyn. Sie fing verschiedene Arbeiten an, wobei sie gedachte, wenn die fertig ist,

dann ist er hier, und immer wurde ihr die Arbeit unter der Hand langweilig, sie legte sie fort und fing wieder eine andere an, aber auch diese blieb liegen, spazieren gehen, spielen und andere Zeit kürzende Dinge nahm die Fräulein mit ihr vor, denn diese hatte ebenfalls ewige Langweile.

Als vierzehn Tage nach Empfang des Briefes verflossen waren, kam den Mädchen der Gedanke ein, wie, wenn wir ihm entgegen gingen, aber da wußte man nun nicht, welchen Weg er nehmen würde. Beulenburg schwieg zu dem Allem ganz still und ließ die guten Kinder machen, indessen dachte er auch das Seinige.

Florentin konnte ebenfalls in Amsterdam die Zeit nicht umbringen, und doch ging sie endlich vorüber. Fink wurde mit seinen Geschäften fertig, und nun reisten sie mit Extrapost ab; er war Willens, über Beulenburg und Eichenborn nach Hause zu reisen, und also Florentin bis an Ort und Stelle zu begleiten. Rothbeck erhielt die Nachricht, daß seine Frau mit ihren Kindern nach Friesland gezogen sey, wo sie, wie es hieß, noch lebte. Florentin gab also Rothbeck Geld und seine Addresse, mit dem Bedeuten, wenn seine Frau in guten Umständen sey, so daß er sich mit ihr würde ernähren können, so sey ihm das Geld geschenkt und er könne bleiben, fände er aber das Gegentheil, so könne er nur getrost mit seiner Familie zu ihm kommen, er wolle dann für seine Ernährung Sorge tragen.

Endlich kam dann der frohe Augenblick, der Florentins ganze Seele mit lauter Wonne erfüllte. Nachmittags um 5 Uhr fuhr der gelbröckige Schwager unten im Thale um eine Bergecke herum und damit fiel Florentin dort oben das schöne Beulenburger Schloß in die Augen, eine süße Betäubung überfiel ihn. Thränen rollten seine Wangen herab und feuriger Dank stieg aus seinem Herzen himmelan. Fink weidete sich an der Freude seines Freundes. Nun! — sagte er, die Welt hat auch ihre Himmelsfreuden, was auch Murrköpfe dagegen einwenden mögen. — Nicht wahr, hab ich Recht oder Unrecht? —

„O wie gut ist Gott! antwortete Florentin: durch Leiden und Proben übt Er uns, macht uns geschmeidig, wir erlangen dadurch Kenntnisse, lernen einsehen, daß Er unser Vater ist, der uns wohl will, und welche Freude bereitet Er uns nicht zwischen unsern Leiden? — Wie manche hab ich nicht in Amerika genossen? und jetzt am Ende meiner schweren Probe, welche Seligkeit schenkt Er mir? O! wer mit der Welt nicht zufrieden ist, der suche nur die Quelle seiner Unzufriedenheit in sich selbst. Jedes Leiden, das wir uns nicht durch Bosheit und Unart selbst bereiten: denn in diesem Falle ists Strafe, kann uns Hoffnung auf den Genuß reiner und hoher Freude machen, denn zu dem Zwecke verhängt es der gute Gott über uns."

Nun, nun! Sie predigen ja ordentlich. Die Freude macht Sie beredt, das Alles haben Sie also in Amerika aus Erfahrung gelernt, und das allein ist der Reise werth. Wie meynen Sie?

„Gewiß, gewiß! O was hab ich gelernt? — Der Jüngling ohne Erfahrung, ohne durch Leiden geübt zu seyn, fliegt in seinem Jugendfeuer, möchte Alles um sich her zertrümmern, was nicht nach seinem Kopfe geht, und sein Kopf weiß doch noch nichts; er stößt überall an, hat in seiner Meinung immer Recht und doch in der That immer Unrecht; daher ists ewige unaussprechliche Liebe, wenn Gott einen Menschen von Jugend auf unterm Kreuze hält, ihn durch Leiden erzieht; allemal wird man finden, daß die größten Männer von Jugend auf viel gelitten haben, und daß Leute, welche durch sonderbare Proben geführt werden, große Männer zu werden bestimmt sind."

Abermal getroffen! — herrlich, herrlich! soll ich noch was hinzufügen? Wie? — Ein solcher Mann, der mit der Faust gelernt hat, Mensch zu seyn, ists hernach auch ganz; wenn er einen Leidenden sieht, so weiß er, wie's dem zu Muthe ist, und dann hebt er ihm das Leiden ab oder erleichterts ihm, da strömt dann aus der Seele des Getrösteten Wollust in den Mann über, er genießt die Freude mit, und der Friede,

seine Pflicht eine Gott ähnliche That gethan zu haben, ist wahre Seligkeit. Hab ich Recht oder Unrecht?

Beulenburg wollte an seiner Seite auch Genuß von Florentins Ankunft haben, zugleich befürchtete er von der allzugroßen Gemüthsbewegung beider Liebenden schädliche Folgen; daher machte er Anstalten, daß die Bewillkommnung durch gewisse Stufen aufsteigen mußte. Zu dem Ende hatte er auf der letzten Poststation beider Wege, welche die Reisende kommen konnten, den Postmeistern insgeheim Ordre gegeben, alsbald einen Eilboten abzuschicken, wenn die Beiden anlangen würden. Daher wußte er nun von ungefähr die Stunde ihrer Ankunft. Er schlug also Nachmittags um fünf Uhr einen Spaziergang nach der Solitude vor, und beordnete die Fräulein und Rosine, voraus zu gehen, im Vorbeigange gab er der Fräulein einen Wink, Rosinen auf Florentins Ankunft vorzubereiten und ihr zu sagen, daß man starke Vermuthung habe, er werde diesen Abend kommen. Die beiden Frauenzimmer gingen also voraus. Unterwegs fing Philippine an:

Wie wärs, Mädchen! wenn dein Florentin diesen Abend käme? — Rosine guckte sie starr an, wurde erst blaß, stockte und darauf blühend roth im Gesichte. Sie wissen was, mein Fräulein! antwortete sie.

Ja, mein Engel, fuhr jene fort: ich weiß was, wir vermuthen ihn diesen Abend mit dem Herrn von Fink.

Sie vermuthen, versetzte Rosine: Ach! so ist es doch noch nicht gewiß, Gott! wie lang dauert das.

Ja es ist gewiß, erwiderte Philippine: Papa sorgt für deine Gesundheit, eine plötzliche Ueberraschung könnte dir schädlich seyn, wir gehen nach der Solitude, um sie dort zu erwarten.

Rosine stutzte und fing an: o mein englisches Fräulein! meine Seelenfreundin! so sind dann meine Prüfungen überstanden. Sie schwankte hin und her wie eine Trunkene und konnte kaum gehen. Als sie zusammen ins englische Wäldchen auf den Platz kamen, wo sie sich ehemals so feierlich verbunden hatten, setzte sie sich auf den Rasen nieder, hier

will ich den Freund meines Herzens erwarten, auf dieser Stelle ihn zuerst umarmen, damals, als reine Liebe in meinen Augen glänzte, schien mir dieser Strauch da, jener dort und dieser Baum — wie im Goldglanze zu stehen und nichts als Liebe auszuduften; jetzt ists mir wieder so, Alles ist ein Paradies um mich her, diese Zeit über war hier Alles todt, kam ich in der Abenddämmerung oder mit der scheidenden Sonne hieher, so mußte ich weinen; aber jetzt däucht mir, jedes Grashälmchen freue sich mit mir und jede Blume blühe schöner.

Die Fräulein weinte bei diesen Ausflüssen eines liebevollen, unschuldigen Herzens, sie empfand mit ihr; o Rosine! antwortete sie: auch die Liebe ist ein Geschenk Gottes, ein süßes Leiden, wie glücklich sind wir, daß wir Jünglinge —

Jetzt kam der Herr von Beulenburg und seine Gemahlin, sie lächelten: Rosine stieg schwer und schwankend von der Erde auf. Meine Freundin! fing Beulenburg an, sie sind angekommen und werden gleich hier seyn; sie fing an zu zittern und zu weinen, seine Gemahlin und Philippine faßten sie an beiden Armen zwischen sich; damit trat der edle Mann, der Herr von Fink, hervor, er lächelte: willkommen, mein Mädchen! fing er an. O mein Freu — mein gnädiger Herr! stammelte sie; sagen Sie nur, mein Freund! antwortete er, ich bins. In solchen Augenblicken der Seligkeit ist man zu sehr Mensch, um kriechen zu können, er küßte sie auf beide Wangen.

Nun strebte auch Florentin herzu, aber er taumelte, Beulenburg und Fink ergriffen ihn und hielten ihn unter den Armen, so wie die Frauenzimmer Rosinen hielten. Ach Florentin! — Ach Rosine! lispelte von beiderseitigen Lippen, der liebekranke Geist und diese Worte schwebten auf den sanften ätherischen Wellen der reinen Luft, von Ohr zu Ohr hinüber gefallen, auf das Zittern dieser beiden Thautropfen, die jetzt zusammenflossen, und die er im Ofen der Leiden hoch geläutert hatte. So glänzt die Sonne am Frühlingsmorgen auf das mit Perlen besäete Blumenfeld; mitten im Kelche der Lilie schmelzen zwei Thautropfen zusammen;

die Sonne zieht sie in Dünste empor, sie verlieren sich im Jubel der Natur, am Abend kommen sie im gnädigen Regen wieder herab und tränken die lechzende Lilie, welcher sie sich am Morgen entschwungen hatten.

So wie sich nun die Geister erholten, so bekamen die Körper Festigkeit, sie standen allmälig fest, und nun rückten sie zusammen zur süßen, stillen Umarmung.

Jetzt gehen wir! sagte Fink, der indessen das Frauenzimmer bieder und deutsch bewillkommt hatte. Die Beiden haben nun keine Menschen mehr nöthig; Alle gingen also fort. Beulenburg, seine Gemahlin und Tochter erkannten beim ersten Anblicke in ihm den großen, erhabenen Mann, so wie sie ihn schon im Voraus aus Rosinens und Florentins Erzählungen bewundert hatten. Er war alsofort frei und vertraulich, wie ein Mann, der die Welt kennt, und allemal seiner Worte gewiß ist.

Florentin und Rosinen konnten des Umarmens und Küssens nicht satt werden, sie wandelten mit umschlungenen Armen hinten nach und strömten in einander über. Der ganze Abend wurde in vertraulichen Gesprächen und Bewillkommen zugebracht.

So wirds uns seyn, Bruder! rechtschaffener Mann! der du mit mir hier Thränen säest; wir lieben die Menschen als unsere Brüder, wollen jedermann wohl, thun jedermann Gutes, wo wir können, möchten gern die ganze Welt glücklich machen, möchten gern der Gottheit gefallen und ihr ähnlich werden, und doch trifft uns manches bitteres Leiden, der Eine verkennt uns, der Andere tadelt uns bitter, der Dritte verfolgt uns, der Vierte beneidet uns, das thut uns dann leid, da alle Vier unsere Brüder sind, wir sie auch gern als Brüder behandeln möchten, und doch wirds uns so verdankt, dann drückt uns das Heimweh — dann sagen wir Einer zum Andern: so wirds uns einmal seyn, Bruder! wenn wir nach Haus kommen, so wie's jetzt Florentin war — und noch unendlich besser wirds uns seyn, weil ewig keine Trennung mehr zu befürchten ist, und dann unser Leben Florentins Glückseligkeit unendlich übertreffen wird. Dann

wird mir Dortchen in aller ihrer Herrlichkeit entgegen eilen, kommst du mein Sohn! wird sie sagen: hast du nun ausgelitten? — Sie wird mich an ihre nunmehro ewig jungfräuliche Brust drücken, und mich mit Küssen des Himmels entzücken; dann tritt männlich der hohe Greis einher, Eberhard Stilling kommt, auch Er schüttelt mir die Hand, bist du nun da, mein Liebling! Johann und Wilhelm, mein Vater, die längern Zeugen meines Lebens, empfangen mich und jauchzen in holder Freude. Aber du, Christine! Mädchen meiner Jugend! treue Gefährtin auf dem sauern, aber doch aufwärts gehenden Wege! Du wirst vermuthlich vor mir hinüber schlummern, vor mir sterben, dich werden meine verklärten Augen dann unter den Millionen seliger Seelen aufsuchen, du wirst auf mich zueilen, wie ein Sonnenstrahl zwischen fliegenden Wolken über das Blumenfeld hereilet, und dann werden wir unaussprechlich glücklich — das in der Vollkommenheit seyn — was Florentin und Rosine an diesem Abend waren!

Des andern Morgens in aller Früh schickte nun Florentin einen Boten zu Lorenz und Niklas, seinen Vätern, diese kamen des folgenden Tages mit ihren Weibern, sogar der alte Ruprecht Kehl blieb nicht zurück, sie Alle hatten ihre besten Kleider angezogen und kamen mit hochzeitlicher Freude. Als sie im Schloß anlangten, wurden sie bei Beulenburg gemeldet, dieser wollte gern die Bewillkommnung unbemerkt mit ansehen, daher bestimmte er ein Zimmer dazu, wo er und seine Gemahlin und Fink hinter einer spanischen Wand stehen und alles sehen und hören konnten. Florentin und Rosine begaben sich nun auf dieß Zimmer und ein Bedienter führte die Freunde herein.

Florentin war während seiner Abwesenheit etwas braun und männlich geworden, Ernst und eine seltene Majestät leuchteten aus seinem Gesichte hervor, er war einem jungen Prinzen ähnlich, der schon einige Feldzüge gemacht hat, und Rosine glänzte im Glanze der Liebe und Freude wie ein Engel. So wie die guten Leute ins Zimmer traten, standen sie im

Kreise herum, lächelten und sagten nichts. Florentin und Rosine standen auch und lächelten, sie hatten unter sich abgeredet, zu warten, wer der Erste auf sie zufliegen würde.

Nu! Nu! fing Lorenz an: geht Weiber! macht den Anfang; seyd furchtsame Närrinnen! ihr seht ja wohl, daß er lächelt! Martha flog auf Florentin und er in die Arme, nun auch Clara auf Rosinen. Sie hingen sich eine Weile in den Armen und weinten, Niklas schluchzte und Lorenz wischte die Augen, der alte Ruprecht stand mit bebenden Knien.

Hört einmal auf, sagte Lorenz und wechselt nun! hier sind mehr Leute, denen die Zeit lang wird!

Nun ging Martha zu Rosinen, und Clara zu Florentin; als sie fertig waren, sagte Lorenz: nun Vater geht ihr allein; kaum war das Wort geredet, als Florentin zu ihm lief, ihn in seine Arme drückte; der gute Alte fing an zu weinen wie ein Kind. Nun kam auch Lorenz; gegen diesen hatte Florentin eine ausserordentliche liebevolle Ehrfurcht, er konnte sich keinen größern Mann denken, als seinen Pflegvater, in seinen Augen war er mehr, als alle würdige Männer, die er kannte: denn daß Beulenburg, Fink und Pilger vortrefflichere Männer waren, als Lorenz, war gar kein Wunder, sie warens durch Erziehung und Reichthum, aber Lorenz war ohne diese Mittel in seiner kleinen Sphäre ein noch größerer Mann geworden. Florentin hing an seinem Halse und weinte, während der Zeit bewillkommte Niklas seine Tochter. Lorenz sprach mit Florentin kein Wort; darauf bewillkommte Lorenz Rosinen, und Niklas Florentin. Jetzt waren nun den guten Leuten die Herzen so voll, daß sie nicht wußten, wovon sie zu reden anfangen sollten. Ei du lieber Gott! ei Herr Jesus! und dergleichen Ausflüsse tönten auf allen Seiten, Niklas fing hundertmal zu reden an, und allemal blieb er stecken. — —

Hört! sagte Lorenz! das hilft alles nichts, wenn der Text zu groß ist, dann wird die Predigt zu lang; wir gehen ins Wirthshaus, bestellen eine Mahlzeit — und da müßt ihr

Beide mit uns essen, da kann man sich dann mit guter Weile freuen. Unter diesen Worten trat Beulenburg herein, und mit ihm der Herr von Fink, Beiden war der Auftritt Seelenweide gewesen, auch die Frau von Beulenburg trat herzu. Nein! fing Beulenburg an, ihr sollt nicht im Wirthshaus essen, Freunde! ihr sollt den Mittag hier bleiben, ihr könnt denn doch zusammen allein seyn; Florentin muß euch heute traktiren. Seine Gemahlin nahte sich den Weibern und redete freundlich und herablassend mit ihnen.

Fink beobachtete nur Lorenzen, Florentin sagte ihm gleich, daß er sein Pflegvater sey, nun wußte er die ganze Geschichte. Er ging zu ihm, redete ihn an und sagte:

Freund! jetzt reuet es ihn nicht, daß er Florentin so liebreich aufnahm? Wie?

Wer ist der Herr? fragte Lorenz Florentin; dieser sagte es ihm.

„Es würde mich auch nicht gereuet haben, Ihr Gnaden! wenn er verdorben wäre.“

Ha! das ist recht! aber jetzt hat er doch Freude, meynt er nicht?

„Freude! — Ihr Gnaden! was man nur Freude heißen kann. Aber ich möchte gern mit beiden gnädigen Herrn ein Wort reden. Sie haben (zu Fink) unserer Rosine Wohlthaten erzeigt, die wir nie verdanken können. —

Auch mir, fiel Florentin ein, mehr als zu vergelten ist.

„Nun ja! desto größer ist mein Vertrauen zu Ihro Gnaden! — Nun der Herr von Beulenburg und die gnädige Frau haben sich der beiden guten Kinder so angenommen, daß unser Verstand still steht. Allein wenn A gesagt ist, muß man auch B sagen, die Beiden müssen sich heirathen, sie sind vornehm, und ihren Stand müssen sie behalten können: wir sind doch noch immer Väter, wir werden ihnen Alles vererben, aber das haben sie doch nicht, wir wollen also einmal hören, was die gnädige Herren aus den paar Leuten machen wollen?“

Beulenburg hatte seine Freude an dem Manne, und

Finken wallte das Herz; der Erste lächelte und antwortete: ..aut ihr uns denn die Versorgung der guten Leute nicht zu?

„Nu ja! Ihro Gnaden! daran zweifle ich nicht, meinem Herzen ist doch Florentin noch immer der Nächste, und und es wird mir doch erlaubt seyn, zu fragen?“

Ja wohl! sagte Beulenburg; nun hört dann: Rosine hat von diesem würdigen Herrn von Fink zweitausend Gulden zum Präsent bekommen.

„Das weiß ich, Ihr Gnaden!“

Und Herr Pilger in Amerika hat ihm beim Abschiede auch fünf tausend Gulden geschenkt.

„Das sind also sieben tausend Gulden — das ist mehr als Dankens werth, Schuldner bleiben wir immer, aber mit sieben tausend Gulden kann man noch kein Herr seyn oder bleiben.

Und Ihro Excellenz der Herr Graf von Eichenborn werden ihn zu Dero geheimen Rath machen.

„Nun das ist ein Anders, jetzt habe ich nichts mehr zu sagen.“

Florentin wußte diesen Umstand noch nicht, er wendete sich erstaunt zu Beulenburg, wie komm ich zu einem so hohen Vertrauen bei dem Grafen? rief er. Das weiß Niemand von uns, versetzte jener; der Graf kennt Sie, und doch war er gegen uns geheimnißvoll. Ja! sagte Rosine: beide Herrn Grafen, Vater und Sohn, waren gar gnädig gegen mich, sie haben mir versprochen, daß du geheimer Rath werden sollst, und ich hab es in all meiner Freude vergessen, dir zu sagen.

Jetzt ging Florentin ein helles Licht über seine Bestimmung auf, und in seinem Herzen glühte feuriger Dank gegen Gott, der ihn so zweckmäßig geleitet hatte.

Lorenz war noch nicht fertig, Florentin! fing er an, der Graf und die beiden Herren da haben so viel bei dir gethan, ich muß auch noch was thun, geh! schreib mir ein Briefchen, und besiegle es mit deinem Pettschaft, und Ihro Gnaden der Herr von Beulenburg müssens auch unterschreiben, daß du mich zu deinem Bevollmächtigten machest, für dich zu handeln wie ich will, wanns nur zu deinem Besten ist.

Das soll geschehen! antwortete Florentin: weiter wollte er ihn nicht fragen, wie oder wozu? denn er wußte, daß er es ihm doch nicht sagen würde. Beulenburg aber, der ihn nicht so genau kannte, fragte: was hat er damit vor?

„Ihr Gnaden! antwortete er: nehmen Sie mir nicht ungnädig, wenn ich einmal gesagt habe, was ich thun will, so hab ich keine Freude mehr, es zu thun, man hat halt so seine Schwachheiten.“

Bravo! rief Fink: das ist bei Gott ein Mann! hört, deutscher Mann! von Hermanns Blut, wollt ihr bei mir sterben? Wie! wie meynt ihr?

„Nein, Ihr Gnaden! Ich habe mit meiner Frau ein Gut ererbt, und ihr dagegen etwas Geld mitgebracht, unser Herr Gott hat mich gesegnet, ich habe Ueberfluß, wir haben keine Kinder, den da hat mir unser Herr Gott aus den Wolken fallen lassen: er ist unser Kind und macht uns Freude, ich will nahe bei ihm leben und sterben. Was soll ich da in ein fremd Land gehen? Gott hat mir ein Theilchen Erde beschieden, das baue ich, da ist mein Platz, da muß ich bleiben, bis mich Gott abruft. Ich habe Freud daran, daß unser Herr Gott noch brave Männer in der Welt hat, sie sind alle meine Brüder, sie mögen Großhans oder Kleinhans heißen; dort drüben ist Einer wie der Andre, dort Ihro Gnaden! dort drück ich Ihnen die Hand, und sag, Bruder! jetzt ist uns wohl! jetzt muß ich noch Ihro Gnaden sagen, und thus von Herzen gern, weil es eine Ordnung ist, die Gott so haben will.“

Fink konnte sich nicht enthalten, den Mann zu umarmen; Bruder! fing er an, du bist weiß Gott schon hier — nun ich mag dich nicht stolz machen, was? — Da hast du eine Tabackspfeife, Bruder! — Zum Andenken von deinem Bruder Fink.

„Ihro Gnaden! den Brudernamen kann ich nicht ertragen, hier schickt sich das noch nicht, aber aufschreiben will ichs, damit ichs nicht vergesse, in der Ewigkeit Sie am ersten zu umarmen, den Pfeifenkopf nehm ich (er griff in die Tasche), und da es hier doch nicht auf Geld und Geldes Werth ankommt, so geb ich Ihnen auch meine Pfeife.“

Es war eine Röhre mit einer Scheibe, etwa einen halben Schuh lang, stark mit Silber beschlagen, und vorn steckte ein Stumpf von einer irdenen Tabackspfeife, dessen Kopf unten her rund und schön gleich und schwarz geraucht war, so wie die Hülse einer Eichel.

Das war also eine Lorenzopfeife, die Fink bekam, so wie Yorick eine Lorenzodose.

Fink nahm die Pfeife gern. Ha! sagte er: wenn hinführo mein Herz beim Anblicke eines Elenden kalt bleibt, dann will ich die Lorenzopfeife füllen, anstecken und mein Herz dabei wärmen, wie!

Lorenz wischte die Augen, sah Fink an, und sagte: Sie sind ein braver Mann, gnädiger Herr! Sonntags Vormittags geh ich in die Kirche, und Nachmittags rauch ich aus Ihrer Pfeife, des Werktags guck ich nur des Morgens so hin, wenn ich gebetet habe, wie sie da am Nagel hängt.

Fink wischte auch die Augen, und ein jeder thats.

Des Mittags speisten Beulenburg, seine Gemahlin, Fink und die Fräulein allein zusammen, ihr ganz Gespräch war Lorenz und gute Menschen.

Florentin und Rosine und ihre Freunde speisten auch Alle zusammen und konnten sich nicht so viel sagen, als sie wohl wollten. Florentin gab ihnen nun seine Geschichte ganz mit, die sie bei müßigen Stunden lesen konnten. Nach dem Essen reisten sie wieder ab.

Des folgenden Morgens wurde beschlossen, daß die ganze Gesellschaft heute nach Eichenborn fahren und dort den Herrschaften eine Visite machen sollte. Florentin und Rosine fuhren mit, Alle waren nun voller Erwartung, wie sich das Geheimniß aufklären würde; der Graf kannte Florentin, gestand, daß er ihn kannte, und daß er ihn befördern wolle. Fink schwieg immer still, wenn davon geredet wurde. Kurz! man kam zu Eichenborn an, Alle wurden auf Ein Zimmer geführt, und nun traf Graf Günther und die Gräfin, seine Gemahlin, mit ihren Kindern herein, Alle machten der Herrschaft ihr Kompliment, Fink lief auf ihn zu, küßte

und herzte sich mit ihm, und Florentin stand und starrte. — Er sah — und sah Herrn Pilger und seine ganze Familie — Nun ja — das war nicht anders, er mochte gucken und starren wie er wollte. Herr Pilger, der amerikanische Herr Pilger war Graf Günther von Eichenborn.

Der Graf freute sich im Herzen über diese Ueberraschung, ging auf ihn zu, wie nun, mein Freund! bewillkommen Sie mich denn nicht? so bewillkomme ich Sie. — Der Graf drückte ihn in die Arme und sagte: Gottlob! daß Sie hier sind. Florentin fand keine Worte, aber Thränen der Freude. Darf ich sagen, wer Sie sind? fragte Florentin. Ja wohl! versetzte der Graf. Nun fing Florentin an: So sehen Sie denn hier den großen würdigen Herrn Pilger, der in Amerika mein Beschützer, mein Versorger, mein Vater und mein Freund war. Beulenburg, seine Gemahlin, die Fräulein und Rösine erstaunten, und jetzt begriffen sie Alles, sie begriffen nun, warum der Graf seine Zuflucht zu ihnen genommen, wie der junge Graf so zuversichtlich alsofort die Fräulein habe zu seiner Braut erwählen können, warum Graf Günther Florentin kannte, und warum er ihn belohnen wolle; endlich auch, warum er gegen Rosinen so gnädig war. Das ganze Räthsel war nun entwickelt.

Florentin war vor Empfindung fast ausser sich. Gott! fing er nun in Gegenwart der ganzen Gesellschaft an: Gott! wie heilig sind deine Wege! Ich sollte ein Mann werden, der in deiner Hand etwas Nützliches auszurichten vermöchte, und da mußte ich nach Amerika geführt werden, um dem Manne zu dienen, der mich dereinst zu diesem Werkzeuge machen konnte. Gott! die ganze Geschichte eines Menschen, der sein Vertrauen auf dich setzt, ist lauter Thatensprache aus deinem Munde. Ich kann vor Verwunderung über die Vorsehung Gottes und ihre unaussprechliche weise Wege nicht zu mir selbst kommen, ein Jeder bedenke es. Und alle diese Wege sind mit Leiden verknüpft, damit sie auch zugleich bessern können! Ich kann nicht mehr reden, sondern nur staunen.

Sie haben recht! redete Fink ein, vergessen Sie das in

Ihrem Leben nicht, was Gott an Ihnen gethan hat; so wird Ihnen das ein Sporn seyn, auch andern Leuten Gutes zu thun. Nicht so! hab ich Recht oder Unrecht?

Stahlmann wurde des Mittags auch an die Tafel geladen; hier gabs wiederum zärtliche Auftritte, jetzt erklärten sich Stahlmann und Florentin recht gegen einander; Florentin konnte dem braven Manne nicht genug danken: denn er war doch die erste Kraft, die ihm zu seinem Laufe den Stoß gegeben hatte.

Die ganze Gesellschaft blieb nun einige Tage beisammen, und während der Zeit wurde noch Vieles verabredet: Florentin erfuhr von seiner Rosine die Geschichte mit Columbin und dem Herrn von Fink, woher er begriff, daß Fink Etwas von ihr wußte. Der Graf bestätigte ihm das Versprechen, daß er geheimer Rath werden sollte, weil der Graf selbst in allen Collegien präsidiren wollte, zu dem Ende aber sollte er noch zwei Jahre nach Göttingen gehen, um sich mit dem jungen Grafen und Karl von Beulenburg noch in allerhand dazu nöthigen Wissenschaften zu üben; die Kosten versprach ihm der Graf zu schenken. Florentin entschloß sich dazu mit größter Freude, und er zerfloß fast in Dank gegen seine Wohlthäter. Rosine selbst freute sich über die Maßen: denn sie waren Beide noch erst im dreiundzwanzigsten Jahre, und diese Trennung schien ihr gegen die amerikanische wie nichts zu seyn. Folglich wurde nun Alles berichtiget und so beschlossen.

Ganz unerwartet erschien nun wieder Vater Lorenz, er war etwa vier Tage abwesend gewesen, und Niemand wußte wohin?

Die ganze Gesellschaft saß im Saale und spielte, als er sich melden ließ; ein Jeder war sehr neugierig, was er wollte, Fink, Beulenburg und Florentin aber freuten sich auf diese Audienz; denn der Graf kannte ihn noch nicht, ausser was ihm Florentin in Amerika von ihm erzählt hatte. Als er daher hörte, daß er gern mit ihm sprechen wollte, und zugleich die ganze Gesellschaft wünschte, daß er

in den Saal geführt werden möchte, so gab er Befehl, ihn herein zu bringen.

Lorenz trat herein, ganz ohne Furcht, sich bücken hatte er nicht gelernt, aber mit Anstand den Hut abzunehmen und dahinzustehen wie ein Mann, das war seine Sache. Den Grafen hatte er schon gesehen: denn er war zu dem Ende einmal nach Eichenborn in die Kirche gegangen. So wie er herein kam, trat er ein paar Schritte vorwärts, der Graf stand auf und ging auf ihn zu. „Ihr Excellenz! fing Lorenz an, ich hab Florentin erzogen, und ich seh ihn an als mein Kind?“

Das weiß ich, mein Freund!

Nun weiter:

„Nun hab ich gehört, daß ihn Ihr Excellenz zum geheimen Rath machen wollen, das freut mich, er ist treu und redlich, und weiß, wies einem armen Menschen zu Muth ist, da wirds dem Lande wohlgehen, und Ihre Excellenz werden Glück haben.“

Wohl, mein Freund!

„Da hab ich nun so ein Ding gethan, wenns Ihre Excellenz nur nicht zur Ungnad nehmen wollten. Es ist aber nichts Unrechts, und Ihre Excellenz können doch thun was Ihnen beliebt. Sehen Sie! Florentin stammt aus der Familie der Herrn von Fahlendorn her; freilich haben seine Voreltern aus dem Adel geheirathet, aber nach meinem geringen Verstande thut das doch zur Erbschaft nichts. Das Rittergut wurde nach und nach verschuldet, und Ihrer Excellenz Herr Großvater löste es ein, da mußten nun Florentins Eltern davon weichen und sich ärmlich behelfen. Als ich den armen Buben aufgenommen hatte, da wollt ich doch gern wissen, wo er her sey. —

Das alles hab ich von Florentin selber gehört, und wirklich, die Sache ist mir ganz wieder aus den Gedanken gekommen.

„Nun gut, Ihre Excellenz! als nun Florentin vor einigen Tagen gekommen war, ließ ich mir eine Vollmacht von ihm geben, und da ging ich erst hin, wo seine Mutter gestorben ist, da hörte

ich nun erst gewiß, daß sie Helene von Fahlendorn geheißen habe; darauf ging ich nach dem Orte, wo Florentin getauft worden, da fand ich nun den Pfarrer todt, aber er hatte sein Versprechen gehalten, alle Briefschaften der Fahlendorne und eine Lebensbeschreibung von Florentins Vater hab ich bekommen und mitgebracht, so wie ich sehe, hat Florentin noch ein Rittergut, wenn er die Schulden bezahlt, und da bitt ich nun Ihre Excellenz! helfen Sie doch, daß der gute Junge sein väterliches Erbe wieder bekommt.“

Alle Anwesenden bewunderten die Thätigkeit des guten Mannes; er hatte auch in dieser Sache gethan, was er vermochte, und was er nicht vermochte, das bat er den Grafen zu vollenden.

Der Graf empfand tief in seiner Seele das Unrecht, welches seine Voreltern der Fahlendornischen Familie gethan hatten, indem sie ein Gut, welches gewiß noch einmal so viel werth, und zugleich einer solchen Verbesserung fähig war, daß es noch dreimal so viel werth werden konnte, auf solche Weise an sich gezogen hatten. Daher beschloß er im Augenblick, das geschehene Unrecht wieder zu ersetzen.

Wenn Florentin, fing er an: sich als den rechtmäßigen Erben legitimirt, so soll er sogleich in den Besitz des väterlichen Erbes eingesetzt werden.

„Gott segne Ihre Excellenz dafür! erwiederte Lorenz. Daß er der rechte Erbe ist, das kann ich beweisen und ist erwiesen; darüber ist gar keine Frage mehr, allein er kann doch das Kapital nicht ablegen, da wollt' ich nun Ihre Excellenz flehentlich gebeten haben, Geduld mit ihm zu haben, daß ers so nach und nach abtragen kann.“

Dafür sorgt nicht, mein Freund! Seht, ich will euch sagen, was ich thun will: wenn er der rechte Erbe ist, woran ich nicht zweifle, so will ich Alles berechnen, was das Gut Fahlendorn während der Zeit, die wir es besessen haben, nach Abzug aller Unkosten ausgetragen hat, dieß machte dann den Gewinn aus, den wir davon genossen, von diesem Gewinne zieh ich ferner die Interessen von dem Kapital ab, das

wir drauf geschossen haben, was dann während der ganzen Zeit übrig geblieben ist, das gehört Florentin.

Lorenz erstaunte über diese sonderbare Gerechtigkeit, die Thränen drangen ihm in die Augen. Das ist zu viel, sagte er, Ihr Excellenz! das ist zu viel! ich danke aber so sehr ich danken kann; wenn unter einem solchen Herrn unser Land nicht glücklich wird, dann fehlts an den Unterthanen. Gott segne Ihre Excellenz in Ewigkeit! Nun, Dessen vergeß ich mein Lebtag nicht!

Florentin hatte die ganze Rede mit angehört, mit thränenden Augen trat er nun auch herzu, küßte dem Grafen die Hand, und dankte ihm für diese sonderbare Gnade. Auch Beulenburg und Fink sahen sich an, und bewunderten den Eifer des Grafen, alle ehemalige Ungerechtigkeiten seines Hauses auszulöschen.

Lorenz wollte nun abtreten, allein der Graf befahl ihm noch zu bleiben. Nun mein Freund! sagte er ferner zu ihm, habt ihr auch unter der vorigen Regierung viel gelitten?

„Nicht so viel, Ihr Excellenz als unsere Nachbarn.“

Wie kam das denn?

„Das will ich Ihrer Excellenz sagen: in unserm Dorfe ist von Alters her so eine besondere Harmonie unter uns gewesen; da ist kein Streit unter den Nachbarn, ich wüßte die Zeit nicht, daß sich nur Zween gezankt, ich geschweige noch geprozeßt hätten; da haben wir also einmal kein Geld verprozesset. Und darnach, das Wild that uns auch keinen sonderlichen Schaden.“

Woher kam das denn?

Lorenz lächelte: Ha, wenn ichs Ihrer Excellenz sagen dürfte, es ist eben nicht erlaubt.

Nun sagts nur kühn und frei.

„Wir haben all unser Gewehr, da luden wir dann so das blose Pulver in die Flinten und einen Stopfer davor, gingen des Nachts herum streichen, und schossen aufs Wild, dieß ging um, so daß alle Nacht ein Paar von uns die ganze Feldmark durchstrichen, wir hatten dann auch Hunde bei uns.“

Was sagte aber der Jäger dazu?

„Der Jäger bekam so seine hübschen Präsente, dann hörte und sah er nicht. Sehn Ihr Excellenz! das kam Alles von der guten Einigkeit her, die wir unter uns haben, wenn sich die Bauern einig sind, so können sie viel ausstehen.

Woher glaubt ihr, daß diese Einigkeit kommt?

„Die kommt bei uns von der guten Schule her, die wir haben. Unsere Alten haben Vieles bei der Dorfschule gestiftet, nun suchen wir uns immer den besten Schulmeister aus, weil wir ihn bezahlen können, und da sehen wir nicht so sehr darauf, ob er viel weiß, sondern ob er viel thut, ob er ein frommer und vernünftiger Mann ist, der gut lesen, schreiben und rechnen kann. Solche Männer haben wir immer gehabt, und dadurch haben unsere Leute Erkenntniß und Liebe gegen einander bekommen."

Aber, mein Freund! der Graf hatte euch verboten, auf das Wild zu schießen, es war doch Unrecht, daß ihrs thatet.

„Ihr Excellenz halten mirs zu Gnad: daß der hochselige Graf unrecht mit dem Wild that, das haben Ihre Excellenz dadurch bewiesen, weil Sie es wegschießen lassen; und wenn ein Landesherr unrechte Sachen befiehlt, die den Bauern ruiniren, so sündiget er nicht, wenn er sich heimlich so viel zu retten sucht, als er kann, wenn er nur nicht öffentlich ungehorsam wird und seinem Herrn keinen Schaden zufügt. Doch muß der Bauer erst ein paarmal suppliziren, eh er sich selber hilft."

Das ist eine sonderbare Bauernpolitik. Nun ich hoffe, ihr sollt solche heimliche Mittel nicht mehr nöthig haben; aber lebt der Jäger noch, der die Präsente so nahm?

„Wenn er noch lebte, Ihr Excellenz! so hätte ich ihn nicht verrathen."

Aber mir dünkt doch, es sey eure Pflicht, es dem Herrn anzuzeigen, wenn ihr merkt, daß ein Bedienter untreu ist?

„Ja, Ihr Excellenz! wenn er untreu ist, aber das war der selige Jäger nicht, er war dem Lande treu, und auch seinem Herrn dadurch, daß er den Bauern half, daß sie ihre Früchte behielten und also die herrschaftlichen Gelder besser bezahlen konnten, als andere.

Wie gehts euch denn jetzt?

„Wie's uns geht? Ihr Excellenz! daß wir alle Tage Gott für Ihr Excellenz danken, daß er Sie uns gegeben hat. O, wenn Gott unser Gebet erhört, so werden Ihre Excellenz sehr alt!

Dem Grafen drangen die Thränen in die Augen. Aber sagt mir, fuhr er fort: was dünkt euch, wäre noch wohl in euren Gegenden etwas zu verbessern?

„Hauptsächliches wüßt ich nichts, aber doch sind noch viele Kleinigkeiten in Unordnung, die geändert werden müßten, und viele Kleinigkeiten machen zusammen ein Großes."

Sagt mir einmal, zum Exempel, eins und anders?

„Wenn es Ihre Excellenz erlauben, so will ich zu Haus die Gemeinde zusammen berufen, da wollen wir dann so Alles zusammensuchen, was wir gern geändert hätten, oder was wir glauben, das unsers Herrn Nutzen sey, der Schulmeister soll uns das so ordentlich aufschreiben, das bring ich dann her."

Der Vorschlag gefällt mir, geht nun in Gottes Namen nach Haus.

„Nun Bruder Lorenz! rief Fink, habt ihr auch schon aus der Pfeife geraucht? Wie?

Einmal! antwortete er: es that auch seine gute Wirkung.

„Wie, was thats! wie war das?

Eine arme Nachbars-Frau wollte einen Thaler Geld gelehnt haben, um Schatzung damit zu bezahlen; nun war sie mir noch so vieles schuldig, ich schlugs ihr ganz trocken ab, sie ging fort und seufzte. Die Pfeife hing dort am Nagel. Ich durfte nicht aufsehen, so schämte ich mich vor der Pfeife, endlich ging ich mit niedergeschlagenen Augen, krappelte an der Wand, bis ich sie fand, stopfte sie, steckte sie an, nahm einen Thaler, ging und brachte ihn der Frau.

„Nun ja, das war eine gute Wirkung, meint ihr nicht?"

Das war so ein Zug aus Lorenzens Seele. Der Graf begann den Mann lieb zu gewinnen. Das ist brav, fing er an: es thut mir leid, daß es Leute gibt, welchen es sauer wird, mir die Schatzung zu bezahlen, wie gern schenkte ichs ihnen!

„Das geht nicht an, Ihre Excellenz! die Schatzung ist so ein Treiber, der die Unterthanen fleißig macht, wenn sie nur nicht zu hoch ist, und darüber können wir nicht klagen.“

Nun geht in Gottes Namen, und raucht oft aus eurer Pfeife!

„Das will ich thun, Ihre Excellenz! so oft ich an Ihre Excellenz denke.“

Dem Grafen stunden die Thränen in den Augen; Lorenz ging, Florentin begleitete ihn, und empfing von ihm alle Dokumente seines Hauses.

Des folgenden Tages wurden diese Briefschaften durchgangen, und man fand nicht nur, daß Forentin der wahre Erbe sey, sondern daß noch viele Vorzüge auf dem Gute hafteten, die so nach und nach abgekommen waren; der Graf versprach Alles wieder in den alten Stand zu stellen. Nun war aber die Wiedererneuerung des Adels nöthig, wenn diese Vorzüge ordentlich und ruhig genossen werden sollten, daher erbot sich Beulenburg, diese Adelserneuerung zu besorgen. Florentins Urgroßvater war der letzte ritterbürtige Freiherr von Fahlendorn gewesen, sein Großvater hatte zuerst eine Frau Bürgerstandes geheirathet.

Beulenburg schrieb an seinen Anwald nach Wien, und übertrug ihm die ganze Sache. Florentin und Rosine waren bei all diesen Auftritten voller Thränen des Dankes und der Empfindung.

Darauf nahm der Graf die Berechnung vor. Das Gut war für zwanzig tausend Gulden eingezogen worden; nun war eine Oel=, Mahl= und Brettmühle in einem Gebäude dabei, welche jährlich allein acht hundert Gulden abgeworfen hatte; der Pacht verschiedener Grundstücke hatte sechshundert Gulden eingetragen, aus den Wäldern waren, ein Jahr ins andere gerechnet, für zweihundert Gulden, nach Abzug aller Unkosten, an Kohlen gebrannt worden, da kam also ein jährlicher Ertrag von sechzehn hundert Gulden heraus, welche das Haus Eichenborn genossen hatte.

Das ist entsetzlich! rief der Graf aus, und die gute Familie hat während der Zeit das Elend gebauet.

Ihro Excellenz! fing Florentin an, belieben nur nicht weiter zu rechnen, ich mag nichts weiter sehen und hören.

Sie müssen mich machen lassen! versetzte der Graf: Herr Stahlmann hat mich anders unterrichtet, wenn ich Glück haben und ruhig sterben will, so muß ich restituiren; nun rechnete er fort: die landesübliche Interessen von zwanzig tausend Gulden betrugen jährlich tausend Gulden, mithin bleibt ein jährlicher Ueberschuß von sechshundert Gulden. Nun, sagte der Graf, diese sechshundert Gulden gehörten unstreitig der Familie von Fahlendorn: denn es ist ja nichts weiter auf das Gut verwendet, nichts gebaut, nichts verbessert worden, ausgenommen die beständige Reparatur, und diese ist im jährlichen Aufwande abgezogen worden. Nun haben wir das Gut vierzig Jahr besessen, folglich kommen dem Herrn Florentin von Fahlendorn zu gut vierundzwanzigtausend Gulden. Sehen Sie! da ist nicht nur das Gut bezahlt, sondern sie bekommen noch viertausend Gulden heraus.

Das ist eine sehr sonderbare Rechnung, gnädigster Herr! erwiederte Florentin: mein Herz leidet nicht, daß ich sie annehme.

„Sie müssen sie annehmen.“

Nun so will ich dann mit dankbarster Seele die zwanzig tausend Gulden annehmen, aber die übrigen viertausend — ich schwöre —

„Halt! Sie schwören nicht!“

So sollen sie die Armen haben.

„Sie können damit machen, was Sie wollen.“

Nun, ich hatte in meiner Kindheit den Gedanken, in dem Häuschen, wo mein guter Vater starb, arme Kinder zu erziehen, die viertausend Gulden sollen dazu bestimmt werden. Aber nun protestire ich feierlich gegen weitere Geschenke, was ich und meine Rosine jetzt durch die ganz unverdiente Güte unserer Freunde besitzen, das ist hinlänglich für mich zum studiren, und hernach auch die Haushaltung damit anzufangen. Hierüber entstand einiger Wortwechsel, allein Florentin beharrte steif darauf. Der Graf stand also davon ab, ihn studiren zu lassen.

Nun! fuhr der Graf fort, jetzt werden Sie auch mein geheimer Rath nicht: denn Sie haben mit Ihrem Gut genug zu thun, Sie brauchen also auch nicht zu studiren!

Florentin stand auf, sahe ernst umher; seine ganze Seele erhub sich; meine gnädigen Herren! fing er an: ich muß von allen Seiten Wohlthaten genießen, ohne Eine erwiedern zu können, jetzt beschwöre ich Sie vor dem allgegenwärtigen Gott, mir Eine Bitte zu gewähren; Rosine hilf mir anhalten. Wenn die Bitte nicht übertrieben ist, antwortete der Graf.

Nein! erwiederte Florentin, sie ist ruhig überlegt, Gott und Menschen gefällig, mir nicht lästig, sondern angenehm, eine Pflicht für mich, deren Erfüllung mir das Leben versüßen wird, eine Erfüllung, die mich allein glücklich machen kann. Gewähren Sie mir diese Bitte! Rosine half auch bitten, ohne daß sie wußte, warum.

Der Graf und die übrigen Herren wurden also bewogen, ihm die Erhörung seiner Bitte zu versprechen.

Nun faltete Florentin die Hände vor der Brust, schaute in die Höhe und sprach: ich gelobe dir hier, du Allgegenwärtiger! daß ich dem gräflichen Hause von Eichenborn lebenslang mit eben der Treue und Liebe zugethan seyn will, als wenn ich ein Sohn aus diesem Hause wäre.

Und nun, gnädigster Herr! ich bin, so lang ich lebe, Ihr geheimer Rath, und zwar ganz unentgeldlich, ich schwöre hier, Ihr Excellenz, nie einen Heller weder als Gehalt noch als Präsent anzunehmen, und jetzt geh ich zu dem Ende fort, um zu studiren. Von diesem Entschlusse bringt mich kein Mensch mehr ab, bis Sie mich meines Amtes unfähig oder unwürdig erkennen.

Diese Großmuth rührte einen Jeden. Wahrlich! fing Fink an: wenn man das Ding beim Licht besieht, so ist das eine große, edle That. Wie! — ein Mann, der nun ein vortreffliches Rittergut besitzt, der hat keine Wohlthaten mehr nöthig; es ist an ihm, solche auszutheilen — Wie! hab ich Recht oder Unrecht? —

Beulenburg schwieg und dachte, und der Graf stand in Gedanken. Kurz! ihm wurde seine Bitte bewilligt.

Nun! Eins müssen wir noch thun, sagte Fink: wir Alle haben so unsere besondere Freude an dem Herrn von Fahlendorn und seiner Geliebten, weiß der Himmel, wo es so eigentlich herkommen mag — Nun ja! unser Herr Gott hat sie beide mit einem Blicke der Liebe gezeichnet, so daß sie einem gleich ins Herz kriechen, meynen Sie nicht? — Sie, Beulenburg! haben nun die Sachen wegen des Adels übernommen, die Unkosten wollen wir Ihnen also überlassen, das werden Sie sich doch nun nicht nehmen lassen. Wie! — aber können wir auch Etwas dabei thun, Herr Graf! wie meynen Sie? wir wollen einen Bericht an den Kaiser aufsetzen, diesen wollen wir alle Drei unterschreiben, und darin Ihro Kaiserl. Majestät die ganz sonderbaren Verdienste dieses Paars nach allen Umständen und nach der Wahrheit vorstellen, damit Sie recht nach Würden wieder in ihren alten Adel eingesetzt werden mögen.

Herzlich gern! antwortete der Graf: dazu ist Stoff genug da.

Beulenburg erwiederte: das ist herrlich!

Florentin und Rosine schauten demüthig nieder und weinten im Selbstbewußtseyn ihrer Unwürdigkeit.

Nachdem das alles nunmehro abgethan war, fing Rosine an: Ich bitte mir die Erlaubniß aus, etwas vorzutragen! Ein jeder erlaubte es ihr mit Freuden.

Mein Geliebter, fuhr sie fort: geht nun nach der Universität, und da hab ich einen herzlichen Wunsch, ich bitte, mir ihn zu gewähren.

Lassen Sie hören! sagte der Graf.

„Uebertragen Sie mir alsofort die Verwaltung unsers Gutes, ich will es in Besitz nehmen und Alles einrichten, damit es schon in Ordnung ist, wenn mein Bräutigam wieder kommt.“

Aber sind Sie der Sache gewachsen?

„Ich werde Freunde finden, die mich unterrichten.“

Ja, versetzte Beulenburg: daran solls nicht fehlen.

Nun! sagte Florentin: das ist ein herrlicher Gedanke. Fräulein Philippine protestirte, ich soll also meine Tage einsam zubringen; nein! das geschieht nicht.

Nein! erwiederte Rosine: Fahlendorn liegt zwei Stunden von Beulenburg und zwei Stunden von hier. Ich will uns dort eine ländliche Wohnung einrichten, wir bleiben unzertrennt beisammen, bald sind wir zu Fahlendorn im Frühling, wenn alles grünt und blüht, und im Herbst, wenn die Schnitter in die Ernte jauchzen, und bald zu Beulenburg; dadurch verkürzen wir uns die Zeit, bis unsere Geliebten wieder kommen.

Die Fräulein fiel ihr um den Hals und küßte sie: jetzt, mein Kind! versetzte sie: wirst du bald Frau von Fahlendorn und ich Gräfin von Eichenborn, wir wollen jetzt hier in Gegenwart unserer Herren und Freunde den süßen Schwesternamen erwählen, uns mit Du begrüßen und auf unser ganzes Leben aller anderer Verhältnisse vergessen.

Rosine nahm mit Demuth dieß Liebeserbieten an: und es wurde mit Herzen und Küssen besiegelt.

So endigte sich dieser merkwürdige Besuch zu Eichenborn. Fink sagte: er habe sich nun einmal wieder auf ein Jahr gestärkt, er reiste nun wieder auf seine Güter, kam aber hernach alle Jahr, um sich aufs neue zu stärken, und dann mußte auch allemal Lorenz herbei, um, wie er sich ausdrückte, den Pfeifenbund mit ihm zu erneuern. Beulenburg zog auch mit seiner Familie wieder nach Haus, Florentin und Rosine aber blieben noch zu Eichenborn, der Graf ließ sie noch vor Florentins Abreise in ihr Gut immitiren und ihnen einen wichtigen und bündigen Verzichts-Contrakt einhändigen, welcher ihnen das Eigenthum dieses Guts auf ewig sicherte. Zugleich zahlte er ihnen die viertausend Gulden aus. Florentin beschloß, dieß Geld gleich zu verwenden, und von seinen siebentausend Gulden, die er noch nicht baar hatte, viertausend zu dem Vermächtnisse für arme Kinder auszusetzen. Der Graf übernahm, ihm die siebentausend Gulden aus der Amsterdamer Bank in kur-

zem zu verschaffen und das Geld an Rosine auszuzahlen; hierauf nahm auch unser glückliches Paar Abschied von der hochgräflichen Familie, Florentin bat, nichts nach Göttingen voraus zu schreiben, sondern ihm die Briefe mitzu geben, weil er die dortigen Freunde gern überraschen wolle, und darauf reisten sie auch nach Beulenburg zurück.

Für diejenigen Leser, welche alles gern bis auf den Nagel bestimmt haben wollen, hab ich hier noch eine Anmerkung zu machen: sie werden wünschen, zu wissen, wie Graf Günther nach Amerika gekommen sey? warum er bei seiner Ankunft aus Amerika zu Beulenburg nicht gleich gesagt habe, daß er der Herr Pilger sey und daß Florentin bei ihm gewesen? oder auch, warum er, als Florentin in Amerika von ihm wegzog, demselben nicht entdeckt habe, daß er Graf Günther von Eichenborn sey?

Ich kann sagen, es schmerzt mich allemal in der Seele, wenn ich sitze und so eine Geschichte male, und man fordert von mir, daß ich jedes Blättchen an den Bäumen, jedes Fältchen im Gewande so ganz rein herauszirkeln soll, ich wünschte so mit Einem Pinselzuge ganze Wasserfälle und Felsengruppen und Bäume hinklecksen zu können, aber das will mir noch nicht recht gelingen: gut! daß ich kein Romanendichter von Profession bin.

Also euch Herren mit der Lorgnette oder mit dem Mikroskop! Graf Erich haßte seinen Bruder Günther tödtlich, und dieß rührte aus den höchst verschiedenen Charaktern beider Herren her. Günther nahm also holländische Dienste, heirathete in Holland, und da er glaubte, sein Bruder würde Erben bekommen, auch keine anderen, als verdrießliche Neuigkeiten aus seinem Vaterlande hörte, so zog er in der Stille nach Amerika, legte nebst seiner Gemahlin Stand und Titel ab und nannte sich Pilger. Nun war er fest entschlossen, niemals wieder nach Deutschland zu gehen, sondern ewig mit seinen Nachkommen bei der schönen Kolonie zu bleiben und sich nach und nach eine neue Grafschaft dort zu erwerben, nur wollte er nicht Graf, sondern nur Herr seyn. Als aber Graf Erich in seinen letzten Tagen seine Gesin=

nung änderte, keine Erben hatte und seinen Bruder herbeiwünschte, von dem er nicht wußte, wo er war, so meldete sich der Herr von Fink, dieser lebte ehmals in Holland mit Graf Günther in vertraulicher Freundschaft, er besuchte Erichen in seiner Krankheit und entdeckte ihm, daß er seines Bruders Aufenthalt wisse. Erich freute sich darüber und bat, alsofort an ihn zu schreiben, daß er kommen und sein väterliches Erbe in Besitz nehmen möchte.

Fink schrieb alsofort nach Amerika, und kurz darauf reisete er selber hin, so wie meine Geschichte oben gemeldet hat. Daß aber Pilger oder Günther so geheimnißvoll war, das erforderte auf allen Seiten die Politik, und vielleicht wollte er sich auch die Freude machen, Florentin, den er aus der Maßen liebte, zu überraschen. Bei seiner Abreise aus Amerika übertrug er dem Herrn Pfarrer Muzelius die ganze Kolonie zum Erbe und Eigenthum mit dem Beding, daß er nun aus dem geistlichen in den weltlichen Stand übertreten mußte; an seine Stelle wurde Herr Pfarrer Schmid berufen. Die Kolonie schlug Herr Pilger auf fünfzigtausend Gulden an, welche Herr Muzelius, ohne Interessen davon zu bezahlen, jährlich mit fünftausend Gulden nach und nach abtragen mußte: dieses fiel ihm gar nicht schwer, weil die Präsidentenkasse, ohne die Kolonie zu drücken, bei dem Abzuge des Herrn Pilgers jährlich achttausend Gulden einnehmen konnte. Jetzt werde ich wohl, so viel ich mich besinne, alles berichtiget haben.

Florentin und Rosine schafften sich jetzt ein Karriolchen an, und zwei Pferde zum Reiten und zum Fahren. Als dieses bewerkstelligt war, setzten sie sich zusammen an einem schönen frühen Morgen ein, und fuhren nach Fahlendorn. Die Empfindungen, welche sie auf diesem Wege hatten, lassen sich nicht aussprechen. Als sie dorthin kamen, kehrten sie bei dem Jäger ein, welcher ein gräflicher Bedienter war, und jetzt im Begriffe stand, abzuziehen: denn Florentin fand keinen Jäger nöthig. Dieses Haus beschloß Rosine alsofort ein wenig repariren zu lassen, um darin wohnen zu können. Das Back- und Brauhaus war noch im alten Zustande, Beide

wallfahrteten nach dem einsamen Kämmerchen, dem Kampfplatz ihrer armen Eltern, und weinten noch einmal um sie. Auch dieß Häuschen beschloß Rosine alsofort auszubauen, und so viel ordentliche Zimmer darin einzurichten, als möglich war; sobald dieß geschehen, wollte sie den Anfang mit einigen armen Kindern machen, und sie erziehen lassen.

Florentin ließ sie reden, freute sich im Herzen über ihren thätigen Geist und ungemein geschickten ökonomischen Verstand, der nun erst sich zu entwickeln anfing. Bis daher haben meine Leser Rosinens große Seele noch nicht recht bemerken können; aber jetzt werden sie erst nach und nach erstaunen, um so mehr, da ich heilig versichere, daß Alles, was ich schreibe, Wahrheit ist: Sie bat ihren Geliebten, sie nur machen zu lassen, und ihr die Freude eigener Erfindung und eigenen Fleißes zu gönnen. Er versprach ihr das, da er sie aber selbst in diesem ihrem Hauptfache noch nicht kannte, so trauete er der Sache doch nicht ganz, daher bat er Beulenburg in Geheim, ein stillschweigendes Aug auf sie zu haben, und sie zurecht zu weisen, wenn sie etwa schädliche Fehler machen würde, dieß wurde ihm mit Freuden zugesagt.

Des Abends fuhren sie wieder zurück nach Beulenburg, und nun fanden sie Rothbeck mit Frau und Kindern; Freude glühte aus allen Gesichtern dieser guten Familie, auch Florentin freute sich, daß er da war. Nun! sagte er zu Rosine: mein Kind! ich kehre mich jetzt an nichts mehr, du bist Herr von Fahlendorn, was willst du mit dem Manne machen? Das will ich hören, versetzte sie: ich will ihn aus dem Wirthshause rufen lassen. Das geschah, er kam, stand und hielt seinen Hut ab. Rothbeck! fing Florentin an, dieß Frauenzimmer ist seine künftige Herrschaft: denn sie ist meine Braut, ich muß ein paar Jahr wegreisen, liebe und ehre er sie, und sey er ihr treu. Rothbeck trat herzu und küßte ihr die Hand. Gnädiges Fräulein! fing er an: Rosine wurde roth, hielt das Schnupftuch vor die Augen, halt! sagte sie: das bin ich nicht. Florentin versetzte: nimm den Titel von deinen Leuten an, mein Kind! unser Herz weiß von Gnaden, gnädigen Herren und Fräulein nichts, aber die

Ordnung erforderts, daß wir uns bald so nennen lassen; gnädiges Fräulein ist ein Ton, ein Laut, der weiter nichts bedeutet, als adeliche Jungfer, und das bist du ja bald.

Rothbeck fuhr fort: gnädiges Fräulein! sag ich nun einmal, ich will sehn, wer mirs wehren will; Engel aus dem Himmel! wollt ich noch lieber sagen: denn solch ein Weibsbild hab ich doch noch in meinem Leben nicht gesehen, ich thue, was Sie haben wollen, und wenn Sie auch mein Blut forderten. Das will ich nicht, mein Freund Rothbeck! antwortete Rosine: nur eure Liebe und Treue, wie es einem braven Unterthan zukommt; könnt ihr Branntewein brennen?

„Ich bin ein Westphälinger, gnädiges Fräulein!“

Das heißt so viel, als: ja! ich kanns. Könnt ihr Bier brauen?

„Das kann ich aus dem Follement.“

Auch Brod backen?

„Ha, Pumpernickel wohl! aber kein fein Brod.“

Nun das lernt sich bald! Jetzt will ich euch sagen, was ihr thun sollt: wir haben ein großes adeliges Rittergut mit einer Mühle, auf demselben nahe bei der Mühle steht ein großes schönes Haus, in welchem bis daher ein Jäger gewohnt hat, dieß wird reparirt, und das Haus sollt ihr bewohnen, oben auf werd ich mir ein paar Zimmer zurichten lassen, um einen Aufenthalt zu haben, wenn ich hin komme. Bei dem Hause geht eine gangbare Landstraße vorbei, die besonders stark von Fuhrleuten befahren wird, da könnt ihr herbergen und Wirthschaft treiben, Branntewein und Bier haben dort noch überdas guten Abgang, auch ist das Geräthe zum Brauen alles da. Der Jäger hatte dabei acht Morgen Ackerland, eben so viel Wiesen, und einen halben Morgen an Garten, auch das bekommt ihr dabei. Gefällt euch das?

„Außerordentlich! gnädiges Fräulein! außerordentlich! Aber wie soll es denn gehen? Was soll ich denn jährlich geben?“

Hört, Rothbeck! ich weiß, daß ihr ein rechtschaffener Mann seyd, was ihr braucht, will ich euch einmal ein Jahr vorschießen, ihr sollt dieß Jahr für mich Knecht seyn, je mehr

ihr mir nun einbringt, desto größer soll euer Lohn seyn, die Wirthschaft geht also ganz für mich, erwerbt ihr nun viel, so bekommt ihr auch viel.

„Das gilt, gnädiges Fräulein! das gilt!“

Florentin erstaunte über diesen Akkord von einem Mädchen, er ließ Rothbeck nach Hause gehen, fiel ihr um den Hals. Mein Engel! sagte er: wo hast du das alles gelernt?

„Höre, mein Lieber! ich will dir Etwas entdecken: du weißt, von Jugend auf hat man mir viel Verstand und ein edles Herz zugetraut, ich hab mich wirklich oft besonnen, wo ich denn doch den großen Verstand sitzen hätte, und konnte nichts Besonders finden, so daß ich oft dachte: die Leute verrechnen sich gewaltig an dir, und doch wars mir oft so klar, wenn ich etwas hörte, das andere Leute nicht wohl begreifen konnten, ich ahnete so Etwas in meinem Gemüthe, und wußte nicht, was es war. Als ich nun zu Eichenborn hörte, daß wir unser väterliches Gut wieder bekämen, da strahlte mir ein Licht aus dem Innersten meines Herzens heraus, ich fühlte, wie es mir durch alle meine Sinnen drang, als wenn ich neu geboren wäre, und in diesem Licht begriff ich alsofort, was auf einem solchen Gute getrieben und wie es regiert und behandelt werden müßte; Alles, was ich gehört und gelesen habe, das diese Sache betrifft, das fällt mir jetzt immer zu rechter Zeit ein, so daß ich mich zum Höchsten verwundern muß. Erkläre mir doch diese Sache!

Das ist schwer, versetzte Florentin: aber doch begreif ich dich recht wohl, mir gings eben so, als ich hörte, daß ich geheimer Rath werden sollte. Hör! ich will dir die Sache erklären, so gut ich kann; alle Seelen, wenn sie auf die Welt kommen, sind wie ein Baum, wenn er noch in seinem Saamkorn ist, jede Fähigkeit liegt unentwickelt in der Seele. So wie nun der Mensch zu leben anfängt, so entwickeln sich die Fähigkeiten, so wie es die Erziehung und die Lebensumstände und Vorfälle mit sich bringen. Alles, was in einer solchen Seele liegt, wird selten im ganzen Leben entwickelt, ob es noch in der Ewigkeit geschehen wird, das laß ich dahin gestellt

seyn. Oft bleibt sogar die Hauptfähigkeit, in welcher eine solche Seele recht geglänzt haben würde, die ganze Lebenszeit durch verschlossen. Und das geschieht, wenn ein Mensch dem Willen Gottes nicht entspricht, so daß er die Menschen mit seiner Kraft würde unglücklich gemacht haben, oder, wenn die Vorsehung in ihrer Allwissenheit voraus sieht, daß ein solcher Mensch, ohne die Entwickelung einer solchen Hauptkraft, glücklicher ist, als mit derselben, so vermeidete sie in seiner Führung alle Umstände, die diese Entwickelung befördern können. Zuweilen aber, wenn ein Mensch alle Warnungen und Erinnerungen aus dem Sinne schlägt und gar keine Zucht und Vermahnung annimmt, so verhängt Gott eine solche Entwickelung, der Mensch wird seiner Hauptkraft mächtig, und solche Leute werden gemeiniglich große Böswichter, wodurch Gott die Welt straft.

Wenn aber ein Mensch von Jugend auf an den Umgang mit Gott, ans Beten und an einen frommen und wohlthätigen Wandel gewöhnt wird; wenn er Gott seine Schicksale ganz überläßt und sich von Ihm leiten läßt, so führt ihn Gott durch allerhand schwere Wege, die so wunderweise eingerichtet sind, daß gerad Dasjenige, was uns dermaleins bei dem Gebrauche unserer Hauptkraft schaden würde, durch allerhand Leiden weggefegt wird, wie wir es auch zum Preise Gottes erfahren haben. Ein solcher Mensch nun, der so gleichsam an der Hand Gottes fortgeht, gibt genau Acht auf sich selbst, weil er immer befürchtet, er möchte fehlen, und so wieder die Ruthe bekommen, wie er oft an sich erfahren hat. Dieß Achtgeben nun ist die Ursache, daß er allerhand Unbegreifliches in seiner Seele bemerkt und Etwas ahnet. Endlich wenn die Vorsehung ihren Zweck erreicht hat, so treten die Umstände zur Hauptentwicklung ein; kommen diese nun auf Einmal, so gehen oft unbegreifliche Dinge in der Seele vor, wie es dir auch gegangen ist. Enthusiastische Leute reden dann bei der Gelegenheit von wunderbarer, unmittelbarer, göttlicher Erleuchtung, das ist auch wohl wahr, göttliche Erleuchtung ist es immer, Gott hat den Grund dazu gelegt, Gott hat sie veranstaltet; aber daher entsteht allemal der Fehler:

wenn wirklich gute Leute von großer Seelenanlage einen enthusiastischen Gang nehmen und ihre Neigung auf Verbesserung in der Religion fällt, so sehen sie eine solche Entwickelung ihrer Hauptkraft als ein Licht von Gott an, das sie zum Lehrer, zum unfehlbaren Lehrer der Menschen autorisirt, und dann ist das Verderben da; so sind wohl die mehresten Ketzereien entstanden. Eben darum, weil man dieß göttliche Licht für ganz unfehlbar hält, das nie irren könne. Begreifst du mich, mein Engel!

„Das hab ich ganz, und von Wort zu Wort begriffen."

Weißt du denn auch nun, was deine Bestimmung ist. Ich bin zur Staatswirthschaft berufen, Gott hat der schönen großen Grafschaft Eichenborn einen vortrefflichen Landesvater gegeben. Ein Mann ist aber zu schwach, die Regierung eines solchen Landes allein zu verwalten, ich soll also sein Gehülfe seyn, und so mit meinem Pfunde wuchern, bis unser Herr kommt und mit seinen Knechten Rechnung hält. Du hast nun ein großes Genie zu einer großen landwirthschaftlichen Haushaltung, dazu bist du bestimmt, das ist dein Pfund, womit du wuchern sollst, dort sollst du ein Häufchen gesegneter Leute um dich her sammeln, ihrer Aller Mutter seyn, und sie allesammt glücklich machen. Ach! mein Kind! vergiß dieses großen Zieles nie!

Rosine sank auf ihre Knie nieder, Florentin mit ihr; nun fing sie an: Laßt uns hier ein feierlich Gelübde thun, daß ein Jeder in seinem Theile, du in dem deinen und ich in dem meinen, ganz für seine Bestimmung leben will. Sie schwuren das dem Allgegenwärtigen, und der himmlische Vater strömte in vollem Segen Kräfte dazu aus der Fülle seiner Erbarmungen in ihre Seelen herab; nun standen sie auf und gingen an ihren Ort.

Eine solche Entwickelung, wie hier bei Rosine vorging, findet man häufig in der Geschichte, man denke nur an Karl den Zwölften vor seiner Thronbesteigung; Rosinens größte Lust war nun das Lesen landwirthschaftlicher Bücher, auch die Fräulein wurde ganz von ihr angesteckt, sie las mit ihr, half ihr einrichten, fuhr mit ihr nach Fahlendorn,

kleidete sich ländlich mit ihr, und wurde mit ihr eine vollkommene Landwirthin.

Florentin freute sich aus der Maßen über Rosinen, jetzt erkannte er erst, was er an ihr hatte; vorher war sie sein liebes gutes Mädchen, deren Herz ihn verdiente; aber jetzt wurde sie seine Gehülfin, die sein Glück machte. Ruhig machte er sich nun reisefertig, nahm zwei tausend Gulden in Wechseln mit sich, und ging auf Göttingen. Rosine weinte bei seinem Abschiede, das war natürlich; aber ihr großer Geist schwang sich über das Alles empor. Während dem Umarmen und Küssen sagte sie ihm: glaub mir! du bist mir lieber als die ganze Welt, nie hab ich dich so brünstig geliebt, als jetzt; aber ich bin über deinen Abschied nicht traurig, laßt uns in der Liebe nicht mehr tändeln, deine Bestimmung ruft dich ab. Du bist mein in aller Welt; ich bin dein, jetzt geh in Gottes Namen! Ein Strom von Thränen stürzte die blühenden Wangen herab, sie war ein Mensch, und noch mehr, sie war ein Mädchen. Wollust durchdrang seine Seele, er weinte wie ein Mann, und — ging.

Zu Eichenborn nahm er auch Abschied von dem Grafen, der ihm Briefe nach Göttingen mitgab, deren er auch eine gute Parthie von Beulenburg mitgenommen hatte.

Nach Florentins Abschied brachte nun Rosine Rothbeck mit seiner Familie nach Fahlendorn, sie nahm ein Bett mit dahin und etwas nöthigen Hausrathes, um einige Tage da bleiben zu können, die Fräulein konnte sie nicht verlassen, sie ging mit. Du wirst aber dort schlechte Aufwartung finden, meine Liebe! sagte Rosine. Das ist mir eine göttliche Freude! versetzte sie, so bei dir zu seyn und dich arbeiten zu sehen, wenn ich einmal Gräfin bin, so muß mir mein Gemahl neben Fahlendorn ein Landgut geben, damit ich auch so eine Beschäftigung habe, wie du hast, das ist etwas unaussprechlich Angenehmes.

Rothbeck richtete sich bald ein, er bestellte seine Aecker, wässerte seine Wiesen, und Rosine schaffte ihm ein paar Stück sehr schöner trächtiger Kühe. Wenn sie dann hinkam,

so gab ihr Gretchen, Rothbecks Frau, Milch und Milchspeisen und dergleichen ländliche Kost zu essen, wobei sie herrlich vergnügt war.

Das Hauptstück, welches Rosine alsofort in Gang brachte, war die Mühle, die Pächter mußten Rübsamen erziehen, so viel sie konnten, sie ließ dieses Samens eine Menge zusammen kaufen und Oel daraus schlagen; dieß legte sie in einen Keller, und Rothbeck mußte es verkaufen und berechnen. Die Brettmühle wurde in den besten Gang gesetzt, dann ging sie selbst durch den Wald, wo sie einen alten Baum fand, der oben anfing dürr zu werden, oder der sonst junges Gehölze hinderte, den ließ sie hauen, nach der Mühle fahren und zu Brettern und Dielen schneiden; diese legte sie dann in ein verschlossenes Magazin, und davon wurde täglich verkauft, den obern Abraum ließ sie mit anderm krappigtem Gehölze, das nicht zu Werkholz gebraucht werden konnte, verkohlen. Ueberall, wo Bäume abgehauen wurden, oder wo lichte Plätze waren, da mußten die Stöcke ausgerottet, und alsofort junge wuchsige Bäume hingepflanzt werden. Da hatte sie dann den Gebrauch, daß sie, wenn das Loch gehackt war, selbst den Baum hineinsetzte, und ihn so lang aufrecht hielt, bis er mit der Erde verschüttet war. Es ist nicht zu beschreiben, mit welcher Thätigkeit sie die Sache betrieb. Sie hatte immer Taglöhner in Arbeit, ihre beständige Gegenwart, ihr freundlicher Ernst und ihre Herablassung trieb die Leute so an, daß sie über Vermögen arbeiteten, aber sie wurden auch ordentlich und prompt bezahlt, obgleich Rosine auch in diesem Stücke eine Haushälterin war.

Nun mußte Rothbeck einen Bäckerknecht dingen, Korn, Waizen und Gerste einkaufen, dieß wurde auf der Mahlmühle gemahlen; nun gings ans Brodbacken, schwarz und weiß Brod wurde verfertiget, und zwar in ausserordentlicher Güte, und doch in ordentlichem Preise, denn das Brandholz gab Rosine her, und zwar kein anderes, als Windfälle und dürres abgestandenes Holz, lebendiges Gehölze durfte Niemand zum Brennen gebrauchen, und da sie ihre eigene Mühle hatte, mithin ihr auch das Mahlen nichts kostete, so konnte

sie ihr Gebäcke wohlfeiler geben als Andere, zudem hatte sie den herrlichen Grundsatz, mit geringem Gewinne viel umzuschlagen.

Es ist unglaublich, welch einen Zulauf der gute Rothbeck hatte, und wenns ihm sauer wurde, so sagte seine Gebieterin: muthig, mein Freund! ihr arbeitet für euch.

Dieß waren die ersten Einrichtungen auf dem Fahlendorner Rittergute, Rosine traf so weise Anstalten, daß sie gleich zum Geldgewinn kam, ohne viel vorzuschießen, und doch machte sie bei allem dem beträchtliche Verbesserungen.

Dieß alles geschah so im Laufe des ersten halben Jahres. Lorenz und Niklas hörten von ihren Thaten; denn das ganze Land war voll von ihr, sie gingen also hin, um doch zu sehen, was sie machte. Beulenburg hatte erst vor ein paar Tagen einen prächtigen Adelsbrief für sie und ihren Florentin bekommen, so daß sie nun in allem Ernste ein adeliches Fräulein war. Lorenz und Niklas waren nach Beulenburg gegangen, um sie dort zu besuchen, als sie aber hörten, daß sie zu Fahlendorn sey, so folgten sie ihr dahin nach. Sie fanden sie im Walde, sie hatte ein rundes Hütchen auf, ihre schöne kastanienbraune Haare hatte sie hinten zusammen gebunden und in einer nachläßigen Flechte unter den Hut gesteckt. Uebrigens trug sie ein grünes Amazonenkleid von schönem Tuch, und in der Hand hatte sie einen starken braunen Stab, oben mit einem kleinen stählernen wohlgeschliffenen Beil, das auf der andern Seite eine Hacke war, mit diesem Instrument konnte sie allerhand anfangen, indem der Stab eine Axe, eine Hacke, eine Elle, Fuß- und Eichmaaß zugleich war.

Als sie die beiden Väter so fanden da bei den Holzhauern stehen und kommandiren, standen sie still und guckten sich Einer den Andern an.

Nun das hätt' ich doch mein Lebtag nicht gedacht, fing Lorenz an: so etwas ist noch nie erhört. Ja! sagte Niklas: der Schulmeister hat doch recht gehabt, daß etwas in dem Mädchen stecke.

Sobald sie Rosine sahe, eilte sie auf sie zu, und ging

mit ihnen nach Hause. Hier empfing sie nun von ihren Vätern Glückwünsche zu ihrer neuen Würde und Ermahnungen, nur in der Demuth zu bleiben. Die Nacht über blieben sie noch da, und des andern Morgens gingen sie höchst vergnügt und zufrieden wieder fort.

Daß Rosine nun adelich geworden war, gab in ihrem Dorfe sonderbare Empfindungen, ihre Mutter weinte blutige Thränen darüber; jetzt hab ich mein Kind verloren, sagte sie, ich darf sie als gnädige Frau gar nicht mehr ansehen, und wenn sie einmal Kinder hat, so scheue ich mich, sie anzufassen. Niklas ließ bei seiner Frauen Betrübniß auch den Kopf hängen, als wenn ihm ihre Gründe ziemlich einleuchteten, in dieser Noth nahmen sie, wie sie gewohnt waren, ihre Zuflucht zu Nachbar Lorenz; so selten er sonst auch lachte, so lachte er doch jetzt recht herzlich. O ihr einfältigen Leute! fing er an: seyd ihr denn närrisch, seht, wenn sich unser Florentin und Rosine einmal haben, so gehen wir oft nach Eichenborn hin und besuchen sie, der gnädige Herr und die gnädige Frau gehen uns auf der Welt nichts an, wir leben mit ihnen, wie mit unsern Kindern, ohne Furcht und Scheu, so als wenn sie in unserm Dorfe wohnten. Um Gottes Willen! was seyd ihr für Leute!

„Ja, wenn wir das so dürften, ich fürchte, sie schämen sich unser!“

Dürfen! — — Schämen! — Wenn sie so dächten, so wären sie wahrhaftig so weit nicht gekommen; ich weiß, wenn Fräulein Rosine wüßte, was ihr jetzt da sagt, sie betrübte sich herzlich und weinte. Indem sie so da saßen und vertraulich sprachen, rollte ein Karriolchen mit zwei Pferden bespannt die Straße herab, und hielt vor dem Hause still. Rosine sprang heraus, die Fräulein Philippine mit ihr, und zum Hause herein, schon strömte das ganze Dorf vor dem Hause zusammen. Martha und Clara wollten fliehen, und wußten nicht wohin? Lorenz rief ärgerlich: ihr seyd närrische Weiber, damit hüpften die beiden zur Stube herein. Lorenz war eben im Begriff, heraus zu gehen, um sie zu empfangen, daher lief ihm Rosine in die Arme, er

umschlang sie mit den Armen, meine güldene Tochter! — Einen Kuß, meines Herzens, Vater! lächelte sie ihm ins Gesichte, er küßte sie und weinte, darauf küßte sie ihre Mutter, ihren Vater und Martha. Die Fräulein war auch so vertraulich und herablassend, als wenn sie ins Haus gehört hätte; nun bekam Clara Muth, und Lorenz erzählte Alles mit platten Worten, was vorgegangen war. Nun weinte Rosine und versicherte alle mit tausend Thränen, daß ihr nie der Gedanke ins Herz kommen würde, ihre Eltern gering zu schätzen.

Die Hauptursache aber, warum Rosine gekommen war, betraf den Schulmeister des Dorfes, der alte war todt, aber sie hatten jetzt wieder einen wackern Mann, Namens Maaßheim, der im Unterrichten der Kinder wenig seines Gleichen hatte, er war unverheirathet, zugleich war er ein sehr geschickter Strumpfweber, diesen Mann wollte Rosine nach Fahlendorn haben: denn sie dachte nun an ihr Waisenhaus, das sie errichten wollte, der Plan, den sie dazu ausgedacht hatte, war herrlich: die Fahlendorner Pächter hatten Schaafheerden, sie verkauften die Wolle hin und wieder, nun dachte Rosine: wenn sie den Schulmeister dahin zöge, so könnte er den Kindern Unterricht geben, sie erziehen und zugleich beschäftigen: denn sie könnten Wolle für ihn spinnen, welche er zu Strümpfen verwebte, nach und nach könnte er sich aus den Knaben Lehrbursche und Gesellen erziehen, und so eine ordentliche Manufaktur damit treiben; ja ihr Plan ging noch weiter, sie gedachte durch das Waisenhaus nach und nach eine vollständige Wollenmanufaktur zu Fahlendorn zu errichten. Der Schulmeister wurde gerufen, der Plan gefiel ihm vortrefflich, und alsofort nahm er den Ruf an, Waisenvater zu werden und zu bleiben, das kam so recht mit seinen frommen Gesinnungen überein, seine Belohnung ließ er auf Rosine ankommen: denn er wußte wohl, daß sie sein Bestes suchen würde. Der Gemeinde wurde dieser Vorfall bekannt gemacht, sie holten sich einen andern Schulmeister, und nach vierzehn Tagen reiste Maaßheim nach Fahlendorn ab.

So wie Rosine in Lorenzens Haus getreten war, stand das ganze Dorf vor der Thür; nachdem sie nun das Nöthigste veranstaltet hatte, ging sie heraus, trat unter das Volk, und nun schloßen sie alle einen Kreis um sie, die Jünglinge, ihre Schulkameraden, standen da, ihnen lächelte Freude aus dem Gesichte, sie hielten ihre Kappen in den gefalteten Händen, und wollten reden und wußten nicht was, sie ging aber von Einem zum Andern, drückte Jedem die Hand und sagte etwas Verbindliches, das war nun Allen Seelenfreude. Die Weiber mit ihren Kindern auf dem Arme, zeigten ihren Kindern die schöne Jungfer, sie trat hinzu, nahm die Kinder Eins nach dem Andern auf den Arm, küßte und segnete sie. Das ganze Dorf jauchzte über Niklasens Glück, und nur der schwärzeste Neid konnte es ihm mißgönnen.

Nachdem Rosine ihr Geschäft ausgerichtet hatte, so zog sie des andern Tages wieder fort, und Jedermann bedauerte, daß er nicht ewig in ihrer Gesellschaft leben konnte.

Zu Fahlendorn fing sie nun an, obigen Plan mit dem Waisenhause auszuführen. Sie hatte schon von Anfang das bekannte Backhaus ausbauen lassen, sie fand aber bald, daß es auch nur für zehn Kinder zu klein war, daher setzte sie einen langen Bau daran, der nun jetzt schon, als sie den Schulmeister annahm, bald fertig war.

Während der Zeit, daß sich Maaßheim einrichtete, trug sich ein sehr sonderbarer Vorfall zu: Rosine war gerade zu Beulenburg: denn hier war doch immer noch ihre eigentliche Heimath. An einem Abend im Dunkeln kam ein unbekannter Mann nach Beulenburg, dieser brachte einen Brief an Rosine folgenden Inhalts:

Hochwohlgeborne,
Gnädige Fräulein!

„Ich bin eine sehr unglückselige Person, durch Gottes Verhängniß in die entsetzlichsten Umstände gerathen, ich hab Alles verdient, was mir Gott zugeschickt, Sie wissen, daß ichs verdient habe, wenn Sie sich der Hallenbornin, der armen Charlotte zu erinnern belieben. Eine tiefe Reue über meine begangene schwere Sünde hat mein Herz so gebeugt, daß

meine Augen von beständigem Weinen roth sind. Ich hab seit der Zeit herumgeirrt und gebettelt, endlich gerieth ich zu einem sehr frommen Mann, der sich meiner erbarmte, bei diesem hab ich einige Wochen als die elendeste Dienstmagd mich aufgehalten: denn er ist selber sehr arm und hat viele Kinder, denen die Mutter gestorben ist. Diesem Manne hab ich endlich alle meine Umstände entdeckt, und er hat mir Rath und Trost für mein schwer verwundetes Gewissen gegeben, jetzt glaube ich Gnade bei Gott zu finden, weil doch keine Sünde so groß ist, die nicht vergeben werden kann. Nun ist meine sehnliche Bitte an Sie, gnädiges Fräulein! bitten Sie doch bei dem gnädigen Herrn von Beulenburg um mein Leben, er wird mirs schenken, und wenn er mirs schenkt, so ersuche ich Sie um Gottes Willen, mich zur Waisenmutter zu Fahlendorn zu machen: denn ich hab gehört, daß Sie dort ein Waisenhaus anlegen wollen. Ich hab mich so verändert, daß mich Niemand mehr kennen wird, auch werde ich mich nie anders als eine gemeine Handwerksfrau kleiden. Sie sind aber so gnädig, Sie und der Herr von Beulenburg, und nehmen es mit sich ins Grab, daß ich es bin, ich will mich für eine fremde Person ausgeben, und ebenfalls niemals Jemand meine Geburt und Herkommen entdecken. Ob ich nun mein Amt treu ausrichten werde, das werden Sie erfahren: denn ich bin jetzt ein ganz anderer Mensch geworden, ein beständiges Bußgebet ist mein ganzes Leben, und es ist ein Trieb in mir, weil ich mich an einem Kinde versündiget habe, so muß ich dafür andere Kinder zur Ehre Gottes erziehen. Sie werden sehen, gnädige Fräulein! daß es Sie nie reuen wird, wenn Sie mich zur Waisenmutter annehmen werden. Ich empfehle mich zu Dero Gnade, und bin

Dero

unterthänigste Dienerin

Charlotte Hallenbornin, jetzt

Maria Magdalena Sünderin.

N. S. Ich bitte herzlich, ja meinen rechten Namen nicht auf den Brief zu setzen, sondern den letztern, denn auch der Bote kennt mich nicht, weiß auch nicht, wo ich bin.

Dieser Brief brachte seltsame Empfindungen in Rosinens Herzen hervor, sie weinte vor Mitleiden, und war schon fest in ihrer Seele entschlossen, diese arme Sünderin aufzunehmen, wenn es Beulenburg erlauben würde. Ihre Eltern waren vor einiger Zeit kurz nach einander gestorben, ihre reiche Nachlassenschaft aber hatte Beulenburg in Verwahrung genommen, wenn etwa der Lizentiat aus Amerika noch einmal zurück kommen würde.

Sie eilte mit diesem Briefe zu Beulenburg, reichte ihm denselben, und so wie sie merkte, daß er mit dem Lesen zu Ende kam, that sie einen Fußfall, und bat um das Leben der Sünderin, sie bediente sich dabei des Ausdruckes: selig sind die Barmherzigen: denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!

Beulenburg hub sie auf; ja, meine edle Freundin! aber wie heißt der eben so wichtige Spruch vorher? — er heißt: selig sind die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit! u. s. w.

„Das ist wahr! sagte Rosine; aber erlauben Sie mir, die Einwendung zu machen: jetzt kann die Sünderin noch viel Gutes in der Welt ausrichten, das wird aber durch ihren Tod gehindert. Hier ist kein Bluträcher, wie Sie oftmals sagten, der bei dem Mord um Rache schreit. Gott ist der Bluträcher ermordeter neugeborner Kinder, wenn die Mutter selbst diese Unthat begeht; aber in diesem Falle scheint Gott selbst eine Ausnahme zu machen; er schützt sie ja augenscheinlich vor dem Schwerte des Scharfrichters.“

Das sind auch meine Gedanken, ich schenke ihr das Leben, unter den Bedingen, die sie sich selbst vorgeschrieben hat.

Die Beiden verbanden sich nun, ihr Geheimniß bis nach ihrem Tod sorgfältig zu verschweigen, um sie sowohl als das Waisenhaus gegen üble Nachreden zu schützen. Rosine schrieb mit warmer Freude folgenden Brief, den sie des andern Morgens mit dem Boten an sie abschickte.

Liebe arme Sünderin!

„Das Leben ist ihr geschenkt, und ihre ganze Bitte ist erhört. Komm Sie also, sobald Sie kann, und trete Sie ihr

Amt neben einem sehr würdigen Mann an, den ich zum Waisenvater bestimmt habe. Wenn Sie nun ihre Pflicht getreu erfüllt, so wird ihr Gott gnädig seyn, und ihr ihre Sünden vergeben, und ich werde lebenslang seyn

Ihre

von Herzen geneigte Freundin

Rosine.

Die Sünderin empfing und las diesen Brief mit tausend Thränen des Danks, sie kam nach Fahlendorn, als Rosine eben da war, sie sah ganz verändert aus und war ganz zerlumpt. Rosine lieh ihr Geld, sie kleidete sich in einen schwarzen Bürgerhabit, und war so ganz unkenntlich. Die schwarze Trauerkleidung trug sie, so lang sie lebte. Ihre Erbschaft erstreckte sich auf vierzig tausend Gulden, dieß Geld vermachte sie ganz ohne einigen Vorbehalt an das Waisenhaus, mit dem Beding, daß es niemals jemand wissen sollte. Auch verlangte sie, daß die andere Hälfte des Vermögens so lang ins Waisenhaus verwendet werden sollte, bis ihr Bruder wieder käme. Der kam aber nie wieder, und so wurden die Güter der Eltern, die durch eine äußerst schlechte Erziehung ihre Kinder unglücklich gemacht hatten, zum Mittel, wodurch tausend elternlose Kinder desto besser erzogen werden konnten.

Durch eine so ansehnliche Stiftung von vier und achtzig tausend Gulden kam dieß Waisenhaus früh in den größten Flor. Besonders da Rosine Alles mit den weisesten Einrichtungen und Verordnungen leitete. Die Kinder wurden erst nebst dem herrlichsten Unterrichte in der Religion und der besten Erziehung zu den Wollarbeiten angeführt, Knaben und Mädchen mußten krempeln, kardetschen, kämmen und spinnen. Es wurden brave Meister im Tuch- und Zeugmacherhandwerk dahin gezogen, welche die Wolle verarbeiteten, die Knaben und Mädchen erwuchsen im Waisenhause, lernten ein Handwerk und eine Haushaltung führen, gemeiniglich heiratheten sie sich untereinander, dann wurde ihnen zu Fahlendorn ein Haus gebaut, aus der Stiftung bekamen sie

ein Paar hundert Gulden zum Anfange, und so entstand eine hübsche, blühende Stadt an dem Orte, wo vormals eine Wüstenei war.

Unsere wahrhaft große Rosine war die einzige Ursache aller dieser Glückseligkeit und das auserwählte Werkzeug, wodurch Gott Alles ausrichtete.

Maaßheim und die Sünderin arbeiteten lange mit größter Treue zusammen, sie waren beide recht in ihrem Fach, und freuten sich sehr; daß sie gewürdiget waren, zum Besten der Menschen das Ihrige beizutragen. Die Sünderin erlangte auch, sobald sie in diesem ihrem ordentlichen Berufe war, ihre Gemüthsruhe wieder, doch behielt sie lebenslang ein zerknirschtes und gebeugtes Herz, sie verrichtete alle, auch die allergeringsten und eckelhaftesten Arbeiten bei den Kindern mit unaussprechlicher Geduld, so daß sich Rosine sehr glücklich schätzte, eine solche würdige Person zu diesem Amte bekommen zu haben. Maaßheim, der etliche dreißig Jahr alt seyn mochte, hatte diese seine Mitgehülfin noch keine zwei Jahre beobachtet und ihre vortreffliche Seele bewundert, als es ihm einfiel, sie zu heirathen. Die Sünderin war zum Heirathen geboren und aufgelegt, und da dieser Trieb durch eine ordentliche Erziehung gar nicht geleitet wurde, so artete er ins Wilde aus, woher dann all ihr Unglück entstanden war.

So gern aber auch das gute Frauenzimmer den braven, würdigen Mann geheirathet hätte, so drückte sie doch ihr schreckliches Geheimniß dergestalt, daß sie es nicht wagen durfte, daher bat sie sich Bedenkzeit aus, als er ihr den ersten Antrag that und eilte zu Rosinen; dieser entdeckte sie die Sache, Rosine nahm Alles auf sich, tröstete sie und versprach ihr, zu helfen; alsofort ließ sie Maaßheim rufen.

Hören Sie, Herr Maaßheim! fing sie an: Sie sind ein vernünftiger Mann, der Gott fürchtet, Recht und Gerechtigkeit liebt; ich muß Sie jetzt einmal zu meinem geheimen

Rathe machen. Sie müssen mir aber Ihr Urtheil so ganz aufrichtig aus dem Herzen sagen.

„Das will ich gewiß thun, gnädige Fräulein!

Nun, so hören Sie! ich hatte ehemals eine gute Bekanntin, welche durch Leichtsinn und üble Erziehung zu Fall kam, so daß sie schwanger wurde; eben ihr Leichtsinn, ihr Mangel an Erkenntniß und der Stolz verleitete sie, ihre Schwangerschaft zu verheimlichen und ihr Kind nach der Geburt umzubringen.

„Erlauben Sie, gnädige Fräulein! das wird die Hallenbornin gewesen seyn.

Ja, die wars, haben Sie sie gekannt?

„Gekannt hab ich Sie nicht, aber viel von ihr gehört.

Nun weiter! diese Hallenbornin lebt jetzt in der Einsamkeit und ist durch eine schwere und langwierige Reue eine vortreffliche Person geworden. Sie befindet sich in guten Umständen, so daß sie niemand kennt, und niemand, so lang sie lebt, ihre Schande erfahren wird. Jetzt findet sich ein braver Jüngling, der sich in sie verliebt, sie möchte ihn gern heirathen, allein ihr schweres Geheimniß drückte sie, sie fragt mich um Rath und ich weiß wahrlich nicht, was ich ihr rathen soll; was dünkt Ihnen von der Sache?

„Sie muß ihrem Liebhaber einen Eid abnehmen, daß er sie nicht verrathen will, und dann muß sie sich ihm entdecken.“

Das ist auch schwer, es ist noch die Frage, ob ein junger Mensch das Geheimniß, ungeachtet des Eides, verschweigt, und ob er sie hernach nicht öffentlich blamiren und verabscheuen würde.

„So viel Menschenkenntniß muß sie doch haben, daß sie einen solchen schlechten Menschen aus dem Umgange beurtheilen kann, wenn sie so etwas nur von ihm vermuthen kann, so ist er ihrer bei allem dem unwürdig.“

Gut, Herr Maaßheim! Aber dünkt es Ihnen nicht ein harter Angang für einen Jüngling zu seyn, eine solche Person zu heirathen?

„Wenn die Welt das Geheimniß nicht erfährt, und die Person in der That wirklich gründlich gebessert ist, so weiß ich mir keine glücklichere Heirath zu denken. Was dünkt

Ihnen? Gnädige Fräulein, wird eine solche arme, gebeugte Sünd — Hilf Gott! welch ein Licht geht mir da auf?" —

Rosine lächelte.

„Unsere Sünderin ist doch wohl nicht die Hallenbornin und ich der Jüngling?

Sie habens errathen, wackerer Mann! jetzt weiß ich Ihre Gesinnung.

„Ja, die wissen Sie ganz, mein Gott! ich rechne mirs fürs größte Glück, eine solche unglückselige Person glücklich zu machen. Aber doch wünsch ich, daß das schreckliche Geheimniß verschwiegen bleibe, es könnte für uns und unsere Kinder — doch auch das ist einerlei!"

Ja es ist wirklich einerlei, doch solls verschwiegen bleiben bis nach Ihrem beiderseitigen Tode, die liebe Sünderin hat ihre Blutschuld vor der Welt dadurch ausgelöscht, daß sie ihr ganzes Vermögen ans Waisenhaus vermacht hat, dieß wird sie bei der Nachwelt, dem Allem ungeachtet, als eine vortreffliche Person bekannt machen. Dieß mußten Sie auch noch wissen; jetzt frage ich Sie: können Sie sie herzlich lieben und heirathen.

„Ja freilich! und das mit Freuden; sie ist jetzt einem bösen, wilden Stamme gleich, auf welchem die edelsten Früchte gepfropft sind, wer wollte nicht einen solchen Baum haben?"

Rosinen gingen die Augen über, brav! brav! sagte sie und klingelte, ihr Mädchen kam, geh, ruf die Waisenmutter! sagte sie. Die Sünderin kam, furchtsam und blöde stand sie an der Thür und weinte. Herbei, meine Liebe! sagte Rosine mit Thränen, sie nahm ihr schneeweißes Schnupftuch und trocknete der armen Magdalene ihre Thränen ab, darauf faßte sie Maaßheims und ihre Hand, schlug sie in einander und sagte: Gott segne Euch tausendfältig! Ihr seyd Eheleute.

Ja! versetzte Maaßheim, ich weiß Alles, und sie ist mir jetzt um so viel lieber, da sie aus einer großen Sünderin eine wahre Christin —

Und, fiel Rosine ein: eine Maaßheimin geworden ist.

Das gute Frauenzimmer sank in Ohnmacht hin, eine solche

Wollust war längst allen ihren Hoffnungen entflohen, und nun erschien ihr der höchste Gipfel ihres Glücks auf Einmal.

Beide lebten hernach in einer beglückten Ehe und sahen Kinder und Kindeskinder im Segen blühen.

Welche Glückseligkeiten Rosine um sich her verbreitete und was für herrliche Dinge sie alle ausführte, das übergehe ich um der Kürze willen; alle edle Thaten, auch die kleinsten, werden im Buche des Lebens eingeschrieben, und dermaleinst werden wir erst in vollem Glanze Rosinen schimmern sehen, wohl uns, wenn wir uns eben so, wie sie, auf eine gesegnete Ernte in der Ewigkeit freuen können! —

Ich eile zum Schlusse dieser Geschichte.

Unsre drei edeln Jünglinge mit ihrem herrlichen Rheinwald lebten zu Göttingen im süßesten Umgange. Sie empfingen von Zeit zu Zeit die besten Nachrichten von Haus, und ihre große Bestimmung stand ihnen immer so lebhaft vor Augen, daß sie nicht so fleißig in Erlernung ihrer Wissenschaften seyn konnten, als sie wohl gern wollten, um nur dereinst würdige Diener des Staates werden zu können.

Philippinen und Rosinen wurde indessen auch die Zeit nicht sonderlich lang, denn die Letztere lebte ganz ihrer Bestimmung, ihr Rittergut Fahlendorn zum Garten Gottes zu machen: Philippine war überall ihre unzertrennliche Gefährtin, daher flohen ihr auch die Tage wie Stunden vorüber.

Im letzten halben Jahre vor Florentins Ankunft von der Universität unternahm Rosine noch ein großes Werk; sie fand ihre Kasse mit vier tausend Gulden baaren reinen Ertrages vermehret, seitdem sie Fahlendorn verwaltet hatte, zudem war das Waisenhaus schon dem Anfange nach in gutem Gange, es war hinlänglich groß genug und so eingerichtet, daß man noch so viel daran bauen konnte, als man wollte, und überdas alles mit großen Kapitalien versehen und gestiftet. Da nun Rosine fand, daß sie künftig alle Jahr vier tausend Gulden wenigstens würde einnehmen können, auch dann, wann gar keine Verbesserungen weiter

vorgenommen würden, auch überdas noch fünf tausend Gulden von voriger Zeit vorräthig waren; so beschloß sie, dieses letztere Geld einmal ganz zum Bauen zu verwenden, denn es war ihr noch immer verdrießlich, das Schloß ihrer Voreltern in Ruinen zu sehen.

Dieß Unternehmen widerrieth ihr der bedächtliche Herr von Beulenburg sehr ernsthaft, sie wurde traurig, sich in ihrem Triebe gehemmt zu sehen, daher machte sie so triftige Einwendungen und so bündige Berechnungen, daß Beulenburg nachgab, dazu aber verleitete ihn vorzüglich der Plan, den sie gemacht hatte: sie wollte jetzt nur die fünf tausend Gulden verbauen, und hernach alle Jahr nur zwei tausend Gulden darauf verwenden, bis das Schloß fertig seyn würde.

Als sie nun Erlaubniß hatte, so zog sie wieder nach Fahlendorn hin, nahm Werk- und Arbeitsleute an, und ließ erst die Ruinen alle abtragen, den Platz reinigen, die brauchbaren Steine beiseit legen, und andere dazu brechen, sie beschrieb einen geschickten Baumeister, dieser mußte kommen, den Platz besichtigen, und ihr einen Riß zu einem kleinen, aber bequem eingerichteten Schlößchen entwerfen. Der alte Platz auf einem etwas erhabenen und geräumigen Hügel, wo auch noch ein schöner Garten Raum hatte, gefiel ihr am besten, sie träumte sich schon das Schloß schön weiß dahin, sich, ihren geliebten Florentin und eine blühende Familie in dasselbe hinein, und in diesem süßen Traume enthielt sie sich kaum, daß sie nicht half Steine brechen. Zehen Jahre baute sie an dem Fahlendorner Schloß, sie brachte es fertig, ohne ihrer Kasse zu schaden, als welche zu dieser Zeit neben dem schönen Bau schon zwanzig tausend Gulden gewonnen hatte.

Gegen den Herbst, in welchem die jungen Herren wieder kamen, war der Platz schon gereinigt, der Grund gelegt, und die Mauern stiegen hie und da einzeln in die Höhe. Mitten in diesen Geschäften langten die Briefe von Göttingen an, in welchen die Ankunft der jungen Herren angekündigt wurde, sie bestimmten den Tag ihrer Abreise, ihren Weg über Frankfurt, und daß sie mit der Post reisen würden.

Plötzlich geriethen Philippine und Rosine auf den Einfall, sie zu Frankfurt zu überraschen, und plötzlich wurde der Einfall ausgeführt, sie nahmen Post, und in vier Tagen waren sie im Posthause zu Frankfurt.

Des folgenden Tages kamen die Herren alle vier an. Die Freude ist mit keiner Feder zu beschreiben, welche bei dieser unvermutheten Zusammenkunft entstand, man kann sie sich leicht vorstellen, besonders wenn man einmal in einer ähnlichen Verfassung gewesen ist. Sie zogen nun allzusammen in zwei Kutschen nach Eichenborn, wohin sich auch der Herr von Beulenburg und seine Gemahlin verfügten, an den Herrn von Fink wurde auch geschrieben, um der gedoppelten Hochzeit beizuwohnen, die nun ohne ferneren Verzug veranstaltet werden sollte.

Jetzt war nun alles vollendet, die Zeit war da, welche unsere beiden Liebenden auf immer verbinden sollte. Rheinwald war auch aus der Maßen vergnügt, um einmal wieder zu seinem alten ruhigen Aufenthalt zu gelangen.

Herr Peter von Fink erschien fünf Tage nach der Ankunft unserer Herren auch zu Eichenborn, er lebte recht auf, und war außerordentlich lustig. Nun kam auch der längsterwünschte Hochzeittag herbei. Herr Stahlmann verband Graf Wilhelm mit Fräulein Philippinen und den Herrn von Fahlendorn mit seiner von Jugend auf einzig geliebten Gattin; verschiedene Tage wurden in christlicher Freude und Wohlleben vollbracht, so daß die Hochzeit drei Tage zu Eichenborn und drei Tage zu Beulenburg dauerte.

Während dieser Zeit konnten Graf Günther und Beulenburg nicht genug von Rosinen reden, man stellte sie immer als ein unerhörtes Beispiel auf, sagte: sie sey werth, eine Fürstin zu seyn, u. s. w. Sie hörte das alles stillschweigend, auch oft mit Schamröthe an, und anstatt daß Philippine nur den mindesten Neid hätte blicken lassen, stimmte sie als die Augenzeugin ihrer edlen Thaten in ihr Lob mit ein, Fink schaute sie oft mit starren Augen an: Nun, bei Gott, sagte er, das muß ich alles sehen, sehen muß ich

Alles! daß sie ein edles Mädchen war, das wußt ich schon lang; daß aber noch so ein Geist in ihr stecke, das fiel mir nicht bei, sehen muß ichs! Nicht so?

Die nunmehrige Frau von Fahlendorn hatte während dieser ganzen Zeit des Wohllebens immer heimliche Geschäfte, die sie betrieb; Niemand konnte recht dahinter kommen, was es eigentlich bedeute, alle Stunden kamen Boten von Fahlendorn und gingen wieder ab, denen sie allemal in Geheim Bescheid gab und Bestellungen machte. Niemand ahnete aber ganz, was sie vorhatte. Als nun die ganze Gesellschaft den dritten Tag zu Beulenburg zu Mittag gespeist hatte, trat Rosine hervor und lud die ganze Gesellschaft nach Fahlendorn ein. Alle sahen sie an: denn sie wußten, daß dort keine Gelegenheit war, eine solche große und ansehnliche Gesellschaft zu bewirthen; Florentin erschrack selbst über diese Einladung, und sah sie starr an: denn sie hatte ihm die zwei Jahre über sehr wenig von ihren Anstalten geschrieben, auch hatte sie Beulenburg und die Fräulein gebeten, nicht viel davon zu schreiben, weil sie gern die Freude haben wollte, ihn damit zu überraschen. Auf der Hochzeit war nun freilich ihr Lob gewaltig ausgeposaunt worden, so daß Florentin Vieles, aber doch noch lange nicht alles wußte. Gleich bei seiner Ankunft wollte er dahin, aber Rosine hielt ihn immer zurück, übrigens verhehlte sie ihm auch ihr ganzes Vorhaben.

Die Gesellschaft versprach indessen der Einladung zu folgen. Sie dankte für diese Güte, und bat des Morgens früh mit Sonnenaufgang da zu seyn: denn weil sie keine Gelegenheit hätte, so viele Herrschaften über Nacht da zu behalten, so würden sie am Abend wieder zurück fahren müssen.

So wie sie das gesagt hatte, bat sie Florentin, nun mit ihr dahin zu fahren, weil sie Beide ihre werthe Gäste morgen früh dort empfangen müßten.

Florentin brannte vor Verlangen, mit seiner Rosine einmal aus allem Geräusche zu seyn, und besonders ihre Anstalten zu Fahlendorn zu sehen. Der Weg kam ihnen Bei-

den nicht anders vor, als wenn er mit Rosen bestreut wäre; kurz! sie waren nun über allen Begriff glücklich!

Als sie über den Hügel fuhren und nun Fahlendorn nahe vor ihnen lag, und Florentin das Singen der Kinder, das Schnurren der Spinnräder, das Rappeln des Wollenweberstuhls (denn Einer war schon da), das wechselseitige Knarren zweier Strumpfweberstühle, das Rauchen des Brauhauses, das Pflügen auf allen Aeckern zur Wintersaat, das emsige Hin- und Herlaufen froher und rothköpfiger Arbeitsleute, das Gekippe der Bau- und Mauerleute auf dem Schlosse sahe und hörte, so befahl er dem Kutscher, still zu halten; das Herz erstarb ihm vor Empfindung und Wonne, Thränen strömten aus seinen Augen, er schaute seine Gemahlin an, staunte — und sagte kein Wort. Sie lächelte ihn an, er guckte, sahe, hörte, und Alles war keine Täuschung, es war klare Wahrheit.

Fahr, Kutscher! rief er. Vor dem Hause stiegen sie ab; Rosine führte ihn auf ihre artigen Zimmer, er konnte nichts anders thun, als weinen und staunen; alles, alles, rief er, muß ich nun nach einander sehen. Das sollst du, mein Schatz, antwortete sie: griff ihn an der Hand, und führte ihn ins Waisenhaus, wo jetzt schon achtzig Kinder versorgt waren. Die Reinlichkeit und gute Einrichtung machte ihn ganz entzückt, besonders auch als er sahe, wie die Kinder um ihre große Mutter sich versammelten und sie ihnen liebkosete; Florentin konnte nicht anders, als weinen. So besah er alles nach einander, und endlich auch das Schloß.

Als er mit seinem Sehen und Bewundern fertig war, führte sie ihn wieder auf die Zimmer. Nun wie gefällt dir alles? fing sie an. Er antwortete: das geht über allen Begriff, das ist erstaunlich! Aber, aber! mein Kind! wie geht das zu, woher ist der überschwengliche Aufwand gekommen? Du hast doch wohl keine Schulden gemacht? Bedenke, wovon wir sonst leben wollen!

Aufwand! versetzte sie: Schulden! — das wär ja ganz abscheulich! (sie holte die Bücher) siehe hier, mein Liebster!

hier ist die Einnahme und dort die Ausgabe. — Die Mühle war vorhin verpachtet, der Graf bekam nur Pacht, ich aber treibe sie selbst, und noch dazu mit doppeltem Nutzen, indem ich zugleich meine eigene Frucht mahle, Brod daraus backe, Bier braue, Branntwein brenne, und das alles auf meine Rechnung, doch aber auch mit solchen Klauseln verbunden, daß mich meine Leute nicht betrügen können, weil ihr Nutzen immer mit dem meinigen verbunden ist, und sie sich also selbst zugleich betrügen würden.

Was das Waisenhaus betraf, da erzählte sie ihm nun die ganze Geschichte der Charlotte Hallenbornin, und wie sie zu ihrem jetzigen Stande gekommen sey.

Florentin erstaunte über alles, was er sahe und hörte, und er wußte nicht, was er ihr all für Liebkosungen erzeigen sollte. Du bist ein vortreffliches Weib! sagte er: wenn deine Geschichte beschrieben würde, so würde der Schriftsteller Lügen beschuldigt werden, weil Jeder sagen müßte, er habe die Sache übertrieben, und doch seh ichs mit meinen eigenen Augen; ja, wenn du Lebenslang dabei aufgewachsen wärest, wenn du noch jemalen von deinem großen Genie etwas hättest blicken lassen, so wunderte ich mich nicht; doch es ist, Gott Lob und Dank! alles wahr, und ich täusche mich nicht.

Vergnügter sind wohl nie ein Paar junge Eheleute gewesen, als es Florentin und Rosine diesen Abend waren. Da saßen sie nun auf ihrem väterlichen Erbe gleich im Anfange ihres Ehestandes im vollen Segen, sie saßen auf ihrem Eigenthume, und das ist süß für den rechtschaffenen Mann, wenn er sich lange bei fremden Leuten versucht hat.

Die Frau von Fahlendorn bewirthete diesen Abend ihren Gemahl mit ländlicher Speise und mit ihrem vortrefflichen Bier, und er versicherte, daß es ihm noch niemals in seinem Leben so gut geschmeckt habe.

Rosine hatte nun auch Florentin von dem morgenden Feste unterrichtet, er war ganz über die Erfindung und Einrichtung entzückt.

Sie standen des Morgens früh auf, es war ein schöner

Oktobertag, der gleichsam zu diesem Feste schien geschaffen zu seyn. Rosine kleidete sich in schneeweiße Kanefas mit rosenrothen Bändern geziert, auf dem Kopfe hatte sie einen weißen rundum abgeschlagenen Hut mit einem Bande von eben der Farbe, und weißen Federbusch, auch hatte sie rothe Schuhe an. Vor die Brust steckte sie einen Blumenstrauß von wilden Herbstblumen.

Für ihren Florentin hatte sie ebenfalls von Kanefas ein kurz Kamisölchen und Hosen machen lassen, dazu zog er weiße seidene Strümpfe an, und nun gürtete sie ihm eine Schürze vom feinsten weißen Leinen um; er setzte eben einen solchen Hut mit einem weißen Federbusch und rothem Band auf, wie seine Rosine.

Nun wurde alles in Ordnung gebracht. Um sieben Uhr erschienen die Kutschen, alsofort erschallten auf dem gegenüber stehenden Hügel hinter dem Schlosse im Walde Waldhörner, Zinken und Klarinetten; jetzt hielten die Kutschen still, um die Musik zu hören; nun zog ein herrlicher Zug Waisenkinder, vierzig Paar, alle in aschgrauer Uniform und sehr zierlich gekleidet, die Straße herauf; alle diese Kleider bestanden aus ihrer eigenen Arbeit, alles war zu Fahlendorn gesponnen und gewebt worden. Vor ihnen her gingen wiederum Musikanten, mit Violinen und Hautboien; unter diese Musik sangen die Kinder Arien so rührend, daß einem das Herz zerschmelzen mußte, hinter denselben kam nun auch Herr Maaßheim mit seiner Liebsten, beide bürgerlich und schwarz gekleidet; wenn die Kinder eine Strophe gesungen hatten, so tönte die Musik jenseit im Walde wieder, und wenn eine schwieg, dann erschallte die andere.

Hier stiegen die Herrschaften alle aus, die Morgenstrahlen der Sonne stiegen den Berg herab, auf das aus dem Ruin aufsteigende Schloß fielen die ersten Sonnenblicke, Alles war voller Leben, und die Musik mit dem Gesange versorgter Waisen verpaart; alles Das machte den tiefsten Eindruck auf die Ankommenden! Fink konnte für Empfindung nicht bleiben; er machte Sprünge, gab bald Einem Kinde, bald

dem Andern einen Kuß. Diese rangirten sich nun den Herrschaften auf beiden Seiten; Maaßheim und seine Gattin empfingen und bewillkommten sämmtliche Herrschaften Namens des Waisenhauses, und baten, ihnen zu folgen, wo sie sie hinführen würden.

Sie gingen also mitten im Kreise der Kinder durch Fahlendorn durch, lenkten sich nun linksum unter dem Schlosse weg, die Musik dauerte noch immer fort; so wie sie um den Hügel aufwärts stiegen, erblickten sie nordwärts einen schönen grünen Rasen, um welchen in der Runde ein Wald in die Höhe stieg. Auf diesem Platz war ein großes Zelt lang und viereckigt aufgeschlagen, rund um dasselbe her waren noch verschiedene andere kleinere aufgerichtet. Hin und wieder stieg ein Rauch aus diesen Zelten in die Höhe. Alle diese Zelte waren von weißem Leinen und hatten oben rosenrothe seidene Fahnen; alles war im feinsten und doch einfachen und ungekünstelten Geschmacke eingerichtet, und was das Vornehmste war, Rosine war viel zu ökonomisch gesinnt, als daß sie einen solchen Aufwand für nichts und wieder nichts hätte machen sollen. Alle Tücher, welche gebraucht wurden, waren aus dem Waisenhause, und alles war so eingerichtet, daß es, ohne etwas zerschnitten zu haben, wieder konnte gebraucht werden.

Aus diesem Zeltendorf trat nun Florentin mit seiner Rosine hervor, und mit ihnen fast ihr ganzes Geburtsdorf. Rosine hatte Florentins Pflegeeltern, ihre Eltern und alle Nachbarn mit ihren Kindern eingeladen; die Alten waren aber, außer Lorenz und seiner Frau, und Niklasen und seiner Frau, nicht gekommen; aber alle Schulkameraden Florentins sowohl als Rosinens, Jünglinge und Mädchen, waren in ihren besten Kleidern da; alle lachten für Freude.

Von diesem ländlichen Aufzuge, das neue Ehepaar vorn an der Spitze, wurde nun die Herrschaft von Florentin empfangen und bewillkommt. „Gnädigste Herren! gnädigste Frauen! sprach er: Herren und Freunde! Ich und meine Rosine erinnern uns an diesem unserm festlichen Tage unserer

ehemaligen Jugendjahre, wo wir in unschuldiger Freude mit diesen unsern Gespielen und Gespielinnen manche frohe Stunde verlebten. Euer Excellenzen, Gnaden, Herren und Freunde sämmtlich, haben uns Beide aus dem Staube erhoben und uns unzählbare Wohlthaten erwiesen. Ich war ein Bettelknabe, und besitze durch Dero Güte mein väterlich Erbe wieder, besitze eine Gattin, die meine Seele liebt, und die mir Wonne macht. Diesen Tag der Freude geruhen Sie sämmtlich mit mir zu feiern und an unsern ländlichen Lustbarkeiten Theil zu nehmen. Anjetzo vermögen wir noch keine stärkeren Beweise unsers gerührtesten Danks, aber unser ganzes Leben ist nächst Gott Ihnen sämmtlich gewidmet!"

Alle dankten ihm mit gerührter Seele und versicherten, daß Ihnen dieses Fest ganz unerwartet seye und die höchste Freude verursache. Kein einziger von Allen war auch ausgeblieben. Graf Günther und seine Gemahlin, Graf Wilhelm und seine Gemahlin, der Herr von Beulenburg und seine Gemahlin, Karl von Beulenburg und die Gräfin Eleonore von Eichenborn, Günthers älteste Tochter, welche Karl von Beulenburg hernach geheirathet hat, Herr Stahlmann, Herr Rheinwald und Herr Heilmann, Alle waren gekommen!

Nachdem Florentin obige Rede geendiget hatte, sagte Graf Günther: Jetzt wollen wir heute einmal recht vertraulich zusammen seyn und uns lustig machen.

Florentin und Rosine führten nun die Herrschaften alle in das große Zelt, wo ein Tisch mit Chokolade, Kaffee, Thee, warmen gewürzten Bier, gekochter und mit weiß Brod gebrockter Milch, Rahmsuppen und dergleichen häufig besetzt war. Florentin und Rosine standen nun in ihren Schürzen, und dienten selbst; Rosine hatte, nach Bauern-Manier, ihre schneeweiße Arme bis über die Ellenbogen entblößt, und ihre Grübchen in Backen und Kinn vergingen vor lauter Heiterkeit diesen Tag nicht Einmal.

Die junge Gräfin Wilhelmine und die jungen Herren bedauerten, daß sie nicht auch bäurisch gekleidet waren, sie hätten sonst auch mit Freuden aufgewartet.

Nachdem nun die Herrschaften gefrühstückt hatten, so wurden die Dorfleute Alle herein gerufen. Diesen hatte Rosine gesagt, daß sie nur nicht blöde und schüchtern, sondern recht lustig, nur mit Anstand, seyn sollten, weil die Herrschaft Ihre Freude daran hätte. Das ließen sich die Leute nun nicht zweimal sagen; schnippisch und schalkhaft schlüpfte jeder Jüngling mit seiner Doris hinein, und unter den lustigsten Einfällen schmauseten sie zusammen, so daß die Herrschaften bis zum Bauchweh lachten. Florentin wartete den jungen Leuten auf; aber an einem Ende des Tisches saßen Lorenz und Niklas, Martha und Klara ruhig, und Rosine wartete ihnen auf. Klara konnte sich nicht satt an ihrer Tochter sehen; fast immer weinte sie. Graf Günther sah das; er trat zu ihr und fragte: was weint ihr, gute Frau? Ach Gott! antwortete sie: ich weiß nicht, wie ichs Gott verdanken soll, daß Er mir ein solches Kind gegeben hat! Da habt ihr wohl recht: sagte der Graf: ein solches Glück haben wenige Fürsten. Rosine schlug die Augen nieder, und man sah's ihr an, daß sich ihr Herz tief vor Gott demüthigte.

Als das Frühstück vorbei war, kam Fink zu Lorenz. He! Bruder! fing er an: jetzt müßte man nun auch einmal Eins rauchen; — hast d' auch deine Pfeife bei dir? Wie?

„Hab sie bei mir! (er zog sie heraus) Haben Sie denn auch die Ihrige?“

Potz Blut! sollt ich nicht! (er zog sie ebenfalls heraus.) Sie stopften, gingen zusammen den Rasen umher spazieren, und rauchten, daß der Dampf himmelan stieg. Als sie mit den Pfeifen weggingen, rief ihnen Rosine nach: Ja rauchen Sie nun, gleich wird ein Fall kommen, wo ein wenig Begeisterung des guten Herzens nöthig seyn mag. Beide guckten sie an.

Ueber eine kleine Weile kam Rosine mit einem schönen nettgekleideten Mädchen, und Florentin ebenfalls mit einem nettgekleideten braven Jüngling. Ein jeder schaute auf, was da werden sollte: Alle liefen zusammen. Hier! fing Rosine an: sind zwei Waisenkinder, die kein Vermögen

haben, sich aber lieben. Dort unten habe ich ihnen ein hübsches Gütchen angewiesen, auf dem sie sich nähren können; ich werde ihnen auch Vorschuß thun, daß sie sich aufhelfen können. Hier, Herr Superintendent Stahlmann! ist ein Losschein von beiden, vom Pastor Loci. Ich bitte also, in jenes Zelt mit ihnen zu treten, und sie zu kopuliren.

Alles klatschte in die Hände. Fink trat herbei, griff die Braut an der Hand. Bruder Lorenz! rief er: du den Bräutigam! Lorenz kam, und führte ihn. Nun ging der Zug zu einem kleinen Zeltchen; mitten in demselben stund ein weißbedeckter Tisch, an diesem kopulirte sie Stahlmann. Nun wünschte den jungen Leuten ein jeder Glück, und Rosine nahm einen Beutel, fing am Grafen an und sagte: Gnädigster Herr! ein Almosen für die Neuverlobten. Der Graf warf willig einige Goldstücke hinein; das that ein Jeder, und als man endlich nachzählte, so waren über fünfhundert Gulden darinnen; Lorenz warf auch ein Stück Geld hinein, ging aber noch besonders zu dem Bräutigam: Hör du! komm der Tage einen, ich schenke dir eine schöne, trächtige, junge Kuh zum Anfange. Und ich, sagte Niklas: einen schönen Ochsen zum Pflügen. Wie vergnügt das arme junge Paar war, das läßt sich leicht denken.

So wie den Morgen war gefrühstückt worden, so wurde auch des Mittags gespeist. In der Zwischenzeit machten die Bauern allerhand Tänze und Spiele; auch hatten die Waisenkinder heute Festtag; Rosine gab ihnen Allen eine Mahlzeit. — Nach Tisch besahen die Herrschaften alle Anstalten. Sie bewunderten Alles, und gewonnen Rosinen so lieb, wie eine Schwester. Alle schwuren sich eine ewige brüderliche Freundschaft. In dieses Bruderband waren Florentin und Rosine mit eingeschlossen; und nun schieden sie von einander; Fink ging mit nach Beulenburg, die gräfliche Familie, wozu nun auch Philippine gehörte, ging nach Eichenborn. Florentin und Rosine aber blieben noch einige Tage zu Fahlendorn, um sich in der Einsamkeit zu erquicken. Darauf zogen sie auch nach Eichen-

born, allwo ihnen der Graf eine schöne Wohnung im Schlosse anwies, wo sie mit einem Bedienten, einer Kammerjungfer und einer Magd ihre Haushaltung anfingen. Philippinens und Rosinens vereinigte Herzen wurden also auf Lebenslang nicht getrennet.

Nun trat auch Florentin von Fahlendorn sein Amt an. Er war das der ganzen Grafschaft vollkommen, was seine Gemahlin dem Fahlendorner Gut war. Greise und Kinder jauchzten, wo er vorbeiging; jeder Schritt war Segen fürs Land, und Graf Günther liebte ihn wie seinen Bruder. Noch einen Band würde ich schreiben müssen, wenn ich alles erzählen wollte, was der Herr von Fahlendorn seinem Vaterlande für Wohlthaten erwiesen hat. Ich mag den eigentlichen Namen des großen Greisen nicht nennen, damit ich ihn nicht schamroth mache.

Um diese Zeit, nachdem Florentins Hochzeit vorüber war, kamen Briefe aus Amerika, in welchen Muzelius schrieb, daß der alte Pracht gestorben und daß nach seinem Tode Solyma ganz in Unordnung gerathen sey, weil sich seine Söhne nicht mehr vertragen konnten. Diese verborgene Kolonie sey nunmehr öffentlich bekannt worden; eine große Parthie habe sich nach Pilgersheim gezogen, der andere Theil stehe aber noch unter dem Sohn des alten Prachts, doch unter der Regierung zu Surinam. Hallenborn sey im Gefängniß gestorben, Molkenblick aber so verbessert worden, daß er jetzt ein sehr rechtschaffener Mann sey, in Pilgersheim geheirathet habe, und bei dem Comtoir in Dienst stehe.

Rosine von Fahlendorn setzt die Verwaltung ihres Guts eifrig fort. Das war ihr Geschäfte: sie fuhr wöchentlich einmal, oder auch wohl zweimal dahin, und wenn ihr Gemahl Zeit hatte, so fuhr er mit.

Herr Rheinwald wollte sich von seinen Freunden nicht trennen, ob ihm gleich die ansehnlichsten Beförderungen angeboten wurden; er verlangte nur Amtmann zu Beulenburg zu werden, und das gewährte ihm Beulenburg mit größter Freude. —

Nun schließe ich dieses Werk, welches blos in einzelnen Stunden ausgearbeitet worden; daher ich auch meine Leser um Nachsicht bitten muß. Es enthält ein Muster, wie die allerhöchste Vorsicht die Menschen zu ihrer wichtigen Bestimmung zu leiten pflegt.

Jüngling! Mädchen! der du dieses liesest, wirf dein Anliegen auf Gott, bete ihn an, sey reines Herzens, und führe ein wohlthätiges Leben, so wirst du gewiß in deinem Theil, mehr oder weniger, Florentin oder Rosine werden. —

Die Geschichte

des

Herrn von Morgenthau.

Erster Theil.

Die Geschichte

des

Herrn von Morgenthau.

In den unbewohntesten Gegenden des Herzogthums Hochbergen, gegen das Gebirge zu, ist ein angenehmes Thal, welches sich von Morgen gegen Abend auf zwei Stunden in die Länge, von Mittag gegen Mitternacht aber auf eine halbe Stunde in die Breite erstreckt. Die Mittagsseite ist steil und waldigt; die Mitternachtseite aber erhebt sich allmälig mit vielen buschigten Hügeln, bis sie endlich ein ziemlich hohes Gebirge ausmacht. Vom Morgen her rinnen eine Menge klarer Bäche aus unzugänglichen Klippen und Bergen herunter, die sich oben vereinigen und einen kleinen Fluß formiren, welcher still und majestätisch durchs Thal hinfließt, endlich aber zwischen steilen Bergen herabrauscht und zu seinem Ziele forteilt.

Dieses Thal war ziemlich einsam, indem nur hier und da Jemand wohnte, ehe der Herr von Morgenthau seinen Sitz daselbst aufrichtete; man sah nichts als wilde ungekünstelte Natur; da war eine immerwährende Stille, ausgenommen, wann Vögel und andere Thiere, ein jedes nach seiner Art, mit ihren Tönen das Murmeln des Baches belebten.

Ungefähr in der Mitte des Thals erstreckt sich einer von den Hügeln der Mitternachtseite bis an den Fluß, so daß er gleichsam eine Zunge ausmacht. Vorn auf die Spitze desselben baute der Herr von Morgenthau nach der neuesten Bauart einen prächtigen Pallast, der zur Sicherheit mit ei-

nem Wall, Mauer, Zugbrücke und Pforte versehen war. Die Aussicht ist hier herrlich und ziemlich romantisch.

Etwa zwei Stunden mitternachtwärts im Gebirge liegt Korndorf, woselbst eine reformirte Kirche steht, zu welcher die ganze Gegend eingepfarrt ist. Der Prediger daselbst, Herr Steilmann, war alt, und nicht mehr im Stande, durch sein Kirchspiel herumzureisen; deßwegen ließ er sich seinen Sohn, der Candidat war, adjungiren, welches auch gar keinen Widerspruch fand, indem der alte Prediger sehr beliebt war und ein gutes Gerücht hatte.

Der Herr von Morgenthau war allen Menschen der ganzen Gegend ein Räthsel; er hatte sich erst vor ein paar Jahren daselbst sehen lassen und ein Schloß gebaut; im Uebrigen aber Niemand etwas von seiner Geschichte gesagt. Die Rede ging von ihm, er sey aus England herüber gekommen, und sein Zweck sey: eine Pflanzstadt in dem Thal anzulegen. Er hatte sich einige Meilen von da in einer Stadt mit einem Paar alten Bedienten aufgehalten, bis er nun vor vier Wochen auf seinem neuen Schlosse, Morgenthau genannt, so zu sagen, seinen Einzug gehalten, und eine ziemlich starke Hofhaltung eingerichtet hatte. Alsofort schickte er auch seinen Hofmeister nach Korndorf, und ließ sich mit den Seinigen in dasiges Register der reformirten Gemeinde einschreiben.

Die Bedienten und andere Hausleute dieses Herrn besuchten auch die Korndorfer Kirche fleißig, nur er selbst war in den ersten vier Sonntagen noch nicht daselbst erschienen. Deßwegen rief einsmals der alte Herr Steilmann seinen Sohn, den Candidaten, zu sich und sagte: „Geh doch einmal hin, Thimotheus! nach dem Herrn, der da im Bergthal wohnt, ich möchte doch gern wissen, was der Mann glaubt. Die vornehmen Leute haben heut zu Tag wunderliche Meynungen; Gott weiß, wie einem rechtschaffenen Prediger dabei zu Muth ist! Ja recht sagt der Apostel: daß in den letzten Tagen gräuliche Zeiten kommen werden; sie fangen schon an, mein Sohn! Wir haben Wachsamkeit und Gebet nöthig, und überall vorsichtig genug zu seyn! Geh hin und sag ihm:

Der alte Steilmann, dein Vater, lasse ihm seine unterthänige Empfehlung und Gruß vermelden, und ihm zu seiner neuen Wohnung Glück wünschen. Dabei versichere ihn: daß ich beständig zu Gott für ihn beten werde, so lange mein Herz schlägt, damit sein Wandel unter uns selige Frucht bringen möge, sowohl für ihn selber, als auch für Alle, die mit ihm handeln und wandeln."

Des andern Morgens begab sich der junge Steilmann früh auf den Weg, und kam gegen neun Uhr zu Morgenthau an. Er zog die Schelle an der Pforte, und bald darauf kam ein Bedienter, der ihm aufmachte; er wurde die Treppe hinauf in ein schönes Zimmer gewiesen, und bei dem Herrn angemeldet. Kurz hernach kam ein langer, ernsthafter und ansehnlicher Mann, in einem feinen zitzenen Schlafrock, einer gepuderten Beutelperücke, weißen baumwollenen Strümpfen und rothen Pantoffeln, zum Vorschein. Sein Angesicht war länglich, aber völlig, seine Augen groß und lebhaft, seine Stirne hoch gewölbt, seine Nase etwas erhoben und wohl gebildet; die obere Lippe war etwas eingezogen, die untere aber dick und zierlich gerundet; sein Ansehen war ruhig und ernst, und seine Miene schien bedachtsam, aber unternehmend zu seyn. Steilmann wurde von Ehrfurcht durchdrungen. Der Herr von Morgenthau setzte sich auf ein Kanapee, und ließ den Candidaten ein paar Schritte von sich, gegen ihm über, sitzen.

Nach einer kurzen Pause fing Steilmann an, seine Bestellung abzulegen. Sobald er ausgeredet hatte, befahl ihm Morgenthau, näher zu sitzen, und antwortete:

„Ihr Herr Vater wünscht mir viel Gutes: ich danke ihm und Ihnen von Herzen; über das zweifle ich nicht, Gott wird seinen Wunsch erhören. Haben Sie Ihre Mutter noch, und haben Sie Geschwister?"

Ja, gnädiger Herr! ich habe meine Mutter noch, und auch noch eine Schwester: Sie empfehlen sich auch Ihro Gnaden unterthänig.

„Ich danke Ihnen, mein lieber Herr! Sie sind doch Candidat?"

Ja, und meinem Vater adjungirt.

„Wohl, aber leben Sie auch vergnügt zusammen?"

O ja, gnädiger Herr! wir lieben uns Alle herzlich, wir werden durchgehends geliebt, und haben nicht allein unser reichliches Auskommen, sondern auch noch etwas übrig für den dürftigen Nebenmenschen.

„Das ist irdische Seligkeit, ein Vorgeschmack des Himmels. Aber was deucht Ihnen, Herr Candidat! ist noch wohl ein Zustand in dieser Welt glücklicher als dieser?"

Blos dieser ist nicht glücklich, wenn das wahre Christenthum dabei fehlt; das macht nur allein glücklich.

Morgenthau lächelte, und versetzte: „Sagen Sie das aus Achtung für Ihr Amt, oder aus wahrer Ueberzeugung?"

Wenn ich nicht von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt gewesen wäre, so hätte ich nie Theologie studirt; denn mir stand frei, zu wählen.

Morgenthau dräute ernst mit dem Finger und erwiederte: „Herr Candidat! die Ueberzeugung durch die Erfahrung ist gleich einem ächten Diamant; die Ueberzeugung durch Meynungen aber ein wohl polirtes Eis, das bei der kleinsten Wärme in Wasser zerfließt."

Hier schwieg der junge Steilmann; er dachte nach, und wunderte sich; er hätte noch gern weiter geforscht, was Morgenthau wohl von der Bibel halten möchte; allein das Ansehen und die gewichtvolle Sprache dieses Herrn hatte ihm einen solchen Schrecken eingejagt, daß er nicht weiter fragen konnte. Morgenthau redete nun nicht weiter: daher empfahl sich der Candidat, und ging wieder fort.

Sobald er allein war, überlegte er alles, was er gesehen und gehört hatte. Das hohe Ansehen des Herrn von Morgenthau, das kurze Gespräch, seine zurückhaltende Denkungsart, und wiederum die bedenkliche Rede, alles wurde in seiner Seele beleuchtet, geprüft, gewogen, und endlich in das vortheilhafteste Licht gesetzt; obgleich der gute Steilmann wohl einsah, daß er seinem Vater, in Absicht auf das Christenthum, noch keine genügende Antwort mitbringen würde.

In diesen Gedanken vertieft, und mit Wohlgefallen über

den Herrn von Morgenthau angefüllt, war er eine starke halbe Stunde vom Schloß in einem Gebüsche angekommen, als er einen Steinwurf vor sich hin ein paar Manns- und Weibspersonen sahe, welche heftig gegen einander keiften und zankten. Er kam näher, und siehe! eine todte Bettelfrau lag zwischen ihnen, bei ihr saßen zwei fast nackte Kinder, welche erbärmlich weinten.

Nun kam der Candidat zu ihnen. Da er nun ihr zukünftiger Prediger werden sollte, so wurden sie stiller; die Bauern nahmen ihre Mützen ab. Er trat zu der todten Frau, besah sie hin und her, ohne sich zu erinnern, daß er sie je gesehen habe; er faßte die beiden Kinder an der Hand, bückte sich zu ihnen, trocknete sie mit seinem Schnupftuch ab, und tröstete sie freundlich. Die Thränen floßen ihm die Wangen herunter. Die Weiber fingen an, menschlich zu werden, und zu weinen; auch die beiden Bauern drehten sich um, gingen Einer nach dem Andern da herum, und kauten ein Stücklein Holz, oder pflückten Blätter ab.

Nachdem sich nun Steilmann wieder erholt hatte, fragte er die Bauern, warum sie so gezankt hätten? Peter erzählte: daß Nachbar Jacob hätte behaupten wollen, die todte Frau läge auf Peters Grund, und das sey doch ewig nicht wahr; nun wären sie eben im Begriffe gewesen, die Gränze zu untersuchen. Der Kandidat fragte: wozu sollte das denn dienen? Ja, versetzte Peter: der, auf dessen Boden sie liegt, muß sie aus seinem Hause begraben lassen. Steilmann verwunderte sich und sagte: „Ihr seyd unerträglich harte Menschen! Gott wird auch hart gegen euch seyn: Ist diese Frau nicht eure Schwester? Ihr seyd nicht werth, beweint zu werden, wenn ihr sterbet!

Nun gab er den Weibern ein Stück Geld, und ersuchte sie, bei der Leiche und den Kindern zu bleiben, bis er wieder kommen werde. Indessen berathschlagte er sich mit sich selber: Jetzt hättest du Gelegenheit, den Herrn von Morgenthau auf die Probe zu setzen, dachte er, allein die Furcht, ihn zu beleidigen, machte ihn wieder wankend. Doch, schloß

er, wer noch nach dem Tode an seinem Nebenmenschen Liebespflichten ausübt, der muß doch wohl ein Christ seyn.

Die Gründe, woraus Steilmann diesen Schluß herleitete, fallen mir nicht auf: ich weiß nicht, wie er dazu kam. Genug, er glaubte das nun so. Doch die Hoffnung, den Mann zu entdecken, machte ihn dreist. Er lief wieder zurück nach dem Schloß, ließ sich anmelden, und kam noch vor, ehe der Herr an die Tafel ging. Was ist die Ursache, fragte dieser, daß Sie wieder kommen? Steilmann erzählte ihm den Vorfall umständlich. Alsofort befahl Morgenthau, vier Pferde zu satteln, zog ein graues Reitkleid an, und nahm zwei Reitknechte mit sich; auf das vierte Pferd mußte der Kandidat sitzen. Dieser ritt vor, dann der Herr, und hernach die zwei Knechte. Die Wärme und Theilnahme, womit Steilmann von diesem Vorfall sprach, setzte ihn tief in die Gunst des Herrn von Morgenthau, ob er ihn schon nichts davon gewahr werden ließ.

Endlich erzählte auch der Kandidat die Geschichte mit den zwei Bauern und ihren Zank; aber in einem solchen Ton, der dahin abzielte, das Lächerliche darinnen zu zeigen, und also ziemlich spöttisch. Hierauf antwortete Morgenthau gar nichts; seufzte auch nicht, gerade als wenn nichts wäre gesprochen worden. Steilmann war betroffen: er fühlte, daß er's versehen hatte. Um nun alles wieder gut zu machen, so fing er an, ernsthaft vom Verderben der Menschen zu reden. Da aber auch dieses ohne Wirkung war, so saß er vollends im Feuer und schwieg ganz stille.

Nach einer kleinen Weile fing der Herr von Morgenthau an zu erzählen, und sagte: „Es war ein reicher Mann, der hatte viele Söhne und Töchter; diese Kinder gewöhnten sich, beständig unter einander zu zanken und sich bei dem Vater zu verklagen. Der Vater sah das mit Leidwesen. An einem Neujahrstag früh, als sie ihm alle, der Reihe nach, Glück wünschten, ließ er sie vor sich kommen, und sprach zu ihnen: Kinder! ich habe lange mit Betrübniß gesehen, daß ihr euch nicht lieb habt; ich befehle euch aber heut ernstlich an: wofern ihr euch dieses Jahr nicht

liebreich unter einander begegnet, so werde ich heute übers Jahr alle Diejenigen unter euch, die mit Worten oder Werken die Liebe verletzt haben, wegjagen, und nimmermehr wieder für meine Kinder annehmen.“

Nun trug es sich aber zu, daß Eins von den Kindern gefährlich fiel, so daß es ohnmächtig wurde. Zwei Brüder kamen herzu und zankten sich, wer unter Beiden den Ohnmächtigen ins Haus tragen sollte? Der Dritte bestrafte sie über diese Lieblosigkeit; ging aber indessen hin und lachte über die Brüder und spottete über sie. Was meynen Sie, was wird der Vater den folgenden Neujahrstag gethan haben?“

Der Kandidat erwiederte mit zerknirschtem Herzen: Er wird alle Drei verstoßen haben, wenn sie nicht Abbitte gethan, Besserung versprochen und gehalten haben. Morgenthau antwortete: So gehe hin, und thue desgleichen! Steilmann entsetzte sich, bekannte seinen Fehler, und bat um Vergebung; bei sich selbsten aber dachte er: der Mann ist entsetzlich streng, und gewiß ein Christ!!!

Man kam indessen zur Leiche hin. Die zwei Kinder waren still und saßen den Weibern auf dem Schooß.

Nun stiegen die Reitenden ab, und banden die Pferde an das Gesträuche. Morgenthau betrachtete die Frau genau: unter den Zügen des Todes und des Kummers schimmerten noch immer Ruinen der Artigkeit und einer gefälligen Sittsamkeit hervor. Er seufzte tief, wendete sich zu Steilmann und sagte: was würden Sie thun, wenn Sie Morgenthau wären? Der Kandidat antwortete mit glänzenden Augen: „Ich würde sie in schönes Nesseltuch einkleiden, in einen Nußbaum-Sarg legen, und am Abend im Mondschein nach Korndorf auf den Kirchhof tragen lassen — ich würde in Trauerkleidern hinter der Leiche hergehen und an jeder Hand eins ihrer Kinder führen. Dort sollte mir der junge Steilmann eine Rede am Grabe halten, vom Weizenkorn, wie es faulen, aufkeimen, Blüthe und Früchte tragen muß. Dann gingen wir zusammen in den Schatten der Weiden am Bach, und feierten eine stille Stunde.“ Mit einem Engelblick drückte Morgenthau dem Kandidaten

die Hand und sagte: Sie sind ein schöner Mensch, und werth, es ganz zu seyn. Darauf gab er einer Frau Geld, hinzugehen, einen Fuhrmann mit Stroh und weißen Tüchern zu bestellen.

Während der Zeit, daß man den Fuhrmann erwartete, nahm Morgenthau die beiden Kinder an der Hand, setzte sich mit Steilmann auf den Rasen und ließ sie neben sich sitzen. Es waren zwei Knaben; einer von ungefähr sechs, der andere aber von vier Jahren. Er fragte den Aeltesten: wie heißest du?

„Ich heiße Reymund von Haberklee, und mein Bruder heißt: Walther von Haberklee."

Mit feurigem Blick fragte Morgenthau: wie heißt dein Vater?

„Mein Papa heißt auch Reymund von Haberklee. Mein Papa ist weit fort im Krieg; mein Großpapa hat ihn fortgejagt."

„Gott! rief Steilmann, davon habe ich gehört! Ist diese Frau denn deine Mama?"

„Ja, das ist meine Mama. Ach Gott, Mama ist todt! Ich habe nun keine Mama mehr: sie ist bei Gott im Himmel; wenn ich fromm bin, so werde ich auch hinkommen."

Ich auch, sagte Walther.

Morgenthau und Steilmann waren bis zu Thränen gerührt. Letzterer fragte ferner: warum hat denn dein Großpapa deinen Papa weggejagt?

„Großpapa hatte die Mama nicht lieb: Papa aber doch."

Ja, sagte Walther, Großpapa ist ein böser Mann; ich mag ihn nicht leiden.

„Das mußt du nicht sagen, Walther! das will Mama nicht haben."

Mama hört nicht. Guck! sie schläft! Großpapa ist ein garstiger Mann!

„Schweig, Walther! Mama ist todt. Du kommst sonst in die Hölle."

Kinder, seyd ihr hungrig? fragte Morgenthau?

Ja, recht sehr hungrig! antworteten beide Knaben.

Steilmann wurde unruhig und fühlte in beide Taschen.

Morgenthau lächelte ihn an, und gab der Frau, die noch da war, Geld, ein paar Butterbrod zu holen.

Der Kandidat fing nun an zu erzählen, was er von der Geschichte wußte: allein da er sah, daß Morgenthau gar nicht darauf merkte, sondern gleichsam in Gedanken vertieft war, so hörte er bald auf, und legte sich gleichfalls aufs Denken.

Endlich kam der Fuhrmann an. Die todte Frau wurde aufgeladen, und die Kinder zu ihr. Reymund kroch ihr unter dem Arm her, und legte seinen Kopf auf ihre Brust. Nicht doch! rief Walther, Mama ist krank! Nein versetzte Reymund: Mama ist todt! ihr Leben ist fort; ihr Leben ist im Himmel, bei Gott im Himmel! Nun legte sich Walther auf der andern Seite, auch unter dem Arm her, auf die Brust seiner Mutter. Morgenthau wischte sich die Augen und kehrte sich von diesem Trauerspiel ab; Steilmann desgleichen. Die Frau kam mit dem Butterbrod und gab es den Knaben: sie aßen es auf der Brust ihrer Mutter.

Nun wollte der Kandidat sich beurlauben und nach Hause gehen; der Herr von Morgenthau aber ersuchte ihn, das Pferd mitzunehmen und morgen früh wieder zu kommen. Nach einigen Entschuldigungen, worauf sich Morgenthau aber weder bückte noch antwortete, sondern nur auf sein Pferd stieg, fortritt und sagte: bis morgen, Herr Kandidat! klomm Steilmann auch hinauf und trabte fort.

Wenn ein Mensch je in Gedanken geritten hat, so that es jetzt der Kandidat Steilmann.

Sein Herz war weich und gerührt, folglich geschickt, alle, auch die geringsten Vorstellungen, zu empfinden. Liebe und Hochachtung verklärten alle Stellungen des Herrn von Morgenthau. Er sah ihn im Kanapee sitzen, er sah ihn gehen und stehen, reiten, sprechen und handeln; Alles war ihm neu. Solch einen würdigen Menschen habe ich noch nie gesehen, dacht' er! möcht' er dich nur auch recht lieb haben! Nun ließ er auch seine eigene Handlungen, sein ganzes Betragen durch die Musterung gehen. Es gab ihm allemal einen Stich ins Herz, wenn ihm einfiel, wo er gefehlt hatte;

und dann nahm er sich fest vor, nie wieder solche Uebereilungen zu begehen.

In diesen Gedanken kam er, ohne es selbst wahrzunehmen, nach Korndorf, er besann sich, und ritt vor das Pfarrhaus; band sein Pferd an und ging in die Stube.

Der alte Pastor saß im Armsessel, der mit braunem Leder überzogen und mit Kuhhaaren ausgefüllt war. Er hatte eisgraue Haare, ein schwarzes, sammtnes Barretchen auf dem Kopf, und einen Schlafrock von braunem Damast an. Er stopfte sich just seine pechschwarz gerauchte, lange Pfeife.

Bist du wieder da, Thimotheus! sagte er: Nun, zieh geschwind deinen Schlafrock an, und setze dich her; du kannst deinen Thee trinken und eine Pfeife dabei rauchen.

Der Kandidat that's, und kam wieder. Johannette, die Tochter des Predigers, kam mit ihrem Nähzeug und setzte sich auch hin.

Nun erzählte der Kandidat Alles mit den kleinsten Umständen, und mit einer solchen Wärme und Theilnahme, als wenn ihm ein Königreich daran gelegen wäre, den Herrn von Morgenthau recht vortheilhaft zu schildern. Nachdem er seine Erzählung geendiget hatte, klopfte der alte Vater an seinem Pantoffel die Asche aus der Pfeife, und sagte: das ist ein ganz vortrefflicher Mensch!

Der Kandidat erwiederte: Papa, ich halt' auch dafür, daß er ein Christ ist!

„Woraus schließ'st du das?“

Hören Sie, Papa! wer die Gebote Christi hält, der ist ein wahrer Christ, dieß thut der Herr von Morgenthau. Ergo, ist er auch ein wahrer Christ.

„Probetur minor! —“

Das will ich aus meiner Erfahrung thun. Er ist wachsam und bedachtsam in allen seinen Reden! er richtet nicht, damit er nicht wieder gerichtet werde; und endlich, er liebt Gott und seinen Nächsten.

„Deine Erfahrungen sind noch nicht hinlänglich, zu beweisen, daß der Herr von Morgenthau die Gebote Christi hält. Alles, was du da herzählest, sind zwar Gebote Christi:

allein es gibt deren noch mehr, und zwar solche, die den Grund enthalten, woraus solche Werke fließen müssen. Höre, Thimotheus! ich will dich etwas fragen: Thut der Herr von Morgenthau das Alles, um sich die süßeste Wollust, das hohe Vergnügen des Menschenfreundes zu verschaffen, und also aus Eigenliebe; oder thut ers auch zugleich und vornämlich aus Dankbarkeit gegen den, der sich für ihn in den Tod gegeben, und ihn von Fluch und Verdammniß erlöset hat? da antworte drauf!“

Darüber kann ich nun noch nicht urtheilen.

Wohlan! so kann ich den Schluß machen: Morgenthau ist ein vortrefflicher Mensch, hoffentlich auch ein Christ, allein wir wissens doch noch nicht!

Der Kandidat lächelte und versetzte, wir wollen das Beste hoffen; ich will den großen Mann näher beobachten.

Johannette schloß das Gespräch, indem sie hinzufügte: wenn ers noch nicht ist, so wird ers gewiß. Einen solchen auserwählten Mann kann unser Herr Gott auch brauchen, und Er wird ihn eben so gut aufzusuchen wissen, als der König von Preußen die langen, wohlgewachsenen Mannsleute.

Der alte Pastor sowohl als auch der Kandidat mußten über diesen Einfall herzlich lachen! Sie waren dergleichen an dem Mädchen gewohnt, und sie liebten sie über die Maßen.

Thimotheus freute sich indessen von Herzen über diese Bekanntschaft, und wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so hätte er wohl vielleicht ein Auge zugethan, wenn er auch etwas vom Gegentheil an Morgenthau würde bemerkt haben.

Nun überlegten sie zusammen, was morgen etwa in den Weg kommen könnte, und da sie nichts fanden, so bereitete sich der Kandidat wieder auf seinen Besuch; dem Knecht aber empfahl er das Pferd aufs beste.

Die Jungfer Johannette Steilmann folgte ihrem Bruder auf seine Studirstube und fragte:

„Nun, erzähl mir doch einmal, Herzensbruder! hat der Herr von Morgenthau auch Frauenzimmer bei sich?

Ich habe vernommen, daß er noch nicht verheirathet ist; doch habe ich ein betagtes, wohlgekleidetes Frauenzimmer bemerkt, welches die Stelle der Haushälterin vertritt und verschiedene Mägde unter sich hat. Eben so habe ich einen Hofmeister und viele Bediente wahrgenommen.

„Wie alt ist der Herr wohl?“

Etwa dreißig Jahre.

„Ist er schön von Ansehen?“

Wenn ich je einen Menschen gesehen habe, der majestätisch-schön ist, so ist es Morgenthau. Du mußt ihn sehen, Herzensschwester!

„Macht er auch Staat?“

Keinen Flitterstaat: Alles ist solid, nicht glänzend, aber nach dem besten Geschmack: seine Kleidermode ist deutsch und edel.

Also ist er ein Mann nach meinem Herzen. Ich kann die parfümirten Herren mit ausländischen Fräcken nicht leiden. Ein ehrliches deutsches Mädchen sollte sich schämen, mit solchen französirten Herrchen zu tändeln. Als ich noch in Hanau war, da kamen sie oft auf der Promenade angezogen, Einer hatte einen russischen Frack, der Andre einen englischen, der Dritte einen französischen an: der hatte die Haare hoch und rund frisirt; dem Andern standen sie wie Eselsohren in die Höhe; der Dritte roch nach Lavendel, der Vierte nach Rosmarin, der Fünfte nach Moschus — ein ehrlicher Menschengeruch: ein vollständiges Kleid oder ganz Negligee, und dann entweder offene Freundschaft mit Zucht und Ehrbarkeit, oder Liebe ohne Tändelei, wie's sich geziemet, das mag ich leiden. Ich bin wohl nur eine Predigerstochter; aber mir sollte ein Kavalier kommen, der französirt aussähe! — lieber einen deutschen Bauernknaben, der sein Brod verdienen kann!“

Steilmann hemmte diese Oration mit einem Kuß und sagte: Halt! Du Plaudermäulchen! Du thust dir was rechts zu gut auf deinen deutschen Adel.

„Das thue ich und ich habe Recht dazu; ich weiß nicht warum, aber ich fühls, daß es so recht ist.“

Noch einen Kuß, deutsches Mädchen! Gott erhalte dich

dabei! sey nun auch eine Christin, so bist du wahrlich von hohem Adel!

Nun gingen beide wieder herab zu ihren Eltern, und da wurde noch ein Langes und Breites von dem Vorfall mit der armen Frau und ihren Kindern gesprochen. Es wurde dabei empfunden, bedauert, alles kurz und quer beleuchtet und hiemit der Abend beschlossen.

Morgenthau war inzwischen mit seiner Leiche und den Kindern zu Hause angekommen. Er befahl alsofort, dieselbe zu waschen, zu reinigen, sie ehrbar und bürgerlich anzukleiden und hinzulegen; die Kinder aber wurden ebenfalls gereinigt, Schneider und Näherinnen bestellt, um Kleider zu verfertigen.

Des andern Morgens früh meldete sich ein übelgekleideter Mensch an der Pforte, welcher ungestümm begehrte, eingelassen zu werden. Der Thürhüter holte Ordre, wie er sich zu verhalten hätte, und ihm wurde Befehl ertheilt, dem Menschen aufzumachen. Man setzte ihm unten im Vorhaus einen Stuhl und ließ ihn sitzen. Darauf fragte man ihn, was er wolle? Er antwortete aber nicht ein einziges Wort, sondern er saß in stummem Schmerz und sah starr vor sich hin. Der Hofmeister Wiesenthal, ein vierzigjähriger, stiller und frommer Mann, beobachtete ihn genau. Er glaubte, ihn mehr gesehen zu haben; wußte sich aber gar nicht zu erinnern, wo und wann. Er trat zu ihm, faßte ihn an der Hand und fragte ihn ganz gütig, wer er wäre? Der arme Mensch aber antwortete: er müsse den Herrn selber sprechen. Wiesenthal lief die Treppe herauf und meldete das. Der Herr kam herunter, stand vor ihn hin und sah ihn mitleidig an. Der Fremde blickte zu ihm hinauf, erhob sich wie ein Trunkener, sank vor ihm auf die Knie und sprach: Ew. Gnaden sind wie ein Engel Gottes! — Ich bin voll Kummers — dem Tode nahe — ich halt es nicht länger aus — damit sank er ohnmächtig darnieder. Man wusch ihn mit Essig und brachte ihn wieder zurecht. Wer seyd Ihr? fragte Morgenthau. Er erwiederte: ich bin der

unglückliche Mann von der Frau, die Sie gestern hieher gebracht haben.

„So sind Sie Reymund von Haberklee?“

Ja, gnädiger Herr!

„Morgenthau fuhr fort: Hören Sie, mein Herr! fassen Sie sich; seyn Sie muthig, Ihren Kummer zu ertragen! Sie sollen hier bei mir wohnen mit ihren Kindern; ich werde für ihren beständigen Unterhalt sorgen und Sie vor aller Verfolgung schützen. Ihre Gattin soll hier nah bei uns schlafen, Sie können ihr eine Grabstelle suchen, wo Sie wollen; da wollen wir zuweilen hin wallfahrten, und da sollen Sie mir viel Gutes von ihr erzählen. Denken Sie, daß es nicht lange mehr hin ist, so werden Sie sie wieder finden und ewig mit ihr vereinigt seyn. Kommen Sie nur, ich will Sie anständig kleiden!“

Nun nahm er ihn an der Hand, führte ihn die Treppe hinauf und befahl seiner Haushälterin, ihn mit genugsamer Wäsche von seiner eigenen zu versehen; gab ihm auch etliche vollständige Kleider und wies ihm zwei Zimmer an, die schon meublirt und mit allem Nöthigen versehen waren.

Reymund fühlte nun Wonne der Wehmuth in all ihrer Stärke; er schluchzte, weinte und verhüllte sein Angesicht in ein Tuch; er wollte sich weder umkleiden, noch etwas Anders beginnen, ehe und bevor er seine Elise, wie er sie nannte, gesehen hätte. Sein Verstand war bis dahin gleichsam verrückt gewesen; aber der Lichtstrahl des Trostes, welchen Morgenthau in sein Herz goß, war wie thauende Morgenröthe nach einer Gewitternacht. Es wurde dämmernd in seiner Seele, und da er bis dahin wie betäubt unter den Schlägen des Kummers gelegen hatte, so fing er nunmehr an, mit demselben zu ringen. Morgenthau faßte ihn an der Hand und führte ihn in ein einsames Zimmer, dessen Fenster verhüllt waren, so daß nur ein dunkler Schimmer übrig blieb, der eben zureichte, die Gegenstände zu unterscheiden. In der Mitte desselben stand ein langer Tisch und auf demselben lag Elise auf einem Strohsack, in weiße Leinwand gekleidet und mit einem weißen Tuch zuge-

deckt. Reymund wankte hinzu, aber seine Kräfte verließen ihn, er sank wieder ohnmächtig nieder. Nachdem man ihn wieder zu sich selbst gebracht hatte, deckte man die Leiche auf: er fiel über sie her, küßte sie und sank wieder hin. Morgenthau ging von diesem Trauerspiel weg; befahl aber dem Hofmeister, genau auf ihn Acht zu geben und ihn nach Vermögen zu trösten und zu verpflegen.

Der junge Steilmann kam indessen wieder. Ihm wards wohl in seiner Seele, sobald er ins Haus trat; — man meldete ihn, und Morgenthau ließ ihn hierauf in sein Zimmer kommen. Nachdem er nun seine Komplimente abgelegt hatte, erzählte ihm Morgenthau, daß der Mann der Verstorbenen diesen Morgen angekommen und in Kummer versunken wäre. Der Kandidat glaubte, daß es nöthig wäre, den Mann nach allem Vermögen zu trösten. Morgenthau fragte: Können Sie das, Herr Kandidat? Steilmann zuckte die Schultern. Jener fuhr fort: das ist Trost für ihn, wenn wir vertraulich mit ihm sind und an seinen Schmerzen Theil nehmen. Ich habe ihm Freiheit gegeben, seine Gattin hier in der Nähe zu beerdigen, wo es ihm gefällt. Steilmann erwiederte, das ist unvergleichlich! da muß man Rosen herumpflanzen und dahin wallfahrten.

Morgenthau lächelte und sagte: lieber babylonische Weiden, Herr Kandidat! wo wir unsre Harfen hinhängen, wenn uns nicht wohl ist. — Steilmann konnte fast die Thränen nicht zurückdrücken, und Morgenthau konnte sich kaum enthalten, daß er ihn nicht küßte, als er das sah. Indessen schaute er ernst vor sich hin, schwieg eine Weil, und sagte: Ich habe Sie gestern ersucht, heute wieder zu mir zu kommen, und das zu keinem andern Ende, als nur mir Gesellschaft zu leisten. Ich sehe Leiden ohne Zahl und wenig des Genusses ruhiger, wahrer Freuden; das drückt mich und macht mein Leben ernst und verschlossen. Ach mein Freund! wer kann seine Brüder leiden sehen, ohne zu schmelzen? — Ists nicht ohne das schon genug, daß die Vorsehung Liebende trennt, Krankheiten und Schmerzen auf=

legt und Reiche arm macht? — so forderts unsre Verbesserung; aber daß der Vater den Sohn auf immer unglücklich macht, daß Obrigkeiten der Unschuld das Blut aussaugen und daß Menschen gegen Menschen sich waffnen müssen, das ist erschrecklich! — Mein Herz schwellt auf: ich bedarf einen Freund, in den es überfließen kann, und das sollen Sie seyn; denn ich erkenne Sie als einen Mann, der es werth ist.

Steilmann zerschmolz ganz: er trat mit Thränen hin und küßte seinem vortrefflichen Freund die Hand, aber dieser umarmte und küßte ihn herzlich und fuhr fort: ich bin Willens, Gegenstände des Elends, Menschen, deren Fuß in der Welt keine Ruhe finden kann, hier um mich her zu sammeln und dieses Thal damit zu bevölkern; ich will sie unterstützen und auf alle nur mögliche Weise erquicken; es fehlt mir am Vermögen nicht, um es auszuführen. Zu diesem Zweck werde ich Sie mit brauchen: wir wollen zuweilen umherstreifen und solche Menschen aufsuchen, und dieses soll die Jagd seyn, womit wir uns belustigen werden.

„Das ist eine Gattung Jagd, die auch dem Theologen Friede und Freude bringt, sagte Steilmann mit Thränen in den Augen; ich widme mich Ew. Gnaden zu diesem Geschäfte lebenslang!“

Eins bitte ich von Ihnen, fuhr Morgenthau fort, lassen Sie sich ihre Offenherzigket nicht verleiten, Sachen ohne Noth zu erzählen, deren Ausführung im Dunkeln geschehen muß; ein Mensch soll im Stillen handeln; es ist genug, daß die Wirkungen hernach unter den Leuten Geräusch machen. Wir müssen auch in diesem Stück thun, wie unser großes Muster Christus gethan hat, damit wir nicht in diesem Leben unsern Lohn dahin nehmen mögen.

Mit diesen Worten stand Morgenthau auf und ging ein wenig beiseit. Der Kandidat glaubte von der Erde emporgehoben zu werden. Der Herr von Morgenthau ist wahrlich ein Christ! sagte er zu sich selbst: er fand sich beruhigt und zufrieden und dankte Gott herzlich, daß er ihm einen solchen Mann zum Freund geschenkt hatte; er war jetzt

mit der ganzen Welt zufrieden und glaubte im Paradies zu seyn.

Morgenthau hatte sich während der Zeit angezogen und kam nun wieder. Der Hofmeister trat herein und meldete, daß Reymund den Herrn gern sprechen wolle. Laßt ihn herein kommen! sagte Morgenthau. Ueber ein Kleines kam er; seine Miene war ruhiger und sein Herz hatte mehr Luft bekommen. Wie gehts Ihnen, fragte der Herr von Morgenthau. Er antwortete: meine Betrübniß ist jetzt natürlich, ich spüre kein Ungestümm in meinem Gemüth; ich bin entschlossen, standhaft zu seyn. Sie sind der Mann, Herr von Morgenthau! der solchen Balsam über mein verwundetes Herz ausgegossen hat; laßt uns Morgen Abend meine Elise beerdigen; ich will heut ausgehen und ihr eine Schlafstelle suchen. Thun Sie das, antwortete Morgenthau: Sie haben Freiheit, Alles zu veranstalten, und mir zu sagen, wie Sie es haben wollen. Reymund neigte sich und ging wieder fort.

Indem sich Morgenthau mit Steilmann über einen Spaziergang unterredete, den sie beide allein den Nachmittag unternehmen wollten, kam ein Bote von Korndorf mit folgendem Brief an:

Herzensbruder!

„Nun, das kann ich dir versichern! Alle, die keinen Teufel glauben, hätten diesen Morgen bei uns seyn müssen! Ich habe einen Menschen gesehen, der ganz gewiß von ihm besessen war, und das war der alte Herr von Haberklee. Du warst wohl so ein Halbstündchen fort, da kam er mit zwei Jägern ins Dorf gesprengt. Er stieg im Stiefel ab und bald hörten wir, daß er sich genau nach seinem Sohn erkundigte; er ließ alle Bauern allhier vor sich kommen und fragte sie aus, ob sie ihn nicht gesehen hätten. Endlich fand sich einer, welcher ihm die Zeitung brachte, daß er diesen Morgen früh, als er Holz im Busch habe holen wollen, einen Menschen in zerrissenen Kleidern, so und so gestaltet, gesehen, welcher seinen Weg nach dem Bergthal genommen habe. Der Alte sprang auf, hüpfte vor

Freuden. Soll mich der T... holen! rief er, das ist er! da wird sein Luder auch nicht weit seyn! Wie ein Wetter fort, Jungens! Ich will den neugebackenen Edelmann da ein wenig necken, daß er die Pest kriegen soll! Warum hält er solche Vagabunden auf! Damit sahen wir ihn durch die Straße hin galloppiren. Allein zu unserer Herzensfreude verlor sein Pferd ein Hufeisen. Wie der Mann nicht fluchte! — während der Zeit schreib und schicke ich dir dieses; er muß doch erst sein Pferd beschlagen lassen, und so kann sich der gnädige Herr darnach richten. Hör! der Bauer muß Kirchenbuße thun, der den jungen Haberklee verrathen hat, Papa soll ihn, wills Gott! vom Nachtmahl abweisen, den Suppenverdiener! Wir grüßen dich. Mache unser unterthäniges Kompliment an den gnädigen Herrn. Ich bin, wie du weißt,

Dein lieb Schwesterchen
Johannette Steilmann.

Der Kandidat las diesen Brief und gab ihn hernach Morgenthau. Dieser las, lächelte und sagte: das ist ein herrliches Mädchen! Liest sie auch stark? Außerordentlich, versetzte Steilmann! Sie verwendet alles auf Bücher, wenig aber auf Staat, und zwar wählt sie immer die besten und schönsten; aber was gibt das mit unserm ungebetenen Gast? Das ist ein edles Mädchen! fuhr Morgenthau fort. Nun ließ er Reymund rufen, und erzählte ihm diese Neuigkeit: dieser versetzte: Lassen Sie mich hier bei Ihnen bleiben; in Ihrer Gegenwart bin ich standhaft genug, ihm unter die Augen zu schauen. Morgenthau sah an seinem drohenden Blick, daß er Rache kochte; deßwegen drang er in ihn, sich zu entfernen; allein Reymund versprach, nichts zu beginnen, das die kindliche Ehrfurcht beleidigen würde, nur bestand er darauf, da bleiben zu dürfen. Kaum war diese Sache geschlichtet, als man schon den alten Haberklee auf dem Platz poltern hörte. Morgenthau machte die Thür des Zimmers auf und ging die Treppe herunter.

„Sein Diener, Herr!“ rief der Alte.

Treten Sie die Treppe hinauf in das Zimmer, welches offen

steht! sagte Morgenthau. Haberklee wanderte hinauf und ins Zimmer. Hör er, Freund Schwarzrock! rief er, tret er ein wenig ab, ich habe mit dem da zu reden. — Steilmann antwortete: wenn es der Herr des Zimmers befiehlt, eher nicht. Morgenthau versetzte: der Herr Kandidat ist mein Freund; er hat Freiheit, hier zu bleiben.

Nun trat der alte Haberklee vor seinen Sohn hin, stützte beide Hände in die Seite und sagte: was machst du hier? Dieser stand vor ihm. Vater! sprach er mit Nachdruck, es ist mit mir aufs Höchste gekommen! Hier von dieser Stelle appellire ich feierlich an das Gericht Dessen, der recht richtet; nun machen Sie, was Ihnen beliebt, ich bin Ihr Sohn! Der Vater drehte sich auf den Fersen um, ging auf und ab und schwieg, man sah es ihm an, daß ihm dieser Pfeil ins Herz gedrungen war. Nun wandte er sich mit einem Seitenblick an Morgenthau und sagte: Er ist mir ein schöner Kerl, daß er ehrlicher Leute Kinder in ihrer Liederlichkeit unterstützt! Doch gleich und gleich gesellt sich; Hasen und Kaninchen gränzen nah an einander! Steilmann glühte vor Zorn; er vergaß seinen Stand, seine Schwäche und Alles; seine Faust war geballt und hoch aufgehoben, dem Graukopf eins hinter die Ohren zu versetzen, allein Morgenthau stieß ihn zurück aufs Kanapee: indem zog der Alte mit Brüllen sein Waidmesser und zuckte es auf den Kandidaten; Morgenthau aber riß es ihm mit Einem Griff aus der Hand, trat ihm ernst unters Gesicht und sagte: Herr von Haberklee, Sie sind einem Vieh ähnlicher als einem Menschen, und mir nicht würdig genug, daß ich Sie zurecht weise: richten Sie derowegen in der Ordnung aus, was Sie hier zu thun haben, damit ich nicht gezwungen werde, Sie durch meine Knechte hinausführen zu lassen. Nun ging der Alte wieder auf und ab und schwieg eine Weile still; endlich kehrte er sich wieder zu seinem Sohn und fragte: wo hast du deine Metze? Reymund antwortete: meine liebe Frau ist todt; sie liegt hier im Hause und wird morgen begraben. Nun war der Vater außer sich; er sprang wie ein Wahnsinniger im Zimmer herum. Bei Gott! rief

er: sie ist todt! das ist ja eine Seelenfreude! Ja, redete Morgenthau drein, so wie sich Satan freut, wenn ihm eine Intrigue gelingt, ein Königreich umzukehren. — Vater! sagte Reymund, es regnet Feuer in meine Seele, ich halts nicht aus. Der Alte fuhr fort, indem er auf einem Bein herum sprang, das ist doch bei meiner Seele ein Gaudium! Nun kann ich dich nach meinem Sinn verheirathen; die beiden Bauernknaben will ich wohl nach Standesgebühr versorgen.

Nein! lächelte Reymund bitter, ich bin Ihr gehorsamer Sohn, erkenne auch alle Pflichten, die ich Ihnen schuldig bin; ich werde auch nie dagegen sündigen, nie gegen Ihren Willen heirathen: aber diejenige, die Sie mir zugedacht haben, nehm ich nie; davor will ich lieber sterben, und eben so wenig werde ich meine Kinder von mir thun; ich will sie pflichtmäßig erziehen. Ich mache ja keinen Anspruch auf Ihr Vermögen, ich verlange keine Erbschaft, ich gebe Ihnen mein Wort in Gegenwart dieser Herren, daß ich auf Alles Verzicht thue, sogar auf Ihren Namen, wenn Sie wollen. Mein Halbbruder mag Erbe seyn; vergessen Sie mich! Mit diesen Worten trat Reymund ab, ging zu seiner Leiche und weinte. Der alte Haberklee sprang ihm nach; allein er fand die Thüre verriegelt. Nun kam er wieder. Der verteufelte Kerl! was der mich schiert! sagte er mit Schnauben.

Morgenthau stand indessen und sah durchs Fenster. Steilmann stützte im Kanapee die Hand unter den Backen und war mürrisch. Der Junker ergriff Morgenthau am Arm, zog ihn herum und sprach: Herr, schaff er meinen Sohn aus seinem Hause! Er stieß ihn zurück und erwiederte: hier hat Niemand zu befehlen, Herr von Haberklee! als nur Gott, der Kaiser, der Herzog und Morgenthau. Nun gehen Sie nach Hause, damit man Ihnen nicht unfreundlich den Weg weise! Ha! versetzte der Alte: Du bist mir zu klein, mich mit dir zu schlagen, ich will dich Moris lehren. Damit schnaubte er fort, und schlug die Thür hinter sich zu.

Steilmann sprang auf; der Zorn trieb ihm die Thränen

aus den Augen. Morgenthau aber spazierte auf und ab, ohne die mindesten Anzeigen eines Verdrusses oder Zorns von sich zu geben.

Ew. Gnaden erniedrigen sich allzusehr! fing Steilmann an: ich hätte den abgeschmackten Mann prügeln mögen! Hierauf antwortete Morgenthau kein Wort; Steilmann aber begann zu fühlen, daß er ein elender, sein großer Freund aber ein vortrefflicher Mensch wäre; er verwünschte sein aufbrausendes Temperament, und schon fing er an, sich zu entschuldigen. Der Herr von Morgenthau aber sah ihn freundlich an und sagte: Sie verfahren menschlich, und schon fühlen Sie, wofür es gut ist.

Nun wurde wieder vom Spaziergang geredet, und der wurde auf den Nachmittag beschlossen.

Nach dem Mittagsmahl gingen sie Beide zu Reymund, der von seiner Leiche nicht weichen wollte, sondern man mußte ihm Speise und Trank hinbringen, wovon er aber wenig zu sich nahm. Morgenthau fragte ihn: ob er nicht Lust hätte, einen Spaziergang mit zu machen? Nein, gnädiger Herr! erwiederte er: ich will gegen Abend herum gehen und meiner Elise eine Ruhestätte suchen. Steilmann erbot sich, ihm so lange Gesellschaft zu leisten, bis der Herr Zeit hätte, den Spaziergang vorzunehmen. Denn Morgenthau verschloß sich allemal zwei Stunden nach dem Essen in sein Cabinet: was er da machte, war Jedermann ein Geheimniß: wenigstens schlief er nicht, denn es war keine Ruhestätte da.

Unsre beiden jungen Herren, Reymund und Steilmann, saßen eine Weile, ohne ein Wort zu sprechen, bis endlich der Erste das Stillschweigen brach und fragte: Was denken Sie doch von meinem Vater? Letzterer antwortete: Ich danke Gott, daß er mein Vater nicht ist, und wenn er auch ein König wäre. Sie haben Recht! versetzte Reymund: allein Sie werden erst noch erstaunen, wenn Sie hören werden, wie er dieß arme Kind gedrückt hat. Doch sie hat überwunden! Hier weinte er laut, und fuhr wieder fort, ob ich Sie gleich Ihrem Herzen nach noch nicht kenne; so weiß ich doch, daß Sie der Candidat Steilmann und Morgenthau's

Freund sind; dieses leistet mir Bürgschaft für die Güte Ihres Herzens. Lassen Sie mich derowegen meine Klagen in Ihren Schooß schütten und ihnen meine Geschichte erzählen: es bringt Erleichterung, wenn man einmal allen Kummer von der Brust weg reden kann.

Steilmann antwortete: Sie können mir kein größeres Vergnügen machen, als dieses! Reymund fing an: „Mein Vater war Wittwer und hatte mich nur allein mit meiner sel. Mutter gezeugt. Diese vortreffliche Frau sorgte für meine Erziehung; sie hielt mir einen Hofmeister, der Geschicklichkeit genug hatte, Alles in mein Herz zu drücken, was nützlich und anständig war: nur darin ist er die Ursache meines Elends gewesen, daß er meine Empfindsamkeit überall, wo nur Gelegenheit dazu war, anfachte, anstatt daß er sie nur auf solche Gegenstände hätten richten sollen, wo sie mir Festigkeit und Adel in meine Gesinnungen zu bringen fähig gewesen wäre. Allein das fehlte; mithin wurde ich weich gegen alles Schöne und Rührende, auch wenn's zu meinem Fall oder Verderben diente. Er hätte bedenken sollen, daß nur das wahre Schöne und Gute Gegenstände für das menschliche Herz sind; ich konnte also den ersten starken Versuchungen nicht widerstehen. Mein Hofmeister war platonisch in der Liebe gesinnt; er flößte mir auch diese Denkungsart ein: Wie weit er es aber in derselben gebracht, weiß ich nicht; mein Fleisch und Blut wenigstens fing bei mannbaren Jahren an, sehr dagegen zu protestiren. Kurz! meine Mama starb, als ich zwanzig Jahr alt war, und mein Hofmeister bekam eine Beförderung am Hofe.“

„Anderthalb Jahre nach meiner Mutter Tode heirathete mein Vater zum zweitenmal. Meine Stiefmutter ist ein gutes Weib, die ihr Geld und ihren Adel zu verwahren weiß, hernach aber nur ißt, trinkt, spazieren fährt, und es damit gut seyn läßt. Sie liebte mich ziemlich; wenigstens, ich hatte keinen Verdruß mit ihr. Ich brachte meine Zeit mit den schönen Wissenschaften zu, und es war an dem, daß ich mich nach der Universität begeben sollte, um die Rechtsgelehrsamkeit und Staatswissenschaft zu studiren, wozu mein Vater

auf Zureden meiner seligen Mutter und meines Hofmeisters schon lange seine Einwilligung gegeben hatte, als ein unvermutheter Vorfall diesen Vorsatz auf Einmal unterbrach. Meine Stiefmutter bekam eine verwaiste arme Predigerstochter, die die Stelle einer Kammerjungfer bei ihr vertreten sollte."

„Wenn jemals Sympathie zwischen zweien Gemüthern geherrscht hat, so that sie's zwischen mir und diesem Mädchen. Ihre Gestalt, ihr Betragen, mit einem Wort: ihr ganzes Daseyn war vollkommen, und machte in meinen Augen ein Gut aus, ohne dessen Besitz ich nie hätte glücklich seyn können. Jetzt fing ich an, die Thorheiten der Menschen zu verfluchen, durch die sie verleitet worden sind, die moralisch- und physischen Vorzüge von den Standesvorzügen zu trennen. Ich stellte mir immer vor: wo findet doch der geübteste Philosoph gegründete Ursache, adeliche und unadeliche Menschen von einander zu unterscheiden? nirgends anders als im verborgenen Herzen derselben; und endlich wurde der Eckel vor dieser eingebildeten Hoheit so groß, daß ich den Titel: gnädiger Herr! nicht mehr ausstehen konnte. Kurz, ich entschloß mich, heimlich mit meinem Mädchen, welches gegen mich eben so gesinnt war, wie ich gegen sie, durchzugehen. Wir versprachen uns zusammen und bestimten den Zeitpunkt, wann wir diesen wichtigen Schritt beginnen wollten."

„Ich beschloß, nichts aus unserm Hause mitzunehmen, als ein paar Lieblingsbücher, die nöthigste Wäsche und ein gutes Kleid, weil ich glaubte einen Diebstahl zu begehen, wenn ich mir Mehreres zueignete. Den Abend vor unserm Aufbruch schrieb ich einen Brief an meinen Vater, den ich auf dem Tisch liegen ließ, und worin ich auf alles Verzicht that, auf Titel, Rang, Güter und Vorzüge, und ihn bat, mich ganz zu vergessen, so, als wenn ich nie gewesen wäre. — Und darauf gingen wir, des Morgens um zwei Uhr, Jedes mit seinem Pack auf dem Rücken, vermittelst einer Gelegenheit, die wir uns schon lange ausgedacht und bereitet hatten, fort."

„Ich habe mir oft mit Grausen das Wüthen meines Va-

ters vorgestellt, mit welchem er meinen Brief wird gelesen haben; besonders da er mit meiner Stiefmutter eine Heirath verabredet hatte, die zwischen mir und ihrer Nichte, die eine Erbin eines großen Vermögens, aber weiter nichts ist, zu seiner Zeit vollzogen werden sollte."

„Wir beiden armen Leute gingen durch wüste Oerter über Berg und Thal fort; wir waren so vergnügt, als wenn wir die ganze Welt besessen hätten: kurz, wir gelangten nach einer mühsamen Reise von sechs Tagen in Regensburg an. Ich hatte mir diese ziemlich große Stadt gewählt, um besser unbekannt zu bleiben. Hier ließ ich mich mit Elisen trauen, fing an, in dem Französischen und andern Wissenschaften zu informiren, meine Frau aber legte sich aufs feine Nähen und Sticken. Wir erwarben unser Brod reichlich, und wir waren so zufrieden, daß uns nichts auf der Welt zu wünschen mehr übrig war. O! wie oft fühlte ich damals, ja, ich fühlte es lebhaft, daß alle Glücksgüter nur relatives Vergnügen bringen! Wenn ein Herz nur mit einem wirklichen Gegenstand erfüllt ist, so bedarf es weiter nichts, als die Nothdurft. Wir lebten so sechs Jahr in Einem fort: ich hatte, um nicht erkannt zu werden, einen andern Namen angenommen."

„Durch welchen Weg mein Vater meinen Aufenthalt ausgekundschaftet hat, weiß ich nicht; genug, ich wurde einstmals des Morgens früh ersucht, eine Stunde weit vor der Stadt zu einem gewissen Herrn zu kommen, welcher seine Kinder gern im Französischen unterrichtet haben wollte; ich argwohnte nichts und ging hin: aber wie ward mir, als ich beim Eintritt in die Stube meinen Vater und einen Werbofficier mit ein paar Rekruten antraf! Fast wäre ich in Ohnmacht gefallen, wenn nicht die Sorge für mein, meiner Frau und Kinder Schicksal, Lebenskraft in alle meine Nerven gegossen hätte. Mein Vater griff mich wie rasend an, und tractirte mich mit seiner Reitpeitsche unmenschlich, und nun fragte er mich: ob ich kurz und gut meine Hure verlassen und das Fräulein von H... heirathen wollte oder nicht? Nein! antwortete ich mit festem Muth; niemals werde ich

meiner besten Frau untreu werden; es geh mir auch darüber, wie Gott will! Alsofort gab er sein Wort an den Werbofficier und ersuchte ihn, mich anzuschreiben und täglich brav abzuschmieren. Dieser aber war barmherziger als mein Vater, und versicherte mich, daß ichs gut bei ihm haben sollte, und darin hielt er auch ehrlich Wort.“

„Die Wirthin dieses Hauses hatte dieses ganze Trauerspiel mit angesehen, und just zu meinem Glück war ich und meine Frau zuweilen im Sommer da gewesen, um ein Glas Bier zu trinken und ein Butterbrod mit Schweizer-Käs dazu zu essen, wo wir freundlich allerhand mit ihr discurirt hatten. In aller Geheim schickt sie hin in die Stadt und benachrichtigt meine Frau von Allem, was mit mir vorgegangen war. Nun reiste mein Vater mit Freuden fort; mein Offizier aber blieb bis den andern Morgen mit uns da.“

„Meine Frau hatte indessen das Nöthige eingepackt und kam des Abends mit unsern beiden Knaben und ihrem Bündel auf dem Rücken bei uns an. Ich muß sagen, daß der Offizier sich kaum enthalten konnte, daß ihm nicht die Augen übergingen. Wahrhaftig! fing er an, wenn nicht unser Hauptmann von den Sachen unterrichtet wäre, ich ließ ihn wieder laufen; er mag aber seine Frau mitnehmen, ich will ihm wohl da durchhelfen. Vor Freuden war ich außer mir selbst, und nun war mir meine Veränderung nicht mehr schwer; auch meine Frau hätte dem Offizier zu Füßen fallen können. Wir küßten uns und unsre Kinder, und nahmen uns vor, alles Elend mit Geduld zu ertragen.“

„Wir kamen zum Regiment; allein die Versuchungen, welche meine Frau in Ansehung ihrer Tugend auszustehen hatte, waren fast unüberwindlich, und dieses Einzige machte es uns unmöglich, es länger auszuhalten. Wir besprachen uns darüber, und beschloßen, zu dessertiren; ich schrieb deßwegen einen Brief an den Herrn von Morgenthau, und meldete ihm alle meine jetzigen Umstände, bat ihn aber auch zugleich, mich in seinen Schutz zu nehmen; er hat ihn auch vor einigen Tagen wirklich erhalten.“

Hier unterbrach ihn Steilmann und fragte: kannten

Sie denn diesen Herrn? Er ist ja erst vor Kurzem hieher gezogen, und kein Mensch weiß, wo er her ist.

Reymund antwortete und fuhr fort: „Eben der Werboffizier, der mich aufgenommen hatte, war einige Tage bei ihm auf der Reise gewesen. Er wußte nicht genug von diesem fremden Herrn zu rühmen, wie vortrefflich er sich in allen Umständen betragen, und besonders, wie edelmüthig er nothleidende Menschen behandelt habe. Hernach hörten wir, daß eben dieser Herr ein prächtiges Haus an diesem einsamen Ort errichtet habe, und Willens sey, dieses Thal anzubauen. Ich hatte in meinem Briefe an ihn auch gebeten: wenn meine Frau mit ihren Kindern eher ankommen sollte, als ich, daß er sie dann doch gnädig ansehen und sich ihrer erbarmen möchte. Auch dieses gelang uns. Meine Frau vertauschte ihre und der Kinder Kleider gegen alte Lumpen; zwei Tage hernach fand ich auch Gelegenheit, durchzugehen, und verwechselte ebenfalls meine Uniform gegen Bettlerskleider. Ich nahm meinen Weg gegen das Bergthal zu, wohin auch meine Frau vorausgegangen war. Wir hatten Beide kein Geld, und waren Willens, zu betteln bis an den Ort unserer Ruhe.“

„Niemals werde ich den Abend vergessen! (Hier weinte Reymund wiederum bitterlich). Es war vor zwei Tagen, als ich ungefähr den halben Weg bis hieher zurückgelegt hatte, so kam ich einen Hügel herunter gegangen; eine Viertelstunde weit vor mir lag ein Dorf am Fuß eines Berges: zwischen mir und dem Dorf rauschte ein klarer Bach zwischen Erlen und Weiden längs einer schönen Wiese hin; der Schatten des Hügels stieg jenseits des Dorfes den Wald hinauf. Auf einmal ging mir ein Schauer durch meine Glieder, so daß ich zusammenfuhr; ich sah mich um, besann mich, das Herz klopfte mir, und ein Flor der schwärzesten Melancholie war über die ganze Scene der Natur gezogen. Das Sehnen nach meiner Frau war unbeschreiblich; ich verdoppelte meine Schritte, und wähnte, sie möchte wohl in jenem Dorfe seyn. Ich kam mit der Dämmerung hin, trat in ein Haus hinein, und fragte die Frau: ob sie mich wohl diese Nacht in ihrer Scheuer wollte schlafen lassen? Sie antwortete: Wir haben keine

Scheuer; aber unser Nachbar gegenüber hat eine, allwo auch verwichene Nacht eine arme Frau geschlafen hat. Dieß fuhr mir durch's Herz; ich ging in das Haus und fragte; man sagte mir's freundlich zu. Die Bauernfrau war im Gespräch mit einer Nachbarin: nun denken Sie, wie mir ward!“

„Ja, Margarethe! weiß Gott im Himmel! ich hab geweint wie ein Kind, fuhr sie fort; sie herzte und küßte die zwei Knaben, und weinte sie naß; dann legte sie sich auf die Knie, und betete, daß einem hätte das Herz bersten sollen. Sie war dann recht krank, das kann ich sagen; wir glaubten, sie würde die Nacht sterben; wir haben keinen Doctor hier, sonst hätte ich ihn wahrhaftig für mein Geld geholt: ja, weiß Gott! das hätt' ich gethan!“

„Was fehlt doch wohl der armen Frau! fragte Margaretha. Die Erstere fuhr fort: das mag unser Herr Gott wissen! Genug, sie war recht krank. Nun gut! um Mitternacht kam der älteste Junge und pochte an unsre Thür: ich hört's, sprang auf und ging in die Scheuer. Ich hatte ihr ein Bett hin auf's Stroh gelegt, da lag die gute Frau wie todt, doch als ich kam, wurde sie wieder wach. Hört, liebe Frau! sagte sie: ich habe einen Mann, der heißt Reymund von Haberklee; ich wollte ihm gern ein Paar Zeilen schreiben, ehe ich sterbe; wollt ihr mir wohl ein wenig Dinte und Papier geben? Ich machte, daß ich's bekam. Sie schrieb auf einem Kissen, faltete den Brief und stach ihn mit einer Stecknadel zu: außen drauf hat sie vielleicht ihres Mannes Namen geschrieben. Sie gab mir den Brief, und bat mich, ich möchte ihn doch durch einen Expressen in's Bergthal zu dem adelichen Herrn tragen lassen, der da wohnte, der würde Alles bezahlen. Gut! sie bat mich um etwas Flierenmuß, das gab ich ihr auch. Darauf schlief sie ruhig ein, und diesen Morgen, wie ich kam, nach ihr zu sehen, da war sie fort; das kann ich nun nicht begreifen, wo sie hingestoben und geflogen ist.“

„Sie können denken, Herr Kandidat! wie mir dabei zu Muthe war; ich weinte und heulte überlaut: die Weiber weinten

mit, ich gab mich zu erkennen und empfing den Brief. Da ist er, lesen Sie ihn. Steilmann eröffnete ihn und las:

Herzenskind!

„Die Sonne ist Deiner Elise vielleicht zum letzten Mal untergegangen. Mein Leben ist lauter Jammer gewesen: Du warst meine einzige Freude auf der Welt. Meine Tage sind eine Kette von Elend, aber das letzte Glied verliert sich in einen dunklen Nebel und heftet sich an ewige Freudentage. Mein Herz wünscht an Deiner Brust den letzten Schlag zu thun. — Doch, des Herrn Wille geschehe! Dieß Wort habe ich geküßt, das thue Du auch!"

„Ich habe immer Ohnmacht mit Frost und Hitze; aber ich fühle Herzensstöße, die ich nicht aushalten werde, Ach! möchte ich meinen letzten Odem in Deine Brust aushauchen! Ich liege hier in einer Scheuer auf dem Stroh. Ich gehe in die Ewigkeit, wie mein Heiland aus der Ewigkeit in die Welt kam, das tröstet mich in meiner Todesstunde. Halt Dich fest! Ich übergebe Dich und meine Kinder dem ewigliebenden Vater, und so bin ich zufrieden."

„Nun, liebster Reymund, fahre wohl! ich küsse Dich im Geiste; nochmals fahre wohl, auserwählter Geliebtester meines Lebens! und vergiß nicht

Deine

bald selige

Elise."

Steilmann gab mit hellen Thränen den Brief zurück und sagte: Jetzt sehe ich erst ein, was Sie verloren haben. Reymund verhüllte sich, schluchzte und fuhr fort: Ich taumelte umher in dem Hause; ein dunkler Strahl von Hoffnung war mir noch übrig, ob sie sich wieder erholen möchte. Indessen hörte ich von den Weibern, daß mein Vater, dessen Jagd sich, wie ich mich nunmehr erinnerte, bis hieher erstreckte, die vorige Nacht in diesem Dorf geschlafen hätte. Nun hatten wir während der Zeit, daß ich beim Regiment war, unsre Namen nicht mehr verläugnet, sogar meine Frau hatte ihn in dieser Herberge genannt; ich war daher in tausend Aengsten, verrathen zu werden. Ich ging deßwegen

alsofort außerhalb des Dorfes in einen Wald, kletterte auf einen ästigen düstern Baum, und begab mich daselbst, so gut ich konnte, zur Ruhe."

„Da saß ich elender verlassener Mensch, hatte Nachtgedanken wie Young; in Westen glänzte noch ein tragischer Abendschimmer, und um mich war's finster; mir war's, als wenn ich hundert Welträume weit außerhalb der schönen Schöpfung im Chaos gesehen hätte; mir fiel ein:

Ewiges Dunkel — ewige Nacht!
Ewiger Kummer — ohne Rast!
Endliches Dunkel — endlicher Brast!
Was zwischen mir und Höll noch Unterschied macht,
Ist einer Hand nur breit.

„Ich kann nicht sagen, daß ich geschlafen hätte; ich taumelte so die Nacht durch, bis die Morgenröthe anbrach: ich suchte eine Quelle frischen Wassers; ward erquickt, und wanderte gegen das Bergthal zu.

„Im nächsten Dorfe erkundigte ich mich nach meiner Frau, und hatte das Glück, einen Mann anzutreffen, der sie gesehen und gesprochen hatte. Ihre Offenherzigkeit hatte sie verleitet, ihm Alles zu erzählen. Sie hatte des Morgens früh vernommen, daß ihr Schwiegervater in demselben Dorf sey; da sie nun ihren Namen nicht verschwiegen hatte, so wurde ihr todtangst, und kroch an einem Stocke, so gut sie konnte, mit ihren Knaben fort. Außerhalb des Dorfes gab sie einem Fuhrmann, der ihres Weges auf das nächste Dorf fuhr, ihren Bündel zum Lohn, daß er sie dahin nehmen möchte. Als sie daselbst ankam, so ging sie in das Haus eben desselben Mannes, der mir dieses erzählte, bat ihn mit tausend Thränen, ihr doch zum nächsten Dorfe fortzuhelfen, und entdeckte ihm darauf alle ihre Umstände unter dem Gelübde der Verschwiegenheit, und bat sich ein wenig Stroh aus, auf welches sie ihren kranken Körper ausstrecken und ruhen konnte."

„Wie mir der Mann versicherte, so hatte er sie in ein Bett gelegt, mit ein wenig Wein gelabt, den Knaben zu Essen gegeben, und darauf hatte er sie mit seinem eigenen Pferde,

zwei Stunden weit gegen das Bergthal zu, nach einem Dorfe fahren lassen."

„Ich glaube wohl, daß der Mann wirklich verschwiegen genug war, denn er glaubte meiner ersten Aussage nicht, daß ich der Frau ihr Mann sey; sondern ich mußte ihm wirklich Kennzeichen angeben, ehe er mir traute und mir meiner Frau Geheimniß verrieth. Er gab mir auch zu essen, und ich wanderte nun wieder ziemlich vergnügt fort, denn ich hoffte, sie wieder zu sehen, und glaubte, sie könnte wohl wieder besser werden."

„Solchergestalt reiste ich vorgestern und gestern fort. Auf jedem Dorfe hörte ich, daß sie schwach und krank da gewesen, und nach hiesigem Landesbrauch von einem Ort zum andern fortgefahren worden sey."

„Gestern Abend kam ich in Korndorf an, fand auch bald bei einem Bauern Herberge. Aber, gerechter Gott! wie erschrack ich, als ich hörte, daß man zwischen hier und dem Bergthal eine arme Frau todt gefunden habe, und daß ihres Predigers Sohn und der Herr von Morgenthau dieselbe von der Stelle nach dem Schloß dieses Herrn hingebracht hätten! Ich sank hin und besann mich nicht ehe wieder, bis ich mich auf einem Bette befand, wo der Hausvater und eine Magd bei mir standen und mich mit Essig wuschen. Ich gestand alsobald, daß ich der Mann dieser Frau sey; ich erkundigte mich näher, und hörte, daß sie zwei Knaben bei sich gehabt habe. Ich konnte nun gar nicht mehr zweifeln, und ich wünschte mir den Tod von Herzen. Auf der Kammer, wo ich lag, war noch ein Bett. Um zehn Uhr kam der Knecht ins Haus und hatte noch einen Jäger bei sich; dieser hatte ein wenig zu viel getrunken; so wie sie sich auszogen und verschiedene Scherzreden führten, fiel auch ihr Gespräch unter anderm auf die Ursache, warum der Jäger da sey. Mit Schrecken vernahm ich, daß mein Vater auf dem nächsten Dorfe logire, daß er den vorigen Tag meine Flucht entdeckt habe, mich verfolge und Willens sey, mich todt oder lebendig zu fangen. Zudem hörte ich: daß der Jäger mich wohl kenne, und deßwegen vorausgeschickt sey, um mich auszu-

spioniren. Ich wußte nicht, wie mir war. Das Oellicht wurde indem ausgeblasen; und so war ich sicher, schlief aber aus zweierlei Ursachen gar nicht. Des Morgens sehr früh, als der Jäger noch schnarchte, machte ich mich fort hieher. Sehen Sie, Herr Candidat! das ist meine Geschichte."

Steilmann seufzte tief, seine Augen waren roth von Thränen. Er stand auf, deckte nun Elise noch einmal auf, betrachtete sie ganz genau, weinte und rief: „Selige Elise! du bist gewiß eine von Denen, die aus großer Trübsal kommen und ihre Kleider im Blute des Lammes hell gewaschen haben! — Zeugte mir es doch mein Geist, daß du eine edle Seele gewesen seyest, als ich dich zum Erstenmale sahe."

Reymund fiel ihm um den Hals und schwur ihm eine ewige Freundschaft, und so auch der Candidat ihm. Ja, sagte Reymund, sie war eine stille duldende Seele, offen und männlich; ihre Treue war unüberwindlich, nie hat sie gemurrt, und ihre Liebe gegen mich war ohne Beispiel. Das kann ich sagen, ich freue mich jetzt bei all meinem Kummer; ich bin ruhig wie Einer, der ein Lieblingskleinod quittiren muß, aber dem es doch von seinem Vater aufbehalten wird, bis er es besser zu benützen weiß. Sehen Sie! so ist jetzt mein Gemüth beschaffen, und darum kann ich nicht trauern, wie man in Romanen zu trauern pflegt, sondern wie ein Christ, der Hoffnung auf die Zukunft hat.

Nach ein und andern Reden kam ein Bediente, der den Candidaten zum Spaziergang abrief; er ging und fand den Herrn von Morgenthau an der Thüre auf ihn warten. Beim Fortgehen sagte Steilmann, da hat mir der junge Haberklee seine Geschichte erzählt.

„Sagen Sie ihm doch, er möchte mir sie umständlich aufschreiben."

Ich werd's ihm sagen. Gott! welch Elend haben die Leute ertragen, und welch ein Gericht wird den Vater treffen!

„Meynen Sie denn, der junge Haberklee habe wohl gethan, daß er die Kammerjungfer heirathete?"

An und vor sich selbst kann ich keine Sünde darin finden.

„Ich will einmal den Fall setzen: ein Bauer hätte eine große Heerde Schafe: nun machte er unter denselben eine Ordnung: er sonderte diejenigen, welche Hörner haben, von den andern ab in einen besondern Stall, die schwarzgrauen ebenfalls, so auch die fleckigten, und wiederum die weißen. Nun befiehlt er seinen Leuten, diese Ordnung zu beobachten. Es ist wahr, es scheint unnöthig, und sogar widernatürlich, besonders, wenn er den gehörnten, oder einer andern Gattung besseres Futter zulegt; was würden Sie aber von einem Hirtenknaben sagen: wenn er hinginge und diese Ordnung zerstörte? würd' er nicht gegen seinen Herrn sündigen? Die Menschen haben unter sich einen Unterschied gemacht: es ist gut, wenn wir ihn beobachten.“

Ew. Gnaden haben ganz recht; allein es gibt doch besondere Fälle, in welchen ein wenig Nachsicht nöthig wäre.

„Und diese Fälle sind doch gemeiniglich so beschaffen, daß man im ersten Anfange mit ein klein wenig Kämpfen und Behutsamkeit das ganze Uebel hätte verhüten können.“

Ach, was ist der Mensch, und was seine heiligsten Vorsätze!

Morgenthau sah ihn an, lächelte und sagte: „Graben Sie das nur in Metall mit großen Buchstaben, und befestigen Sie es auf Ihrer Kanzel an einen Ort, wo Sie es während der Predigt immer vor Augen haben: und alle moralischen Prediger möchten es gleichfalls thun.“

Steilmann antwortete: Ew. Gnaden halten also nichts von den gesetzlichen Predigten, und doch ist die Heiligung ein wesentlicher und unentbehrlicher Theil des Christenthums. Die Verbesserung des Menschen ist, so zu sagen, der Zweck aller göttlichen Anstalten.

„Wohl, mein Freund! der Weg der Heiligung geht durch Erfahrungen. Erst das Gefühl der Fehltritte und ihrer Folgen lenkt den Willen, nicht aber die Ueberzeugung des Verstandes.“

Vortrefflich! gnädiger Herr! allein erlauben Sie mir

nur noch dieses, auf diese Weise wäre das Predigeramt unnütz?

„Gar nicht! Erkenntniß muß vor dem Gefühl hergehen, nur das wollte ich sagen: oft steht der strenge Moralist, und donnert gegen die Sünden, die er entweder selbst schon begangen, oder es hat ihm nur an Versuchung gefehlt, sonst würde er sie doch begangen haben. Darum mitleidig, liebend und überzeugend muß der Predigerton seyn."

Steilmann versetzte: das ist eine Wahrheit, die gar keinen Widerspruch leidet: ich wünsche und bitte mir täglich von Gott diese Gnade aus, um ein solcher Prediger zu werden. — Der gute Candidat hätte sich jetzt gern tiefer mit Morgenthau in ein Religions-Gespräch eingelassen; allein er fürchtete, ihn zu beleidigen, und vielleicht wäre auch seine Bemühung fruchtlos gewesen.

Sie gingen indessen gegen einen Buchenwald zu. Man sah unter dem einförmigen Grün der Aeste die Stämme im Dunkeln stehen. Hinter demselben war eine Heide mit niedrigem Gesträuche, alsdann ein kleines Thal mit einem schnell fortrauschenden Bach. Unten am Ende, wo dieser Bach ins große Thal eintritt, war eine einsame Bauernwohnung. Hierin beschloß Morgenthau seinen Spazierweg zu nehmen. Als sie in der Mitte des Waldes angekommen waren, sahen sie zur Seite eine Strecke fort einen Knaben und ein Mädchen gehen; der Knabe mochte etwa sechszehn, das Mädchen aber achtzehn Jahr alt seyn; sie suchten dürres Holz zusammen, um es nach Hause zu tragen. Morgenthau sagte zu seinem Gefährten: das sind Bauernkinder; wir wollen zu ihnen gehen, da ist allemal Etwas zu lernen. Sie gingen. Das Rauschen im Laub machte die beiden jungen Leute aufmerksam, sie sahen sich um und entdeckten die Herren und wie sie auf sie zugingen. Alsbald hörten sie auf Holz zu lesen, und stunden neben einander. Der Knabe hielt seinen Hut in der Hand, und das Mädchen faltete beide Hände vor der Brust.

Morgenthau fragte sie: wo sie her wären? Sie antworteten; von dem nächsten Hofe. (Das war derjenige, wo

die Spazierenden hin wollten.) Ja, sagte der Junge: wir sind Bruder und Schwester; wir sind nicht gebürtig daher, wir wohnen jetzt da statt Knecht und Magd.

„Habt ihr denn keine Eltern mehr?“

Nein, sagte der Junge, aber wir brauchen auch keine Eltern. Schweig doch, Pöll! redete das Mädchen ein: Du mußt nicht so sprechen! Doch, so sprech ich, versetzte Pöll: wenn die Küchlein allein gehen picken, und wenn die Henne nicht mehr gluckt, so schlachtet man sie. Das Mädchen wurde feuerroth im Gesicht und fing an zu weinen. Pöll sah sie mit Nas' und Mund an und sagte: Trinchen, nun wein doch nicht!

Morgenthau lächelte Steilmann an und versetzte: das ist ein schönes Schauspiel. Nun fragte er auch das Mädchen: was weinst Du, mein Kind?

Ach, antwortete sie: Pöll macht nichts aus meiner seligen Mutter! Unsern Vater haben wir Beide nicht gekannt; immer redet er so, als wenn's ihm gleich viel um sie wäre, und sie war doch gewiß eine recht brave Frau.

Du verstehst nichts, Trinchen! versetzte Pöll; ich hatte einmal ein weißes Schaf, du weißt noch wohl, wie lang, rund und dick es war und was für ein schönes Köpfchen es hatte, gelb wie eine Citrone und schwarze Ringel um die Augen, es leckte mir das Salz aus den Händen, und lief mir nach, wie ein Hund. Du weißt, Trine, wie lieb ich das Schaf hatte! aber ich hatte keinen guten Stall, und unser Heu war sauer; ich weinte oft, wenn ich das arme Thier die Hälmchen herausmausen sah: den Sommer war's gut, dann hütete ichs, aber des Winters! — Nu! mein Großvater kam im Herbst, ging hin, nahm das Schaf am Band, und führte es fort; ich folgte ihm nach bis vor das Thor, da küßte ichs noch einmal auf den weichen Mund, und kehrte um. Ja! dacht ich, es ist doch gut, daß das arme Thier fort ist, nun kommt's in einen warmen guten Stall, kriegt süßes Heu satt, und nun weinte ich nicht mehr.

Morgenthau und Steilmann sahen sich mit nassen

Augen und mit Entzücken an. Ersterer fragte den Knaben ferner: Glaubst du denn, mein Sohn! daß deine Mutter im Himmel ist?

Ja, sagte er, das glaub ich so gewiß, als es Tag ist! Sie las uns Sonntags Nachmittags aus der Bibel vor, und dann erklärte sie uns, was sie las; sie betete immer fleißig, und auf ihrem Todbette sprach sie sehr viel Gutes. Morgenthau fuhr fort: Habt ihr es dann jetzt gut, Kinder? Ho! sagte Pöll, ein Rind, das noch keine Milch gibt, kriegt knapp zu beißen; man muß eben zufrieden seyn, bis es besser wird. Ja, sagte Trinchen, meine Mutter hat uns oft getröstet; wenn wir nicht recht satt zu essen hatten, dann sagte sie:

Heißts gleich öfters, wir vertrinken,
Nun hört alle Hoffnung auf:
Wenn das Schifflein will versinken,
Dann wacht erst der Retter auf.
Hilfe kommt noch stets zurechte,
Wenn es uns am schlimmsten geht;
Und wenn kommen dunkle Nächte,
Jesus Licht am nächsten steht.
Bricht gleich ein ein Wetterregen,
Muß sich doch der Sturm bald legen.

Nun, Kinder! sagte Morgenthau, leset ihr euer Holz wacker und geht dann hübsch nach Hause! Sie thaten das und freuten sich über die Maßen.

Sehen Sie diese Kinder! versetzte Morgenthau im Weggehen zu Steilmann, wie sie ihre Pflicht treibt! Ach, antwortete dieser, die theure Religion! Könnte man doch Kinder, und so rein und unschuldig werden, wie diese! Morgenthau schwieg still. Nun spazierten sie gegen den Hof zu.

Als sie nah hinzu kamen, hörten sie die Frau des Hauses gewaltig gegen ihren Mann keiffen, daß er ihr die nackten armen Kinder auf den Hals geladen habe, da sie selbsten ihre Last hätten. Da bleiben sie aus! rief sie: sie werden irgendwo liegen und schlafen; und besonders das Mädchen sollst du mir aus dem Hause schaffen! Ich hab es gesehen, daß

unser Caspar oft heimlich ihm in die Ohren flüstert, und sie ihm wieder, dann gehen sie und führen sich am Arm. Ich kenne das Stückchen; ich glaub, sie meynen, ich wär so dumm. Hat sich wohl! ich bin vom vorigen Jahr nicht! Ich will es lieber jagen, daß ihm die Schuhlappen entfallen! Hum! sagte Jakob, ihr Mann; Du warst doch auch eben so reich nicht! doch davon wollen wir nun kein Aufhebens machen: ich bin so in etwas gut reformirt; was Gott beschlossen hat, das geschieht! Unsere beiden Spazierenden standen an der Ecke des Hauses; sie hörten das Alles und gingen hinein.

Jakob hatte den Herrn von Morgenthau wohl eh' gesehen, desgleichen auch seine Frau; sie erschracken. Der Mann schlug mit einem Bein hinten aus, bückte sich wie ein hölzerner Brettschneider, und rief: Guten Tag, Herr Genaden! Guten Tag, Herr Candidat! Er lief und holte ein paar hölzerne Stühle: sie setzten sich. Die Frau aber mußte gehen, eine Schüssel fette Milch holen und Weißbrod darein brocken, das aßen sie. Während dem kamen die Kinder; die Gegenwart der beiden Herren stopfte der Frau das Maul, aber ihr Blick war ein aufsteigendes Gewitter, das mit Blitz und Donner droht. Morgenthau fragte den Bauer: ob er die beiden Kinder wohl missen wollte? er hätte Lust, sie in seinen Dienst zu nehmen. Nein, Herr Genaden! rief die Frau, das geht so nicht! Wir haben sie gekleidet, das müssen sie uns erst abverdienen. Steilmann konnte das nicht verdauen. Mir deucht, sagte er zu der Frau, ihr beobachtet die Regel schlecht, daß die Frau dem Mann gehorchen, und er ihr Herr seyn soll; es kommt euch zu, zu schweigen, bis ener Mann gesprochen hat!

Das wäre mir, bei Gott! was Schönes! erwiederte sie, so wären wir lange am Bettelstab; hat sich wohl!

Aber wenn ich euch dann bezahle, was euch die Kinder gekostet haben, fuhr Morgenthau fort, ist das auch nicht genug?

„Ja, Herr Genaden! das ist was anders!“

Mit Einem Wort, sie wurden bald des Kaufs einig: Mor-

genthau befahl den Kindern, ihr Bündel zu packen und mit ihm fortzugehen. Pöll wußte vor Freuden nicht, was er begann; er machte Bocksprünge und sang. Mit Trinchen ging die Sache ziemlich langweilig. Nun kam auch Casper im leinenen Kittel herangestiegen. Er war ein Mensch von ungefähr vierundzwanzig Jahren, wacker und munter gebildet, und er pfiff sein Stückchen munter daher. Er erfuhr aber bald, was vorgegangen war, und nun hatte das Pfeifen ein Ende; er wurde weiß, wie eine Wand, setzte sich hin und die Thränen drangen ihm in die Augen. Pöll kam herab gehüpft und sagte: Da droben sitzt Trinchen auch und heult. Kann's wohl denken! ha, ha, Casper! Du hast auch Wasser in den Augen!

Ich fing einmal ein Vogelnest,
  Das Weibchen mit dazu;
Das Männchen flog mir um den Kopf,
  Das Männchen das bist du!

Morgenthau und Steilmann bewunderten den Knaben über die Maaßen. Die Bauernfrau lachte in ihre Faust, als sie das Alles sah und hörte; sie freute sich über die Trennung der beiden Liebenden von Herzen. Allein sie schoß weit dem Ziel vorbei.

Morgenthau rief Caspern und Trinchen zu sich und sprach zu ihnen: Sagt mir ungescheut, liebt ihr euch von Herzen? Sie sahen sich an. Die Mutter wollte einreden, allein Morgenthau blickte sie an, daß sie zitterte. Endlich gestanden die Beiden frei, daß sie sich liebten. Nun gut, Kinder! fuhr er fort, so muß ich auch mit den Eltern reden. Hört, Jakob und Ihr, Frau; ich bin Trinchens Vater — habt ihr noch etwas gegen die Heirath einzuwenden? Nein, antworteten sie einhellig, gar nichts!

„Habt ihr noch mehr Kinder?“

Ja, noch sechs; noch einen Sohn von zwanzig Jahren, eine Tochter von achtzehn, und so fort herunter.

„Nun so will ich ihnen Land und Sand genug geben, und Geld dazu, um sich helfen zu können. Trinchen bleib nur so lange hier, bis nach eurer Hochzeit, und dann kommt zu

mir. Pöll geht mit: er soll Dir aber dieser Tage einiges Geld zu deiner Ausstattung bringen.

Steilmann hüllte sein Angesicht in ein Schnupftuch und ging beiseit. Jakob wanderte auch durch die Küche hin und schneutzte sich; die Frau aber war still und freudig.

Nun, Kinder! sagte Morgenthau, geht an einen einsamen Ort, umarmt und küßt euch satt! Sie wußten Beide nicht, was sie sagen sollten, sie waren voll Dank und konnten ihn nicht an Mann bringen. Sie standen und sahen Morgenthau an, hatten Thränen in den Augen; bald war Caspar Willens, etwas zu beginnen, bald Trinchen. Morgenthau aber lächelte sie an, und erwartete, was sie anfangen würden. Endlich brach Caspar los; er trat hinzu, faßte Morgenthau's rechte Hand mit beiden Händen; nun kam auch Trinchen, und faßte so seine linke. Sie weinten Beide, aber sagen konnten sie nichts. Darauf gingen sie aus dem Hause; Hand in Hand wandelten sie den Hof hinauf ins freie Feld.

Pöll stand indessen wie ein Stock, und sah das Alles mit Erstaunen an. Nun, sagte er endlich, wird doch wohl Trinchen nicht mehr um meine Mutter weinen. Und ich weine nicht; aber wenn der Herr da stürbe, dann weinte ich.

„Wie! fragte Morgenthau, gönnst du mir den Himmel nicht?“

Ihr habt den Himmel ja schon auf Erden.

„Wie meynst du das?“

Ha! das meyn' ich nun so, wenn der Hund an der Kette lange nichts zu fressen gekriegt hat, so heult er; wenn ich das nun höre, so lauf ich geschwind und bring ihm was. Wie er dann mit dem Schwanze wedelt, an mich aufspringt! Das freut mich, und ich hab meine Herzenslust daran: ich stehe dann so lange, bis er aufgefressen hat, um mich daran zu ergötzen, daß es dem armen Thier so gut geschmeckt. Nun meyn ich, ob's Euch auch so ging.

Morgenthau schwieg.

Nun nahmen die beiden Spazierenden und Pöll Abschied

von dem Bauern und seiner Frau und gingen fort. Sobald sie außer dem Hofe waren, fragte Pöll: Herr! muß ich vor oder hinten gehen? Morgenthau antwortete: Was dünkt dich, Pöll! welches schickt sich wohl am besten? Das kommt drauf an, versetzte Pöll; der Schlächter Franz, wenn er bei uns Kälber holte, so hatt' er einen großen Hund, der mußte immer hinten gehen. Aber der Niedernbrucher-Bauer, wenn er kam, Heu oder Haber bei uns zu kaufen, so hatt' er ein klein Pudelhündchen, das lief immer vor und lief den Weg zweimal.

Steilmann lachte herzlich, Morgenthau lächelte nur und sprach: Nun, so sey du dann, was du willst, der Große oder der Kleine!

„So will ich am Tage hinten gehen, des Nachts aber vor!"

Aber wie in der Dämmerung?

„Ho! so geh ich halt zur Seiten!"

Hör, Pöll, Du sollst mein Kammerdiener werden!

„Was ist das?"

Das werd ich dir schon sagen.

Sobald sie wieder auf dem Schlosse ankamen, sagte Steilmann zu Morgenthau: es ist kaum sieben Uhr, Ew. Gnaden lassen mich jetzt nach Hause gehen, ich weiß nicht, was vorfallen kann; morgen Nachmittag werde ich die Gnade haben, wiederum meine Aufwartung zu machen und Elisens Begräbniß beizuwohnen. Thun Sie das, antwortete Morgenthau. Nun ging der Candidat, um von Reymund Abschied zu nehmen, und darauf wanderte er unter vielen angenehmen Gedanken und Vorstellungen nach Korndorf hin.

Als er um neun Uhr daselbst anlangte, war sein Vater schon schlafen gegangen, seine Mutter saß noch und strickte! Johannette aber las in einem Buche; doch dieses that sie nun zu, legte es beiseit, sprang auf und holte ihrem Bruder Etwas zu essen. Neugierig fragten jetzt Beide nach der Geschichte des Tages: er erzählte ihnen Alles mit den kleinsten Umständen und mit wahrer Herzenswärme.

Die Mutter freuete sich herzlich über diese Bekanntschaft ihres Sohnes. Ey! sprach sie zu ihm: nöthige doch den Herrn einmal zu uns! Er wird Dich doch gern einmal predigen hören, und dann kann er den Mittag hier bleiben und mit uns vorlieb nehmen. Ich habe da das Säugkalb, das will ich noch vierzehn Tage an der Milch lassen, so kann ich einen guten Braten machen, von dem Fleisch eine Brühe kochen, gut Gemüß habe ich, dabei kann man einen Schinken kochen und von den eingemachten Amarellen trägt man etwas bei dem Braten auf. Und dann mußt du für den Nachmittag eine Torte und Gebackenes machen, Nette!

Das kann alles geschehen, Mama! versetzte Johannette: Ich glaube aber, der Herr von Morgenthau ist einer von Denen, die des Abends nicht mehr wissen, was sie des Mittags gegessen haben.

Wahrlich! fiel der Kandidat ein, ich glaube, er denkt an nichts weniger, als an die Wahl der Speisen.

Das kann seyn! antwortete die Frau Pastorin; allein wir müssen doch doch das Unsrige thun.

Die Kinder bejahten das von Herzen.

Nun gingen sie alle schlafen. Johannette hatte ihre Kammer hinten gegen den Hof zu, auf dem Eck des Hauses; die Eltern aber und der Kandidat nach vornen. Als sie hinauf kam und anfangen wollte, sich auszukleiden, so trat sie noch erst ans Fenster, und weil der Mond so hell schien, so machte sie es auf und schaute über Berg und Thal hin. Vor sich hatte sie ihren Baumhof, dahinter eine schöne Wiese, dann stiegen Felder allmälig den Berg hinauf; dann folgte ein schöner Buchenwald, über welchen der Mond schon ziemlich hoch stand; die Luft war heiter und alles in der Welt stille, nur hörte man ferne in der Wiese das helle Knarren eines Insekts. Das edle Mädchen stand eine Weile und genoß Seelenfrieden. Nun ging aber der Weg zu ihrem Hause rechter Hand von den Wiesen aus dem Dorfe herauf, längs einem Zaun vor ihrer Hausthür vorbei. Sie glaubte, Fußtritte zu vernehmen, schaute hin und siehe, zwei Mannspersonen kamen herauf. Sie hörte

daß Einer sagte, da wohnt der Pastor! und darauf kehrte er um. Johannette vermuthete Besuch, sie schlüpfte still die Treppen hinunter, um niemand zu wecken, und sobald geklopft wurde, machte sie mit vorhergegangener nöthiger Behutsamkeit die Thüre auf. Ein wohlgebildeter Herr mit einem violetten Kleide, mit silbernen Knöpfen und Knopflöchern trat herein. Sie verwunderte sich; der Herr war ihr ganz unbekannt. Er machte ihr eine zierliche Verbeugung und fragte sie: ob sie die Jungfer Steilmann wäre?

„Zu dienen, mein Herr! wen habe ich denn die Ehre, so spät zu empfangen?"

Warum fragen Sie nach meinem Namen?

„Das sagte auch einmals ein Engel, den wir vielleicht ohne unser Wissen beherbergen sollen."

Der Fremde erstaunte über dieses Mädchen. Sie hatte eine edle Gestalt, nur das weiche, tändelnde Schöne nicht, was die Wollust reizt; aber eine vortreffliche Bildung, die Verstand und einen edeln Geist verräth, war über ihre ganze Natur verbreitet; dabei hatte sie sich durch eine auserlesene Lektüre gebildet, womit sie aber niemals prangte.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?"

Mit einer kleinen Unterhaltung von einer Stunde, und dann geh ich wieder, wo ich hergekommen bin; Sie sind, wie ich merke, allein. Haben Sie einen Garten am Hause?

„Ja!"

So laßt uns dahin gehen und ein wenig am Mondschein unter dem freien Himmel spazieren.

„Verzeihen Sie, mein Herr! es ist spät in der Nacht; soll ich niemand von unsern Leuten wecken?

Bei Leibe nicht! aber hören Sie, liebe Jungfer! ich bin ernst und gar nicht gefährlich; mir ists ein Gräuel, dem Frauenzimmer ein Versucher zu seyn; ich gehe gern mit ihnen um, wie mit Menschen meines Geschlechts, unterhalte mich mit ihnen von nützlichen Sachen, dadurch suche ich alle Zurückhaltung zu verbannen. Es ist ein verdorbener Geschmack, der heut zu Tag zwischen beiderlei Geschlechtern herrscht. Wer Willens ist, zu heirathen, der sage seinen

Zweck frei; wer es aber nicht Willens ist, der spreche, wie Mensch mit Mensch sprechen soll. Jetzt fällt ihre Schwierigkeit weg, mit mir in den Garten zu gehen. Doch sie hat hierin Ihren freien Willen.

„Ich bitte um Vergebung! der Ton, womit Sie so recht meines Herzens Gedanken ausdrücken, benimmt mir alle Schwierigkeit, kommen Sie!“

Damit ergriff sie ihn an der Hand, die ihr die nächste war, und führte ihn hinten heraus in den Garten. Die beiden einmal gefaßten Hände verließen sich nicht; sie gingen eine Weile zwischen den Gemüßbeeten auf und ab; Blumen waren da wenig; hinten am Ende des Ganges war eine Laube von Hainbuchen ins Viereck gesetzt und in einander geflochten.

Ich wandle in Eden umher! sagte der Fremde: alle Menschen schlafen — Gott, Sie und ich — allein in der Welt — Gott, was empfinde ich hier! — da säuselt ein Lüftchen aus Osten herüber — Wohlgefallen des Menschenvaters, der mich jetzt neu geschaffen hat. — (Er sank auf die Knie.) Allgegenwärtiger, wie wohl ist mir! — Er sprach nichts mehr, sondern schwieg in sich versunken, Gott still feiernd. Johannetten gings durch Mark und Bein, sie sank zitternd neben ihn hin; nie war ihr so gewesen. Nach einer Weile stand er wieder auf. Er sah seine Begleiterin auf den Knien liegen; er ließ sie und wandelte still vor sich hin; sie stand auch wieder auf, trat zu ihm und sagte: Was ist das? — mein Herr! — so ein innig Wohlseyn — einer süßen Ohnmacht nahe — ich fühle einen reinen, zarten Trieb, Ihre Freundin zu seyn; nehmen Sie mir diesen Ausdruck nicht übel, ich fühle weiter nichts, als was ich sage.

Und wenn Sie mehr fühlte! — versetzte der Fremde: Was übelnehmen! Ein solch Gefühl vereinigt den Seraph mit dem beseelten Staub, daß sie in einander fließen, warum wir nicht, die wir Schwester und Bruder sind? Warum einen heiligen Trieb verschweigen, der Vater Adam bei sei-

nem ersten Erwachen der ganzen Menschheit eingegossen ward!

„Recht, mein Herr! so habe ichs gern; allein Umstände verbieten oft, zu lieben, aber darum nicht, Freund zu seyn.“

So lieben Sie vielleicht?

„Nein! noch zur Zeit — bis — dahin — bin ich davon frei geblieben.“

Bis dahin — Engel! und ich auch bis dahin! — nun unsere Herzen sympathisiren. Umstände verbieten uns die Liebe auch nicht. Davor bin ich Bürge.

„Meine ganze Seele bebt — ich kenne Sie nicht! — Gott, verlassen Sie mich für dießmal; aber kommen Sie bald wieder!“

Ich sinke in Eden, in süßen Schlummer und doppelt werde ich erwachen.

„Sagen Sie mir Ihren Namen; ich beschwöre Sie bei dem sanften Mondlicht!“

Ich heiße Adam — das sey genug! Hören Sie, vortreffliches Mädchen! Sagen Sie keinem Menschen in der Welt etwas von diesem Vorfall; fragen Sie Niemand um mich; diese Stunde sey Ihnen ein heiliges Geheimniß. In ein paar Tagen sollen Sie wissen, wer ich bin. Ich liebe Sie; vor Stand, Vermögen, ehrbare Familie, ja vor die froheste Einwilligung Ihrer Eltern bin ich Bürge! Lieben Sie mich, so schenken Sie mir Mund, Hand und Herz!

Meine Sinne schwinden — Sie sind ein erschrecklicher Mensch! — wer kann solche Scenen ertragen! — Wir sind mehr als Freunde. (Sie weinte.) Ich bin ein deutsches Mädchen — ohne Verstellung — nehmen Sie den ersten Kuß von unentweihten Lippen! Hier ist meine Hand — und zugleich mein Herz! — (Sie trat ein wenig zurück). Sind Sie aber ein Verräther — So wird der Allgegenwärtige meine Unschuld rächen — ich bin ein schwaches Mädchen. (Sie weinte fort.)

Der Fremde faltete die Hände und sagte: Du Allwissender kennst mich! — sey Du mir Bürge! — Johann

nette fiel ihm um den Hals und versetzte: dieser Bürge ist mir gültig.

Nun spazierten sie zusammen ins Haus; der Fremde nahm Abschied und versicherte, daß sie in ein paar Tagen mehr von ihm hören würde; dann sollen Sie mich kennen lernen, sagte er: Wir werden unsere Liebe vollziehen und uns freuen.

Johannette war außer sich und sie wankte zu Bette. Sie wollte über ihren Zustand nachdenken, allein das war unmöglich; sie wollte sich Vorwürfe machen, allein sie fühlte eine unwiderstehliche Gewalt, die sie nicht überwinden konnte; mit Einem Wort: ihr Zustand war unaussprechlich. Des Morgens war sie ruhiger, und nun lag ihre ganze Situation offen vor ihrer Seele; sie wollte zittern und konnte nicht: sie war an Händen und Füßen gefesselt. In dieser Gemüthsbeschaffenheit stand sie auf, betete feurig zu Gott, zog sich an und ging herab. Nun kam auch der alte Steilmann mit seinem dicken Rohrstab und seiner langen, schwarzen Pfeife, sang bei sich ein Morgenlied und setzte sich in seinen Stuhl. Der Kandidat kam auch. Die Mutter brachte heiße Milch und Zucker, Johannette aber hatte die Theekanne; nun setzten sie sich, um gemeinschaftlich zu trinken.

„Nun, Thimotheus! fing der Pastor an, erzähle uns doch, was ihr gestern zu Morgenthau angefangen habt!“

Der Kandidat erzählte mit wahrer Begeisterung die ganze Geschichte; den Vorfall mit dem alten Haberklee, Reymunds Schicksale, den Spaziergang mit seiner Scene, und das alles so vortheilhaft für Morgenthau, daß der Vater darüber lächelte, die Mutter aber zu der Tochter von einer schwarzen, seidenen Weste und Hosen zu reden anfing, welche ihr Sohn nun nothwendig haben müßte. —

Hierauf aber schwieg Johannette ganz still; doch fragte sie ihren Bruder: was gestern Nachmittag der Herr von Morgenthau für ein Kleid getragen hätte?

Er antwortete: einen dunkelbraunen Rock, schwarzes Kamisol und Hosen, und weiße, seidene Strümpfe.

„War kein Silber auf dem Rock!“

Nein! [illegible]

„So! — Trägt er nicht Kleider von andern Farben?“
Doch ja — er hat auch wohl gern grün und blau an.
„So! —“
Nachdem man noch verschiedene Anmerkungen über alle, und besonders über die rührendsten Theile der Erzählung gemacht hatte, so konnte der junge Steilmann wegen des Punkts vom Christenthum nicht länger an sich halten.
Ja, Papa! fing er an: Morgenthau ist gewiß auch ein Christ; ich habe es aus seinem Munde gehört, daß er Christum als unser großes Muster angepriesen hat. Er sagte: wir müssen, wie er, unsre guten Handlungen geheim halten, damit wir nicht in unserm Leben unsern Lohn dahin nehmen möchten.
„Ei, Thimotheus! antwortete der Pfarrer mit einigem Unwillen: laßt uns doch den großen, vortrefflichen Mann nicht mehr kritisiren, sondern vielmehr seine Tugenden nachahmen, bis er uns Beweise gibt, daß er kein Christ ist. Aber wahrlich, du bist doch ein schlechtgegründeter Theologe, ich muß dir das sagen, — du hast mehr empfindsame Schriften gelesen, als dogmatische; besinne dich doch einmal! kann Morgenthau bei dem allem nicht noch ein Arianer, ein Pelagianer, ein Socinianer, ja noch viel mehr seyn? Aber wie gesagt, Schande für uns, wenn wir so was von ihm dächten! ein Christ urtheilt nach der Liebe, und das müssen wir auch thun.“
Der junge Steilmann wurde ärgerlich; er schwieg und ging nach seiner Kammer, setzte sich hin und machte Glossen. Er untersuchte sich, woran es doch liegen möchte, daß er eine solche Grundwahrheit, als ihm eben sein Vater vorgehalten, übersehen habe? Denn er hatte sie wirklich lange gewußt, nur war sie ihm bei Morgenthau gar nicht eingefallen. Er fand aber die Ursache davon gar bald. Was man wünscht, glaubt man auch schon zuweilen zu sehen; so gings ihm. Das Verlangen war so groß, daß er auch die geringsten Spuren in dessen Worten und Handlungen aufschnappte, sie mit einer lebhaften Einbildungskraft auszierte und sich also selber täuschte. Sobald er diese Quelle

seines Vergehens ausfindig gemacht hatte, ging er wieder herunter zu seinem Vater, bat ihn um Verzeihung, entschuldigte sich mit der wahren Ursache, aus welcher seine Schwachheit geflossen war, und versprach, fernerhin vorsichtiger zu seyn. Der Vater aber hatte ihn schon bei sich entschuldiget und diese Ursache wohl eingesehen. Nun setzten sie sich wieder zusammen und discurirten, und damit war alles wieder in Richtigkeit.

Der Kandidat verrichtete nun seine Geschäfte und eilte damit, auf daß er gegen fünf bis sechs Uhr wieder bei Morgenthau seyn möchte. Die Frau Pastorin aber setzte sich zu ihrem Mann und sprach mit ihm von der Haushaltung und ihren Kindern. Johannette versah die Küche und war dabei so tiefsinnig, daß man's wohl merkte, sie auch darum befragte, allein man kann leicht denken, daß sie die wahre Ursache nicht sagte, sondern etwas anderes vorgab, wo wir uns nun eben nicht bekümmern wollen.

Der junge Steilmann kam nun wieder nach Morgenthau hin. Der Herr ging auf der großen Ebene vor seinem Schlosse umher spazieren, und überschlug, wie viel Häuser daselbst könnten gebaut und wie der Plan müßte angelegt werden. Steilmann ging auf ihn zu und grüßte ihn von seinen Eltern und von seiner Schwester. Morgenthau war zärtlicher gegen ihn, als sonst. Laßt uns brüderlich zusammen umgehen, mein Freund! sprach er und gab ihm die Hand. Der Kandidat schwamm in Vergnügen.

Wie befinden sich Ihre Eltern?

„Ew. Gnaden aufzuwarten."

Und Ihre Schwester?

„Sie befindet sich wohl; nur heute war sie etwas schwermüthig. Hierbei fuhr ihm etwas durch die Seele; die Frage kam ihm seltsam vor.

Morgenthau schwieg und wandelte gegen das Schloß zu. Steilmann ging hinter ihm her. Beim Eintritt in den Hof fragte Letzterer: was Reymund mache? Morgenthau versetzte, wir wollen zu ihm gehen. Sie gingen hin und fanden ihn schwarz gekleidet; Elise aber lag im

Sarge. Die Hofmeisterin und ein paar Mägde waren mit einem und anderem beschäftiget.

Reymund war sehr traurig; er fühlte die gänzliche Trennung von seiner Gattin tief, doch klagte er in der Stille. Morgenthau setzte sich und sah ernst und traurig vor sich hin. Wie haben Sie die Beerdigung eingerichtet, Herr von Haberklee? fragte er.

„Da in dem schönen Buchenwäldchen ist ein grüner Platz, auf welchem allerhand wilde Kräuter wachsen. Uralte Bäume, mit grauem langem Moos bewachsen, stehen rund umher; gerade in der Mitte sollen mir Ihre Knechte das Grab machen; da soll meine Elise ruhen!“

Gut, antwortete Morgenthau, das Wäldchen sey uns heilig! Ich will über das Grab einen kleinen achteckigen Tempel bauen, der so viel Raum einschließt, daß Ihre und meine Familie darinnen ruhen kann. Wir wollen ihn den Tempel der Hoffnung nennen, zuweilen hingehen und uns unserer Sterblichkeit erinnern.

Reymund und Steilmann freuten sich darüber. Der Erste fuhr fort: wenns diesen Abend dunkel wird, so wollen wir sie hintragen. Der Kandidat aber versetzte: und ich will ihr eine kurze Klagerede halten. Damit waren sie Alle zufrieden.

Morgenthau veranstaltete das Nöthige. Steilmann ging indessen allein, und dachte nach, was er sagen wollte; doch kein Einfall war ihm schön genug. Ei! dachte er endlich, ich will mich nicht zur Rede vorbereiten, ich will nur meine Empfindungen sprechen lassen. Und darauf ging er spazieren.

Der Zeitpunkt rückte heran; die Sonne senkte sich immer mehr und mehr, und ging endlich unter. Die Dämmerung stellte sich ein und näherte sich der Nacht; es war nun an dem, daß Elise zu ihrer Ruhe gebracht werden sollte.

Sobald als man einen Menschen in einiger Entfernung nicht mehr kennen konnte, kamen die Knechte des Herrn von Morgenthau und brachten die Leiche auf den Schultern herausgetragen, und gingen mit langsamen Schritten gegen

den Wald zu: ein wenig hernach wankte Reymund im Dunkeln daher, seine Knaben zur Rechten und Linken; er ging gekrümmt mit gesenktem Haupt; seine Brust war gleich dem Aetna, wenn er ausbrechen will. Zuweilen brach ein seelzagender Seufzer aus, der durch Mark und Bein drang dem, der ihn hörte. Nicht weit hinter ihm kam Morgenthau und Steilmann neben einander gegangen; ein wenig weiter zurück kam ein Trupp von Morgenthau's Hausleuten, welche dem Begräbniß zusehen wollten. Die Leiche kam an den Wald; ein Knecht, der dazu bestellt war, stand daselbst mit einer Fackel, und leuchtete durch das Dunkel des Waldes bis zum Grabe. Hier senkte man Elise ein. Bis dahin hatten die Knaben geschwiegen; als sie aber sahen, was da vorging, fingen sie erbärmlich an zu weinen. Reymund taumelte wie ein Trunkener und schluchzte.

Es ist doch erschrecklich! sagte Morgenthau stille zu Steilmann; wie Vieles ist uns noch verborgen! — Wer würde sonst solche Auftritte gerecht und gut heißen können, wenn wir nicht gewiß wüßten, daß eine Zeit der Vergeltung zukünftig ist!!!

Nun war der Grabeshügel fertig; man stand in einiger Entfernung umher; Steilmann aber trat hin ans Grab und redete:

„Da ruhst du nun — selige Elise — dein Leben war eine Reihe dunkler Tage; dunkel war dein Ende, dunkel — dein Begräbniß. Das Geheimniß deiner Führung ist unerforschlich, Gottes Wege mit den Menschen unbegreiflich — Assaph hätte beinahe gestrauchelt — beinahe — ich auch. Ein sanftes gutes Kind wird früh seiner Eltern beraubt, hingegeben in die Hände rauher unempfindlicher Menschen — Der ganze Himmel, den ein Sterblicher in dieser Welt genießen kann, öffnet sich ihr — Sie liebt nach den Grundgesetzen der wahren menschlichen Natur — wird so geliebt — genießt die Freuden der Ehe ganz — aber nur, damit das Elend, das sie empfinden soll, desto herber schmecken möge — das begreife, wer Vernunft hat! — Sie stirbt im Jammer, verlassen von allen Menschen, von dem, den ihre Seele liebt! — stirbt —

unter dem Gewinsel ihrer verlassenen Kinder — Gott! — das erschüttert, ja das erschüttert felsenharte Herzen — War es Wunder, wenn der Heide über seine Götter zürnte, von denen er glaubte, daß sie, wie Menschen, Mißgunst, Neid und Rache kochten! — allein wir, die wir des Herrn nähern Rath wissen, wir dürfen nur hingehen ins Dunkel des Heiligthums und forschen; wir dürfen nur still hinsinken, den tobenden Schmerz und die schwärmenden Gedanken ein wenig stillen und den Herrn anbeten — Wir dürfen uns nur demüthigen und den leidenden Erlöser in all seinem Jammer anblicken — Er, der Gerechteste — der Sanfteste — der Wohlthätigste — trug still wie ein Lamm alle Schläge der rächenden Gerechtigkeit Gottes! — Er, die Unschuld selbst, schwieg und schalt nicht, die ihn schalten — Nein, in dem größten Schmerz und der äußersten Verlassung bat er für seine Peiniger! — Gott! welch ein unersteiglicher Gipfel der erhabensten Liebe! — Bei diesem Gedanken schwindelt der tief leidende Mensch, schämt sich und steht beruhigter auf; er wiederholt diese Anbetung oft, und stillt so seinen Kummer. —"

„Aber noch ist ihm das Geheimniß nicht enthüllt. Warum mußte der Erzhirte leiden? warum seine wahren Anhänger? — Gott, der ewige Vater wollte es so — das sey uns genug — wir sollen und können die Tiefen der göttlichen Weisheit nicht erreichen. Jesus Christus sollte uns mit dem Vater versöhnen — Wir waren Feinde Gottes, Er, uns ein verzehrend Feuer, wie es die Sonne dem kalten Lappländer im Mohrenlande seyn würde; das sagt uns seine Offenbarung, dabei müssen wir uns beruhigen. Aber Er, der Herzog der Seligkeit, sollte auch durch Leiden vollkommen gemacht werden, Hebr. 2. 10. Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen, und die Fülle haben. Jes. 53. 11. Seht! da liegt der Aufschluß, warum der wahre Christ ein Kreuzträger seyn soll —; er muß durch das Feuer vieler Leiden gefegt, geläutert und gereiniget werden. Dieses Leben ist kurz und bald vorübergehend, eine rauhe Tagereise, die uns zu einer seligen Herberge führet; eine Schiffahrt voller Sturm

und Ungewitter — welche uns in den glücklichen Hafen unsers Vaterlandes führt, wo wir für unsere Leiden ein Königreich erben sollen; ein Zweikampf, der unser ewiges Glück entscheidet, wenn wir nur Geduld, Treue und Tapferkeit ausüben — Schämen müssen wir uns, wenn wir das alles erinnern und noch länger straucheln — Wir müssen über den Abschied unserer Freunde trauern, das ist in der menschlichen Natur gegründet, aber nicht mit Gott hadern — Er meynt's gut mit uns und Er will uns glücklich machen. Was hat dieses Leben für ein Verhältniß gegen das zukünftige? — Gewiß gar keines! — Wer würde einen Tropfen Galle mit dem unermeßlichen Ocean vermischt schmecken können? — Uns kommt ein ordentliches Menschenleben lang vor, und doch der's verlebt hat, dem ist's nur ein Schatten gewesen — Also nur Geduld! — bald, bald kehren wir ein in den Thoren der Ruhe und des Friedens! Wir gelangen an in unserm Vaterlande, wo wir alle unsre verlorne fromme Freunde wieder finden werden. Dann werden wir uns von Herzen schämen, wenn wir je gestrauchelt und mit Gott gerechtet haben; uns wird es einleuchten, daß Gott lauter Liebe und Seligkeit ist, ja daß dieser Zeit Leiden lange der Herrlichkeit nicht werth gewesen, die nun an uns ist offenbaret worden. Darum laßt uns vor dem Herrn in Demuth unsere Schwäche bekennen, alle unsre Leiden mit Geduld unserm Erlöser nachtragen, und uns dabei auf eine selige Heimfahrt freuen; dieses wird uns trösten in all unserm Kummer. Haben wir dann mit Thränen gesäet, so werden wir auch mit Freuden erndten; wir gingen hin und weinten, aber wir trugen auch edlen Saamen. Nun kommen wir mit Freuden und bringen unsere Garben.

Deine Garbe, selige Elise! ist nun schon eingeerndtet! — Deine Thränen sind von deinen Wangen getrocknet! — schon wandelst du unter den Chören der Seraphen und vollendeter Geister ruhig umher; erinnerst dich an uns; wünschest, daß wir wüßten, welche nie empfundene Seligkeit ohne Gränzen und ohne Ende für den Streiter und Ueberwinder auf uns warten, und verherrlichest Den, der uns solche Wohnungen

zubereitet hat — Aber dein verweslicher Rest ist hier der Mutter-Erde anvertraut: wir haben da ein Weizenkorn gesäet, das den Keim ganzer Ewigkeiten in sich hat; es wird zu seiner Zeit aufblühen, so wie jetzt der Mond über den Berg emporsteigt. Du seliger Geist! wirst alsdann in deine verklärte Wohnung wieder einkehren, und dann wirst du wieder ganz Elise seyn! Ja, das wird gewiß geschehen und nicht ausbleiben! — Darum getrost, betrübter Freund! auch uns wird das Loos treffen! es ist nicht lange mehr hin, so ruhen Sie auch hier bei Ihrer Elise! Trauern Sie fort; aber seyn Sie männlich, wirken Sie noch recht eifrig zur Ehre Gottes und zum Besten der Menschheit, so lange Ihr Tag währet! Sie werden dann ihr Haupt ruhig niederlegen, und erwachen wie ein herzliebender Bräutigam an seinem Hochzeitmorgen. Neben Ihnen wird Elise stehen — Sie wird dastehen in unverwelklicher Schönheit — Sie anlächeln, und dann werden Sie vereinigt hinaufsteigen, und die Stimme wird Ihnen aus den Perlenthoren entgegen schallen: Kommt herein, ihr Frommen und Getreuen! Ihr seyd über wenig getreu gewesen, ich will euch über viel setzen; gehet ein zu eures Herrn Freude!“

„Nun, selige Ueberwinderin! ruhe hier sanft unter dem stillen Gelispel säuselnder Blätter und unter dem Gesang der Vögel! Kein unheiliger Fuß entweihe diese Stätte! Wenn ein Gräulicher, ein Dieb oder Mörder sich in der Nacht dem Dunkel dieses Waldes nähert, wenn er sich hier im Schatten verbirgt und mit seinen Gesellen mörderischen Rath hält, so gehe ein heiliger Schauer von dieser Stelle aus, der sie erschrecke, daß sie heimzittern, nachdenken und Buße thun über ihre schändlichen Werke!“

„Ruhe sanft, selige Elise! wir verlassen dich und treten wieder auf unsern Posten. Am Tage der Auferstehung dann wollen wir uns willkommen, und zwischen den ewigen Hügeln gesellschaftlich hinwallen. Dazu schenke uns Kraft der dreimal Heilige, durch seinen alles belebenden Geist, um seiner Liebe willen; Amen!“

Nun weinte noch ein Jeder ein paar Thränen auf Elisens Grab, und darauf gingen sie zusammen nach Hause.

Des andern Morgens früh tranken Morgenthau und Steilmann den Kaffee zusammen. Letzterer eröffnete dabei das Verlangen seiner Eltern, einen solchen würdigen Freund bei sich zu sehen. Bald, mein Lieber! antwortete der Herr von Morgenthau, werde ich Sie besuchen.

„Aber meine Mutter wüßt' es gern voraus.“

Sie wird vermuthlich das Ceremoniel lieben?

Steilmann zuckte die Achseln.

Morgenthau fuhr fort: Um sie nicht in Verlegenheit zu setzen, so will ich es sagen; künftigen Sonntag will ich in die Kirche kommen und Mittag mit Ihnen halten.

Der Kandidat freute sich recht sehr darüber, und nach einigen Gesprächen ging er wieder nach Hause und überbrachte diese fröhliche Botschaft. Der alte Steilmann war wirklich selber froh, mit dem vortrefflichen Manne Bekanntschaft zu machen.

Die Frau Pfarrerin aber begab sich nun in ihre Kammer, um mit Johannetten den Plan zur Mittagsmahlzeit, zum Dessert, zum Ankleiden u. s. w. fest zu bestimmen; Johannette aber war dazu für jetzt nicht aufgelegt. Ei, liebe Mama! sagte sie, machen Sie Alles nach Ihrem Gutfinden, und dann befehlen Sie nur, so will ich gehorchen.

„Ich weiß nicht, Nettchen! wie du heute so still und gedankenlos bist! fehlt dir irgend etwas?“

Nein, liebe Mama! mir ist ein wenig zu wohl gewesen, und darauf folgt gemeiniglich eine kleine Unlust.

„Ach ja! allzugroße Munterkeit verleitet uns öfters zu Schwachheiten; wenn wir uns hernach besinnen, so züchtiget uns das Gewissen. Es ist recht gut, Kind! wenn man ein zart Gefühl über seine Sünden hat.“

Ja wohl! doch glaube ich, daß es bei mir noch etwas anderes ist; es soll wohl wieder besser werden.

Des andern Tages kam ein Fuhrmann von dem Herrn von Morgenthau bei dem Pfarrhause an und brachte ein Ohm vom allerbesten Rheinwein, nebst einem Anker der kost=

barsten Weine in Flaschen gefüllt und in Körbe gepackt, nebst folgendem Brief:

Hochehrwürdiger!

„Hiebei übersende ich Ihnen ein kleines Geschenke; ich bitte damit verlieb zu nehmen. Künftigen Sonntag werde ich die Ehre haben, Sie zu besuchen, und für das Frauenzimmer vermuthlich noch ein angenehmeres mitbringen. Ich grüße Sie alle von Herzen und bin

Ew. Hochehrw.

ergebenster Diener

Friedrich von Morgenthau."

Der alte Steilmann rief seine Frau und zwei Kinder zusammen, und las ihnen dieß Briefchen vor. Während der Zeit, daß der Fuhrmann und der Knecht den Wein abluden und in den Keller brachten, wurde von der Familie in der Stube über das Schreiben Rath gehalten. Man bedachte sich hin und her, was das doch für ein Präsent für das Frauenzimmer seyn möchte, das der Herr von Morgenthau mitbringen würde? Ich kann es nicht ergründen, sagte der Pfarrer. Ja, versetzte die Frau Pastorin, indem sie eine Prise Taback nahm und dabei seufzte: ich will wetten, er wird mir und meiner Tochter ein paar kostbare Juwelen mitbringen.

Ich kenne ihn besser, antwortete der Kandidat; ich glaube das nicht; er hat etwas damit im Sinn, das wir gewiß nicht errathen werden. Johannette schwieg. Da sie aber auch rathen sollte, was sie glaubte, was es wäre, so versetzte sie ernst und bedenklich: Eine diamantene Kette, zwei Herzen von Rubinen damit zusammen zu binden. Hiemit ging sie schnell zur Thüre hinaus.

Die übrigen Drei standen und sahen sich an, wie drei marmorne Statüen. Der Kandidat hatte einen Schwarm von Phantasien, Dämmerndes, ich weiß nicht was allerhand dumpfe Ahnungen für seine Seele. Der Pastor sah starr auf die Erde und sagte lang nichts; endlich seufzte er und versetzte: das war ja ein sonderlicher Ausdruck! Der Kandidat antwortete: so ein Ausdruck wie ein Blitz in ein dunkles Zim-

mer. Hm! that die Mama hinzu, da muß ich noch mehr davon wissen! Sie ging hinaus; allein sie schoß dem Ziel vorbei, sie ward nichts mehr gewahr, als was sie schon wußte. Die beiden Gelehrten in der Stube brachten auch nichts weiter zum Vorschein, als daß man warten müßte, bis sie's selber entdeckte, was sie damit hätte sagen wollen.

Der junge Steilmann fing nun an, auf seine Predigt zu studieren, die er übermorgen halten sollte. Das Frauenzimmer bereitete die Küche auf den Tag, und der alte Steilmann wartete alles ruhig ab.

Morgenthau war indessen auch geschäftig. Ob er gleich den jungen von Haberklee zu seinen Absichten zu brauchen Willens war, so ließ er ihn doch in Ruhe, um erst seine tiefste Trauer abzuwarten. Daher richtete er jetzt sein Augenmerk auf Trinchen und ihren Casparn. Er schickte seinen Poll hin zu dem Bauern Jacob, und ließ ihn zu sich bitten. Er kam.

„Hört, mein Freund! sagte Morgenthau zu ihm; wollt Ihr euern Sohn mit seinem Trinchen diesen Sommer bei Euch behalten? Ich lasse einige Häuser zimmern, künftigen Herbst können sie fertig seyn; dann sollen sie einziehen, und ich werde ihnen Platz anweisen zu Feld, Wiesen, Garten und Gehölze; Kühe und Schaafe sollen sie halten, und zu dem Allem werde ich Rath halten.“

Ja, Herr Gnaden! sagte der Bauer, ich bin herzlich damit zufrieden, doch muß ich erst meine Frau fragen, was sie dazu sagt.

„Thut das! erwiederte Morgenthau, und bringt mir dann Bescheid; allein, fuhr er lächelnd fort, sagt mir doch recht aufrichtig und von Herzen: wird Euch auch Euer Leben mit Eurer Frau sauer? mich deucht, sie drückt Euch wohl zuweilen?“

Jacob zuckte die Schultern.

„Ihr habt's im Anfang versehen; Ihr habt vielleicht zu viel mit ihr getändelt, ihr alles gethan, was Ihr an ihren Augen sehen konntet, das sie gerne hatte. Der Mensch ist

von Natur eigenwillig; auf eine solche Weise kann man die besten Leute verderben.“

Das muß wohl die Ursache seyn; freilich, es wird mir oft sauer; allein will ich Frieden haben, so muß ich halt den untersten Weg gehen.

„Hört! ich will euch einen Rath geben, und wenn ihr dem folgt, so versichere ich Euch, Ihr werdet's gut haben: Ueberleget Eure häuslichen Angelegenheiten ganz genau, und thut dann, was Euch gut dünkt, ohne Eure Frau zu fragen. Wann sie dann mürrisch wird, so schweigt Ihr ganz still, seyd freundlich gegen sie, und wenn's Euch zu arg wird, so geht ihr aus dem Wege, bis sie wieder gut wird. Setzt das einmal ein halb Jahr fort, so wird's besser werden.

Jacob erkannte, daß dieses Mittel anschlagen würde; er schlug auf seine Knie und sagte: das will ich wahrhaftig einmal probiren!

Pöll konnte sich in seine neue Verfassung recht gut schicken, und Morgenthau merkte, daß es blos an ihm selber liegen würde, einen rechtschaffenen Mann aus ihm zu machen. Er hatte eine feurige und lebhafte Einbildungskraft, ein gutes Herz, und dabei Hang und Witz zur Fabel. Eben diesen Tag äußerte sich seine Anlage zu diesen Fähigkeiten auf eine ziemlich vorstechende Art.

Morgenthau hatte einen Kammerdiener, der schon eine ziemliche Zeit bei ihm gewesen, auch ihn auf Reisen bedient hatte; er hieß Weiler. Treue und Aufrichtigkeit war das Wesentliche in seinem Charakter; er hatte viel Belesenheit und Geschicklichkeit; dabei hatte er sich angewöhnt, zu schweigen, und nur im Fall der Noth zu reden. Dieser Mensch nahm sich also Pölls an, sobald er ins Haus kam, und da er seines Herrn Gemüthsart wußte, so suchte er auch diesen jungen Menschen darnach zu bilden.

Wie es aber selten eine Heerde Schaafe gibt, worunter nicht auch ein räudiges seyn sollte, so war auch in Morgenthaus Haushaltung Einer, der Allen Verdruß machte. Es war ein Stallknecht, Namens Falzbein, ein abgefeimter Bube; blos seine Geschicklichkeit, mit Pferden umzu-

gehen, und die Langmuth des Herrn war Schuld daran, daß er nicht schon lange war weggejagt worden. Dieser Mensch suchte Pölln gleich Anfangs zu necken, so wie er auch Weilern nicht schonte, wo er nur dazu kommen konnte, und sonderlich wurde die Zeit des Essens von ihm mit dazu verwendet, um sich auf Kosten Anderer lustig zu machen. Pöll hatte dieses schon gleich Anfangs gemerkt, und auch alsofort beschlossen, ihn zur Erkenntniß zu bringen. Es dauerte auch wirklich nicht länger, als bis an den heutigen Mittag, da hatte Falzbeins Herrlichkeit ein Ende.

Weiler war gewohnt, mit geschlossenen Augen und einer Miene zu beten, die etwas ins Auge fiel: wenn nun vor und nach dem Essen gebetet wurde, so machte Falzbein, der Weilern gegenüber saß, diese Miene auf eine ganz übertriebene Art nach, so daß sich niemand des Lachens erwehren konnte, der nur während dem Gebet aufblickte. Weiler kehrte sich aber gar nicht daran, eben als wenn es nicht geschähe. Pöll, dem nichts heiliger als das Gebet war, wunderte sich bei sich selber, wie es möglich seyn könne, daß Gott einen so gräulichen Menschen nicht auf frischer That strafte. Nun war der Sache nicht anders ein Ende zu machen, als es so einzurichten, daß der Herr selber diese Greuel sähe. Das war aber schwer, denn Falzbein saß mit dem Rücken gegen die Thür; und ihn blos mündlich zu verklagen, war von weniger Wirkung: denn einmal, Morgenthau konnte keine Anträger leiden, und dann wär's bei einem bloßen Verweis geblieben, welchen Falzbein an dem Urheber dessen aufs Bitterste würde gerochen haben.

Pöll hatte den ganzen Vormittag darüber meditirt, und es gelang ihm aufs Beste; denn als das Gesinde des Mittags am Tische saß und am Speisen war, fing er an, ich will Euch einen artigen Spaß erzählen: Als meine Mutter noch lebte, hatten wir einstmals Drescher, welche ein Krauthuhn machten. Wir haben unser Lebtag so nicht gelacht, es ist auch nichts lächerlicher in der Welt, als ein Krauthuhn. Nun schwieg er still. Ein jeder fragte: Was ist das, ein Krauthuhn? Sonderlich war Falzbein auf das Stückchen begie-

rig, denn er sammelte dergleichen, um sie bei Gelegenheit brauchen zu können. Pöll versprach den Spaß zu machen, sobald man würde gegessen haben. Als nun das letzte Gericht auf dem Tisch war, lief er heraus, schlich zu seinem Herrn und ersuchte ihn, über eine halbe Viertelstunde herabzukommen und einige Minuten an der Gesindestube zu lauren, mit dem Versprechen, er würde alsdann einen bösen schädlichen Menschen kennen lernen. Darauf lief er in den Stall und holte einen großen weiten Fuhrmannskittel, nebst einem Strick, und kam damit in die Stube; nun war ein Jeder begierig. Gegen der Stubenthür über, an der Wand war ein großer Tisch; derjenige aber, woran gespeist wurde, stand mitten in der Stube, gerade zwischen der Thür und obigem Tische. Weiler saß zwischen den zwei Tischen, mit dem Gesichte gegen die Thür, und war über den guten Pöll sehr verdrießlich, daß er solche Schnurren an den Tisch brachte, indem ihm wohl bewußt war, daß sie zur Zeit schändlich würden gemißbraucht werden. Pöll aber kehrte sich an nichts, er wußte wohl, was er that. Falzbein hatte indessen seine beste Freude, besonders als er sahe, daß es Weilern ärgerte.

Pöll fragte: Nun, wer will sich denn zum Kraut huhn machen lassen? Falzbein ließ sich so Etwas nicht nehmen. Ich! rief er. Gut! antwortete Pöll, so mußt du da auf dem Tisch an der Wand stehen: Falzbein that das. Nun gab ihm Pöll den Kittel und sagte: „Jetzt stecke die Füße von unten herauf durch den Kittel und durch die Ermel, so, als wenn du Hosen anzögst.“

Falzbein befolgte das genau.

„Nun mußt du auch mit dem Kopf durch den Kittel kriechen und ihn durch das Halsloch stecken.“

Auch dieses geschah; Pöll half ihm, daß er hindurch kam.

„Jetzt steck' auch deine Hände längs die Füße herab, durch die Ermel.“

Sobald auch dieses bewerkstelligt war, zog Pöll den Kittel oberhalb dem Hintern auf dem Kreuz zusammen, und band ihn fest mit einem Strick. Dieses läßt sich auch mit einem Hemde machen.

Wer nun niemalen ein solches Krauthuhn gesehen hat, der kann sich die lächerliche Figur desselben nicht vorstellen. Ein Mensch, der sich dazu gebrauchen läßt, ist gänzlich außer Stand, sich wieder los zu machen; seine Stellung ist beschwerlich, denn er hat die Knie nahe beim Mund, und wenn er gehen will, so muß ers in solcher krummgebückten und zusammengebundenen Stellung thun; es ist ihm ganz unmöglich, von einer, auch ganz kleinen Höhe herabzuspringen.

Alles, was am Tisch war, bis auf Weiler, lachte aus vollem Halse, und Falzbein lachte selber herzlich mit. Es gefiel ihm aus der Maßen; er spazierte auf dem Tische hin und her, und wie er sich bewegte, so bewegte sich auch das Gelächter.

Nun fing Pöll an: wenn wir satt sind, so laßt uns beten. Nein! versetzte Weiler, bei solchem Unsinn an beten zu denken, wäre sündlich. Falzbein hörte das nicht so bald, so stellte er sich hinter Weilern, richtete sich mit dem Gesicht gegen den Tisch und machte eine gotteslästerliche Gebetsmiene. Dieses war nun zwar allen Gegenwärtigen ein Greuel; allein des Lachens konnte sich doch Niemand enthalten, außer Weiler und Pöll ergrimmten im Herzen. Dieser Letztere hatte immer ein Aug auf die Thür, und er sah mit Herzensfreude, daß sein Herr Alles beobachtete und nun stille zur Thür hereintrat.

Falzbein hatte noch die Augen geschlossen; er bemerkte also nicht, was vorging. Jetzt schlug er sie auf, um zu sehen, warum es auf Einmal so still im Zimmer würde; allein es läßt sich ihm kaum nachempfinden, wie ihm mit diesem Blick wird zu Muthe gewesen seyn. Nun stelle sich Jemand die herrliche Gruppe vor: Morgenthau mit einem ernsten Blick, voll von Falzbeins entschiedenem Schicksal; das Krauthuhn mit dem im höchsten Grad betroffenem Satyrgesicht; Weiler mit ruhiger Genügsamkeit über diese unvergleichliche Rache; Pöll mit dem herrlichen Triumph wegen seines gelungenen Anschlags, und dann einige Personen am

Tisch mit weggewandten Gesichtern, die von zurückgehaltenem Lachen bersten möchten. —

Jetzt fragte Morgenthau Pöll mit drohender Miene, warum er unter solchen Umständen das Beten auf die Bahn gebracht habe; bist Du nicht der Urheber dieser Sünde? sagte er mit Unwillen. Gnädiger Herr! antwortete Pöll, dieses Laster hat Falzbein so oft begangen, daß ers nur noch Einmal begehen mußte, um das Maaß voll zu machen. Wenn die Mäuse Speck gefressen haben, so legt man ihnen nur noch ein kostbar Stückchen auf die Falle. Ja! fuhr Weiler fort, der elende Mensch hat niemalen hier am Tisch gespeist, oder er hat Gott mit Worten oder Geberden gelästert; ich will aber der bösen Anschläge und Schelmstücke nicht einmal gedenken, womit er einen Jeden unter uns beleidiget und betrübt hat. Dieses bekräftigten nun alle Anwesende.

Falzbeins Umstände waren in diesem Zeitpunkte mißlich genug, in einer so possirlichen Stellung sein Urtheil anzuhören, und das Alles unter dem längst verdienten Spott des ganzen Hausgesindes, ohne sich rächen zu können; da er sonsten immer gewohnt gewesen war, in allerhand bösen Anschlägen niemalen übertroffen zu werden. Dieses Alles zusammen spannte die Triebfeder seines Herzens zu der allerschrecklichsten Rache, die er nur ersinnen konnte; nur gut, daß solche Leute nicht thun können, was sie wollen!

Morgenthau setzte keine Miene zum Lachen. Mach ihn los! sagte er zu einem andern Stallknecht; und Du verdorbener Mensch komme mir nie wieder vor's Gesicht! Pöll und Weiler mußten nun mit ihrem Herrn auf sein Zimmer gehen, wo er ihnen Geschäfte zu verrichten auftrug. Der Hofmeister aber bekam Befehl, mit Falzbein zu rechnen und ihn dann gehen zu lassen. Er ging und brütete höllische Anschläge. Wo ihm ein Wurm oder ein anders lebendiges Insekt in den Weg kam, das zertrat er, und endlich beschloß er, nach dem Herrn von Haberklee zu gehen, wo er vermuthete, willkommen zu seyn.

Der Anschlag gelang ihm; er wurde von demselben zum Stallknecht, oder gar zum Stallmeister gemacht, und es

währte gar nicht lange, so konnte der alte Edelmann fast ohne ihn nicht leben. So endigte sich dieser wohlgelungene Spaß, der Pöll Ehre machte. Alle dankten ihm, daß er sie von diesem beschwerlichen Menschen befreit hatte; sie gewannen ihn lieb, und thaten ihm allerhand kleine Gefälligkeiten, wo sie konnten.

Des folgenden Sonntags Morgens früh ritt Morgenthau ganz allein nach Korndorf zur Kirche. Er stieg ohnweit dem Pfarrhause in einem Wirthshause ab, und als man aufhörte zu läuten, so ging er in die Kirche, und setzte sich in einen verborgenen Winkel hinter das gemeine Volk.

Der alte Steilmann war mit seiner Frau auch in die Kirche gegangen, um den Sohn bei dieser Gelegenheit zu hören. Johannette aber war zu Hause geblieben, um die Küche zu besorgen. Man sollte nun denken, die Frau Pastorin wäre lieber nicht in die Kirche gegangen, um selber zu kochen; allein es war ihr auch viel daran gelegen, den Mittag über der Tafel von der Predigt sprechen zu können, um ihres Sohnes Lob heraus zu locken. Doch mag ihr die Wahl vielen Kampf gekostet haben.

Die beiden Alten sowohl, als der Candidat, sahen sich überall in der Kirche um, fanden aber Morgenthau nicht. Ich muß gestehen, daß dieses bei allen Dreien die Andacht und Aufmerksamkeit ziemlich schwächte; doch gings gut bis ans Ende.

Nach der Kirche ging Morgenthau ins Wirthshaus, um wegen des Pferdes einige Verfügung zu machen, und darauf begab er sich nach Steilmanns Haus.

Der Pfarrer mit seiner Frau und dem Candidaten standen in der Stube auf einem Kleeblatt, und untersuchten alle mögliche Fälle, die Morgenthau hätten zurückhalten können, als er auf Einmal hereintrat. Der junge Steilmann lief auf ihn zu; Morgenthau umarmte und küßte ihn. Die Frau Pfarrerin suchte Alles hervor, was sie jemals gelernt hatte, um ein anständiges Kompliment zu machen; allein der Herr unterbrach sie: Machen Sie keine Umstände! sagte er lächelnd, ich verlange dergleichen nicht, und ich bin überzeugt,

daß Sie Lebensart haben. Der alte Steilmann merkte sich das; er war ohnehin kein Freund vom Ceremoniel; er gab deßwegen nur eine Hand, bückte sich ein wenig, und freute sich, daß er das Glück hatte, einen so würdigen Mann kennen zu lernen. Nun war der Willkomm zu Ende. Morgenthau stand mit dem Arm ins Fenster gelehnt, der Vater stand am Tisch und stützte sich mit der Hand auf denselben, der Sohn war im Begriff, den Mantel los zu binden, und die Mutter studirte mit Seitenblicken Morgenthaus vortreffliche Bildung. Jetzt kam Johannette. Sie hatte von der Magd und durch andere Umstände die Ankunft eines vornehmen Herrn vernommen, und sie vermuthete leicht, wer's wäre. Sie kam also, um ihre Aufwartung zu machen. Doch sie blieb in der offenen Thüre stehen. Adam — im violettnen Kleide mit Silber — stand da gegen ihr über am Fenster, und das war der Herr von Morgenthau. — Unaussprechliche Empfindungen durchschauderten das edle Mädchen; sie stand wie eine Bildsäule und schlug die Augen nieder. Morgenthau blickte auf sie, wie die schönste Frühlingssonne auf das einsame Blumenthal — Sie schlug die hellen blauen Augen funkelnd auf, ihre Wangen glüheten, sie lächelte so halb, breitete die Arme aus, trat schleunig zwei Schritte näher: Nun ließ sie die Arme wieder sinken und schlug wieder die Augen nieder. Morgenthau sah ihr zueilendes Herz, wie es aufschwoll und nun im Begriff war, mit ganzen Strömen loszubrechen und in ihn über zu fließen. Er sprang zu ihr, griff sie an der Hand, und sprach: Sey standhaft! — vortreffliche Seele! — Seine Augen waren voll Wasser. Nun führte er sie vor die Eltern, die nebst ihrem Sohne wie versteinert standen, und nicht wußten, ob sie träumten oder ein Gesicht sähen, und erzählte kurz und feurig, was zwischen ihnen vorgegangen war. Endlich schloß er mit folgenden Worten: „Unterschied des Standes gehört für Leute, die darinnen ihr Glück suchen; bei mir ist edler Verstand und Herz der beste Adel, und Frömmigkeit der wahre Reichthum. Jetzt bitte ich nun auch um die Einwilligung zur glückseligsten Ehe, die jemals geschlossen worden.

Der alte Steilmann sank in den Stuhl, stützte sein Gesicht auf beide Hände, zitterte und weinte, vielleicht seit zwanzig Jahren zum Erstenmal. Die Frau Pastorin schlug die Hände zusammen, schaute gen Himmel und weinte, der Candidat aber war unter den Dreien am mehrsten entzückt, fiel seiner Schwester um den Hals, küßte sie und sagte: Du bist unaussprechlich glücklich, Herzensschwester! Nun verstummte auch er, und ließ seiner Empfindung freien Lauf. Der Vater konnte sich aber länger nicht halten; er stolperte zu den Beiden. Johannette ruhete mit dem Haupte an Morgenthaus Brust und schluchzte. Er nahm ihre beiden rechten Hände, schlug sie in einander, sah auf gen Himmel und sprach: Dir, Gott der Ehe, sey dieß Band geheiliget! — Ihnen, Herr von Morgenthau, sey meine Tochter theuer! — und Du, Johannette, fängst heute an selig zu seyn; laß Dich Dein Glück näher zu Deiner Bestimmung leiten! — Was soll ich lange Clauseln und Einwendungen machen, Herr von Morgenthau! fuhr der ehrwürdige Greis fort, von Ungleichheit des Standes, von Unwürdigkeit meiner Tochter und dergleichen? — Der Vorfall ist so reißend und der Schlag so treffend, daß man nichts davon reden kann und darf, als: des Herrn Wille geschehe! — Nun kam auch die Mutter; sie konnte aber kein Wort sprechen. Morgenthau sah das; er umarmte und küßte erst den Vater, nun auch sie und sagte: Von nun an sind sie meine liebe Mama; Ihr Herz spricht laut genug, lassen Sie nur den Mund schweigen! Die beiden Freunde umarmten sich gleichfalls. Der Candidat konnte auch weiter nichts sagen, als: Fühlen Sie, wie mir ist! — Die Verlobten aber floßen ganz in einander über.

Es verlief wohl eine ganze Stunde, eh man einmal ans Essen dachte; so starke Nahrung des Geistes überwältiget die Forderungen der körperlichen Natur. Auch selbst am Tisch gings so; die mehrsten Speisen blieben stehen, auch sprach man sehr wenig, und so will ichs auch machen; jeder Ausdruck verkleinert solche starke Empfindungen.

Gegen den Nachmittag wurde den drei Mannspersonen bei einem Glase Wein das Herz freier; die beiden Frauenzimmer hörten zu, und begannen auch, all ihr Entzücken zu fühlen.

Von dem mächtigen und hinreißenden Zeitpunkt dieses Mittags an fühlte der alte Steilmann in seinem Gemüthe eine Unruhe, die er nicht zu nennen wußte. Er wußte wohl, daß sein neuer Schwiegersohn weit über seiner Tochter Verdienst erhoben wäre; allein was konnte nicht alles in der Dunkelheit seines Standes verborgen liegen, das früher oder später stark auf seine Familie wirken könnte? Großer Männer Schicksale sind gemeiniglich auch ihrem Geist und Genie angemessen. Und endlich: ob der Herr von Morgenthau gleich ein vortrefflicher tugendhafter Mann war, so wurde doch nun in dem Herzen des Predigers aufs Neue die Ungeduld wieder rege. Er wünschte bei dieser nähern Beziehung, daß Morgenthau wirklich ein orthodoxer reformirter Mann seyn möchte, und das vornehmlich wegen des Einflusses, den er auf seine Tochter und auf die zukünftige Nachkommenschaft haben würde.

Morgenthau merkte gar wohl, warum sein Schwiegervater so oft mit der Gabel auf dem Teller kritzelte, starr vor sich hin sahe und in Gedanken vertieft war, deßwegen fing er an: Hören Sie, wertheste Freunde! ich kann leicht vermuthen, daß Sie mich bei dieser Gelegenheit gern genauer kennen möchten; allein meine ganze Geschichte und meine ganze Existenz ist und bleibt ein tiefes Geheimniß, bis Gott meine Offenbarung veranstalten wird. Indessen aber bezeuge ich Ihnen vor dem Allgegenwärtigen: daß kein Laster, kein Verbrechen, noch einige schändliche Ursachen mich schweigen heißen. Auch ist der Stand meiner Eltern edel und ansehnlich; sie sind ebenfalls unbefleckte Leute.

„So leben Ihre Eltern noch?“ fragte der Pfarrer.

Ja, sie leben noch zum Theil.

„Ich beruhige mich völlig damit, theuerster Herr Schwiegersohn! aber ich hab noch Eins auf dem Herzen; möchten Sie mirs nicht übel nehmen, wenn ich auch davon Gewißheit begehrte!“

Ich werde Ihnen nichts übel nehmen, Papa! sagen Sie nur frei, was Sie noch gern wissen möchten.

„Sie sind reformirt, nicht wahr?“

Morgenthau lächelte und versetzte: Wie kommen Sie doch auf diese Frage? Zweifeln Sie noch daran? Ich hab' mich ja einschreiben lassen!

„Verzeihen Sie mir! Es gehört mehr dazu, als nur das, und ich gestehe gern, daß ich vom Gegentheil noch keine Spur habe: allein meine Sorge für meine Tochter und Nachkommenschaft geht so weit, daß ich auch gern die Rechtschaffenheit der Lehre, so weit es an mir ist, auf meine Familie fortpflanzen möchte.

Sie wüßten also gerne, ob ich auch ein orthodoxer Reformirter bin? Darauf will ich Ihnen auch dienen. Ich bin reformirt erzogen, bei reiferen Jahren habe ich Alles geprüft, und Vieles gefunden, das ich nicht glauben kann und davon ich noch überzeugt werden muß; allein dieses sind ganz unwesentliche Nebenstücke, in dem Wesentlichen bin ich vielleicht mit Ihnen einig.

„Liebster Herr Schwiegersohn! es kommt nur bei Ihnen blos darauf an: Ist Ihnen Christus der ganze Grund Ihrer Seligkeit?“

Er ist mir bei Erwerbung meiner Seligkeit, was die Sonne unserer Erde ist: beruhigen Sie sich damit, Herr Schwiegervater! Beides, die Frau Pastorin, der Candidat und Johannette saßen während diesem Gespräch wie auf heißen Kohlen. Sie wollten dem Vater nicht gern einreden, und sie befürchteten auch, der Herr von Morgenthau möchte unwillig werden.

Der Pfarrer sann dieser Antwort nach, ob er sich auch wirklich damit beruhigen konnte. Ihn däuchte: Warum just ein Gleichniß von der Sonne? Warum nicht rein heraus gesagt, Ja oder Nein? Er befürchtete deßwegen eine Unrichtigkeit im Glaubenssystem; doch schwieg er und ließ sich nichts ferner merken. Uebrigens erstaunte er wirklich über seinen Eidam, und seine Seelenfreude über dessen große Eigenschaften

und über sein eigenes Glück war so groß, daß er es nicht genug aussprechen konnte.

Morgenthau fühlte indessen gar wohl, daß er seinem Schwiegervater noch nicht Genüge gethan hatte. Er setzte also nach einer kleinen Pause das Gespräch fort:

„Glauben Sie wohl, Papa! wenn einer mit ernstlichem anhaltendem Gebet und beständig fortdauerndem Wachen die Wahrheit sucht, daß er sie gewiß finden werde?

Ganz zuverläßig!

„Nun so däucht mir auch: und das ist auch nebst der Erfahrung der einzige Weg. Nachbeter und Demonstrationen sind mir verhaßt. Lassen Sie Jeden selbst in der Schrift forschen, denn diese ists, die von Jesu Christo zeuget. Seyn Sie nur versichert, daß durch mich Wahrheit und Christenthum soll befördert werden, so weit ich wirken kann.“

Der Pfarrer schloß mit den Worten: Wohlan, Herr Schwiegersohn! Vergeben Sie mir noch einmal meinen Vorwitz! Sie haben Recht! Es wird noch einmal eine Zeit kommen, wo wir auch in diesem Stück werden bekennen müssen, daß wir noch Vieles gar nicht und auch noch Vieles nicht recht gewußt haben. Hiemit wurde diese Materie geschlossen. Morgenthau und seine Braut spazierten wieder in den Garten; was sie da Schönes gesprochen haben, weiß ich nicht, hab's auch in Morgenthau's und Steilmann's Tagebüchern nicht gefunden; nur über ihre Vollziehung der Ehe hatten sie Ein und Anderes verabredet. Gegen Abend kehrte der Bräutigam, recht in seiner Seele vergnügt, wieder nach Hause.

Reymund von Haberklee hatte auch an diesem Tage durch einen Boten von seinem Vater einen Brief empfangen; er konnte nicht ruhen, bis er ihn Morgenthau hatte lesen lassen. Er enthielt die bittersten Stichelreden gegen diesen würdigen Mann; besonders hielt der Vater seinem Sohn vor, daß er sich bei einem Kerl aufhielt und genaue Freundschaft mit ihm machte, dessen Herkommen dunkel und unsicher, dessen Thun und Lassen unadelich, der mit Einem Wort ein abgefeimter Schurke wäre. Reymund konnte bei diesen Aus-

drücken seinen rasenden Verdruß nicht bergen; Morgenthau selber glühte vor Zorn in seinem Gesicht, doch er hatte gelernt, seine Leidenschaften zu bemeistern. Er fragte Reymund: was er jetzt machen wollte? Dieser antwortete: ich halte für's Beste, daß ich nichts antworte!

So will ich Ihnen rathen, fuhr Morgenthau fort, schreiben Sie Ihrem Vater kindlich und gelassen: Sie wollten gern zu ihm kommen und bei ihm bleiben, nur mit dem Beding, daß er Ihnen keine Heirath aufdringen, sondern Ihnen in diesem Stück Ihre Freiheit lassen möchte. Sie hingegen versprächen ihm: nie gegen seinen Willen, und auch keine Unadeliche zu heirathen.

Reymund sagte mit Thränen in den Augen: „Ich gehe nie von Ihnen, Herr von Morgenthau. Ich werde Ihnen suchen, nützlich zu seyn!“

Sie müssen aber Ihre Pflicht beobachten! erwiederte Morgenthau, und ich muß Ihnen sagen! daß ich Sie unter keiner andern Bedingung bei mir haben mag, als wenn Sie bei Ihrem Vater die gebührende Freiheit nicht haben können.

Dieses mußte nun der junge Haberklee gelten lassen. Er empfand, daß sein Freund recht hatte, aber seinem Herzen wurde der Schritt aus der Maßen schwer. Morgenthau merkte das; er sah ihn freundlich an und sprach zu ihm: Sie sind doch schuldig, sich zu beugen, denn Sie haben gefehlt, daß Sie gegen den Willen Ihres Vaters geheirathet haben: und wann Sie's nicht hätten; ein Mensch muß durch widrige Schicksale durchkämpfen! Wie kann er das, wenn er seinem eigenen Willen folgt? — Es wird Niemand gekrönt, er kämpfe dann recht; hiemit gehen Sie schlafen, und dann folgen Sie meinem Rath. Reymund versprach's und hielt's auch; allein es erfolgte auch kein Nutzen für ihn. Der Vater glaubte: daß diese Bedingungen ganz unrecht wären; er prätendirte eine unumschränkte Herrschaft über seinen Sohn, und dieser Gedanke war Ursache an dem Schritt, den er kurz hierauf wiederum wagte; denn er kam nach einigen Tagen ganz unvermuthet im Bergthal an, und hatte fünfzehn bis zwanzig

starke Mannsleute bei sich, die theils seine Knechte, theils auch vielleicht Bauernsöhne aus seiner Gegend waren; sie waren Alle bewaffnet und mehrentheils beritten. Die Absicht war, Reymund mit Gewalt zu holen.

Morgenthau stand just auf seinem Cabinet am Fenster; er sah durch ein Fernglas die Leute daher ziehen, und Haberklee an der Spitze. Er konnte wohl errathen, wem das gelten sollte; doch verwunderte er sich über die Kühnheit des alten Edelmanns, daß er so offenbar gegen den Landfrieden handelte. Er befahl alsofort, das Thor zu schließen und die Zugbrücke aufzuziehen, und ging darauf in Reymunds Zimmer, lächelte und sprach: Wir haben eine Belagerung zu gewarten. Ihr Vater ist da mit einem Trupp Cavallerie und Infanterie; ich komm', um Kriegsrath mit Ihnen zu halten. Reymund antwortete: Haben Sie denn auch gesperrt? Das hab' ich allerdings, versetzte Morgenthau; wir wollen erwarten, was der Feind beginnt.

Indem sie so zusammen sprachen, hörten sie den alten Haberklee an dem Thore fluchen und poltern. Er rief unter den schimpflichsten Scheltworten: man sollte ihm aufmachen! Morgenthau aber befahl allen seinen Leuten, sich in das Innerste des Hauses zurückzuziehen, damit wenn allenfalls ein Schuß gegen die Fenster geschähe, niemand unglücklich seyn möchte; er selbst aber ging oben ins Haus und sahe an einem Ort, wo er nicht bemerkt werden konnte, was der Feind beginnen möchte. Hier sahe er nun ihre Anstalten, das Thor aufzubrechen. Falzbein war auch da, er hielte Rath mit dem alten Haberklee, und Morgenthau konnte wohl merken, was sie sprachen; es sollte auf eine rechte Schlägerei losgehen, wobei Falzbein allem Vermuthen nach seinen Muth recht kühlen wollte; allein die Vorsehung wacht über ihre Freunde. Der alte Haberklee war abgestiegen und hatte sein Pferd angebunden; darauf war er mit Falzbein ein wenig auf die Seite gegangen, um Rath mit ihm zu pflegen; als dieses geschehen, kamen die beiden mit voller Hitze, um zu helfen; nun war aber der Weg mit Schranken eingefaßt

und das Pferd stand quer über; die andern Pferde standen außerhalb den Schranken. Haberklee hieb es mit der Peitsche, damit es sich umkehren möchte; allein das Pferd war muthig, schlug hinten aus und traf seinen Herrn gegen die Geburtsglieder und den untern Theil des Bauchs, daß er nieder fiel und wie todt liegen blieb. Seine Leute erschracken alle aufs heftigste, besonders Falzbein; sie standen um ihn, riefen ihm zu und suchten, ob sie nicht ein Büchschen mit Lavendelspiritus bei sich hätten. — —

Morgenthau sah das alles; er lief herunter, rief alle Leute zusammen und ließ nun das Thor aufmachen. Reymund kam auch herzugelaufen. Die Leute sahen den Herrn, den sie so niederträchtig hatten behandeln sollen, in allem seinem Vermögen einhertreten, sie stellten sich im Kreis umher und hielten die Hüte schamroth in den Händen und unter dem Arm; Falzbein aber machte sich mit den Pferden zu schaffen. Reymund bückte sich bei seinem Vater hin und weinte. Er fühlte jetzt in aller Stärke, daß er doch eigentlich Ursache an allem dem Unglück und an allen diesen Sünden seines Vaters wäre; er empfand, daß er nicht gesündiget hätte, wenn er ehmals gleich vom ersten Augenblick an, da er seine selige Elise gesehen, dieselbe vermieden und ihr keinen Anlaß, ihn zu lieben, oder Hoffnung, sie zu heirathen, gegeben hätte; daher wurde es ihm lebhaft in seiner Seele, daß er durch einen Schritt, der bloß seine Neigung befriedigte, ein würdiges Frauenzimmer auf ihr ganzes Leben unglücklich gemacht und seinen Vater in eine Reihe von Lastern gestürzt hätte, in welchen er ohne alle Reue wahrscheinlicher Weise hinfahren würde. Ob er nun gleich ein heimlicher Religionszweifler von langen Jahren her war, so machte ihm doch seine fürchterliche Ungewißheit vor dießmal um so viel mehr Angst; es wurde ihm schwarz vor seinen Augen und er wankte fort nach seinem Zimmer.

Morgenthau wendete indessen alle Mittel an, die ihm seine Menschenliebe ins Herz gab, seinen Feind wiederum zu sich selber zu bringen. Er ließ ihn ins Haus auf sein

bestes Zimmer in ein Bett legen, beorderte die Leute, nach Hause zu gehen und der Gemahlin diese Botschaft zu bringen. Falzbein verlor sich mit ihnen und war froh, daß er so ungeschmitzt wegkam.

Indessen wurde nach Korndorf zu einem geschickten Wundarzt geschickt; desgleichen wurde auch ein berühmter Arzt, der vier Stunden weit in einer Stadt wohnte, ersucht, augenblicklich herüber zu kommen. Der alte Haberklee kam indessen zu sich selbst; er sah sich um, besann sich und merkte nun, wo er war. Morgenthau, Weiler und der Hofmeister Wiesenthal standen vor dem Bette; andere Domestiken weiblichen und männlichen Geschlechts gingen ab und zu. Sobald Morgenthau bemerkte, daß der Patient wieder bei Verstand war, nahm er ihn bei der Hand und sagte: Seyen Sie ruhig, Herr von Haberklee! Sie sind bei Freunden; das Vergangene ist, als wäre es nicht geschehen! Darauf kehrte er sein Gesicht nach der Wand und schloß die Augen wieder zu. Morgenthau fragte noch Ein und Anders, aber er bekam keine Antwort. Indem dieß im Bergthal vorging, war zu Korndorf im Pfarrhause alles in der größten Unruhe und Bestürzung. Haberklee war mit Drohen und Fluchen mit seinen Leuten durch das Dorf geritten, man hatte ihn seinen Weg gegen das Bergthal zu nehmen sehen, und nun kam eine Nachbarin und erzählte, man habe den Wundarzt dahin abgeholt.

Dieses zusammen genommen, gab Steilmanns Leuten die stärkste Vermuthung, daß zu Morgenthau ein Unglück müsse vorgefallen seyn. Johannette war besonders unruhig. Sie lief auf ihr Schlafzimmer, kleidete sich leicht an und wollte sofort zu Fuß dahin laufen: indessen war ihr Bruder im Begriff, das Pferd satteln zu lassen; alles war geschwind bereit. Der junge Steilmann saß auf und seine Schwester schwang sich mit der größten Leichtigkeit hinter ihn aufs Pferd. Kurz vor Korndorf begegneten ihnen Haberklee's Leute, die traurig Steinwürfe weit hinter einander herritten, so langsam, wie ein altes Pferd am

Pflug zu gehen pflegt; Alle ließen die Köpfe hängen; auch kam das Fußvolk einzeln hinten nachgegangen. Der Kandidat fragte einen, der ihm am ehrlichsten schiene, wo sie gewesen wären.

„Im Bergthal."

Was habt ihr da gemacht?

„Wir wollten den jungen Herrn von Haberklee holen, aber wir sind unglücklich gewesen."

Wie so?

„Unsern gnädigen Herrn hat sein Pferd geschlagen."

Wo ist er denn jetzt?

„Ach, der brave Herr dort hat ihn freundlich in sein Schloß genommen! vergelt's ihm Gott!"

Und Euch vergelte Gott Eure Redlichkeit; Ihr seyd ein braver Mann! Johannette griff in die Tasche, reichte ihm einen Gulden und sagte: Da, mein Freund! den schenke ich Euch; nun geht ins Dorf ans Pfarrhaus und bringt dem Pastor diese Nachricht. Der Bauer versprach das und dankte herzlich. Bruder! fuhr sie fort: ich kehre deswegen nicht um; und ich auch nicht, sagte der Kandidat, dein Bräutigam wird uns mit Freuden aufnehmen. Nun ritten sie unter vertraulichen Gesprächen ruhig und vergnügt nach dem Bergthal hin.

Als sie nun oben auf die Höhe kamen und gegen Mittag vor sich das schöne Bergthal sahen; dort fern in der Mitte auf dem Hügel Morgenthau mit drei zierlich zugespitzten Thürmen, einen größern in der Mitte und auf jedem Flügel einen; von außen über und über bleich rosenroth angestrichen, welches mit dem dunkelblauen Schieferdach auf dem Hintergrund des grünen Waldes ganz vortrefflich ins Auge fiel: so erweiterte sich das Herz des Mädchens; die Thränen drangen ihr häufig in die Augen und ihr fiel jener Spruch ein: Was bin ich, Herr, und was ist mein Haus, daß Du mich bis dahin gebracht hast? — Sie fühlte sich so innig gerührt, daß sie auf dem Pferde nicht mehr bleiben konnte; Bruder, sagte sie, ich muß absteigen!

„Wird dir denn übel? Schwester!“

Nein, mein Bruder! mir ist so wohl! Du glaubst nicht, was ich jetzt empfinde! Sie stiegen beide ab. Johannette ging vor und ihr Bruder führte das Pferd hinter ihr her.

„Schwester! fuhr er fort, ich kann dir jetzt nachempfinden, was du fühlst, besonders da ich auch so vielen Antheil an deinem Glück habe —“

Ach Bruder! da liegt das weite Thal, mitten darin meine künftige Wohnung, ein Paradies im Paradies, und darinnen einen menschlichen Engel. Ach, Bruder! und das alles ist mein!

„Ja, Schwester! das Alles ist dein; es freut mich, auch das Alles ist mein — denn du bist meine Schwester!“

Aber, Bruder! hör', was ich dir sagen will: wenn ich mich jetzt recht untersuche, so scheints mir nicht, daß mich das Alles so sehr freut. Diese Aussicht und dieser Gedanke ist mir etwas Aehnliches mit Davids Harfe; sie vertrieb Saul den bösen Geist, und mir fegt sie allen Unlust, allen Verdruß aus meiner Seele; oder es ist mir, was der Spielmann dem Propheten war, es begeistert mich, ich möchte jetzt ein Liedchen machen.

Ei, Schwester! so mache denn einmal ein recht schönes Liedchen, das so redet, wie dein Herz spricht!

Johannette. Du mußt mir aber helfen:

Mir blüht ein Paradies auf jenen grünen Hügeln.

Steilmann. Ich will ein Schreibtäfelchen nehmen und schreiben — Nimm dich in Acht wegen des Reims! Kannst du ein Reimwort auf Hügeln finden?

Johannette. Ich denk wohl! Ja meine Seele schwebt schon, mag sichs reimen oder nicht!

Mein Geist schwebt sanft, wie in der reinsten Luft.

Steilmann. Luft. Mein Geist schwebt sanft ist ein Bischen hart.

Joh. Nun denn! streich das aus!

Ich schwebe hin, wie in der reinsten Luft
Der Adler ruhig schwebt mit leicht zerfloßnen Flügeln.

Steilm. Flügeln! Zerflößnen? Das kommt mir fremd vor; es ist gewagt!

Joh. Schweig mir still! sey's gewagt! — Ja, zerflößnen! Sie fließen ihm leicht vom Leibe weg über die wallende Luft, er ist liebetrunken vom Anschauen der Sonne.

Er steigt, er sinkt bis auf der Quellen Duft.
Ich steig', ich sinke.

Steilm. Ich sinke. —

Joh. Lies mir das Verschen vor!

Steilm. Mir blüht ein Paradies auf jenen grünen Hügeln,
Ich schwebe hin, wie in der reinsten Luft.
Der Adler ruhig schwebt mit leicht zerflößnen Flügeln;
Er steigt, er sinkt bis auf der Quellen Duft.
Ich steig', ich sinke.

Das geht hin; mach' so fort, Herzensschwester!

Joh. Hier schlingt die freie Brust mit vollen Athemzügen,
Den Ocean der reinsten Wonne ein.

Steilm. Das ist überschwenglich, einen Ocean zu trinken, da trink ich mit; es gehört eine unendlich erweiterte Seele dazu, so als wenn die Gottheit in einen überfließt — Nun ich hab's geschrieben, fahr fort:

Joh. Sie fließt in mich über, mein Bruder! Ich möchte da wie ein Wurm mich an die Wurzel des Baumes verkriechen und horchen, wenn der Allmächtige im sanften Säuseln vorübergeht!

Ich widersteh' dem Strom mit angespannten Flügeln;
Er wallt durchhin, durchströmt mir Mark und Bein.
Ich schwimm, ich trinke.

Steilm. Das ist zu stark! Sag's noch einmal, ich kann's nicht behalten.

Hier schlingt die freie Brust mit vollen Athemzügen,
Den Ocean der reinsten Wonne ein.

Nun, wie weiter?

Joh. Ich widersteh' dem Strom mit angespannten Flügeln;
Er wallt durchhin, durchströmt mir Mark und Bein.
Ich schwimm, ich trinke.

Steilm. Nun hab ich's! Der Strom reißt dich doch mit fort, ohne daß du's gewahr wirst. Wenn dein Liedchen gedruckt würde, was würde der Kunstrichter sagen?

Du hältst weder Bahn noch Straße, hast weder Ruder noch Mast.

Joh. Meinetwegen! Gibt's doch in der Himmelsluft keine Klippen, keine Bahn, keine Straße. Blinde Thierchen, die auf der Erde kriechen, stoßen sich aller Orten.

Der junge Steilmann stand und lachte, daß er seinen Leib halten mußte. Nun führte er sein Pferd wieder längs dem Berg hin. Nun Schwester, fuhr er fort, wie weiter? indem er das Bleistift an der Zunge netzte.

Joh. Die Liebe ist der Geist, der mich so sehr erweitert.

Steilm. Das ist doch wohl prosaisch.

Joh. So geht's, wenn man sich erklären muß! Das Ding muß doch einen Sinn haben!

Steilm. Laß du nur deine Empfindung reden, es komme auch heraus, wie es wolle!

Joh. Nun dann:

Das Lüftchen, das mich kühlt, kommt von den Himmelshöhen,
Wo vor dem Thron das Meer der Liebe wallt.

Steilm. — wallt. Denkst du auf Höhen einen Reim zu finden?

Joh. Wo hell und flammenstill die Seraphinen stehen.

Steilm. Flammenstill — was heißt das?

Joh. Fühlst du nicht, was das heißt: stillflammend oder flammendstill?

Steilm. Es ist doch ein Unterschied, Schwester! Doch es wird ja nicht gedruckt. Aber Höhen und stehen!

Joh. Schweig, Pedant! schreib nur!

Und Harfenton durch alle Himmel schallt.
Ich sing, ich steige.

Steilm. Steige.

Joh. Nun lies mir das Verschen wieder!

Steilm. Das Lüftchen, das mich kühlt, kommt von des Himmels Höhen,
Wo vor dem Thron das Meer der Liebe wallt,
Wo hell und flammendstill die Seraphinen stehen,
Und Harfenton durch alle Himmel schallt.
Ich sing, ich steige.

Es geht hin, Schwester Urania, fahr fort!

Joh. Geht's hin? Bruder Schulfuchs! Ich las einmal einer meiner Freundinnen eine sehr rührende Romanze vor, die ich ohne Thränen niemals lesen kann; als sie zu Ende war, fragte mich das Mädchen mit lächelnder Miene: Ist die Geschichte auch wohl wahr?

Steilm. Wirf mir nicht vor, Schwester! als wenn ich nicht empfindsam genug wäre: das kränkt mich! Ich wollte nur gern, daß du deine vortrefflichen Empfindungen auch angenehm ausdrücken lerntest.

Joh. Das findet sich von selbst durch Uebung und Lesen! Schreib!

Mir schloß mein Morgenthau die diamantne Thüren
Zum Paradies am sanften Mondlicht auf.

Steilm. Mondlicht auf —

Joh. An seiner treuen Hand soll mich die Liebe führen
Zur Ewigkeit, mit unverrücktem Lauf.
Ich lieb' und schweige.

Steilm. Ich lieb' und schweige — Willst du damit schließen?

Joh. Ja, du hast mich ermattet mit deinen Einwürfen!

Steilm. Laß dich küssen, Herzensschwester! sey nicht verdrießlich! Du hast auch die Schlußzeilchen an deinem Liedchen gereimt:

Ich steig, ich sinke.
Ich schwimm, ich trinke.
Ich sing, ich steige.
Ich lieb' und schweige.

Ich weiß wohl, versetzte Johannette, in meiner Seele ist nichts als Harmonie und sanfter Frieden; der Odem geht mir still und sachte; Gott ist mir gegenwärtig, rund um mich her.

„Schwester! das ist ein vortrefflicher Morgen! Mir ist so wohl; dein Geist ist mittheilend! Willst du dich nun wieder aufs Pferd setzen?“

Nein! die wackelnde Empfindung des Reitens ist mir jetzt so unfriedlich, so unsanft! Ich möchte wollen und baarfuß zu dem Thor des Pallasts hineingehen, wenn ich mich durch diese

Erniedrigung meinen künftigen Untergebenen nicht verächtlich machte.

Unter dergleichen zärtlichen Unterredungen kamen endlich die Beiden zu Morgenthau an; wie sie da empfangen worden, kann sich ein Jeder leicht vorstellen.

Der Wundarzt war auch so eben angelangt. Er erklärte den Zustand des alten Haberklee's eben nicht für absolut tödtlich, doch aber für sehr gefährlich, und hiemit stimmte auch der Arzt überein, der sich ebenfalls zu seiner Zeit einstellte.

Der Patient war ganz still: er sprach mit niemand, und gab gar kurzen Bescheid, wenn ihn Jemand fragte. Mit Morgenthau aber ließ er sich in gar kein Gespräch ein; daher dieser auch sich von ihm entfernte und ihm nicht unter die Augen kam.

Indem Morgenthau, Johannette und der Kandidat sich auf einem Sommersaal zusammen unterhielten, kam Pöll mit einem Briefe gelaufen, den er auf Reymunds Zimmer gefunden hatte, als er und Weiler Etwas daselbst zu schaffen gehabt; Letzterer hatte ihm denselben, an den Herrn zu überbringen, gegeben, weil er dessen Addresse darauf fand. Morgenthau erbrach ihn mit ahnendem Entsetzen, und las folgendes:

Theuerster Herr von Morgenthau!

„Unstät und flüchtig wie Kain, ergreif' ich die Feder, um Ihnen ein ewiges Lebewohl! zu sagen. Das sind die Früchte einer Lektüre und Bildung des Herzens nach dem neuesten Geschmacke! Eine zügellose Freiheit im Denken und Handeln nach den Trieben der ungezähmten Natur, die nach den neuesten Grundsätzen heilig und gut seyn soll, führt uns taumelnd auf ebenem breitem Wege an den Rand des ewigen Abgrunds; wir schwindeln und stürzen, Gott weiß wohin! — Da steh' ich Trostloser! wer will mich retten? — Durch einen freien Schritt, den ich ohne zu sündigen hätte vermeiden können, hab' ich ein würdiges Frauenzimmer in unbeschreiblichen Jammer und in den Tod gestürzt: den, der mir das Leben gab, in eine Reihe von Sünden, und vielleicht ohne Reue in einen

schrecklichen Tod! Zwei verlassene Kinder hab ich in die Welt gesetzt, und wer weiß noch alle die traurige Schicksale, die auf sie warten! Der Himmel ist mir schwarz, die Sonne bleich und drohend, ihre Strahlen sind mir Blitze! Hinter mir schleicht ein Geist mit Todtenblässe, der Geist meiner seligen Elise, und wirft mitleidige, doch drohende Blicke auf mich! „Ich werde hinführo in wüsten Einöden herumirren; Sie werden mich nicht wiedersehen. Ich will mein Ende einsam erwarten, und sehen, ob Gott so gnädig ist, als ihn die Religion schildert. Leben Sie ewig wohl, theuerster Morgenthau! Ich empfehle Ihnen meine Kinder, vergessen Sie mich Unglückseligen! Ich bin dennoch ewig

Ihr

verlassener

Reymund."

Thränen rollten bei Lesung dieses Briefes den drei Anwesenden häufig aus den Augen. Der junge Steilmann wendete wiederum allen seinen Zorn und Verdruß auf den alten Haberklee, und Johannette stellte sich mit höchster Betrübniß hin ans Fenster und weinte. Morgenthau trat zu ihr, küßte sie und suchte sie zu trösten; allein die Aehnlichkeit zwischen ihrer und Elisens Heirath brachte ihr traurige Vorstellungen ins Gemüth; sie sagte zu ihrem Bräutigam: So könnte es uns auch gehen! Morgenthau lächelte sie an und antwortete: Alsdann müßte aber mein Vater ein Haberklee seyn, und meine Heirath müßte ihm auch bekannt werden; Beides aber besteht nicht, folglich ist nichts zu befürchten. Vor Gott ist eine Heirath zwischen adelichen und unadelichen Personen keine Sünde, vor Menschen auch nicht, wenn niemand ist, der wirklich dadurch beleidiget wird.

Der Kandidat versetzte: Erlauben Sie mir, Herr Bruder! Sie erinnern sich doch noch des Gleichnisses von den gehörnten, grauen und fleckigten Schafen; wie soll ich das aber verstehen?

„Ich bin selber Hausherr, bin mündig und Niemand von meinem Haushalten Rechenschaft zu geben schuldig, als blos allein Gott; folglich kann ich unter meinen Schafen eine

solche Ordnung aufheben. Ich verstand unter jenem Hausvater nicht Gott, sondern den Fürsten, der adelt. Lassen Sie sich dergleichen Gedanken vergehen, sie sind ganz unnöthig."

Nun fiel das Gespräch auf Reymund. Steilmann sagte: Welche erschreckliche Folgen kann eine dem Ansehen nach geringe Abweichung von der menschlichen Ordnung hervorbringen! — Sollte man nicht dabei zittern und beben?

Morgenthau antwortete hierauf: „Glauben Sie denn, daß alle Folgen, die ein oder andrer Fehltritt in unserm Leben verursacht, Strafen dieses Fehlers sind?"

Nein, Herr Bruder! versetzte Jener, es sind allgemeine Folgen unsrer Sünden.

„Und Fußtritte des himmlischen Vaters, erwiederte Morgenthau, die uns zur Vervollkommnung leiten, blicken in all diesen Irrgängen hervor."

Aber doch könnte Reymund darüber scheitern; Mehrere haben's in dergleichen Umständen gethan.

„Wenn Jemand darüber in unsern Augen zu Grunde geht, so sind dazu entweder noch andre verborgene Ursachen, oder das, was ich zu Grunde gehen heiße, ist bei dem, der's trifft, Anlandung im seligen Hafen. Doch ist mir vor Reymund nicht bange."

Was für Grund haben Sie dazu? Herr Bruder!

„Sein Brief ist ein Gepräge der Schwermuth, aber nicht der Raserei. Und gegen das Ende zeigt er ausdrücklich, daß er an den Selbstmord nicht denkt. Gott wolle ihn bewahren!"

Hierauf fiel das Gespräch auf die Geschichte des Morgens. Der Kandidat erzählte den Anlaß zu diesem Besuch und die vergnügte Reise; als er aber von dem Liede seiner Schwester anfangen wollte, sprang Johannette zu ihm, und hielt ihm den Mund zu; indessen kams doch heraus, was heraus sollte. Steilmann las es Morgenthau vor.

Was sie doch für ein herrliches Mädchen ist! sagte der Bräutigam mit glänzenden Augen: sie soll mir in Zukunft noch manches Liedchen machen!

„Dazu gehört eine Begeisterung, versetzte Johannette, die derjenigen von diesem Morgen gleich ist.“

Wie soll ich die zuwege bringen?

„Man muß sie von selbst kommen lassen, sie läßt sich so nicht zuwege bringen!“

So wünsch' ich denn, daß Sie sehr oft begeistert werden möge!

„Hören Sie, mein Bräutigam! Ich muß Ihnen sagen, was in meiner Seele vorgeht. Mein Vergnügen ist so zu sagen ohne Gränzen, und ich fühle so stark, daß ich meines Glückes nicht werth bin. Allein ein unbekanntes fernes Gefühl, das so etwas Wehmüthiges in sich hat, das ich nicht zu nennen weiß, mischt sich oft in meine Seelenfreude, sogar jetzt fühl ichs wieder. Es ist eine so angenehme Wehmuth, ich kann das Ding so nicht nennen. Lange Stunden fühle ich nichts davon, aber das kann so mit einem Blick kommen, den ich irgend auf einen Gegenstand werfe, besonders des Abends, wenn sich die Sonne zum Untergang neiget, oder des Nachts, wenn der Mond so ein mattes Licht über Berg und Thal hinwirft. Ich hab' dann so etwas in mir, das etwas Banges ahnet. Diese Ahnung hatte ich nicht, eh' ich Sie kannte, wohl aber das traurige Gefühl; nun hab ich aber das traurige Gefühl öfter, und dann ist es immer mit der Ahnung verbunden.“

Bei dieser Rede, die Johannette so recht aus dem Herzen hervor brachte, liefen ihr die Thränen die Wangen herunter.

Morgenthau lächelte, ergriff sie bei der Hand, zog sie neben sich auf einen Stuhl und sagte: Herr Bruder! nun setzen Sie sich zu uns! Der Kandidat that das. Jetzt, fuhr Morgenthau fort, will ich Ihnen sagen, woher dieses Gefühl und diese Ahnung kommt: Wenn das Empfindungs-Werkzeug der Seele gegen den Eindruck des Schönen sehr reizbar ist, so heißen wir das Empfindsamkeit; ist es aber gegen traurige Schönheiten reizbarer als gegen freudige, so ist das Hang zur Melancholie, ein Wonnegefühl der Wehmuth. Das begreift Sie ja!

Das begreif' ich sehr wohl, versetzte die Braut.

Nun höre Sie ferner: Sobald ich in meinen äußern

Glücksumständen steige und eine solche traurige Empfindsamkeit besitze, so wirkt der gewöhnliche Weg der Vorsehung auf mich; der Grundsatz liegt doch in meiner Seele: Nichts ist wandelbarer als Glück, und wie leicht können mich Umstände so hoch stürzen, als ich gestiegen bin. Das weiß ich aus der Erfahrung. Wie vielen schrecklichen Schicksalen sind nicht die Großen dieser Welt unterworfen, und wie leicht können mich auch dergleichen treffen? Die Vorsehung handelt so mit den Menschen. Dieses ist auch vielleicht die Quelle Ihrer Ahnung, liebste Johannette.

Das kann zum Theil wohl seyn, bester Morgenthau! allein es ist noch nicht ganz. Versprechen Sie mir erst mit Hand und Mund, daß Sie nicht zürnen wollen, so will ich Ihnen noch etwas sagen, das vielleicht die wahre Quelle ist.

Morgenthau versprachs ihr aufs Bündigste.

Hören Sie! fuhr sie fort, glauben Sie mir sicher, daß mich keine Neugierde treibt, nach Ihrem eigentlichen Stande zu forschen; allein ich muß doch gestehen, daß mich Ihre Zurückhaltung ängstiget. Warum dieses, wenn keine gefährlichen Umstände dahinter versteckt liegen? Vergeben Sie mir doch! (Sie küßte ihn.) Morgenthau schlug die Augen nieder, seufzte und wurde traurig. Nach einem kleinen Stillschweigen fing er an: Gott! das drückt mich! — Indessen ich kann nicht anders! Wenn ich meine Geschichte vor der Zeit entdecke, so würde ich mir eine grausame Verfolgung auf den Hals laden, und Sie würde mich in viele unnöthige Sorgen stürzen; schweige ich aber so lange, bis zum rechten Zeitpunkt, so werde ich nicht allein ruhig bleiben, sondern Ehre und Freude haben, und Sie wird erstaunen und sehr glücklich seyn. Sehe Sie! das bezeuge ich Ihr vor Gott als die reinste Wahrheit! nun wähle Sie, will Sie's wissen oder nicht?

Nein! antwortete Johannette, so gut ich schweigen kann, will ichs doch nicht wissen. Ich bin zufrieden!

Es ist um des Schweigens willen nicht, sagte Morgenthau, sondern um Ihrer Ruhe willen.

Diese Drei brachten den Tag mit vertraulichen Gesprächen

hin, und gegen Abend reisten Steilmann und seine Schwester wiederum vergnügt nach Hause.

Es verflossen einige Tage ruhig hin, eh' wieder etwas Sonderbares vorging. Auf Einmal kam ein Bote aus dem Bergthal mit der Zeitung, daß der kranke Herr von Haberklee einen Prediger verlange: der Herr von Morgenthau ersuchte deßwegen den jungen Steilmann, eilig herüber zu kommen.

Der Kandidat hatte vor diese Zeit nichts, das ihn hinderte; denn der alte Pfarrer ließ sich noch gern die Kinder bringen, daß er sie selber taufte, auch mußten Neuverlobte zu ihm ins Haus zur Kopulation kommen.

Es kommt vielleicht vielen meiner Leser bedenklich vor, warum der so kluge Herr von Morgenthau einen jungen Kandidaten bei einem alten so sehr verwilderten Mann rufen ließ; allein diese Schwierigkeit fällt von selber weg, wenn ich Ihnen sage, daß Korndorf die nächste Pfarre und alle andre sehr weit entlegen waren. Diejenige Kirche, wohin Haberklee gehörte, war wohl zwei Meilen entfernt, und überdem konnte er den dasigen Pfarrer nicht leiden, weil er ihm zuweilen tüchtig die Wahrheit gesagt hatte.

Thimodeus Steilmann ließ also sein Pferd satteln und ritt nach Morgenthau hin. Er fand daselbst die Frau von Haberklee, welche vor ein paar Tagen angekommen war. Sobald er nun ein wenig ausgeruht hatte, ging er zum Kranken hin: der Arzt, der Wundarzt und die Gemahlin saßen am Bette, sie machten Platz und der Geistliche setzte sich zwischen sie.

Haberklee sah ihn an und fragte ihn: Ist er nicht der Kandidat Steilmann von Korndorf?

„Ja, gnädiger Herr! zu Dero Diensten?

Darf er das Nachtmahl austheilen?

„Ja, ich bin ordinirt.“

So mach er fort, ich will das Nachtmahl haben!

„Wissen Ew. Gnaden aber auch, daß noch Etwas vorgehen muß, eh' ich Ihnen das Nachtmahl reichen kann?

Das muß er wissen!

„Ja! aber Sie müssen's auch wissen; niemand darf das Nachtmahl genießen, dem nicht alle seine Sünden von Herzen leid sind, und zwar in einem so hohen Grad, daß er lebenslang einen Eckel und Abscheu vor Allem hat, was Gott zuwider ist. Und dann muß er auch niemand mehr feind seyn, sondern allen Menschen vergeben haben.

Was doch ihr Pfaffen seyd! In der Kirche gebt ihrs doch Hans und Kunz; ist alles gut, und mir schlagt ihrs ab!

„Erlauben Sie, gnädiger Herr! Ich schlag's Ihnen nicht ab, ich lege Ihnen nur Ihre Pflichten vor; das thut man ja auch der ganzen Gemeinde in der Kirche, ehe man communicirt.“

Was will Er dann von mir?

„Sie müssen die Eigenschaften an sich finden, die ich Ihnen eben vorgehalten habe, wenn Sie communiciren wollen.“

Je nu! ich bin niemand bös; meine Sünden sind mir leid; ich will forthin besser seyn! Nun, was mehr?

„Noch ein Hauptstück: Haben Sie Ihrem Herrn Sohn von Herzen vergeben?

Was Teufel schiert Ihn das?

„Daran liegt mir sehr viel! Gott hat mir das Geheimniß des Abendmahls anvertraut, und wehe mir, wenn ichs wissentlich einem Unwürdigen gebe!“

Scheer' er sich fort! Ich will einen andern Pfarrer haben!

„Erlauben Sie mir noch Eins, gnädiger Herr! und dann will ich gehen. Sie sind gefährlich krank, und also am Rande des Grabes; Sie haben eine unsterbliche Seele, und die wird nach Ihren Werken gerichtet werden: Sie glauben doch der Bibel, sonst begehrten Sie das Nachtmahl nicht; diese aber spricht überall denen rundaus die Seligkeit ab und die Verdammniß zu, die ihr Leben nicht geändert und gebessert haben. Gottes Barmherzigkeit ist groß, aber nur für diejenigen, die durch wahren Glauben an Christum ihren Willen ganz auf die Nachfolge Christi gerichtet haben, aber entweder aus Schwachheit, oder daß sie zu früh sterben, nicht weit in ihrer Besserung gekommen sind. Und derowegen sag' ich

Ihnen, Alles hilft Ihnen nichts, Sie müssen sich bekehren, wenn Sie selig werden wollen. Hiermit empfehl ich mich allerseits.“

Steilmann erzählte diesen Vorfall Morgenthau der Länge nach, und zwar aus der Ursache, ob er nicht immer mehr und mehr von seinem Glaubenssystem aus ihm herauslocken möchte. Er fragte ihn: Ob er glaubte, daß ers gut gemacht habe? Die Antwort war:

„Das wird sich in der Folge ausweisen.“

Ja freilich! dachte Steilmann bei sich selbst, wird es sich ausweisen; indessen fehlt's mir abermal, den Mann auszulocken.

Indem Sie noch redeten, ließ sich der Pfarrer Salzberg anmelden: dieses war der Prediger zu Buchhausen, wo Haberklee zur Kirche gehörte. Morgenthau ließ ihn zu sich kommen. Nach den ordentlichen Complimenten fragte Salzberg, was der Patient mache? Steilmann beantwortete ihm dieses, und erzählte ihm zugleich, was er mit ihm geredet habe. Es ist erschrecklich! fuhr Salzberg fort, was der Mann für eine Kette von Sünden in seinem Leben begangen hat! Und vor zwei Tagen ist ein Unglück passirt, das noch mit auf seine Rechnung kommen wird. Er hat neulich einen Falzbein, einen abgefeimten Buben in seinen Dienst bekommen. Dieses Menschen Gottlosigkeit hat kein Ende; er machte die Predigten und die Mienen der Prediger spöttisch nach, und das, wenn sein Herr an der Tafel war. Dieser lachte denn aus vollem Halse, und um dieser Freude zu genießen, mußte er allemal zugegen seyn, wenn gespeiset wurde.

Nun wohnte auf dem Hause Haberklee ein alter Bauer, der Hofmann war und den Ackerbau besorgte; er war ein ehrlicher rechtschaffener Mann, der sich fleißig zur Kirche hielt und eine christliche Hauszucht beobachtete. Dieser Greis war also der Gegenstand, an dem sich Falzbein zu reiben suchte. Unter Anderm trug es sich zu, daß seine Tochter, ein wackeres braves Mädchen, im Hof war und etwas arbeitete; Falzbein ging vorbei, stellte sich hin und pre-

digte. Der Edelmann lag oben im Fenster und lachte aus vollem Halse. Der Bauer hörte das eine Weile an und sagte nichts; endlich aber konnte er sich nicht mehr enthalten, und fing recht ernstlich an, sowohl dem Herrn als dem Knecht die Wahrheit zu sagen; besonders ist es anmerklich, daß er unter Anderm auch die Worte gesagt hat: Gott schweigt nicht lange mehr zu eurer Bosheit; Er wird seine Ehre an euch entsetzlich rächen! Und dieses ist an dem Herrn schon wirklich erfüllt. Falzbein aber kehrte sich an diese Warnung gar nicht, sondern er fing auch an, mit dem Mädchen zu ringen und ausgelassene Reden zu führen. Dieses konnte der gute Alte nicht verschmerzen, er trat hin, griff den jungen Kerl und warf ihn einige Schritte weit weg zur Erde, daß es gellte. Der alte Haberklee lachte herzlich und rief: pfui T.....! läß'st du dich von einem alten steifen Kerl so wegschmeißen? Ho! du bist eine alte Hure! Allein Falzbein fühlte wohl, daß es rathsam wäre, sich zu verbeißen, um sich nicht ferner lächerlich zu machen; aber seine Rache war erschrecklich. Vor zwei Tagen, des Abends, paßte er dem ehrlichen Manne heimtückisch auf, und schlug ihn rückwärts so heftig auf den Kopf, daß er des folgenden Tages ohne Verstand hinstarb; übermorgen wird er begraben werden. Gott wird ihn erfreut haben; er war ein rechtschaffener Mann. Der Mörder aber hat sich unsichtbar gemacht.

Morgenthau und Steilmann hörten diese Geschichte mit Entsetzen.

Dem alten Haberklee wurde nun die Ankunft des Pfarrer Salzbergs kund gethan; er schien sich darüber zu freuen, und begehrte, daß er alsbald zu ihm kommen möchte. Der Pfarrer ging allein hin.

Beim Eintritt ins Zimmer reichte der Kranke Salzbergen die Hand und hieß ihn sitzen.

Wie gehts Ew. Gnaden? fragte der Pastor.

„Mir gehts schlecht; man sagt, ich sey gefährlich krank; Gott weiß, was geschieht! da hab' ich einen jungen Laffen von Geistlichen gehabt, der will mir das Nachtmahl nicht

geben. Ist bei Gott eine Schande! Ich bin doch ein Christen-Mensch, mag nicht sterben wie ein Vieh.

Das können Sie ebensowohl thun, wenn Sie auch das Nachtmahl bekommen würden. Sie müssen jetzt bedenken, daß niemand selig werden kann, der nicht alle seine Sünden von Herzen bereut, der nicht sich fest vornimmt, wie ein wahrer Christ zu leben und zu sterben, und wo man diese Eigenschaften nicht findet, da darf man auch das Nachtmahl nicht geben.

„Gebt ihr Pfaffen es doch in der Kirche Jedem der kömmt, und mir selbst habt Ihrs da gegeben.

Wir sind keine Herzenskündiger. Es kann ein Mensch einen herzlichen Vorsatz, sich zu bessern, gefaßt haben, ohne es uns just zu sagen und sagen zu können, oder es kann es auch Einer sagen, ohne das gethan zu haben. Wenn wir aber gewiß wissen, daß jemand noch ein beharrlicher Sünder ist, oder wenn jemand am Rande des Grabes steht, so sind wir verpflichtet, das Unsrige zu thun, um die Seele zu retten. Aber warum dringen Ew. Gnaden so auf das Abendmahl?

„Das hören Sie ja wohl, um wie ein Christ zu sterben.“

Nun so muß ich Ihnen sagen, daß Sie's zum Gericht genießen würden, so lange Sie Ihre Sünden nicht ernstlich bereuen und Buße thun werden. Und damit Sie vollends Alles wissen mögen, so sag ichs Ihnen tief in ihr Herz; so daß Ihnen die Ohren gellen werden. Sie lachten vor einiger Zeit und freuten sich, als Ihr Falzbein den ehrlichen, alten Hans Heinrich so vexirte; der Alte wurde eifrig und schmieß ihn zur Erde. Sie munterten den Bösewicht zur Rache auf; er hat sie genommen und den redlichen Mann todt geschlagen. Er ist fort und das Blut des Frommen schreit gen Himmel um Rache über Sie und den Mörder!

„Allmächtiger Gott! — er ist todt — von Falzbein erschlagen! — Ach ich bin verloren, verloren! —

Er kehrte sich nach der Wand und schloß die Augen.

Die gnädige Frau und die Alte erstarrten über diese That; der Pfarrer aber stand auf und ging wieder zu Morgenthau und Steilmann, und erzählte ihnen, was vorge-

fallen war. Dieser Letztere begann Hoffnung zu schöpfen, da er hörte, daß der Patient anfinge, gefühlig zu werden.

Sobald Morgenthau seinen Pöll sahe, rief er ihn zu sich und fing ein Gespräch mit ihm an:

Wie gefällts dir nun hier? Wolltest du wohl wieder umtauschen und zu deinem vorigen Herrn gehen?

„Nein, gnädiger Herr! Ein Jagdhund hats immer besser als ein Bauernhaushund.“

So gefällts dir darum besser bei mir, weil du besser Essen und Trinken bekommst, besser gekleidet wirst, mehr Ehre davon hast, bei einem adelichen Herrn zu wohnen als bei einem Bauern?

„Gebt mir Wasser und Brod, gnädiger Herr! kleidet mich in einen groben leinenen Kittel, laßt den Bauern Jakob einen Edelmann werden, und seyd Ihr Bauer, und ich blieb doch bei Euch.“

Pöll, du irrst! Ich glaub dir das nicht.

Der Junge antwortete mit Thränen in den Augen:

„Wahrhaftig, Herr! so bin ich nicht; ich meyn, hier Alles wär mein. Da geh ich des Abends schlafen; ich weiß, mein Herr gönnt mir das gute Bett, er hat gern, wenn ich wohl schlafe. Steh ich des Morgens früh auf und es ist Tag, so freu ich mich, dann denk ich: Lieber Gott, da bin ich wieder! mein Herr soll diesen Tag Freude an mir haben, weil er so brav ist; ich arbeite munter; was ich esse und trinke, ist mir herzlich gegönnt; ich thu, was ich kann, und was ich nicht kann, das fordert Ihr auch nicht von mir, und so ist mir wohl und es ist alles gut!“

Morgenthau stand auf, trat ans Fenster und opferte Gott eine Thräne der Wollust. Pöll! sagte er: wart noch ein wenig, ich will noch etwas mit dir reden. Hast du nichts von Falzbein gehört?

„Ja, Herr! er hat einen braven Mann todt geschlagen; es war eine Frau hier, die Eier zu verkaufen hatte, die erzählte es uns.“

Ist dir denn nicht bange, daß er dich auch todt schlägt?

„Ich wills besser machen als meine Tauben; sie blieben

nicht im Taubenschlag, deßwegen fing mir der Stoßvogel dann und wann eine."

Wenn ich dich aber ausschicke und er träf dich unter Weges?

„Macht nichts! so geh ich; es gibt Jäger, die auch diesem Stoßvogel aufpassen werden, endlich wirds Maß voll — Pfuff! — und da liegt er. Der Teufel kann nicht thun, was er will!"

Morgenthau hatte seine Freude an dem Jungen und sagte zu ihm: geh hin, sey fromm und fleißig! ich hab dich lieb und du sollst ein schönes Sonntagskleid haben. Pöll ging hin und sein aufwallendes Herz für seinen Herrn war dem Vater der Menschen ein süßer Geruch.

Während der Zeit, da dieses vorging, waren die zwei Prediger in den Garten gegangen, um sich über den Patienten zu unterreden, als auf einmal ein Jammern und Wehklagen im Krankenzimmer entstand. Morgenthau hörte es und lief hin; man rief auch den Geistlichen, sie kamen und fanden den Arzt und den Wundarzt den Kranken auf dem Bette niederhalten; er glühte im Gesicht, wollte fort und suchte das Verband wegzureißen.

„Ich bin verloren! rief er mit gräßlicher Stimme; es ist kein Licht, kein Tag mehr um mich her — ich seh nichts als Nacht — stockdicke Nacht. — Da steh ich hoch auf der Klippe, tief um mich her Abgrund! — rauschende und brüllende Schwefelsee — da soll ich mich hineinstürzen! — Tausend Teufel flattern um mich her wie Fledermäuse — summsen wie die Hornissen! Ha! das ist das Ende! Er ermattete sich, sah wild um sich her und schnaufte.

Doktor Biller blickte die Geistlichen unwillig an. Sie sind Schuld an diesem Unglück! sagte er, Sie haben durch Ihre Strafpredigt den Kranken in verzweifelte Umstände gesetzt; Sie haben seine Phantasie mit schrecklichen Bildern erfüllt, er wird sterben, und Sie sind Schuld an seinem Tod!

Biller war ein Naturalist, wie wir Aerzte gemeiniglich zu seyn pflegen. Pfarrer Salzberg wußte das. Hören Sie, Herr Doktor! fing er an, wenn Sie nun keine künf-

tige Strafe glauben, so sagen Sie mir doch: ist es gut, ein ruchloser Sünder zu seyn?

„Behüte Gott! das ist eine Schande.“

Wenn das nicht gut ist, wie soll denn ein solcher Sünder besser werden.

„Er muß sich von der Schönheit der Tugend überzeugen lassen.“

Wenn er aber das nicht thut, wenn seine heftigen Leidenschaften den Verstand übertäuben, wie fast immer bei dem moralischen Demonstriren geschieht, wie soll er denn besser werden?

„So ist kein Rath für ihn.“

O ihr elenden Moralisten! ist dann kein Rath mehr? — Was wirkt am stärksten auf die Leidenschaften, ists nicht die Imagination? Ist da nicht ein Enthusiasmus, ein wahrer, aber nicht ein falscher Enthusiasmus nöthig? sinnlich vorgestellte Belohnungen und Strafen, die wichtig genug sind, den Leidenschaften die Wage zu halten? Thut das nicht die göttliche Offenbarung allenthalben — oder wenn Sie der nicht glauben, lehrts nicht die Erfahrung? Demonstriren Sie lange einem Trunkenbold die Schändlichkeit seines Lasters mit seinen moralisch=schädlichen Folgen vor, er wird immer ja sagen, das ist auch wahr! aber er wird doch ein Trunkenbold bleiben; aber machen Sie ihn fest glauben, daß ein nahes Ende auf ihn warte, das ihn in ein unendliches Feuer stürzen würde, wo er in beständigem brennenden Durst, ohne einzige Hoffnung einziges Labsals, unaufhörlich gequält werden würde, prägen sie ihm diese Idee tief ein, so wird ihn dieses Bild verfolgen und ihn öfters vom Verderben retten. Das wird aber die Demonstration beim unkultivirten Volk nie ausrichten; Gott nimmt die Menschen wie sie sind, und nicht, wie ihr sie euch idealisirt!

Doktor Biller schwieg; ob er nicht antworten wollte oder nicht konnte, weiß ich nicht.

Der Kranke hatte sich während der Zeit still gehalten; er lag in einer halben Betäubung. Salzberg stand vor ihm am Bette und fragte ihn freundlich: Können Sie sich nun besinnen, wo Sie sind?

„Ja, jetzt wieder!“

Wie ist Ihnen denn?

„Ich bin verdammt, verloren!“

Woher wissen Sie das?

„Ich bin von Anfang an bis dahin ein gottloser Mensch gewesen!“

Salzberg versetzte: Gottlob, daß Sie das erkennen! und nun fingen die beiden Geistlichen an, ihm tröstlich zuzureden und ihm alle Verheißungen vorzuhalten. Sie beschlossen auch, wechselsweise Tag und Nacht bei ihm zu bleiben und ihn beständig in der Wahrheit der Versöhnung des armen Sünders mit Gott zu unterrichten.

Des Mittags während des Essens blieb Salzberg bei dem Kranken. Morgenthau, Steilmann und der Doktor speisten zusammen. Dieser lenkte das Gespräch auf die Raserei des Kranken. Er behauptete, daß die Rührungen über Sünden und Laster bei den meisten Kranken Folgen einer erhitzten Einbildungskraft seyen.

Steilmann stritt mit Heftigkeit dawider und suchte alle nur möglichen Gründe hervor, um ihn eines Andern zu belehren; allein das Alles mit dem gewöhnlichen Erfolg. Biller machte es wie alle seines Gleichen, er zuckte die Schultern und sagte: ich habe unpartheiisch untersucht und gefunden, daß eine Religion so viel Gewißheit hat wie die andere.

Morgenthau schwieg seiner Gewohnheit nach und hörte zu; da er aber sah, daß Steilmann nichts gewinnen konnte, sah er ihn scharf an, hernach auch den Herrn Biller. Nun ließ er sich mit diesem in ein Gespräch ein; er fing an: „Geben Sie mir Antwort, Herr Doktor! auf das, was ich Sie fragen werde; aber eine wahre logische Antwort.“

Wohlan, gnädiger Herr; fragen Sie!

„Wenn eine solche Raserei, wie sie jetzt Haberklee wirklich hat, sein Herz ganz umkehrt, so daß er, wenn er am Leben bleibt, ein würdiger Mensch wird, oder, wenn er stirbt, mit einer herzlichen Reue und mit festem Willen stirbt, sein künftiges Leben, im Fall er wieder aufkommen sollte,

nach allen Regeln des Naturgesetzes einzurichten; was halten Sie dann von dieser Raserei?

Ich halte sie für einen Enthusiasmus, der freilich Einfluß auf Leben und Sitten haben kann.

„Ich höre also wohl, wenn Sie überzeugt wären, daß dasjenige, was Sie Enthusiasmus heißen, Wahrheit zur zureichenden Ursache habe, so würden Sie auch glauben, daß es keine Raserei sey, wenn ein großer Sünder auf seinem Todbette Höllenangst empfindet.“

Das ist ein Grundsatz, der nicht zu läugnen ist.

„Folglich kommts nur darauf an, um sich von der Wahrheit der Religion zu überzeugen.“

Erlauben Sie mir, gnädiger Herr! dieses ist wohl nicht anders möglich, als daß man sich durch frommen Enthusiasmus täusche.

„Das ist die ewige Leyer aller Naturalisten und Freigeister. Ich halte Sie aber beim Wort, Herr Doktor! Sie müssen mir mit logischer Ordnung auf dem Fuße folgen und keine Sprünge machen. Sie erkennen doch, daß Sie moralisch besser seyn könnten, als Sie wirklich sind?“

Ja, das erkenne ich, aber —

„Halten Sie! Keine Sprünge! Sie glauben also auch, daß es möglich wäre, daß das ganze menschliche Geschlecht moralisch besser seyn könnte, als es wirklich ist?“

Auch das glaub ich, aber es ist die Frage: ob es wirklich besser seyn soll?

„Das wollen wir untersuchen. Sie gestehen also, das menschliche Geschlecht kann besser seyn; es ist eine Möglichkeit, eine innere Anlage da, um besser seyn zu können, nicht wahr?“

Das ist ganz außer Zweifel.

„Für was ist dann diese Anlage bestimmt? Ein Mensch, der Füße hat, wofür sind dem seine Füße bestimmt? Wofür sind die Saamenkörner und Keime bestimmt?“

Ich kann nicht anders; ich muß gestehen, daß die Anlage der menschlichen Natur zur Vervollkommnung ein fester Beweis sey, daß der Mensch zu höherer moralischer Vollkom-

menheit bestimmt sey als er gemeiniglich hat, so wie die Füße zum Gehen, das Saamkorn und der Keim zum Entwickeln bestimmt sind.

„Woran liegt es aber, daß so viele Menschen sterben, ohne vollkommener zu werden?“

Hier fühlte Biller, daß er schon zu viel zugestanden habe, doch kam es ihm auch unmöglich vor, zu widerrufen; es war ihm doch einleuchtend, daß der Gedanke absurd sey, wenn man behaupten wollte, der Mensch sollte nicht moralisch vollkommener seyn als er wirklich ist; daher fing ihm an, das Herz zu klopfen, denn er war nun gezwungen, zu folgen; er antwortete:

Weil sie keine Kraft haben, die Gesetze zur Vollkommenheit zu beleben, oder doch die Kraft, die sie haben, nicht anwenden.

„Das läuft auf Eins hinaus, keine Kraft haben oder sie nicht anzuwenden. Wer seine Kraft zum Guten nicht anwendet, dem fehlts wieder an Kraft, seine Kraft anzuwenden. Es bleibt einmal wie das andremal dabei, der Mensch hat keine Kräfte zum Guten. Nun, Herr Doktor, so wollen wir dann einen Schluß machen:

„Wenn Gott den Menschen zu etwas bestimmt hat, so muß er auch dazu gelangen können; ists nicht so?“

Das ist ganz unstreitig.

„Wohlan! Nun ist aber der Mensch bestimmt, immer moralisch vollkommener zu werden.“

Das ist auch zugegeben und nicht zu läugnen.

„Folglich müssen auch Mittel da seyn, um dazu gelangen zu können, und diese Mittel müssen eine Kraft seyn, moralisch besser zu werden.“

Ganz gewiß.

Morgenthau fing an zu lächeln. „So, Herr Doktor! Sie haben aber auch gestanden, der Mensch habe selbst die Kräfte nicht, wo sollen sie dann herkommen?“

Gott muß ihm ein Mittel angewiesen haben, dazu zu gelangen. Diese Antwort ging dem Doktor so gezwungen ab, daß er wünschte, weit weg zu seyn.

„Wenn Sie ein Freund der Wahrheit seyn wollen, so muß sich Ihre Seele aufheitern, wenn die Morgenröthe der Wahrheit anbricht; was sind das für Geister, die das Licht scheuen?“

Biller ermannte sich wieder; noch hoffte er zu entschlüpfen. Nun dann! versetzte er; ich spüre wohl, was Ew. Gnaden wollen, und ich gebe denn auch zu, daß Gott dem Menschen ein Mittel angewiesen habe, um Kraft zu bekommen.

„Wo ist dieses Mittel zu finden?“

In der moralischen oder philosophischen Erkenntniß der Pflichten des Naturgesetzes.

„Nun geben Sie doch Gott die Ehre und gestehen Sie mir, gibt die vollständigste Ueberführung einer Pflicht auch Kraft, eine Leidenschaft zu überwinden?“

O ja! die Tugend führt ihre Belohnung mit sich, und die Hoffnung dieser Belohnung reizt, gibt Kraft, sie auszuüben!

Das sollen Sie mir bald widerrufen. Sagen Sie mir, welches ist die vollkommenste Tugend, die, welche mich nur allein glücklich macht, oder die, welche auch meines Nebenmenschen Glückseligkeit befördert? Ja, ist es nicht die vollkommenste Tugend, auf Kosten seines eigenen Vergnügens und seiner eigenen Glückseligkeit Viele glücklich zu machen?“

Ganz gewiß.

„Wo bleibt aber dann Ihre Belohnung der Tugend, die sich blos auf Ehre und Nachruhm bezieht? Wenn ein Mensch im Stillen und unbekannt zur Glückseligkeit vieler Menschen arbeiten muß, und in dem Fall ist, der sich oft zuträgt, daß er nur Spott und Schande zum Lohn hat?“

Nach meinem System ist der ein unglücklicher Tugendhafter.

„Aber woher nimmt er die Kraft, diese Tugend auszuüben?“

Bei dieser Frage lächelte Morgenthau, Biller aber bedachte sich eine Weile, endlich antwortete er: sein Enthusiasmus von einer künftigen Belohnung gibt ihm die Kraft, so zu handeln.

„Folglich müssen Sie gestehen, daß die philosophische Belohnung der Tugend, mithin auch die philosophisch-mora-

lische Ueberführung zur Ausübung der vollkommensten Tugend unzulänglich ist?“

Biller konnte hier unmöglich anders; er mußte das bekräftigen, mithin seinen vorigen Satz widerrufen.

„Wohlan! fuhr Morgenthau fort, das, was Sie Enthusiasmus genannt haben, wäre also das Mittel, das Gott den Menschen angewiesen hat, um moralisch besser zu werden?“

Das ist nicht möglich.

„Sie haben aber mir gestanden, daß Gott den Menschen müsse ein Mittel angewiesen haben, um moralisch besser zu werden. Dieses Mittel oder Kraft suchten Sie in der philosophischen Ueberzeugung von den Pflichten des Naturgesetzes; nun sehen Sie aber, daß dieses Mittel zur Ausübung der vollkommensten Tugend unzulänglich und daß die Kraft, die Sie Enthusiasmus heißen, stärker ist. Jetzt frage ich Sie: Kann Gott den Menschen ein unzulängliches Mittel angewiesen haben?“

Nein! allein es ist die Frage, ob Gott eine so hohe Tugend von uns fordert?

„Glauben Sie denn, daß Gott weniger Vollkommenheit von den Menschen fordre, als wozu Er sie fähig gemacht hat? Wozu der Mensch Anlage hat, dazu ist er bestimmt; daß sie nicht Alle dazu gelangen, hat wiederum seine Ursachen, die aber hieher nicht gehören. Das haben Sie ja schon zugestanden. Also weiter: ist nun nicht dasjenige, was Sie Enthusiasmus heißen, die stärkste Kraft, die wir kennen, um die vollkommenste Tugend auszuüben?

Ja, aber auch die größten Laster; mithin ist er die Kraft nicht, die Gott dem Menschen angewiesen hat.

„Halt! das ist ein entsetzlicher Sprung! Doch will ich Ihnen folgen. Alle die Laster, die aus dem Enthusiasmus entstehen, sind in den Augen derer, die sie vollbringen, Tugenden; folglich haben sie falsche Begriffe von der Tugend, und also einen falschen Enthusiasmus. Das gestehen Sie doch?“

Allerdings.

„Aber ein solcher Enthusiasmus, der dem Menschen Kraft gäbe, lauter Tugenden, und zwar auch die vollkommensten Tugenden auszuüben, hingegen Laster und Sünden zu vermeiden, wäre das gegenüber nicht ein wahrer Enthusiasmus?"

Das kann ich nicht läugnen.

„Nun so können Sie auch nicht läugnen, daß der sogenannte wahre Enthusiasmus das Mittel ist, das Gott den Menschen angewiesen hat, um vollkommener zu werden.

„Das wär doch wunderbar, wenn Gott ein solches Mittel den Menschen angewiesen hätte! Denn Enthusiasmus ist doch die Vorstellung einer Sache, die nicht ist.

„So weit sind wir nun, Herr Doktor! Das, was Sie Enthusiasmus heißen, ist die Gewißheit einer künftigen, herrlichen Belohnung der wahren Tugend, dieses ist also die Ursache edler Handlungen. Nicht wahr?"

Ganz gewiß.

„Nun hab ich Sie überführt, daß die Menschheit zu höherer Vollkommenheit bestimmt sey, als sie von Natur erreicht. Sie haben zugestanden, daß Gott den Menschen müsse ein Mittel angewiesen haben, um dazu zu gelangen, und daß dieses Mittel nicht in den menschlichen Kräften bestehe, sondern anders woher kommen müsse. Sie sind überzeugt, daß die stärkste Kraft zur Vervollkommnung oder zur vollkommensten Tugend im wahren Enthusiasmus liege, und da wir keine stärkere Kraft kennen, so muß das, was Sie wahren Enthusiasmus heißen, die göttliche Kraft seyn."

Das muß ich freilich gestehen; aber bedenken Sie doch, gnädiger Herr! unter allen Völkern von den verschiedensten Denkungsarten hat es von jeher Enthusiasten gegeben, die sich für ihre Religion aufopferten, da sich doch alle diese Religionssysteme öfters widersprechen und also unmöglich wahr seyn können. Wie kann denn doch der Enthusiasmus das Mittel seyn zur moralischen Besserung des Menschen?

„Hören Sie, mein lieber Herr Doktor, wenn wir alles Falsche, oder besser alles Zufällige, von diesem Enthusiasmus

abziehen, bleibt dann nicht die Idee von Gottesdienst und zukünftiger herrlicher Belohnung übrig?"

Ja, das ist unläugbar!

„Folglich ist das Wesentliche jedes Enthusiasmus die Triebfeder wahrer oder vermeinter Tugenden, und also die Kraft, die Gott den Menschen gegeben hat, moralisch besser zu werden. Mithin stimmt das ganze menschliche Geschlecht im Wesentlichen überein. Und es kommt nur blos auf die Erkenntniß des wahren Gottesdienstes und auf die Erkenntniß der wahren Beschaffenheit der künftigen Belohnung an, so verwandelt sich der falsche in einen wahren Enthusiasmus."

Aber doch bleibts noch immer Enthusiasmus!

„Sie behaupten also, daß das Mittel, das Gott den Menschen angewiesen, eine Unwahrheit zum Grunde habe, und daß er ihnen blos Etwas weis mache?

Das läßt sich vom vollkommensten Wesen nicht denken!

„Folglich bleibt nichts übrig, als daß Dasjenige, was Sie Enthusiasmus heißen, Wahrheit zum Grunde habe. Das können Sie unmöglich läugnen."

Wenn ich Ihro Gnaden nun das alles zugestehe, was haben Sie damit gewonnen?

„Sehr viel, denn Sie sind nun einmal aus dem Naturalisten ein Deist geworden. Aber Sie mögen wollen oder nicht, Sie müssen mir weiter folgen. Sie sind nun überzeugt, daß die Gewißheit vom wahren Gottesdienst und die Gewißheit einer künftigen Belohnung das Mittel ist zu unserer moralischen Besserung, daß uns Gott also eine Gewißheit von beiden Theilen offenbaret haben müsse. Nicht wahr?

Dawider kann ich nichts einwenden, Gott muß diese Offenbarung gegeben haben, woher sollte sonst der Enthusiasmus kommen; aber hier, gnädiger Herr! hier kommen Sie nicht mit mir aus. Wo ist diese Offenbarung?

„Herr Doctor! ich will nicht mit Ihnen über alle angeblichen göttlichen Offenbarungen zanken. Ist's Ihnen ein rechter Ernst, sich der wahren Bestimmung des Menschen zu nähern, so will ich Ihnen einen Rath geben, der nicht fehlen

soll; Sie werden ganz zuverläßig dadurch zur Gewißheit kommen?

Wahrlich, gnädiger Herr! das Herz wird mir weich, ich kann und will der Wahrheit nicht mehr widerstehen; aber ich fürchte sehr, es gelingt Ihnen nicht, mir diese Gewißheit zu verschaffen.

„Ich gewinne Sie lieb, theuerster Herr Doctor! für die Gewißheit bin ich Ihnen Bürge, wenn Sie nur keine Mühe scheuen und mir folgen werden. Prüfen Sie nur die Moral Christi, ob eine erhabenere sey, und die mehr Wahrheit und innern Werth für die Menschheit habe?“

Das hab' ich gethan, und finde das alles im höchsten Grad; allein was hilft mich das? ich hab' eben so wenig und noch viel weniger Kraft dazu, sie zu befolgen, als zur philosophischen Moral!

„Folglich fehlt Ihnen der Enthusiasmus für Christum, seine Person und Lehre?“

Das ist gewiß!

„Mithin fehlt Ihnen auch die Gewißheit, oder der Glaube an seine Person und Lehre. Wenn Sie also überführt sind, daß Christus Derjenige ist, wofür Ihn die Bibel und wofür Er sich selber ausgibt, so werden Sie an Ihn glauben; Sie werden auch dann glauben, daß Er das Mittel ist zur moralischen Besserung, zur Heiligung und Seligkeit der Menschen?“

Das ist unfehlbar!

„Nun schließe ich also: da Sie Christum als den vollkommensten Gesetzgeber ansehen, Seine Gesetze aber nicht halten können, so sind Sie verpflichtet, die Mittel zu versuchen, die Christus anempfohlen hat, um zur Gewißheit zu gelangen, daß Er und seine Lehre das von Gott bestimmte Mittel zur Vervollkommnung der Menschen sey.“

Das ist ganz unstreitig, ich muß gewiß in meiner Untersuchung bei dem wahrscheinlichsten Mittel anfangen. Aber welche sind die Mittel, die Christus anbefohlen hat?

„Lesen Sie nun mit wahrem Verlangen nach dem Geist

der Wahrheit das neue Testament fleißig, und dann werden Sie's gewiß finden.

Aber noch Eins, gnädiger Herr! das mir von jeher den größten Scrupel gemacht hat! Wenn die christliche Religion das wahre Mittel zur menschlichen Vervollkommnung enthält, so muß ich doch sagen, daß Gott sein Plan nicht wohl gelungen ist, da der Haufen der Christen, besonders der wahren, ungemein klein ist, im Verhältniß gegen das ganze Menschengeschlecht.

„Beweisen Sie mir denn doch, daß es der Plan Gottes ist, daß alle Menschen den höchsten Grad der moralischen Vollkommenheit erreichen sollen, eben so wenig, als es der Plan Gottes ist, daß alle Materie zur höchsten körperlichen Organisation, zum Beispiel: zur Zusammensetzung des menschlichen Gehirns, gelangen soll, oder daß ein Mensch ein Engel seyn soll. Glücklich ist der, der des Lichts genießen kann.

„Und unglücklich der, der's nicht genießen kann! und wer ist Schuld, daß so viele Millionen unwissender Heiden dieses Lichts nicht genießen können, und also unglücklich sind?

„Und warum grübeln Sie, was Sie nicht erforschen können? welch eine Menge Christen ist unglücklich, weil sie aus Trägheit oder Bosheit die Mittel, die sie haben, nicht gebrauchen? Daran ist doch Gott wohl die Schuld nicht. Und können Sie bestimmen, ob Einer aus denen Heiden, die verdammt werden, ein wahrer Christ würde geworden seyn, wenn er auch das Evangelium gehabt hätte?“

Nein, das kann ich nicht; aber mancher vortreffliche Heide wäre doch wohl ein wahrer Christ geworden, wenn er Gelegenheit dazu gehabt hätte?

„Wissen Sie aber auch dessen Schicksal in jener Welt?“

Nein!

„Nun so urtheilen Sie auch ferner nicht, und lassen Sie Gott walten!“

Aber warum machte Gott Menschen, da ihrer so viele unglücklich werden?

„Weil auch ein freies Geschöpf, das Gutes oder Böses wählen konnte, mit zur besten Welt gehörte.

Biller schaute eine Weile vor sich nieder; endlich fing er wieder an: Gnädiger Herr, vergeben Sie! mir fällt noch ein wichtiger Einwurf ein, der Ihre ganze Demonstration über Haufen wirft: Ist das menschliche Geschlecht in diesem Leben dazu bestimmt, moralisch vollkommener zu werden, oder geht vielmehr die menschliche Natur durch verschiedene Stände und Aeonen langsam immer näher zu ihrer höchsten Bestimmung? In diesem Fall ist keine Offenbarung, kein außerordentliches Mittel nöthig, sondern die verschiedenen Abwechselungen und Versetzungen der menschlichen Natur, gleichsam aus einer Welt in die andere, wird alles individuelle Böse, Ungleichartige von ihr abschleifen, und so wird endlich das ganze menschliche Geschlecht nach und nach seine Bestimmung erreichen.

„Das ist wirklich der wichtigste Einwurf, den ein Deist machen kann, und mich wundert, daß Sie ihn nicht eher gebracht haben! Allein beantworten Sie mir doch die Frage: Welches ist das Ziel der menschlichen Vollkommenheit?

Das Ideal des höchstvollkommenen Geistes; so viel Menschen, so viel asymptotische Linien, die immer der Gottheit näher kommen, und sie doch nie erreichen.

„Ganz vortrefflich! und vollkommen wahr! Aber müßte nicht in diesem Fall die Richtung eines jeden menschlichen Geistes, sein Bestreben, sein Gang, sich bei Einem mehr, bei dem Andern weniger der Gottheit nähern?“

Das ist unstreitig.

„Nun nehmen Sie unpartheiisch die Geschichte und die Erfahrung vor die Hand, und prüfen Sie aufs schärfste, ob die Rechnung der menschlichen Natur überhaupt eine Annäherung zur Gottheit beziele, oder ob sie sich nicht immer mehr und mehr entferne?“

Ja, das kann niemand läugnen, der nur einigermaßen die Menschheit studirt hat.

„Nun hab' ich wieder gewonnen! Wahr ist es und zugegeben, daß das Ziel der menschlichen Vollkommenheit die Gottähnlichkeit sey. Nun ist es aber eben so wahr, daß die natürliche Richtung des menschlichen Geistes von Gott ab-

gehe und sich immer weiter von seinem Ziel entferne, folglich ist entweder in dieser oder in einer andern Welt ein Mittel, ein außerordentlich Mittel nöthig, das die Richtung des menschlichen Geistes umkehre und auf Gott richte."

Das ist eine grundfeste Wahrheit; aber es ist die Frage: ob nicht in einer andern Welt diese Umkehr und das Mittel leichter seyn würde?

„Das ist nun der faule Deismus! Sie haben erkannt, daß die Richtung des menschlichen Geistes immer weiter von Gott abgehe: je länger also die Existenz, je weiter vom Ziel, und je schwerer also die Umkehr. Gesetzt, daß sie möglich wäre, welches höchst gefährlich ist. Folglich, je früher die Umkehr, desto leichter. Mithin ist der jetzige Zustand des Menschen der bequemste zur Umkehr und zur moralischen Besserung. O Herr Doctor! warum hoffen Sie doch auf Besserung in jener Welt! Ungewiß ist dorten die Möglichkeit, ungewiß, ob da Mittel dazu seyn werden! Nun lehrt aber das Beispiel vortrefflicher Menschen, daß sie hier möglich ist. Was soll nun der Weise thun?

Gnädiger Herr! Ihre Demonstration ist ganz vortrefflich; ich bin überzeugt, ja überführt; ich will ganz gewiß ihrem Rath folgen. Allein wenn mir noch ferner Zweifel einfallen würden, so bitte ich Ew. Gnaden, mir sie aufzulösen.

Morgenthau bewilligt das mit Freuden.

Der Kandidat Steilmann hatte das ganze Gespräch stillschweigend mit angehört, und als er endlich den herrlichen Ausgang desselben sahe, und nun wirklich fand, daß es doch einen unwiderlegbaren Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion gebe, so freuete er sich hoch, er bewunderte den Herrn von Morgenthau im höchsten Grade; nun wußte er gewiß, daß dieser Herr kein Naturalist, kein Deist, sondern ein Christ war; und nun hoffte er, mit der Zeit auch überzeugt zu werden, daß er auch ein orthodoxer Christ wäre. Er begehrte Papier, Dinte und Feder, und schrieb das ganze Gespräch, so viel er sich erinnerte, von Wort zu Wort auf, ging damit zum Pfarrer Salzberg und ließ es ihn lesen; dieser war ebenfalls vergnügt darüber.

Salzberg beschloß, diese Nacht bei dem Kranken zu bleiben; und weil er übermorgen predigen mußte, so versprach Steilmann, den andern Tag wieder zu kommen und so lange da zu bleiben, bis sich der Erstere wieder einstellen würde. Nun war es schon spät, und er reiste wieder nach Kornsdorf zurück.

Die Vorfälle, welche sich in Morgenthau's Geschichte von Tag zu Tag zugetragen haben, halten mich in meiner Erzählung auf; ich will daher den Weg beschleunigen und nur das Wichtigste anmerken, damit ich einestheils dem Leser nicht beschwerlich falle, und anderntheils mit alltäglichen Begebenheiten nicht ganze Folianten anfüllen möge. —

Haberklee blieb noch wohl vierzehn Tage in Gefahr des Todes; er kämpfte aufs Blut mit Hölle und Verzweiflung, die beiden Geistlichen aber thaten ihr Bestes, um ihn zu überzeugen: daß Gott Barmherzigkeit in dem Erlöser für eine Welt voll Sünder übrig habe, und dieses haftete endlich bei ihm. Nun faßte er Muth und entschloß sich, unwiderruflich als ein wahrer Christ zu leben und zu sterben! Die Auftritte hiebei waren so beweglich und rührend, daß Doctor Biller selber öfters Thränen vergoß und öffentlich die Kraft der Religion Jesu Christi rühmte, auch versprach, sich dieselbe hinführo besser zu Nutze zu machen.

Während der Zeit, als Haberklee krank lag, rückte auch die Zeit heran, daß die Trauung des Herrn von Morgenthau mit Johannetten vor sich gehen sollte, und da dieses altem Brauch nach im Hause der Braut geschehen mußte, so wurden schon von weitem Anstalten dazu gemacht. Die Frau Pastorin war recht darauf bedacht, das Fest prächtig zu veranstalten. Die Braut aber dachte weit anders; sie wünschte, ohne Ceremonien mit Morgenthau zusammengegeben zu werden, und dann stille ohne Geräusch, zu Roß oder zu Fuß hinzuziehen. Sie entdeckte auch ihrem Bruder diese ihre Gesinnung, und der war mit ihr einig; doch glaubte er, das Beste zu seyn, wenn man die ganze Einrichtung dem Bräutigam überließe. Und dieses geschah auch, denn den

Montag nach dem dritten Aufruf von der Kanzel kam Morgenthau des Nachmittags unvermuthet zu Korndorf im Pfarrhause an und trat in die Stube. Der alte Pfarrer saß in seinem Sessel und las in Chrisostoms Homilien über das Evangelium Johannis. Die Frau Pastorin war mit Braut- und Bräutigams-Hemden und andern Kleidungsstücken beschäftigt. Johannette saß und stickte Manschetten für ihren Bräutigam; sie war im weißen Neglige mit bleichgrünen Bändern gekleidet. Der Kandidat war auf seiner Studirstube, kam aber alsobald herunter. Der alte ehrwürdige Mann arbeitete sich in die Höhe, griff an sein Baretchen, nahm es ab und reichte dem Herrn von Morgenthau die Hand. Dieser sahe den Greis mit seinen Silberhaaren und lachender Freude in den Augen, trat daher hinzu, umarmte und küßte ihn, und hernach auch die andern der Reihe nach. Johannette hörte nun auf zu arbeiten; sie kam und setzte sich ganz nahe an ihren Bräutigam, hub seinen rechten Arm auf und legte sich denselben um den Hals. Morgenthau drückte sie an sein Herz; sie weinte.

„Was fehlt dir, meine liebste Johannette? fragte der Bräutigam."

Mir fehlt nichts; ich muß weinen, daß Gott mich Wurm so glücklich gemacht hat!

„Schöne Thränen, liebste Seele! nähre diese Empfindung mit größter Sorgfalt, sie wird dich selig machen!"

Der Vater hatte auch nasse Augen; er stützte sich auf seinen Arm, sah die Beiden an und sagte: Was ist das doch, das mein Herz so rührt? es ist was Unaussprechliches! so etwas hab' ich in meinem Leben nicht empfunden! es ist so ein paradiesischer Geschmack von sorgenfreier Unschuld, oder der Herr wandelt in der Nähe und meine Seele empfindet seine Gegenwart; ich möchte mich in den Staub legen und den Herrn anbeten! Die Mutter rückte ihren Stuhl nahe an ihren Mann. Papa! sagte sie, laß mich dich auch noch einmal in den Arm nehmen! ich hab dich oft mit meiner Lebhaftigkeit beleidigt, nun vergib mir Alles, Alles; ich will dich nun noch doppelt lieb haben, bis wir sterben. Die Alten

umschlangen sich auch. Der junge Steilmann stand und wußte nicht, was er beginnen sollte; er fühlte Wonne, aber auch eine Leere in seinem Herzen; er sehnte sich nach etwas, das ihm war, was seine Mutter und Schwester jetzt waren; er fühlte, was Adam fühlte, als der Herr sprach: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, u. s. w. Feierliche Stille herrschte im Zimmer; nichts regte sich. Draußen war die Luft stille und die Sonne schien schräg durch die Bäume über Gärten, Wiesen und Felder; die Schatten von den Blättern niedriger Bäume ruhten fast an den Fensterscheiben; nur eben der Odem des Allmächtigen, wenn er mit Wohlgefallen auf seine Menschen schaut, ließ sie sanft auf- und absteigen. Der Kandidat sank auf einen Stuhl hin, und so feierte man. Wahrlich! es waren Engel des Friedens zugegen.

Endlich sagte Morgenthau mit gerührter Stimme und nassen Augen: Papa! — das Formulier! Schon legte es der junge Steilmann seinem Vater hin. Weg Formular! rief der Alte; Kinder, thut wie ich! — Er sank auf die Knie, seine Frau neben ihm auch, und hielt ihn in ihrem Arm geschlossen. Morgenthau und seine Braut sanken ebenfalls hin und hielten sich in den Armen. Der Kandidat kniete einsam neben hin. Nun schaute der Patriarch lebhaft auf, nahm sein Käppchen ab, reckte beide Hände in die Höhe und betete mit Kraft und Nachdruck allen Segen über die Verlobten herunter. Als das Gebet geendigt war, fuhr er fort und fragte die Beiden:

„Seyd Ihr Beide fest und unwiderruflich entschlossen, Euren Ehestand nach den Grundgesetzen der Natur, der Vernunft und der christlichen Religion in diesem Augenblick anzufangen und bis in Euren Tod fortzusetzen?“

Beide. Ja, fest und unwiderruflich!

„So gebt Euch an Eides Statt die rechten Hände!“

Sie thaten's.

Nun legte der Pfarrer seine rechte Hand auf ihre Hände, sprach einen feurigen Segen über sie aus, und darauf: Kommt, küßt mich, Kinder! — Sie kamen herzu und küßten ihre Eltern mit Thränen. Der Pfarrer sprach nun noch auf den

Knien: „Der himmliche Vater gebe Euch nun auch viele wohlgestaltete und selige Kinder, Euch und Euren Nachkommen, bis ans Ende der Tage!

Nun standen sie Alle auf; sie besannen sich, und waren copulirt. Johannette wurde roth im Gesicht und schlug die Augen nieder; die Mutter aber drohete ihrem Mann mit dem Finger, lächelte und sprach: Papa, da hast du mich überrascht! Dieser aber arbeitete sich wieder in die Höhe auf seinen Stuhl: Seelenruhe blickte aus seinem Gesicht; er sprach nichts; der Odem ging ihm sanft und still; man sah ihm an, daß er Gottes Gegenwart genoß.

Die Frau Pfarrerin brachte indessen Butter, Brod, Wein und Obst, und bei dieser Collation wurde der Abend beschlossen.

Des Morgens früh, nachdem man den Thee getrunken hatte, steckte der Pfarrer seine Pfeife an. Morgenthau und der Kandidat rauchten eine mit. Johannette verlor sich; über eine Weile aber kam sie reisefertig angezogen, die Frau Pfarrerin stand und wusch die Theetassen; sie blickte ihre Tochter starr an und ließ alles liegen. Der Pfarrer selbst nahm seine Pfeife aus dem Munde, sahe sie an und sprach: Was soll das bedeuten? Morgenthau aber lächelte.

Johannette war betroffen, doch ermannte sie sich und gab zur Antwort: Ich gehe mit meinem Liebsten fort. Die Eltern sahen sich an und fühlten diese Trennung. Der Vater aber sagte: Du hast recht, meine Tochter! eilt, daß Ihr wegkommt! ich beschleunige gern solche traurige Augenblicke.

Morgenthau ersuchte seinen Schwager, weil er nie ein Frauenzimmer hinter sich auf dem Pferde gehabt, so möchte er seine Schwester hinter sich nehmen und mit reiten. Dieses wurde beschlossen, und nach einer Stunde war alles bereit. Kuß, Händedruck und Thränen ohne Worte machten den Abschied aus. Was Johannetten sonsten noch zugehörte, das wurde ihr nachgeschickt.

Sobald als Morgenthau bei den Seinigen ankam, ließ er alle seine Leute auf dem großen Saal zusammen kommen und stellte ihnen seine Gemahlin vor, mit folgenden Worten:

„Ich habe geheirathet, und hier ist meine Gemahlin. Ich will, daß Ihr sie als Eure Gebieterin ansehet, und ihr in Allem, was sie Euch befehlen wird, Gehorsam leistet. Alle Treue und Liebe, die Ihr derselben beweisen werdet, will ich ansehen, als wenn sie mir bewiesen würde, und alle Untreue und Ungehorsam werd' ich auch gebührend zu ahnden wissen. Morgen will ich Euch ein Hochzeitmahl geben; lasset aber alles ehrlich und ordentlich zugehen!" Hiemit entließ er sie. Den ganzen Tag wurde wenig gethan; wo man hinsah, da standen entweder ein paar Mägde und lispelten, oder man fand Knechte und Mägde zusammen stehen und vertrauliche Gespräche führen. Kam aber Johannette irgendwo zum Vorschein, daß sie entweder von einem Zimmer ins andere ging, oder an einem Fenster stand, so bemühte sich ein Jeder, der sie sah, entweder sich zu bücken, das Haupt zu entblösen, oder hurtig zu thun, was er vorhatte.

Pöll zeichnete sich indessen vor allen Andern durch seine Freude aus: Er sang den ganzen Tag Volkslieder; kein Mensch bekam ordentlichen Bescheid von ihm; alle seine Antworten waren entweder Gleichnisse, oder unschuldige ironische Einfälle, die der natürlichen ungeänderten deutschen Nation so ganz eigen sind.

Morgenthau hatte eine besondere Freude an ihm, daher als er ihn einmal vorbeigehen sahe, rief er ihm und sagte: wie so lustig, Pöll?

„Wenns Frühling wird, so singen die Vögel!"

Wie, Frühling? Was meinst du mit dem Frühling?

„Hei! dann ist überall Hochzeit! Alles, alles hat dann Hochzeit!"

So denkst du auch, es sey jetzt Frühling hier im Hause?

„So denk' ich, und ich hab' auch recht! hoch! hoch! himmelhoch!"

Du hast deine fünf Sinne nicht beisammen, mäßige dich; du scheinst mir betrunken zu seyn.

„Keinen Tropfen! wie muß ich mich dann stellen, wenn ich sehr freudig bin?"

Du mußt deine Freude verbergen, um nicht lächerlich zu werden.

„Muß ich denn auch meinen Zorn verbergen, gnädiger Herr, wenn ich böse bin?“

Das wäre nicht übel.

„Dann heißt man aber einen Hund launbeißig, wenn er das thut, und den hat niemand gern.“

Du hast recht, Pöll! Nun so sey dann wie du bist, fromm und offen!

Johannette hörte im andern Zimmer dieses Gespräch; sie trat hervor, um Pöll zu sehen; der Junge gefiel ihr im Herzen. Komm her, Pöll! sagte sie, ich will dir ein Braut-Geschenk machen. Da hast du einen neuen Thaler, leg ihn wohl an!

Morgenthau richtete nun seine Sachen anders ein, er gab seiner Gemahlin einen Flügel des Hauses, verschaffte ihr eine Kammerjungfer und Leibdienerin, und übertrug ihr die Oberaufsicht über die Haushaltung, damit er seinen Geschäften besser obliegen konnte. In der Mitte des Schlosses, im Hauptgebäude, war der Speisesaal, wo sie zusammen aßen; die große Gesindestube war zur Seiten neben der Küche, und daran eine kleinere Kammer, welche an den Speisesaal stieß; in selbiger speiste der Hofmeister Wiesenthal, nebst den Vorgesetzten des Hauses, so daß Alle zusammen nahe bei einander waren, wenn Mahlzeit gehalten wurde, damit alles still und ordentlich zugehen möchte.

Johannette war gleichsam zu diesem Stand geboren; sie entwickelte sich von Tag zu Tag, und Morgenthau legte ihr eine auserlesene Frauenzimmerbibliothek zu, so daß sie sich durch eine nützliche Lektüre immer mehr und mehr ausbilden konnte; dabei aber vergaß er auch selbst nicht, ihr beständig auf eine angenehme und liebreiche Art den schönsten Unterricht in der Religion, in der Kenntniß der Welt und der Menschen, in ökonomischen und in Staatssachen zu geben, damit sie edel und anständig denken und leben möchte; mit Einem Wort, er lehrte sie in der wahren Menschengröße de-

müthig und in der wahren Liebe gegen Gott und Menschen erhaben seyn.

Sobald der alte Herr von Haberklee die große Höllenangst überwunden hatte und nun mit innigster Freude über das Gefühl von Vergebung seiner Sünden und wahrer Herzensänderung angethan war, so war das Erste, daß er nach seinem Sohn fragte, um sich mit ihm auszusöhnen. Man brachte ihm bei: daß er des Vaters Zorn gefürchtet, verreist, und wieder in Dienste getreten sey. Dieses betrübte den Vater gar sehr, doch gab er sich zufrieden, besonders als er hörte, daß Morgenthau die Kinder bei sich behalten habe. Er ließ diesen Herrn rufen, bat ihn mit den beweglichsten Worten um Vergebung, und ersuchte ihn, ihm die zwei Knaben zu überlassen, damit er sie rechtschaffen erziehen und an ihnen ersetzen möchte, was er an dem Vater verschuldet habe. Morgenthau bewilligte ihm das gern, und versicherte ihn, daß alles Vergangene nimmermehr wieder solle gedacht werden. Einige Wochen nachher reiste er mit herzlichem Dank fort; er blieb Morgenthau's Freund, und seine Bauern freuten sich, als sie sahen, wie er so ganz umgekehrt und ein anderer Mensch geworden war. Nunmehr war Pfarrer Salzberg sein bester Freund, und blieb's auch bis ans Ende.

Sobald Haberklee fort war, suchte Morgenthau seine Schwiegereltern zu bereden, daß sie zu ihm ziehen möchten. Er brachte es bei dem Kirchenvorstand zu Korndorf bald dahin, daß sie einwilligten und den jungen Steilmann zu ihrem Prediger annahmen. Nur der alte ehrwürdige Mann war übel dazu zu bringen, seinen Hirtenstab ganz nieder zu legen; doch ließ er sich endlich dazu bewegen, und man trug ihn in einer Sänfte nach Morgenthau hin: die Pfarrerin aber holte man in einer Chaise. Das Hausgeräthe blieb alles da, auf daß sich der junge Steilmann desselben möchte bedienen können. Dieser trat sein Amt nun völlig an; unterließ aber dem ungeachtet doch nicht, so viel als es seine Verrichtungen zuließen, nach Morgenthau hinzukommen und die Seinigen zu besuchen.

Auch wurden Caspar und Trinchen vom jungen Steilmann kopulirt, und sie bezogen den Herbst ihr neues Haus, welches am Fuß des Morgenthauer Hügels auf einen grünen Platz gebaut war. Ihr Herr gab ihnen so vielen Raum an Wiesen, Feldern, Gärten, Baumhof und Gebüsche, daß sie eine ziemliche Zahl Schaafe und Rinder erziehen und ernähren konnten. Und bis dahin, daß sie ihr Brod erwerben konnten, versah sie Morgenthau mit dem Nöthigen.

Die Absicht dieses Herrn wurde bald allgemein bekannt. Es fanden sich vor und nach Familien, die sich erboten, ins Bergthal zu ziehen; allein Morgenthau war sehr vorsichtig. Er untersuchte allemal genau ihre Ursachen, und er nahm Niemand an, von dem er nicht wahres Zeugniß bekam, daß er ein ehrlicher, rechtschaffener Mann sey. Auf diese Weise verfuhr er Jedesmal, wenn sich Jemand meldete. Bauersleute und Handwerker wurden im Thale angebaut; bemittelte Leute aber und Kaufleute ließ er vor seinem Pallast auf der großen Ebene bauen; daselbst hatte er einen Plan zu einem kleinen niedlichen Städtchen gemacht.

Das erste Jahr verfloß unter dergleichen Beschäftigungen, ohne daß in der Familie etwas Merkwürdiges vorfiel, außer, daß die Frau von Morgenthau schwanger wurde und zu gehöriger Zeit einen Sohn gebar, dem sein Vater den Namen Friedrich Faramund beilegte. Als die Frau von Morgenthau noch in den Wochen war, so trug es sich zu, daß der Pastor Steilmann an einem sehr schönen Sommertage sich vornahm, seine Freunde zu Morgenthau zu besuchen; er machte sich deßwegen des Morgens früh auf den Weg, und ging im Kühlen nach dem Bergthal hin. Er wurde daselbst auf das Zärtlichste empfangen.

Nach dem Mittagsessen sagte der junge Prediger: Er habe eine kranke Jungfer zu besuchen. Nun stand er im Zweifel, ob er dieses diesen Nachmittag thäte, oder morgen. Der alte Pfarrer fragte: Wer es wäre? Der Sohn antwortete: Es sey die jüngste Jungfer Sommers. Ey! versetzte der Alte, das ist ja was Außerordentliches! Doch däucht mir, das müßtest du je eher je lieber vornehmen, damit du den

Leuten keinen Anstoß machst; du kannst ja über Sommers Haus nach Hause gehen, indem es dir nur eine halbe Stunde aus dem Wege liegt. Morgenthau war begierig, zu wissen, was das für Leute wären? Der alte Steilmann erzählte ihm die Umstände und sagte:

„Die Gebrüder Sommers sind Kaufleute und starke Fabrikanten. Sie wohnten bei ihrem Vater in der Stadt Bergstein, allwo sie in außerordentlichem Wohlstande lebten, indem ihr Vater auf eine Tonne Goldes geschätzt wurde; er war ein ehrlicher Mann und guter Christ, und so hatte er auch seine beiden Söhne auferzogen. Der älteste Leonhard Sommer heirathete eine reiche Frau, und erzeugte drei Kinder mit ihr. Die älteste Tochter Sibylla ist eine ehrbare Person, dabei aber etwas schwächlich und schon bei dreißig Jahren alt. Das zweite Kind ist ein Sohn, ein vortrefflicher junger Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren, der alle gute natürliche Eigenschaften besitzt, die nur ein Mensch haben kann; er heißt Abraham; und ebenso ist auch die jüngste Tochter, ein Mädchen von zwanzig Jahren, beschaffen; sie heißt Caroline, und besitzt eine rechtschaffene Tugend und blühende Schönheit. Aber Alles, was diesen Kindern fehlt, ist Welt- und Menschenkenntniß; doch ist der Sohn auf einem Comtoir in Basel einige Jahre gewesen, allwo er Handlung und Umgang mit den Leuten, auch verschiedene Sprachen und anständige Wissenschaften gelernt; allein seine Tugenden sind so viel todte Kräfte, welche unwirksam liegen, so lange er gezwungen ist, bei seinem Vater zu bleiben. Doch ich laufe mit meiner Erzählung vor. Der alte Leonhard Sommer übernahm nebst seinem Bruder Gottfried nach des Vaters Tode die Handlung und Seidenbandfabrike, und lebten in der Stadt Bergstein ruhig und im Wohlstande. Gottfried heirathete nicht und blieb bei seinem Bruder.“

„Vor ohngefähr dreißig Jahren trug es sich zu, daß ein gewisser Leitmann durch die Welt reiste, welcher einen außerordentlichen Ruf vorgab, Buße zu predigen. Dieser Leitmann kam denn auch nach Bergstein. So wie er zum Thore herein kam, trat er mit etlichen zwanzig Menschen,

Männer und Weiber, die ihm nachfolgten auf den Markt, rief und predigte mit erstaunlichem Feuer Buße, und drohte mit erschrecklichen Strafen, die bald über Deutschland einbrechen würden. Besonders aber zog er auf den Lehrstand los, und schalt alle Prediger stumme Hunde, Pharisäer und so ferner. Das Außerordentliche und Heftige bei solchen Gelegenheiten macht besondern Eindruck auf das gemeine Volk. Leitmann bekam einen starken Anhang, und die Gebrüder Sommer nahmen ihn in ihr Haus und beherbergten ihn so lange, als er da war. Von der Zeit an entstand zu Bergstein und in den hiesigen Gegenden eine Sekte von Separatisten, welche besonders den geistlichen Stand, Kirchen und Sakramente verachten; ihre Grundsätze aber bestehen darin: Sie glauben, ein Mensch müsse sich von der Welt, das ist, von allen Menschen, die nicht ganz oder zum Theil ihres Sinnes sind, absondern, überhaupt aber die menschliche Gesellschaft so viel meiden, als nur möglich ist. Zweitens müßte ein Christ von Augenblick zu Augenblick auf sein Inneres Acht haben, oder wachen, damit kein böser Gedanke zu Kraft kommen könne, und zu dem Ende müsse er suchen, sich so einsam zu halten, als nur möglich ist."

„So vortrefflich nun dieser Satz ist, den ein jeder Christ wohl ausüben möchte, so übertreiben sie ihn doch darin, daß sie unthätig für die menschliche Gesellschaft werden; sie sollten geschäftig zum Besten der Menschen seyn, und sich doch dabei im Wachen und Beten ernstlich üben."

„Endlich haben sie besondere Gedanken von der Geburt des innern Menschen. Anstatt daß sie glauben sollten, daß die Wiedergeburt eine feste unwiderrufliche Umkehr des Willens und der Neigungen sey, hinfüro in der Wahrheit und in der That als ein wahrer Christ zu leben und zu sterben, so stellen sie sich dabei vor, daß Christus wesentlich in der Seele ausgeboren werden müßte, nicht moralisch=, sondern geistig=physischer Weise; sie nehmen also Christum in uns nicht als Christi Bild in uns an, sondern als Christum wesentlich selbst. Sie beten Ihn in sich an, und horchen beständig auf das innere Wort, das Er in ihnen aussprechen soll; da=

her prüfen sie alle Triebe und Empfindungen, die in ihnen aufsteigen. Wenn sie der heiligen Schrift nicht zuwider laufen, so halten sie dieselben für Aussprüche des innern Worts, welchem man nothwendig folgen müsse. Das ist nun auch wiederum schön und gut; allein warum heißt man dieses nicht das gereinigte Gewissen? welches freilich ein Wort Gottes im Menschen, aber doch ein mittelbares Wort ist."

„Nun geht es ihnen aber, wie allen andern sündigen Adamskindern; sie können doch das Gesetz nicht völlig halten, ob sie gleich weiter als Andre darinnen kommen; deßwegen glauben sie, man müsse in der Heiligung bis in die Ewigkeit zunehmen; wo man im Tode aufhöre, da fange man in der Ewigkeit wiederum an, und aus diesem Satz folgt denn auch die Wiederbringung aller Dinge. Ihre Schriften sind alle mystisch, sie mögen sich widerstreiten oder nicht, sie rühmen sich bei Lesung derselben einer besondern Salbung und Geschmacks, den sie darin finden wollen. Das Allerschlimmste aber ist, daß diese Leute fast Alle in einen geistlichen Stolz gerathen, Einer mehr, der Andere weniger, und das ist ganz natürlich. Da sie selbst an ihrer Heiligung arbeiten, so ist das Gute, das sie ausgewirkt haben, ihr eigen, und diese Ueberzeugung von eigener Würde führt sie ganz natürlich auch zu dem Vergleich zwischen sich und Andern, wo sie dann leicht finden, daß sie selbst bessere Menschen sind, und dieses ist eine höchstschädliche Folge. Und eben so wenig lassen sich diese Leute eines Bessern belehren. Denn da sie glauben, daß Gott in ihnen rede und sie unterrichte, so sind sie wahrlich keines andern Unterrichts recht fähig; sie schelten über die Vernunft, glauben, sie sey so arg wie der Teufel selber, und lassen sich also gar nicht überzeugen. Nach diesen Grundsätzen verkauften denn auch die Gebrüder Sommer ihr Haus in Bergstein, und bauten sich ein neues in die einsame Gegend, wo sie jetzt wohnen. Ihre Manufaktur besetzten sie mit lauter Leuten ihrer Denkungsart, und schafften die Andern ab, deren Viele darüber in Brodmangel gerathen sind; sie haben einen Aufseher oder Faktor in der Stadt, der ihnen monatlich Nachricht gibt und seine Rechnung ablegt;

die Correspondenz aber führen sie selber. Sie machen mit ihren Leuten ein besonderes Menschengeschlecht aus, die stille vor sich hin leben, und zuweilen in Sommers Hause zusammen kommen und ihre Uebungen halten, wo freilich die Welt und wir Prediger noch manchmal herhalten müssen. Ich hab' aber nie Streit mit ihnen gehabt, denn wen ich nicht bessern kann, den muß ich doch deßwegen nicht ärgern, sondern ihn mit Geduld tragen. Ich hab' ihnen ihre Freiheit gelassen und sie zuweilen besucht. Weil sie aber alle theologische Reden zu vermeiden suchten, so hab' ich sie auch nicht damit beunruhigt. Als dem Leonhard seine Frau starb, so hielt ich ihr eine hübsche Leichenpredigt über die Worte: Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe."

Morgenthau war über diese Erzählung ungemein vergnügt, und er nahm sich in seinem Herzen vor, Bekanntschaft mit diesen Leuten zu machen. Er sagte zum jungen Prediger: Laßt uns diesen Nachmittag zusammen dahin gehen!

Sowohl der alte als der junge Steilmann waren vergnügt über diese Erklärung. Gott gebe dir Weisheit, mein Sohn! sagte der Greis, es ist der höchste Gipfel der Pastoralklugheit, solche Menschen so zu behandeln, daß man ihnen nützlich und nicht schädlich ist! Morgenthau aber schwieg immer; er machte keine Reflexionen über diese Leute, und sagte eben so wenig, was er mit ihnen vor hatte. Sein Schwager brannte vor Begierde, daß er sich mit dem Vater über die Grundsätze der Separatisten unterreden möchte; er machte auch wohl einige Versuche, um ihn dazu zu bringen, allein sie waren vergebens. Ueberhaupt war das Morgenthau's Charakter: wenn seine Empfindungen rege wurden, so war er lauter Kraft, Leben und Offenherzigkeit, oder er war ganz Gefühl; war aber der Paroxysmus vorbei, so lebte er eben so in seinem Verstand, wie er vorhin im Herzen lebte; er sprach nur das Nöthige, und was er sagte, das war alles Folge einer ruhigen und gesunden Ueberlegung.

Der junge Steilmann hatte eine solche Freude an seinem Schwager, daß er immer an ihm studirte und sich nach ihm zu bilden suchte. Wenn jemals ein Mensch den andern geliebt hat, so liebte er ihn mit Enthusiasmus; er gab es auch bei allen Gelegenheiten zu verstehen. Morgenthau fühlte es bis ins Innerste seiner Seele, er ließ sich auch mehr gegen ihn aus, als gegen irgend Jemand anders in der Welt, seine Gemahlin ausgenommen; allein sein ungemeiner Verstand überzeugte ihn, daß es dem jungen Prediger nützlich wäre, wenn er ihn durch eine kluge Ernsthaftigkeit und Zurückhaltung in einer Art von liebender Ehrfurcht erhielte, damit seine Ermahnungen stärkeren Einfluß auf ihn haben könnten.

Um drei Uhr Nachmittags gingen die beiden Brüder nach Sommers Hause hin; es lag ohngefähr auf halbem Wege nach Korndorf, ein halb Stündchen ostwärts vom Wege ab, in einem engen einsamen Thal. Nach einer kleinen Stunde kamen sie daselbst an. Morgenthau bewunderte diese einsame und niedliche Wohnung. Das Haus lag an dem Fuß eines buschichten Hügels, um welchen sich ein schmaler Wiesengrund herumzog; um diese Wiese floß ein angenehmer Forellenbach murmelnd hin, an dessen jenseitigem Ufer stieg ein Maibuchenwald steil in die Höhe, der einen Zirkelbogen ausmachte, wovon Sommers Haus ungefähr der Mittelpunkt war. Dieser Wald lag ostwärts, so daß die Sonne vom längsten Tag bis zum kürzesten immer auf dem Rücken desselben emporstieg. Hinter Sommers Haus war der Hügel rundum mit Obstbäumen bepflanzt. Oben auf demselben war eine ziemliche große Ebene, welche sich westwärts ein wenig senkte, und alsdann allmählig in einem Gebirge aufstieg, auf dessen höchsten Spitze, eine Viertelstunde von Sommers Hause, ein altes verfallenes Schloß lag; dieses konnte man von Morgenthau aus sehen. Unsre beiden Brüder beschloßen, bei nächster Gelegenheit einmal hinzugehen und die Ruinen nebst der Aussicht daselbst zu betrachten.

Diese Ebene auf dem Hügel war nun gleich gemacht, rund=

um mit einer Mauer umgeben, und hier ward ein prächtiger Garten angelegt. Der Platz war regulär sechseckigt. Gerade im Mittelpunkt war ein kleiner sechseckigter Platz, auf demselben stand ein Pavillon von Holz, schön gemalt; es war ein sechseckigter Saal, der auf sechs Säulen ruhte und oben mit einem runden Kuppeldach bedeckt war; von hier aus ging auf jede Ecke des Gartens ein mit Geländern eingeschränkter Gang, an welchem allerhand Staudengewächse eingeflochten waren. Am Ende jeden Ganges in der Ecke war eine Laube, die durch einen grünen bedeckten Gang mit der nächsten kommunicirte. Aus dem Gebirge war eine vortreffliche Wasserquelle in den Garten geleitet. In dem Pavillon unten auf der Erde, zwischen den offenen Säulen, gerade in der Mitte, war ein sechseckigter Kasten; in demselben ein Altar von schwarzem Marmor; darauf lag ein Lamm von weißem Alabaster, als wenn ihm der Hals aufgeschnitten wäre; aus dieser Wunde spritzte das Wasser häufig heraus in den Kasten, aus welchem es durch Röhren hinunter, unterhalb dem Hause an die Wiese geleitet war, wo es in einem kleinen Behälter in der Mitte aus einer Röhre hoch in die Luft sprang.

Der Weg, den Morgenthau und Steilmann kamen, führte seitwärts den Berg herab längs dem Hügel hin. Da sie aber sahen, daß hinten am Garten ein Thor offen war, so beschloßen sie, durch denselben nach dem Hause zu gehen; sie fanden eine alte Magd in dem Garten, die darinnen arbeitete. Der Pastor fragte sie, ob die Herren zu Hause wären? Sie antwortete mit leiser Stimme und freundlichen Geberden: Der älteste Herr ist hier auf dem Lusthause, der Andre aber ist nicht hier. Indessen kam Herr Leonhard Sommer herunter. Er war ein langer Mann und mager, sein Angesicht war ernst, freundlich und heiter, seine Kleidung aber noch ungeändert nach der Mode, die vor vierzig Jahren im Gange gewesen, und seine Perücke ruhte in langen Locken auf den Schultern. Ein brauner Rock von gutem Tuch, mit seidenem Taffet gefüttert, eine schwarze Weste und Hosen gaben ihm ein altes ehrwürdiges Ansehen. Der Pastor war ihm theils aus der Kleidung, theils auch aus der Vermuthung, daß er

es seyn müßte, weil er gerufen wäre, bekannt. Und da er auch vom Herrn von Morgenthau Vieles und auch von seiner Heirath gehört hatte, so errieth er leicht, wer der Begleiter des Predigers seyn müßte.

Nach einigen wenigen gewechselten Komplimenten nahm sie Herr Sommer Beide mit in's Haus, ließ eine Flasche Wein kommen, und so setzten sie sich zusammen. Nachdem man ein paar Gläser getrunken hatte, fing Herr Sommer an: „Meine Tochter Caroline ist seit einiger Zeit bettlägerig gewesen, ohne daß ein Arzt errathen kann, was ihr fehlt. Doktor Biller will mit der Sache nicht heraus. Er sagte: er kenne die Krankheit nicht genug. Das ist aber auch kein Wunder, sagte Sommer lächelnd, er kennt die Wirkungen des Geistes Gottes in der Seele nicht. Sie ist vor einiger Zeit nach Korndorf mit zur Leiche gewesen, und da haben der Herr Pastor eine schöne Predigt gehalten, die hat sie gerührt, und von der Zeit an hat sie Vertrauen zu demselben und möchte gern mit ihm sprechen, und deßwegen habe ich Sie rufen lassen."

Steilmann bezeugte, daß ihm der Besuch Freude mache, und er wünschte: daß er gesegnet seyn möchte. Das wünsche ich auch, fuhr Sommer fort: Sie war immer ein kaltes, todtes Mädchen und liebte die Gottseligkeit nicht; allein, nachdem sie in der Kirche gewesen ist, hat sie die heftigsten Kämpfe wegen ihrer Sünden ausgestanden; doch ist sie endlich vor ein paar Tagen zum Durchbruch gekommen; sie hat sich jetzt gänzlich aufgeopfert, und ist willens, eine Jungfrau zu bleiben, und dem Exempel ihrer älteren Schwester zu folgen.

Steilmann wünschte von Herzen, daß Morgenthau sich über diese Materie mit Sommern in ein Gespräch einlassen möchte; allein derselbe schwieg ganz still und sahe ernst vor sich hin. Indessen ging Sommer hinaus, um seiner Tochter die Ankunft des Predigers zu melden. Sobald unsre beiden Brüder allein waren, fing Morgenthau an: „Herr Bruder, bitten Sie um Weisheit; seyn Sie männlich und lassen Sie sich Ihr Jugendfeuer nicht bemeistern, das gibt ein

Pröbchen für Ihr Herz!“ Steilmann erschrack und versetzte: Gott! — Sie wähnen Etwas, ich zweifle! — Nun kam Sommer und führte den Pastor hinauf zu seiner Tochter, kam wieder und setzte sich zu Morgenthau hin. Der junge Abraham Sommer kam auch herzu. Morgenthau durchschaute den wackeren Jüngling alsofort, und sah eine tiefverborgene Unzufriedenheit in seiner Seele. Er setzte sich zu ihnen. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen fragte Morgenthau:

„Haben Sie den Garten selbst angelegt?“

Ja, gnädiger Herr! erwiederte Sommer; der Mensch muß doch eine unschuldige Ergötzlichkeit haben.

„Sie haben ganz recht; allein ich lege einen Garten an, der diesen weit übertreffen wird.“

Sommer lächelte und sagte: daran zweifle ich gar nicht, allein dieser ist uns genug zu unserem Zweck.

„Mir würde er aber nicht gut genug seyn. Die Pflanzen in meinem Garten sollen Menschen seyn; die will ich warten und pflegen, daß sie Blüthe und Früchte für diese und jene Welt tragen sollen.“

Das ist wohl vortrefflich; allein ich meines Orts bin der Sache nicht gewachsen. Der Umgang mit Menschen ist so gefährlich; ich komme so leicht von meinem Herzen ab, und aus der Wachsamkeit, und dann hab ich lange zu thun, um mich wieder zu sammeln.

„Hören Sie, lieber Herr Sommer! wenn Sie jetzt hacken, dreschen, mähen und andre Bauernarbeit verrichten sollten, wie würde es Ihnen darüber gehen?“

Ich würde Blasen in die Hände bekommen, ich würde steif und elend werden, alle Glieder würden mir weh thun.

„Wie ist das aber, daß das alles dem Bauern nicht geschieht, sondern daß er sich gesünder und besser dabei befindet, als unser Einer?

Das ist kein Wunder, er ist's gewohnt!

„Nun so laßt uns das auf unsere Seelen kräftig anwenden! Ein Mensch, der sich mitten unter dem Getümmel der Menschen und im Umgange mit denselben zum Wachen und Be-

ten gewöhnt und beständig vor Gott wandelt, alle seine Gedanken, Worte und Werke im Lichte der Wahrheit prüft, der wird nicht so leicht zerstreuet, auch hat seine Zerstreuung nicht so wichtige Folgen für sein Herz, als wenn sich ein Mensch von der Welt absondert, und hernach mit Leuten umgehen soll, und allen Umgang kann doch Niemand vermeiden."

Das ist Alles wahr! wenn Gott Jemand berufen hat, unter den Menschen zu seyn, das ist was anders; allein ich für meinen Theil glaube, daß es überhaupt besser sey, sich von der bösen Welt zu entfernen, ja, es ist gewiß, daß es für einen Jeden gut ist: denn Gott wird einen wohl in seinen Weinberg zu miethen wissen, wenn's nöthig ist, wie er auch dem seligen Leitmann gethan hat.

„Aber lieber Herr Sommer! worauf gründen Sie diesen Glauben?

Auf die Erfahrung; denn wenn ich mit Menschen umgehe, so werde ich zerstreut; ich fühle die süße Gegenwart Gottes nicht.

„Wie, wenn aber dieses Gefühl von dieser sogenannten Gegenwart Gottes mit dem göttlichen Worte stritte? — Wie verstehen sie doch den Spruch: Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, u. s. w.? Doch ich bin nicht gekommen, um mit Ihnen zu disputiren. Einmal, der ist ein wahrer Christ, der inwendig wachend und betend vor Gott wandelt, auswendig aber thätig in der Liebe gegen Gott und Menschen ist."

Ja! aber deßwegen ist doch nirgends geboten, daß wir mit der Welt Gemeinschaft haben sollen: im Gegentheil, wir sollen uns davor hüten.

„Und doch ist Christus, unser großes Muster, mit Zöllnern und Sündern umgangen, hat mit ihnen gegessen und getrunken, und eben so auch mit Pharisäern, Sadducäern und Schriftgelehrten, wo er ihnen nur nützlich seyn oder ein Zeugniß der Wahrheit ablegen konnte, ohne deßwegen an ihren bösen Werken Theil zu nehmen; doch das alles belehrt

und überzeugt Sie nicht, wenn's nicht die Erfahrung thun wird."

Der junge Sommer war mit diesem Gespräche überaus wohl zufrieden; er wünschte mehr unter Menschen zu kommen und wirksamer zu seyn. Er las in seiner Einsamkeit ungemein stark, hatte sich die besten und neuesten Schriften heimlich gesammelt, und dieses war noch das Einzige, das ihm seine Einsamkeit erträglich machte.

Der Pastor kam auch endlich wieder und setzte sich, war aber sehr tiefsinnig. Morgenthau merkte, daß etwas besonderes müßte vorgefallen seyn, daher suchte er Anlaß, wieder wegzugehen.

Der alte Sommer aber fragte: Herr Pastor! was dünkt Ihnen von meiner Tochter?

„Sie ist eine liebenswürdige Person, und der es recht darum zu thun ist, eine wahre Christin zu werden."

Nun nahmen diese Beide wiederum Abschied. Sommer begleitete sie durch den Garten, und ging dann wieder zurück in seine Einsamkeit.

Sobald sie nur allein waren, seufzte Steilmann sehr tief und sagte: Herr Bruder! was soll ich anfangen? Ich bin in der seltsamsten Verfassung von der Welt!

Erzählen Sie mir doch, was vorgefallen ist, versetzte Morgenthau. Steilmann fing an:

„Ich will Ihnen alles von Wort zu Wort erzählen."

„Als ich hinauf aufs Zimmer kam, setzte ich mich an's Bette und fragte die Jungfer, wie's ihr ginge? Sie richtete sich auf, bot mir die Hand, und hielt die meinige lange Zeit in die ihrige eingeschlossen. Ach, Herr Pastor! sagte sie, Sie glauben nicht, was ich gelitten habe, seitdem ich in ihrer Predigt war! alle meine Sünden kamen mir so lebhaft vor, so daß ich glaubte, ich könnte niemalen selig werden. Dieses wurde von Tag zu Tag schlimmer. Es fand sich ein Fieber dazu, und ich fing an, des Nachts böse Geister um mein Bette zu sehen, die mich verschlingen wollten; auch selbst des Tages, sobald ich meine Augen zuschloß, war ich, als wenn ich in der Hölle gewesen wäre; meine Angst ging

so hoch, daß ich mir immer selber das Leben nehmen wollte, und hätt' es auch wirklich gethan, wenn man mich nicht genau verwahrt hätte. Endlich auf einen Morgen früh sah ich den Herrn Jesum am Bette stehen; er redete mich freundlich an und sagte zu mir: Deine Sünden sind Dir vergeben! und seit der Zeit bin ich, als wenn ich im Himmel wäre; ich sehe oft lauter Engel um mich, und bin in einer Freude, die nicht auszusprechen ist!“

„Ich durfte ihr dieses alles noch nicht verdächtig machen; denn vor's Erste, sie hätte mir nicht geglaubt, und vor's Andre, ich hätte ihr alles Zutrauen zu mir benommen, so daß ich ferner nicht mehr hätte nützlich seyn können. Ich antwortete also: Hören Sie, liebe Jungfer? die Veränderung, die mit Ihnen vorgegangen ist, freut mich von Herzen. Halten Sie sich nun eifrig am Gebet, daß Ihnen Gott Kraft und Stärke geben wolle, nach seinem Willen zu wandeln, und suchen Sie dann alle Gedanken, Worte und Werke wohl zu prüfen, ob sie dem Willen Gottes gemäß sind. Das heißt eigentlich, auf sein Herz Acht geben, oder wie es Christus ausdrückt: wachen. Was die Erscheinungen betrifft, die sind eben nicht so gewiß. Der Satan verstellt sich auch wohl in einen Engel des Lichts, und betrügt uns. Mir sind dergleichen Exempel bekannt, deßwegen müssen Sie keine Erscheinungen wünschen, oder verlangen; lassen Sie dieselben kommen und verschwinden, ohne Freude daran zu haben, oder viel darauf Acht zu geben. Das wahre Christenthum hat mehr seinen Sitz im Verstande und im Willen; weniger aber in der Einbildungskraft. Sie antwortete: ach Herr Pastor! wär' ich immer bei Ihnen, damit Sie mich unterrichten und an der Hand führen könnten! — Sie sahe vor sich nieder, wurde roth. Endlich blickte sie mich durchdringend an; ich fing an zu zittern und zu beben. Sie fuhr fort: Darf ich mir wohl in einer wichtigen Sache Ihren Rath ausbitten? Ich versetzte: Warum nicht? Sie sagte: Nun so hören Sie dann! Diesen Sommer her hat sich ein junger Kaufmann von Bergstein gemeldet, der mich heirathen will. Er ist ansehnlich und reich; er gefiel mir auch nicht übel, allein

er ist ein eitler Weltmensch, ich mag ihn nun nicht mehr leiden. Mein Vater und mein Oheim möchten es wohl zugegeben haben, allein weil er nicht erweckt ist, so war es ihnen doch bedenklich. Sie schwieg wieder, sah mich aber mit einer Zärtlichkeit an, die unaussprechlich war. Ach Herr Bruder! in welcher Verlegenheit war ich! — Ich war jetzt Prediger und Seelsorger; bei einer andern Gelegenheit würd' ich mich anders betragen haben. Ich hatte alle meine Vernunft nöthig, um meine Person und mein Amt zu handhaben. Sie fuhr fort: Könnt' ich jetzt einen treuen Freund finden, der mich an der Hand durch dieses Jammerthal führte — der von Herzen fromm wäre — und Verstand hätte, mich zu leiten — der mich liebte! — Sie verhüllte ihr Angesicht in ihr Schnupftuch; ich wollt' ihm — auf ewig mein Herz schenken!" —

„Was ich diesen Augenblick fühlte, Herr Bruder! das ist unaussprechlich. Noch hielt ich mich und antwortete: Liebste Jungfer! haben Sie Jemand, den Sie lieben, sagen Sie's mir, so will ich mit ihm reden und ihn mit Behutsamkeit zu lenken suchen! Sie hielt noch immer das Schnupftuch vor die Augen, schwieg ein Weilchen; nun stammelte sie: Ja, Herr Pastor! es ist — es ist — ein Mensch — wie Sie!!! Jetzt war mir, als wenn ich über alle Wolken hinweg wäre, als wenn ich in der reinsten Himmelsluft Odem holte und das Ideal der uranfänglichen Schönheit vor mir schweben sähe, das mir zuwinkte und sich mit mir vereinigen wollte. In dem Augenblick verschwand Vorurtheil des Standes, des Amtes, Furcht vor übler Nachrede, und alles, was mir bei kalter Ueberlegung im Wege gestanden hätte; mit Einem Wort, ich war da ein ganzer Naturmensch wie Adam, da er vom Traum erwachte und seine Eva vor sich sah! Ich sank mit dem Haupt aufs Bett und sagte: O Mädchen! ich verstehe die Sprache Ihres Herzens! Mein Herz ist mit dem Ihrigen unzertrennlich vereinigt! Sie reichte mir ihre Hand und sprach mit verhülltem Gesicht und mit Thränen: hier haben sie Hand und Herz! Ich konnte nicht widerstehen, schlug zu und sprach: Gott bestätige diesen Bund mit Gnade

und Segen! Nun erwachte ich gleich als aus einem Traum. Meine Vernunft machte mir die bittersten Vorwürfe, indem mein Herz paradiesische Freuden genoß. Ich bezeugte ihr auch, daß ich sehr fürchtete, dieser Schritt würde bei meiner ganzen Gemeinde, besonders aber bei ihrem Vater und Oheim, großen Anstoß machen. Allein sie lächelte dazu und sagte: die Geschichte dieser Stunde müssen wir nicht entdecken. Gehen Sie nun den ordentlichen Weg; halten Sie bei meinem Vater um mich an: Sie können mich aber vorher noch ein paar Mal besuchen, und für das Uebrige lassen Sie mich sorgen."

„Nun nahm ich den zärtlichsten Abschied von ihr und ging weg. Herr Bruder! beschuldigen Sie mich keiner Unvorsichtigkeit. Die Vorsehung braucht manchmal solche gewaltsame Mittel, wo wir zu schwach sind, um zu widerstehen."

Morgenthau lächelte mit Thränen in den Augen und sagte: O Ihr Philosophen mit eiskalten Herzen! und Ihr Theologen mit und ohne Moral! kommt, lernt aus der Erfahrung die Würde des Menschen, wenn er Mensch ist, und seine Schwäche in seiner Größe — das lehrt die Vernunft, nicht wohl aber das Herz! — Weiter sagte Morgenthau nichts, weder Gutes noch Böses. Steilmann hätte gern eine Rechtfertigung seines Herzens oder Trost gehört, deßwegen fragte er ferner: sagen Sie mir doch, Herr Bruder! was dünkt Ihnen? Ich bin so zerrüttet und zerschlagen; gießen Sie Balsam auf mein Herz!

„Ey! versetzte Morgenthau, sobald ein Mensch als Mensch handelt, ohne Schuld, was hat er da zu fürchten! folgen Sie Ihrem Mädchen, Sie hat Ihnen den besten Rath gegeben. Ach! das ist eine herrliche Seele! wie glücklich sind Sie und wir alle zusammen!"

Ach Herr Bruder! fuhr Steilmann fort; unterstützen Sie mich doch mit Rath und That, damit dieser Fehltritt keine böse Folgen für mich haben möge!

„Woher wissen Sie, daß Sie einen Fehltritt gemacht haben?"

Mein Gewissen bezeugt mir so etwas. Aber — Gott! — was sollte ich thun in der Lage, darin ich war?

„Hören Sie, Herr Bruder! unter den Geschichten des menschlichen Herzens gibts einen Unterschied: Geschichten der Menschenliebe sind heilig und gut; Geschichten der Natur, wo ihre Verdorbenheit nicht mitwirkt, sind schön und fast immer gut; und endlich Geschichten der Leidenschaften sind fast immer strafbar. Beurtheilen Sie nach diesem Prüfstein.“

So finde ich, daß ich naturgemäß zu Werke ging: in wie weit Verdorbenheit mitgewirkt habe, weiß ich nicht, denn ich kann mich kaum auf die Beschaffenheit meiner Seele während dieser Zeit besinnen.

„Sorgen Sie nicht, Herr Bruder! Ich will Ihnen Vater, Bruder und Freund seyn, beruhigen Sie sich ganz. Sie haben vielleicht eine Schwachheit begangen, wohl aber nicht gesündiget.“

Indem sie so redeten, kamen sie an den Scheideweg; sie küßten sich, wünschten sich gute Nacht, und ein Jeder ging nach Hause.

In diesen Tagen kam Doktor Biller, um den Herrn von Morgenthau zu besuchen. Er wünschte, mit ihm allein zu sprechen. Morgenthau bewilligte ihm das, und er ließ ihn bei sich in sein Kabinet kommen. Biller setzte sich und fing an:

Ew. Gnaden haben mir ehemals eine schöne Demonstration von der Wahrheit der christlichen Religion gegeben; ich habe dieselbe geprüft und auf allerlei Weise beleuchtet, und ich finde wirklich, daß man mit Grund nichts dagegen einwenden kann. Deßwegen hab' ich mir nun auch fest vorgenommen, als ein Christ zu leben und zu sterben; ich spüre auch wirklich ein Gefühl in meinem Gemüth, wie eines Menschen, der seinen Weg verloren hatte und nun denselben wieder gefunden hat. Ich kann jetzt mit Zutrauen beten, das konnt ich ehemals nicht; der metaphysische Gott ist so unzugänglich, als wenn man eine Bildsäule anbetete; ich fühl auch wirklich mehr Kräfte zur Tugend, mehr Haß gegen das Laster; ich habe

Wohlgefallen am Lesen geistlicher Bücher, die mir ehemals zuwider waren. Ja, Jesus Christus ist der Welt- und auch mein Erlöser; allein hier steckt der Knoten, den ich aufgelöst haben muß. Dieses Erlösungswerk ist mir ein unauflösliches Räthsel; Gott und Mensch in einer Person; Gott mit den Menschen versöhnt durch den unschuldigsten Tod eines Gottmenschen; Gott, erzürnt über Geschöpfe, die nicht an ihrer verdorbenen Natur Schuld sind, will sie mit unendlichen und den schrecklichsten Strafen belegen; und dieses Alles lehrt doch die christliche Religion, die Religion, die unter allen die beste und zuverläßig die seligmachende ist; helfen Sie mir abermal aus diesen Zweifeln, damit ich nicht auf's neue scheitern möge!"

Morgenthau antwortete: Herr Doctor! wenn man diese Sätze da so allein nimmt und sie ohne Zusammenhang mit andern Wahrheiten betrachtet, so kommen sie paradox heraus. Allein hören Sie ferner: alle diese Sätze haben ihre Vordersätze im Reiche der Geister, wovon wir gar nichts wissen; kennten wir dieses, würden uns diese Vordersätze bekannt, wir würden uns hoch verwundern, wir würden jeden Augenblick sagen: Ja so! ist das so zu verstehen? — Ja, unter solchen Bedingnissen kanns gar wohl seyn! — Wie herrlich leuchtet daraus Gottes Weisheit, Gottes Liebe, und daraus Gottes Allmacht hervor! derowegen, Herr Doktor! hier müssen wir gar keine Reflexionen über Wahrheiten machen, die über unsre Vernunft sind: Laßt uns stille an unsrer Verbesserung arbeiten, mittlerweile Christum als unsern Gott, Heiland und Erlöser verehren; wie und welchergestalt Er uns das Alles ist, das können wir nicht eher begreifen, bis wir an Vollkommenheit wachsen und zunehmen, alsdann wird auch unser Verstand immer heller, und wir entdecken so eine Wahrheit nach der andern, und unser Glaube wird wachsen.

Biller schwieg still. Ob er diesen Rath befolgt habe, weiß ich nicht; ich hab' ferner keine Nachricht mehr von ihm gefunden. Er redete noch ein und anderes mit Morgenthau, und ging darauf wieder seiner Wege.

Morgenthau hatte seinen Schwiegereltern kein Wort

von dem Vorfall seines Schwagers mit der Jungfer Sommers entdeckt; doch aber erzählte er es seiner Gemahlin. Diese freute sich von Herzen und wünschte, daß diese Heirath zu Stande kommen möchte.

Warum wünschest du das, mein Schatz? fragte Morgenthau.

Sie antwortete: ich kenne Karoline Sommers, und die Gelegenheit, wie ich sie kennen lernte, bleibt mir immer in süßem Andenken. Etwa vor drei Jahren, es war im Herbst zu Ende des Oktobers, kam sie auf einen Sonntag Nachmittag nach Korndorf in die Kirche. Nun kannten wir uns so dem Ansehen nach recht wohl; ich wußte auch, daß sie ein gutes Mädchen wäre. Als wir aus der Kirchthür zusammen herausgingen, ersuchte ich sie, mit mir zu gehen und den Kaffee zu trinken; sie ließ sich bereden und ging mit. Damit wir nun ungestört möchten plaudern können, so machte ich für uns beide den Kaffee allein, und wir gingen damit in unsern Garten, hinten in die Laube. Die gelben und halbgrünen Blätter rieselten uns in den schrägen Strahlen der Herbstsonne zwischen unsere Tassen auf den steinernen Tisch, und durch den Garten fielen uns überall halb und ganz abgestorbene Pflanzen und Gewächse in die Augen; uns durchschauerte ein sanftes melancholisches Gefühl; wir saßen einander gegenüber, und ich weiß nicht wie es war, mir zitterten Thränen in den Augen; unsre Blicke begegneten sich, und auch sie hatte die Augen voll Wasser. Jungfer Sommers! fing ich an, uns rührt die Natur, wie sie da älter wird und zu Grabe eilt!

Ja, versetzte sie, ich denk so eben an eine Geschichte, die uns einmal passirt ist. Wir hatten eine Magd, die mehr Gefühl und mehr Verstand hatte als eine andre ihres Gleichen; sie war fromm und treu und ein bildschönes Mädchen. Einer von unsern Arbeitsleuten, auch ein braver, wackerer Bursche, verliebte sich in sie; und da sie beide ihrer Herrschaft Einwilligung hatten, so besuchten sie sich Sonn- und Feiertags öffentlich, und beschlossen, sobald das Jahr ihres Dienstes aus war, sich zu heirathen. Nun waren aber bis

dahin noch ungefähr dreiviertel Jahr, als sie sich zusammen versprachen.

Noch ein halbes Jahr hatten sie zu warten, als eine schwere Brustkrankheit in unserer Gegend grassirte. Untern andern unsern Hausleuten wurden auch diese beiden Verlobten krank; sie erholten sich zwar wieder, blieben aber beide schwächlich und geriethen in eine Auszehrung. Mein Vater war so barmherzig und erlaubte ihnen, ihre noch kurze Lebenszeit beisammen zuzubringen. Sehen Sie dort, Jungfer Steilmannin! wie die gelbe ausgedörrte Bohnenranke am dürren Stecken im Winde schwankt und immer umzufallen droht! so fand ich oft beide in der Kammer auf- und abwanken; ihre knochigte, schmale und falbe Arme umfaßten ein Gerippe, und blaulicht weiße Lippen küßten sich jeden Augenblick, und dann zwängten die Augen noch etwas Feuchtes aus den versiegten Thränenquellen hervor. Sie trösteten sich auf die Ewigkeit, dann wollten sie bei der Auferstehung ihr Bündniß vollziehen, und wie sehr würden sie den gehaßt haben, der sie zweifelhaft gemacht hätte, ob auch der Ehestand im Himmel noch fortdauerte. Endlich, als sie bettlägerig wurden, mußte man ihnen die Betten nah beieinander machen. Sie hätten gern beisammen auf einem Bette gelegen, allein mein Vater wollte das nicht zugeben. Sie können sich die Blicke nicht vorstellen, die diese armen Verliebten wechselten und die Reden, die sie führten. Endlich starb der Jüngling zuerst. Als er den Tod fühlte, rief er mit seiner heisern Kehle, so stark er konnte: Nun gute Nacht, Helene! bis zum Erwachen! Helene konnte diesen Schlag nicht ertragen; sie kehrte sich um und starb in Convulsionen. Wir ließen sie zusammen in Ein Grab begraben. An diese Geschichte erinnere ich mich jetzt, und darum ist mir so weh ums Herz. Wir empfanden, fuhr die Frau von Morgenthau fort, diesen Abend etwas Unaussprechliches; wir empfanden den Herbst, aber auch den schönen Frühling. Ich begleitete sie noch eine Strecke auf den Weg, und seitdem hing mein Herz an der Seele dieses Mädchens.

Morgenthau rollten bei dieser Erzählung die Thränen

über die Wangen herunter. Das sind schöne Gemälde, liebstes Kind! versetzte er, und kannst du rathen, was ich gethan hätte, wenn ich Sommer gewesen wäre?

„Du hättest sie kopuliren lassen.“

Ja, das hätt ich, sobald als ich gemerkt hätt, daß ihres Lebens nicht lange mehr seyn würde.

„Aber, mein Schatz!“

Morgenthau lächelte sie an und schloß das Gespräch mit den Worten: dieses Aber war ein Zoll der Natur und der Zoll muß bezahlt werden. Wenn nun die Natur ewig am Fordern bliebe, wo sollte der dürftige, verarmte Geist nehmen in der Wüste?

Johannette schwieg und dachte über diese Worte nach. Dieser Ausdruck kam ihr für die zwei Liebenden sehr hart vor; doch wußte sie schon, daß ihr Gemahl solche Ausdrücke nur brauchte, um Jemand auszulocken, und daß er gar nicht solche Gedanken für wahr hielt.

Der Pfarrer Steilmann besuchte indessen seine Caroline fleißig. Sie war nun nicht mehr bettlägerig, und den Gebrüdern Sommers begann ein Licht aufzugehen, daß des Herrn Steilmanns Besuche noch etwas Anders zur Ursache hatten. Eigentlich war ihnen diese Heirath, was die äußern Umstände betraf, nicht zuwider. Pietisten, die ohne Heuchelei ihren Grundsätzen treu sind, nehmen beim Heirathen in Ansehung des zeitlichen Glücks wenig Rücksicht auf Geld, Stand und Ehre; sie sind wirklich in vielen Stücken edle Menschen; und weh dem, der lieblos mit ihnen umgeht! Nur dieses ist Schade, daß sie sich nicht gemeinnütziger machen. Aber welche Gattung der Menschen hat nicht ihre Fehler! Rechtschaffene Tugend muß doch überall geehrt und geliebt werden. Deßwegen bedauerten die Herrn Sommer nur dieses, daß Caroline den ledigen Stand nicht vorzog, weil ihnen derselbe heiliger zu seyn schien; sie glaubten, daß man in demselben ruhiger Gott dienen könne. Doch, da sie den Prediger als einen rechtschaffenen Jüngling kennen lernten, dem es um sein und seiner Zuhörer zeitliches und

ewiges Wohl zu thun wäre, so beruhigten sie sich und fingen sogar an, Freude darüber zu empfinden.

Steilmann merkte diese Gesinnung mit Vergnügen; daher beschloß er, eines Tages nach Morgenthau zu gehen, seinen Eltern die Sache bekannt zu machen, und von da in Begleitung seines Herrn Schwagers die Herren Sommer zu besuchen und förmlich ihre Einwilligung zu begehren. Er kam also des Morgens nach Morgenthau hin und trug den Eltern sein Vorhaben vor; diese freuten sich beide aus der Maßen und wünschten ihm Glück und Segen. Der Herr von Morgenthau selbst begann nunmehr seine Freude darüber mehr und mehr an den Tag zu legen; denn ob er gleich nicht viel davon redete, so merkte man doch an ihm, daß er völlig zufrieden war; seine Gemahlin aber war aus der Maaßen vergnügt. Nach dem Mittagsessen machten sich die Beiden wiederum auf den Weg nach Sommers Hause. Als sie ungefähr eine Viertelstunde gegangen waren, kamen sie von der Haide ab ins Gebüsche. Ein wenig vorwärts ging ein Fußweg von Bergstein nach Korndorf, und weiter fort in die obern Gegenden des Herzogthums. Sie waren kaum noch einen Steinwurf weit von diesem Wege entfernt, als sie linker Hand aufwärts ein erbärmliches Gewinnsel und Jammern hörten; es war eine männliche und weibliche Stimme, welche zagend um ihr Leben riefen. Steilmann erschrack, daß ihm alle Glieder zitterten, stand und wollte zurücklaufen. Morgenthau sah ihn scharf an und flog seitwärts mit beflügelten Füßen auf die Stimme zu; doch schlüpfte er ganz stille unter dem Gebüsche ein. Steilmann ermannte sich und lief hinten nach; das Herz klopfte ihm wie ein Hammer. Er war just eben nicht feigherzig, aber weil sie nur ihre Rohrstäbe bei sich hatten, so traute er doch der Sache gar nicht. In weniger Zeit als einer Minute sprang Morgenthau auf den Weg. Er fand daselbst ein trauriges Schauspiel; drei Straßenräuber waren beschäftiget, eine Manns= und Frauenperson zu berauben; zwei rangen mit dem Manne, der sich tapfer wehrte und sich mit dem Hirschfänger zu vertheidigen suchte; er blutete schon hie und da,

und es war an dem, daß er der Gewalt unterliegen und sein Leben lassen mußte, denn die blinkenden Mordmesser waren schon gezückt. Der dritte aber rang mit der Weibsperson und suchte sie zu knebeln und zu binden. Morgenthau's Sprung in den Weg, ein Schlag dem einen Räuber ins Genicke, dem andern aber mit der Faust aufs Auge, daß es ausspritzte, war ein und der nämliche Augenblick, so daß er Zeit hatte, eh sich der Dritte besann, ihm eins über den Hirnschädel zu versetzen, daß ihm Hören und Sehen verging. Dieses war schon Alles geschehen, als Steilmann kam. Wie sich der gute Pfarrer freute! Er küßte seinen Schwager und bewunderte ihn mit tiefer Ehrfurcht. Der fremde Reisende wurde ohnmächtig, ehe er sich recht besinnen konnte. Die Weibsperson aber kam mit Schluchzen und wollte Morgenthau die Füße küssen; er bot ihr aber die Hand und hieß sie, ihren Mann durch Reiben oder sonstige Mittel zu sich selbst zu bringen. Derjenige Räuber aber, dem das Auge gequetscht war, jammerte und wollte sich aufrichten; auch fing der erste wieder an, sich zu regen. Kommen Sie, Herr Bruder! rief Morgenthau lächelnd, und bringen Sie da die Stricke, welcher sich die Räuber bedienen wollten, wir müssen jetzt der Menschheit zu Liebe den Büttel agiren.

Steilmann hatte nichts dagegen einzuwenden. Der Räuber, dem das Auge gequetscht war, fing an zu laufen, aber Morgenthau holte ihn bald ein. Wie erstaunten sie nicht, als sie ihn recht ansahen, daß es Falzbein war; doch machte ihm Morgenthau keine Vorwürfe; er band ihn nur und so auch die andern, aber nur die Hände auf den Rücken, damit sie gehen konnten.

Nun befahl ihnen Morgenthau, vor ihm her zu gehen; zum Prediger aber sagte er: gehen Sie vor, Herr Bruder! Sie sind doch dazu bestimmt, den Uebelthätern den Weg zu zeigen, den sie wandeln sollen; und so wanderte man wieder zurück nach dem Schlosse hin. Die beiden Fremden aber wollten nun ihren Weg fort nach Korndorf nehmen; allein Morgenthau nahm sie gleichfalls mit. Der Mann war

nicht schwer verwundet, er hatte nur hie und da Fleischwunden, doch verblutete er sich bis zur Mattigkeit.

Unterwegs mußte der Fremde erzählen, wer er wäre und wohin er wollte; er war dazu willig und fing an: „Ich und hier meine Frau sind seit zehn Jahren im Ehestande: wir haben vier Kinder zusammen gezeugt, und wohnen auf einem Dorfe, nicht weit von Bergstein. Ich bin ein Landmesser und habe mich dabei auf Bergwerkssachen und dergleichen Wissenschaften gelegt; ich kann probiren und verstehe das Hüttenwesen so ziemlich. Deßwegen hatte mich auch jetzt der alte Herr von Haberklee berufen, um ihm Rechnung zu thun; er hat in unserer Gegend ein Bergwerk und eine Schmelzhütte, worüber ich die Aufsicht habe. Da ich nun ein ziemlich Stück Geld bei mir habe, so bin ich vermuthlich verrathen worden, und Sie, mein Herr! sind ein Engel vom Himmel gesandt, um mich zu retten. Meine Frau hat Verwandte in dortiger Gegend, um diese zu besuchen, ist sie mit mir gegangen."

Morgenthau dachte bei dieser Erzählung der Sache nach; er vermuthete, daß in seinem Distrikte ebenfalls Metalle in der Erde verborgen seyn könnten, welche wohl einen Hauptzweig der Handlung und der Vollführung seines Plans abgeben könnten. Er entdeckte seine Gedanken aber nicht, sondern ersuchte nur den Landmesser, ihn bei erster Gelegenheit zu besuchen.

Herr Werner, so hieß der Fremde, dachte bei sich selbst: sollte dieser Mann wohl der Herr von Morgenthau seyn? — Seine Physiognomie schien ihm seine Vermuthung zu bestätigen; allein der Anzug und daß er mit einem Rohrstab zu Fuß ging, machte ihn wieder zweifelhaft, und er scheute sich auch zu fragen. Morgenthau selbst sagte auch kein Wort, woraus man hätte schließen können, wer er wäre, bis sie im Schlosse ankamen, woselbst es Werner an dem Betragen der Leute bald wahrnahm. Hieselbst lief nun Alles zusammen, als man den Herrn in einem so seltsamen Aufzuge ankommen sah. Er befahl, daß man die Räuber, einen Jeden besonders, im obersten Stock des Hauses in den festesten

Zimmern verwahren möchte, bis er sie verhören könnte. Morgenthau schickte nun jemand nach dem Wundarzt, der nach Werners Wunden sehen und auch Falzbeins Auge verbinden mußte. Nun empfahl er dem Hofmeister die Fremden aufs Beste, und da es nur erst drei Uhr war, so ging er mit Steilmann wieder fort.

Die menschliche Natur ist so geartet, daß sich ein Mensch mit einer wichtigen Sache, die ihm eben aufstößt, eine Weile ganz allein beschäftigt, er denkt und redet fast nichts anders und beleuchtet sie auf allen Seiten; so ging es auch dem Pfarrer. Sobald als sie wieder vor dem Thore waren, fing er an:

Herr Bruder! das war eine fürchterliche Affaire.

„Worinnen war sie fürchterlich?"

Sie hätten leicht Ihr Leben dabei einbüßen können.

„Ist das denn eine so fürchterliche Sache?"

Ich erstaune! — was ist wohl erschrecklicher?

„Was meynen Sie? wenn ich nun tausend Familien im Bergthal angepflanzt und sie alle glücklich gemacht habe, kann das eine wahre und vollkommene Menschenliebe genannt werden?"

Ich sollte denken, ja!

„Ich denk aber, nein! Ich finde selber meine Rechnung dabei; ich mach mich dadurch selber reich, ansehnlich, mächtig und in dieser Welt glücklich. Dieses Alles ist Pflicht und Schuldigkeit und mein eigener Vortheil; edel aber ist es und Nachahmung unsers Haupts, wenn ich mein Leben für einen Bruder wage."

Steilmann schwieg. Die Thränen drangen ihm in die Augen und er fühlte tief, wie weit er noch zurück war, mit Recht ein edler Mensch und ein Christ zu heißen. Endlich fuhr er fort:

„Der Herr Bruder haben in meinen Augen eine wahre Heldenthat verrichtet! Muth, Vorsicht, Entschlossenheit und Stärke, diese wesentlichen Eigenschaften eines wahren Helden, standen ihnen auf den ersten Wink bereit. Sie kamen mir

in dem Augenblick als ein Mann vor, der des Kämpfens gewohnt ist. Haben Sie wohl ehmals zu Felde gedient?“

Ja!

„Ei! so sind der Herr Bruder vielleicht schon Officier gewesen?“

Ja!

„Unter welchen Truppen dienten Sie denn?“

Unter den englischen!

„So haben der Herr Bruder in England gewohnt?“

Ja!

Das ist doch erschrecklich, dachte Steilmann, daß sich der Mann so vorsichtig zurückhält! Weiter zu fragen, hielt er für gefährlich, deßwegen kam er wieder auf die Geschichte mit den Räubern. Hierauf versetzte Morgenthau:

„Herr Bruder! ich will Ihnen etwas sagen: wenn wir etwas Gutes und Nützliches thun, so laßt uns gar nicht davon reden; wir nehmen sonst unsern Lohn dahin, den wir erst in der Ewigkeit erwarten sollen. Unsre Natur ist so geartet, daß wir auch bei aller erkämpften Demuth Freude darüber empfinden, wenn wir gelobt und gerühmt werden, wir nähren dadurch die Eigenliebe, sie wächst, und wie sie zunimmt, so nimmt die Demuth ab, und wir kommen endlich ganz gewiß dahin, daß wir große und edle Thaten nur darum auszurichten suchen, um berühmt zu werden und nicht, um Gott zu verherrlichen. Und damit haben wir unsere Abhänglichkeit vom höchsten Wesen verloren und kommen vor und nach wieder zur Ohnmacht und zum Unvermögen, Gutes zu thun. Erinnern Sie sich, wie Christus seine besten Handlungen zu verbergen suchte!!!“

Pfarrer Steilmann empfand diese Wahrheit tief in seiner Seele; er schwieg und seufzte um Kraft und Licht.

Unter dergleichen Gesprächen näherten sie sich der geliebten Einöde. Steilmann fand die ganze Gegend unvergleichlich; er bemerkte jede Aussicht, jeden Theil der Aussicht, und Alles war ihm paradiesisch.

„Ich wundre mich nicht, fing er endlich an, daß die Her-

ren Sommer ihre Wohnung hier aufgeschlagen haben, die Gegend ist wirklich paradiesisch."

Morgenthau lächelte und antwortete: Gesetzt, Ihre Geliebte stürbe oder würde verführt, oder Sie verlören sie auf eine andere Weise, mit einem solchen Vorfall würde der ganze Reiz dieser Gegend verschwinden, sie würde Ihnen bei jedem Augenblick ein Grausen verursachen und zur Hölle werden!

„Wenn ich mir das so verstelle, so kommt es mir wahrscheinlich vor; aber wo ist doch wohl der Grund dieser wunderbaren Erscheinung zu suchen?

Es gibt wesentliche Schönheiten, von denen ein jeder Mensch beim ersten Anblick gesteht, daß sie schön sind. Allein es gibt auch relative Schönheiten, die nur einzelnen Personen so vorkommen und ihnen Vergnügen gewähren, andern aber nicht, und dahin gehört bei Ihnen die Schönheit dieser Gegend. Dieses wissen Sie so gut als ich und alle vernünftige Menschen. Allein wir bemerken nicht immer die Ursache, woher es kommt, daß uns oftmals Etwas schön ist, was Andern gar nicht gefällt und öfters häßlich ist. Der Grund davon liegt darinnen: wir haben von der Wiege an bald traurige, bald fröhliche, bald entzückende, bald fürchterliche und bald gleichgültige Vorstellungen und Empfindungen. Gesetzt nun, wir befinden uns in einer traurigen Situation, so erscheinen alle Vorstellungen, die in diesem Zustande in unsre Sinnen fallen, in diesem traurigen Lichte, und eben so ist es auch, wenn wir fröhlich und vergnügt sind. Kommen wir hernach in andere Empfindungen, und wir sehen oder hören etwas, das etwas Aehnliches mit den sinnlichen Vorstellungen hat, die wir ehmals hatten, so empfinden wir auch zugleich, wiewohl dunkel, was wir damals empfanden. Und daher kommt der individuelle Geschmack eines jeden Menschen. Z. B. mir stirbt ein sehr lieber Freund. In der schmerzlichsten Empfindung dieses Verlustes geh' ich spazieren; die ganze Gegend, in der ich herumirre, kommt mir ins Gesicht, Licht und Schatten in derselben, Bäume mit ihrer Gestalt und Daseyn, die Lage der Berge und Thä-

ler, Felder, Wälder, Wiesen und Gärten, alles dieses macht den gewöhnlichen Eindruck auf meine Einbildungskraft, und das Alles zugleich mit den Vorstellungen meines verlornen Freundes. Endlich vermindert sich diese traurige Empfindung, sie verliert sich ganz, mir stößt Gelegenheit zu einem sonderbaren Vergnügen auf, alle sinnlichen Vorstellungen zu dieser Zeit nehmen wiederum das Licht dieses Vergnügens an. Zu einer andern Zeit stößt mir eine Aussicht oder sonst ein Gegenstand auf, der etwas Aehnliches an einem Gegenstande hat, den ich in meiner traurigen Zeit gesehen habe; ich fühle Mißvergnügen bei seinem Anschauen, er gefällt mir nicht, ohne daß ich sagen könnte, warum? und so ist es auch eben mit den Gegenständen, die ich zur Zeit des Vergnügens wahrgenommen habe. Ich versichere Sie, Herr Bruder! daß diese Beobachtung ungemeinen Einfluß auf die Seelenlehre hat, und in vielen Stücken, wo wir nicht daran denken, kommen Triebe und Empfindungen uns unbewußt aus dieser Quelle in die Seele; wir richten unser Thun und Lassen darnach ein, und es wäre sehr nützlich, wenn einmal ein philosophischer Kopf diese Sache tief untersuchte und ans Licht stellte.

Steilmann begann dieses einzusehen; er erwiederte: Aus dieser Erfahrung läßt sich nun auch begreifen, woher es komme, daß sehr empfindsame Gemüther überall Gegenstände der Empfindsamkeit finden. Ein Mensch, der sehr oft melancholisch ist, sammelt in seiner Imagination auch sehr viele Gegenstände, die seine Empfindung wieder zurück rufen, wenn er etwas wahrnimmt, das Aehnlichkeit mit ihnen hat, und so wird seine Leidenschaft genährt und vermehrt.

Unter diesen Betrachtungen kamen sie nah an Sommers Haus. Sie gingen hinein und der junge Sommer führte sie in die Stube. Dieser heiterte sich auf, als er die Freunde sahe, wie der Vollmond, wenn in einer December-Nacht der Sturmwind eine schwarze Wolke über ihn wegjagt.

Die ganze Familie befand sich in der Stube. Sie standen alle auf und begrüßten die beiden Ankommenden aufs freundlichste, aber doch ein Jeder fast aus einem besondern Grunde.

Die Gebrüder Sommer glaubten zwei hoffnungsvolle

Männer vor sich zu sehen, die noch wohl zu seiner Zeit Christen werden könnten; und so dachte auch die älteste Tochter Sibylle. Caroline hatte sich ihren Pfarrer Steilmann so hoch idealisirt, daß er in ihren Augen ein vollkommener Mensch war, dessen Unvollkommenheiten sogar an ihm unentbehrlich waren, um der vollkommene Steilmann zu seyn, den sie liebte. Der junge Sommer liebte die Menschen überhaupt, edle Menschen aber am mehrsten. Da er nun so wenig Anlaß in seiner Einsamkeit hatte, diese Leidenschaft zu befriedigen, so war er nicht so eckel, als sonst Leute seines Gleichen in Auswahl der Freunde sind. Hier fand er aber Gegenstände nach seinem Geschmack, und es war Seligkeit für ihn, sich nahe mit ihnen zu verbinden und sie recht zu genießen.

Man kann aus diesen vorausgesetzten Gründen leicht schließen, wie die Gespräche und der Umgang beschaffen gewesen. Die beiden Alten lockten beständig an unsern beiden Freunden, zur Stille, Abgezogenheit von Menschen und zur Strenge. Der junge Sommer ärgerte sich dabei, daß ihm oft das Gesicht glühete; gab auch wohl zuweilen einen derben Stich mitten aus seiner Leber heraus. Die beiden Liebenden aber hatten ihre Blicke und Reden besonders; sie machten eine eigene Welt aus, und außer ihnen war alles recht sehr gut, was Gott machte und gemacht hatte. Morgenthau allein war der ruhige Mann; er glich einem Felsen am Ufer des Meeres, der sich unerschüttert mit Wellen peitschen, von der Sonne bescheinen, Nebel um sich her duften und Gewitter auf sich stürmen läßt; er blieb immer der Nämliche, Schutz und Veste dem Wankenden, und Wall und Mauer gegen das einherströmende wilde Unglück.

Der junge Sommer und seine Schwester hatten das Herz voll von einer romantischen Geschichte, die ihnen des vorigen Tages begegnet war; sie erwarteten daher eine bequeme Gelegenheit, dieselbe erzählen zu können. Ihrem Vater und Oheim hatten sie es schon des vorigen Abends über dem Essen erzählt; allein diese Männer nahmen wenig Theil an so etwas. Alles Empfindsame gegen die Natur und ihre

Produkte war ihnen Verdorbenheit, und gebar nur Seufzer bei ihnen und Verlangen nach Ueberwindung aller Leidenschaften.

Steilmann wünschte die Geschichte zu wissen, und forderte Carolinen auf, um sie zu erzählen. Sie that's gern und fing an:

„Ich und mein Bruder gehen gern aus, wenn's schön Wetter ist. Wir gehen dann durch Berg und Thal, besonsonders gegen Abend. Ich sehe so gern, wenn die Schatten von den Bäumen so schief und lang über die Rasen hin liegen, oder wenn in einem dunkeln Walde die Sonne niedrig zwischen den Stämmen der Bäume durchscheint, und es so kühl und still ist. So ist's denn auch meinem Bruder. Wir glauben oft, unser Herr Gott wandle um uns her, und wünschen uns oft, so zu sterben; nicht daß wir der Welt müde wären, sondern bei dem lieben Gott daheim zu seyn."

Der junge Sommer lächelte hiebei und hatte die Augen voll Wasser. Morgenthau und Steilmann auch. Die beiden Alten aber seufzten und sagten: Ihr guten Kinder! so leicht läßt es sich nicht thun, bei dem lieben Gott daheim zu seyn. Caroline fuhr fort:

„So gingen wir denn auch gestern allein zusammen, dort oben zwischen einer Haide, auf welcher das alte Schloß steht, und einem großen wilden Wald. Zur Rechten, nicht fern von uns im Walde, war ein runder grüner Platz, mit alten Eichen und Maibuchen umgeben. Du weißt, Bruder! so ein Mondplätzchen! (ä ä! sagte der junge Sommer) Man sieht es so etwas licht von ferne im Dunkel des Waldes. Wir standen und berathschlagten uns, ob wir dahin spazieren wollten? Wir gingen Hand an Hand darauf zu; schon sahen wir durchs Gebüsche die Goldspitzen der Königs-Kerzen, die da häufig wachsen, als wir etwas seitwärts den Ton einer großen Querpfeife spielen hörten. Wir standen still wie die Mäuschen und hörten zu. Das war ein Stückchen! — so etwas hab ich in meinem Leben nicht gehört, so traurig, so rührend! Unser Keins hätt' einen Fuß regen dürfen, so still lauschten wir; es lautete so klagend, daß es nicht zu sagen ist! Zuweilen sang eine Turteltaube ihr Kruh —

tuh — uhu — darzwischen, dann schauerten wir und sahen uns starr an. So ist mir mein Lebtag nicht gewesen! Wir hörten das Stück aus, fielen uns um den Hals. Ich sagte: Ach Bruder! Er sagte: Ach Schwester! und wir küßten uns recht auf den Mund und machten einen ewigen Bund mit dem himmlischen Vater, seine Kinder zu seyn und zu bleiben. Nun waren wir wohl begierig, den Mann zu kennen, der uns so bewegt gemacht hatte. Wir gingen also gegen das Gebüsche zu, wo der Ton hergekommen war, und fanden einen Mann auf der Erde liegen, der seinen Kopf auf eine Hand stützte. Er lag unter einem Hainbuchenstrauch, der ihn vor der Sonne beschattete; seine Kleider waren vornehm aber abgetragen und zerrissen; er war ein schöner Mensch, aber blaß und traurig. Sobald er uns sahe, schien er zu erschrecken; er stand auf, nahm seine Flöte, die neben ihm auf der Erde lag, bückte sich und schwieg still. Wir fragten ihn, wer er wäre? Allein darauf antwortete er: Er sey ein unglückseliger Mensch, von allen Menschen und von Gott verlassen. Mein Bruder sagte zu ihm: er sollte mit uns gehen und uns erzählen, was ihm wiederfahren sey? Nein, versetzte er, lassen Sie mich in Ruhe; ich will hier im Walde mein Leben verweinen und vertrauern, bis mich der Tod von meinem Jammer erlöst. Lassen Sie mich! — Damit wandte er sich bückend um, und ging fort. Wir weinten eine Thräne des Mitleids, kehrten um und spazierten traurig wieder nach Hause.

Alle waren über diese Erzählung gerührt. Herr Leonhard Sommer glaubte, wenn sich der unglückliche Mensch von jeher von den Reizen der sinnlichen Dinge zurückgezogen und sie verläugnet hätte, so würde er in das Unglück nicht gerathen seyn. Denn gewiß! fuhr er fort, dieser Mensch hat ein großes Gut verloren, dessen Verlust er nicht ertragen kann: hätte er nun sein Herz nicht an etwas Vergängliches gehangen, so wär' ihm auch dessen Verlust nicht schwer gewesen.

Steilmann konnte fast unmöglich diese Reden verdauen, ob sie gleich wahr waren; der junge Sommer und Caroline waren ebenfalls verdrießlich. Ach! sagte Carlin=

chen, Papa ist alt! — Indem trat die älteste Tochter Sibylle herein. Sie kam sonst selten aus ihrer Kammer; allein jetzt däuchte es ihr doch, geziemend zu seyn, der Gesellschaft beizuwohnen. Nach geendigten Komplimenten setzte sie sich neben ihren Vater. Dieser beantwortete seiner Caroline ihren Ausfall, und sagte gleichsam mit einer Art von Triumph: Ist denn deine Schwester Sibylle auch alt? — Caroline schwieg. Sie fühlte mit Erröthen den Vorwurf; sie glaubte aber völlig unschuldig zu seyn. Der alte Oheim erzählte indessen Sibyllen, wovon die Rede war. Dieses gute Mädchen triumphirte auch gleichsam über ihre Schwester. Diese merkte es, und die Thränen schoßen ihr in die Augen. Steilmann und der junge Sommer saßen im Feuer; sie hätten rasen können, so aufgebracht war ihre Natur, die sich gegen diese Gewalt empörte. Alle sahen Morgenthau durchdringend an, und ihre Blicke forderten Rache und Rettung. Und doch mußten Alle in ihrem Herzen gestehen, daß der alte Sommer recht gesprochen hatte: recht zwar, aber übermenschlich strenge! so dachten sie. Die Eltern haben öfters eine Lieblingsidee, die sie immer den Kindern einzuprägen und einzubläuen suchen, daher diese gar leicht einen Eckel für ein solches alltägliches Gericht bekommen, so daß, wenn's auch die schönste Moral wäre, diese Art des Unterrichts gar keine Frucht schafft, sondern nur erbittert.

Morgenthau fühlte die Herzensfassung der gegenwärtigen Freunde. Er hatte bis dahin geschwiegen und empfunden; jetzt heiterte sich sein ernstes Gesicht allmälig zur Freundlichkeit auf. Er lächelte ein wenig und fing an, indem er sich zu Herrn Sommer kehrte:

„Ich hatte ehemals einen Freund, ob er noch lebt, weiß ich nicht; er war ein Lehrer unter den Puritanern, ein Mann von sonderbarer Geistesstärke, Thätigkeit und Geschicklichkeit. Alle Menschen hatten Ehrfurcht vor ihm, niemand unterstand sich, in seiner Gegenwart etwas Vergebliches zu reden; er durfte Vornehmere öffentlich zurecht weisen, und der Pöbel stob auseinander und ward stille, wo er über die Straße ging. Er hatte tiefe Einsichten, und wo ihm Jemand widersprach,

da konnte er mit einem Anstand seine Sätze vertheidigen, daß ihm selten Jemand widerstehen konnte. Weil ihm dieses gelang, so wurde er natürlicher Weise stolz auf seine Kraft; er konnte über Schwachheiten und Fehltritte seiner Nebenmenschen höhnisch lächeln. Er fing an zu behaupten: Gott habe den Menschen Kraft genug in die Natur gelegt, der Macht der Sinnlichkeit und der Sünde zu widerstehen. Er wurde daher unbarmherzig gegen die Gefallenen, auch wenn sie Reue bezeigten, und lehrte öffentlich den Satz, der natürlich aus diesen Gründen folgt: Christus sey nur Lehrer und Vorbild der Menschen, nicht aber Erlöser derselben, so wie sich die Christenheit einen Begriff davon macht."

„Bei diesen Umständen nahm ich mir oft die Freiheit, ihn zu warnen. Ich zeigte ihm aus Erfahrungen, daß es geistlicher Stolz sey, wenn man so dächte, und daß er schrecklich fallen würde, wenn er nicht bei Zeiten seine Schwäche erkennen und dem Allerhöchsten zu Fuße fallen würde."

„Er hatte eine ehrliche, fromme und tugendsame Frau. Sie war aber nichts weniger als schön, eine magere Person, und nicht geschickt mit Menschen umzugehen; doch war sie geschickt genug gewesen, die Bedürfnisse eines feurigen, lebhaften und gesunden Mannes zu stillen; er hatte einige großgezogene Kinder mit ihr. Dieses war die Ursache, daß eine gewisse gefährliche Leidenschaft nie bei ihm unüberwindlich geworden war, ob ich gleich sicher weiß, daß ihm diese Art von Ueberwindung öfters Kampf genug gekostet hatte. Allein er hatte sich doch bezwungen, und dieser Sieg machte ihn stolz und unbarmherzig."

„Seine Denkungsart hatte ihn bei allen Männern seines Standes verhaßt gemacht, ein Jeder betrachtete ihn als einen unversöhnlichen Feind der Geistesarmuth und der wahren menschlichen Natur. Allein er frohlockte darüber, und sahe Jeden als einen Neider an, der ihm seinen Sieg mißgönnte, und wirklich ein Jeder mußte schweigen, denn auch seine geheimsten Tritte und Schritte waren unsträflich. Was geschah?"

„Seine Frau starb. Er betrauerte sie; allein da er sie immer nur als Freundin, und im Fall der Noth als Ehe=

frau betrachtet hatte, so verlor sich seine Trauer bald; er schickte sich in den Willen Gottes, und dieses war ihm wieder Heldenmuth. Er sah' mit Verachtung auf Männer herab, welche hinter den Leichen ihrer Weiber laut weinten. Er konnte bei Gelegenheit recht derb über der Menschen Unzufriedenheit mit der Vorsehung losziehen, und nun war er seinem Falle nahe.

Weil seine älteste Tochter gebrechlich war, so mußte er eine Haushälterin haben. Stolz auf seine Vorsichtigkeit, nahm er die Tochter seiner armen Schwester zu sich, theils um ihr Gutes zu thun, theils auch die Blutsfreundschaft im Fall der Noth gegen alle Reize zur Brustwehr zu haben."

„Dieses Mädchen war ungefähr vierundzwanzig Jahre alt, weder schön noch häßlich, aber frech, geil und ganz ohne Erziehung; und eben diese Eigenschaften sind einer Einbildungskraft voller hungriger Bilder und Begierden die gewissesten Stricke."

„Mein Freund war ein sechzigjähriger Mann, aber schön und völlig von Ansehen, voll ersparter Reize, und sein Herz war ein Kerker tausend wollüstiger Geister, die er dahin gebannt und gefesselt hatte, und die nur auf günstige Gelegenheit warteten, um erlöst zu werden und sich an ihrem Beherrscher desto grausamer zu rächen.

Nun, das Mädchen kam recht mit allen Waffen der Wollust ausgerüstet; der alte Oheim sah sie, und erbarmte sich über das arme verlassene Kind — und sie — erbarmte sich über den armen verwittweten Oheim."

Steilmann, der junge Sommer und Carolinchen konnten kaum still sitzen.

Morgenthau fuhr fort: „Ist es nun nicht wunderbar, der alte Oheim und seine Nichte waren wohl himmelweit ihren Gesinnungen nach unterschieden, und doch harmonirten sie, sobald sie sich sahen. Dem Weisen ist diese Sache ganz begreiflich. Doch es dauerte nicht lange, so entdeckte er, daß seine Nichte eine liederliche geile Metze war; er entdeckte es, und alsbald waffnete er sich mächtig."

„Um diese Zeit that er mit seinem ältesten Sohn eine Spazierreise; er unterließ nicht, denselben vor der Nichte

zu warnen; er ermahnte ihn väterlich, ernst und fremd gegen sie zu seyn. Der Sohn aber gab zur Antwort: Ich will Gott um Beistand anrufen; er wird mich bewahren! Auch ist das Mensch so gräulich unverschämt, daß sie mich so leicht nicht fangen wird. Der Vater bekräftigte das und war damit zufrieden."

„Indessen war das Mädchen gar nicht aus dem Felde geschlagen. Sobald sie fühlte, daß man sich vor ihr in Acht nahm, so fing sie an, über Seelenangst zu klagen; sie bat ihren Oheim um Rath wegen ihrer großen Sünden; sie weinte, that Buße, und bekehrte sich. Ihr Betragen war nun sittsam und stille, aber desto gefährlicher. Ihr Oheim freute sich aus der Maaßen, und wurde recht ärgerlich, als er sahe, daß sein Sohn alles dieses für Betrug hielte. Indessen wendete sie in geheim allen Fleiß an, sich so viel in Ansehung der Kleider zu vernachläßigen, als es nur eben angehen konnte, ohne Verdacht zu erwecken: sie zeigte ihren Körper soviel als möglich war."

„Mittlerweile rückte dieser Feind der Festung näher. Sie beklagte sich gegen ihren Oheim, daß sie so schlechte Erkenntniß von der Religion habe, indem sie nicht sey angeführt und unterrichtet worden. Er nahm sie allein vor, damit sie sich wegen ihrer einfältigen Antworten, wie sie vorgab, vor den Kindern nicht schämen dürfte. Was war billiger als dieses? — O ja, Jungfer Nichte! mit Freuden! — In diesen geheimen Unterrichts-Stunden redete sie mit zärtlicher Liebe verächtlich von ihres Oheims Kindern, um ihn von ihnen abzuziehen. Dieses gelang ihr so ziemlich. Auch wenn der Herr Beichtvater etwas sehr Rührendes, oder Gefährliches von den zukünftigen Strafen sagte, so wurde ihr weh um's Herz; sie riß vor Beklemmung des Herzens ihre ohnehin nicht sorgfältig zugemachten Brustkleider auf und sank dann in Ohnmacht. In diesem Fall war denn doch der gute Mann gezwungen, sie aufzuheben und wieder zurecht zu bringen. Alsdann war das erste, was sie that, schleunig, als wenn sie sich schämte, ihre Brust wieder zurecht zu machen. Es ist ganz gewiß, daß mein Freund wohl merkte, wo alles hin-

zielte; es wurde ihm Angst, er suchte sich loszuwinden, allein die Kraft verließ ihn allmählich; der Feind kam der Festung Schritt vor Schritt näher, und so wie sie von außen immer mehr und mehr eingeschlossen wurde, so fingen auch die gesunden und muntern Gefangenen inwendig Meuterei an, und suchten dem Commandanten weis zu machen, daß eben nichts Gefährliches bei der ganzen Sache zu fürchten wäre."

„Um diese Zeit besuchte ich ihn. Ich merkte bald sein bedrängtes Gemüth. Er verschloß sich mit mir in eine einsame Kammer und klagte mit bittern Thränen über seine Nichte; doch wußte er's, daß sie liederlich und er selbst schwach geworden war, und er bat mich flehend um Rath. Ich stellte ihm alsofort seine Gefahr aufs lebhafteste vor, und zugleich auch die Ursache, um deren willen ihn die Vorsehung in diese Probe geführet habe. Ich rieth ihm, wie ein Wurm vor dem Herrn in den Staub zu kriechen und herzlich seinen Fehler zu bereuen, herzlich zu bekennen, daß der Mensch von Natur keine Kraft in sich selber habe, und daß er sie ganz von oben erlangen müsse. Zweitens müsse er entweder in einer öffentlichen Predigt, oder in einer gedruckten Schrift diese Wahrheit öffentlich bekennen und seine vorige Lehre widerrufen, um sich auch mit den Menschen auszusöhnen und den Gräuel von seinem Andenken wegzuräumen. Drittens müsse er augenblicklich das Mensch fortschaffen, und Gott ohne Unterlaß um Kraft anrufen."

„Alles dieses leuchtete ihm ein; er erkannte, daß dieses der unfehlbare Weg zu seiner Rettung sey. Ich verließ ihn und hoffte, daß er mir folgen würde. Allein nach kurzer Zeit kam der würdige junge Mensch, sein Sohn, zu mir; da hörte ich nun mit Schrecken und Mitleid den Sturz dieses großen Mannes."

„Er hatte alsofort nach meiner Abwesenheit ernst und bitter seine Nichte vorgefordert und ihr bedeutet, unfehlbar heute noch sein Haus zu räumen. Allein die listige Schlange hatte wohl gemerkt, wo ihn der Schuh drückte. O ja, Herr Oheim! hatte sie mit den äußersten Zeichen der Traurigkeit gesagt; ich gehe mit Freuden, man gönnt mir doch den

Trost und den Unterricht nicht, den ich bei Ihnen genieße. Nun fiel sie nieder, umfaßte die Kniee ihres Oheims und bat nur noch um eine Nachtherberge, damit sie ihre Sachen in Ordnung bringen möchte. Nun weinte und heulte sie laut — und er — er lief fort, verschloß sich, weinte auch und wurde böse auf mich. Mein Gott! ist's wohl erlaubt, das gute Mensch so zu verstoßen? Gott bewahre mich für einer so unchristlichen Handlung! Nichte, kommt her! Sie kommt — Mit gebrochenen Worten sagte er: Bleibt noch einige Wochen, bis ich Euch anständig versorge! — Aus großer Dankbarkeit schlingt sie ihm ihre Arme um den Hals; er fühlte ihre Brust auf seiner klopfen, sie küßte ihn — sie sinken mit umschlungenen Armen auf ein Bett, neben welchem sie standen. Dieses alles sah der Sohn durch die Ritze einer Thür; mit welchen Gemüthsbewegungen — ist leicht zu denken. Nun war Alles aus: er haßte mich und haßte seine Kinder; ja er vermied alle seine vorigen Freunde und fing an, der bischöflichen Kirche zu heucheln und ihre Grundsätze zu bekennen."

„Ich glaube, wenn er nun mit seiner Nichte sich alsofort so weit eingelassen hätte, daß er öffentlich vor der Welt einen kleinen Zeugen seines Falls habe sehen müssen, so wäre das Bedürfniß seiner Natur gestillt worden und er würde gewiß zu wahrer Erkenntniß seines Elendes gekommen seyn; allein so weit kam es nie, sein Wandel war anstößig, ärgerlich; Jedermann wußte alles und Niemand durfte doch öffentlich etwas sagen, und so lebte er verstockt und verachtet fort, bis ich wegzog. Wie es ihm weiter ergangen, weiß ich nicht."

Der alte Sommer hatte aufmerksam zugehört. Ja, gnädiger Herr! sagte er, es ist gewiß wahr, der Stolz kommt vor dem Fall, der Mensch muß sich selber nichts zutrauen! aber Ihr Freund hätte alsofort beim ersten Anblick die Nichte wiederum sollen nach Hause gehen lassen.

„Ganz gut, Herr Sommer! versetzte Morgenthau."

Sybille erstaunte über ein solch teuflisch Mädchen.

Morgenthau antwortete: Sie hatte eine rohe Mädchen-Natur.

Der Oheim Sommer schob einen Finger unter die Perücke und kratzte sich hinter dem Ohre.

Steilmann durfte nichts sagen, um seine Sache nicht zu verderben. Der junge Sommer aber und Caroline waren zufrieden und sagten: Wir sind schwache Menschen! Wohl dem, der's weiß! — Endlich schloß Morgenthau das Gespräch mit den Worten: Niemand lernt diese Wahrheit anders erkennen, als durch die Erfahrung.

Nach dieser Ausschweifung vom Ziel that Morgenthau im Namen seines Schwagers die feierliche Anwerbung um Carolinen. Der alte Sommer stand auf, nahm Steilmann's und Carolinens Hände, legte sie in einander und gab ihnen seinen Segen. Alsbald fuhr der junge Sommer auf, drückte Steilmann ans Herz, küßte ihn mit vielen Thränen; sie waren Freunde, ohne sich es sagen zu dürfen. Die beiden Verlobten hätten sich auch gerne geküßt, sich ewige Treue geschworen; allein das ließ sich nun da nicht thun, das hätte gewiß den beiden Alten und Sybillen großen Anstoß gegeben. Deßwegen sagte Morgenthau: Ihr Verlobten, geht in den Garten und heiligt ihn zum Paradies! — Sie standen alsofort auf; das war so recht nach ihrem Wunsch. Sybille glaubte, das sey doch ein Bißchen unanständig, junge Leute so allein zu lassen. Morgenthau aber erwiederte: Sie trauen einem Mädchenherzen nicht viel zu, suchen Sie die Ursache dieses Argwohns auf! Der junge Sommer versetzte mit einem bittern Lächeln: gut, daß ich weiß, wo Vorsicht nöthig ist; ich will dich befriedigen und mit spazieren. Halt! rief der Oheim Sommer, ich muß euch guten Kindern doch auch was sagen! Er trat hinzu, gab Jedem die Hand mit diesen Worten: Gott segne Euch Beide! Ich freue mich recht sehr über Euch; mich dünkt, ich fühl es, daß es nicht gut ist, wenn der Mensch allein bleibt! — Sein Bruder Leonhard sah ihn durchdringend an und schwieg stille. Sybille aber vergoß auf einmal einen Strom von Thränen, sprang auf, fiel ihrer Schwester um den Hals, küßte sie und rief: Ich wünsche dir tausend Segen; ich gehe mit in den Garten.

Nun gab sie auch ihrem Schwager die Hand und wünschte ihm Glück. Der junge Sommer nahm sie an der Hand und Steilmann seine Braut und so gingen sie den Hügel hinauf.

Die drei Männer aber blieben in der Stube sitzen und redeten von allerhand Sachen. Die Brüder Sommers waren besonders munter. Leonhard fing endlich an: Mich dünkt, die eheliche Liebe habe noch immer so etwas Göttliches, so etwas Friedsames; es ist Schade, daß immer etwas Unreines sich mit einmischt. Wie himmlisch mußte sie im Stande der Unschuld seyn!

„Da laß ich dich nun nicht an, Bruder! versetzte Gottfried. Du weißt, wir haben manchmal von dem Dinge gesprochen. Sag mir, ist die eheliche Beiwohnung Sünde? Gott hat ja gesagt: Seyd fruchtbar und mehret euch!"

Ach, Bruder Gottfried! Da mischt sich immer so etwas mit unter, das sich dir nicht sagen läßt und das du nicht kennst.

„Ja, das mischt sich aber überall mit unter, so weit, als unsre sinnlichen Begierden reichen. Wir dürfen auf die Weise nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen, uns keine Kleider machen, aus Furcht, wir möchtens mißbrauchen."

Das ist deine ewige Leier! — Das sind Sachen, die man unmöglich missen kann; dieses aber kann man missen.

„So passabel, Bruder Leonhard! So ziemlich! — bis dahin haben wir beide uns so dadurch gehalftert. Aber Bruder! Bruder! die Gefangenen! die Gefangenen, wovon der gnädige Herr in seines Freundes Geschichte sagte!"

Leonhard lächelte und fuhr fort: Bruder, du kannst ja heirathen, dir wehrt's ja niemand!

„Das sag ich nicht. Du weißt, daß ich noch nie Anschlag dazu gemacht habe; aber ich nehme mir nichts darinnen vor; ich lasse das so gehen, wie's geht und kommen wie's kommt. Ich will nur so viel sagen: ich kann nicht leiden, daß man den Ehestand verachtet, und daß man seine Hand so hoch aufhebt und gleichsam bei dem Ewiglebenden schwört: Ich will mich so weit nicht erniedrigen, das heißt so viel, als: laßt die armen Erdwürmer da drunten sich paaren, ich Mensch aus einer andern Welt, ich Engel bin über das weit hinaus! Aber Bruder! die Gefangenen! die Gefangenen!"

Leonhard lachte wirklich gegen seine Gewohnheit und sagte: da, Bruder Gottfried, da hast du meine Hand, daß ich nie wieder heirathen will!

„Weg die Hand! mir wird ernst bei der Sache und bang dazu! Laßt uns stille seyn und erkennen, daß wir Menschen sind. Erinnere dich an den Mann und seine Nichte.“

Du hast recht Bruder! Gott vergebe uns den Scherz!

Morgenthau hörte das Gespräch stillschweigend an; ihm ahnete, daß er an Herrn Leonhard Sommer noch ein Pröbchen erleben würde.

Die jungen Leute waren ebenfalls im Garten nicht müßig. Steilmann und seine Braut schmolzen zusammen in ein Herz und eine Seele, und verbanden sich, zur Ehre ihres lieben Vaters im Himmel zu leben und zu sterben. Dieses kam Sybillen fremd vor. Sie hatte vom Ehestande nicht viel bessere Gedanken, als von der Hurerei. Ihre Seele brach aus ihren Fesseln unaufhaltsam los; sie glaubte in der Luft zu schweben und Rosenduft einzuathmen. Sie fühlte in ihrem Herzen die Würde der wahren ehelichen Liebe; kaum, daß sie sich der Unmacht erwehrte! Sie stand und sahe, wie die Neuverlobten Thränen der Freude vergoßen, und wie sie jeden Odemzug Gott opferten, Ihn lobten und verherrlichten; sie glaubte, den Himmel über ihr offen zu sehen, und Engel mit Wohlgefallen auf sie herablächeln; sie stand, blühte wie eine Rose, faltete die Hände und sahe gen Himmel. Steilmann merkte diese Veränderung zuerst. Er winkte dem jungen Sommer. Nun standen sie alle drei erstaunt und betrachteten ihre Schwester. Diese aber war entzückt, und merkte auf nichts mehr, aber ihr Angesicht war ungewöhnlich heiter, gleich einem schönen Engel, der vor dem Throne Gottes steht. Nach einer Weile faßte sie ihr Bruder an der einen, Steilmann aber an der andern Hand, und Sommer fragte: Schwester! wie ist's dir? sie aber erholte sich mit einem tiefen Seufzer und sagte: Bruder! Schwager und Schwester! ich bin euch allen von Herzen gut; ich bin allen Menschen gut, und Gott — ist mein Vater! Nun kenne ich Ihn; Er ist ein Menschenfreund,

mehr als wir wissen. Sie sank in halber Ohnmacht hin auf eine Rasebank, ihrem Bruder in die Arme. Alle waren gerührt, alle faßten sich zusammen in die Arme, und küßten die Schwester Sybille mit hundert Küssen.

Darauf verfügten sich Morgenthau und Steilmann wieder ein Jeder an seinen Ort.

Der Herr von Morgenthau nahm nun des andern Tages das Verhör der Gefangenen vor. Falzbein begehrte er nicht zu verhören, sondern er ließ ihn zurück. Einer von ihnen gestand freimüthig, daß er sich durch eine Reihe von Diebstählen des Todes schuldig gemacht und daß er nichts mehr wünsche, als Barmherzigkeit vor dem Gerichte Gottes zu erlangen. Morgenthau las in seiner Seele, und seine aufrichtigen Thränen milderten sein Urtheil. Er wurde zum Steinbrechen verdammt, so daß er mit gefesselten Füßen als ein Sklave unter der Aufsicht eines Steinhauers schwere Arbeit thun mußte, so lange bis man Grund habe, seine Strafe zu verringern. Der Andere aber, welcher viel boshafter war, wurde in ein unterirdisches Gewölbe angeschmiedet, wo er weder Sonnen- noch Monden-Licht zu sehen bekam, und bei dem Schein einer Lampe Arbeiten verrichten mußte, die ihm das Leben sauer machten.

Falzbeins Auge war noch nicht heil, deßwegen beschloß Morgenthau sein Schicksal noch nicht.

So willkührlich verfuhr dieser Herr mit den Gefangenen. Niemand wußte, ob er das Recht über Leben und Tod habe, und vom Hofe aus wurde er niemals um einer Sache willen zur Rede gestellt, so daß niemand wußte, was man aus ihm machen sollte.

Morgenthau war bei dieser Gelegenheit besonders aufmerksam auf seine Leute, wie sich dieselben in Absicht auf Falzbein betrugen. Weiler kam ihm gar nicht vors Gesicht; er war zu fromm dazu, um ihm Vorwürfe zu machen, aber auch zu stolz, um ihn als einen Bösewicht zu besuchen. Bei allen Gelegenheiten, besonders aber über Tische, wurde beständig von ihm gesprochen, von Niemand aber wurde er bedauert. Doch konnte es Pöll nicht über's Herz bringen,

er mußte einmal zu ihm gehen. Um aber doch nicht zu übertreten, fragte er den gnädigen Herrn erst, ob er's thun dürfte und es wurde ihm erlaubt. Sobald er hinauf gegangen war, schlich ihm Morgenthau nach und horchte. Pöll schwieg eine Weile, und besah' ihn von hinten und vornen. Falzbein schämte sich und wandte sich von ihm weg; endlich fing Ersterer an:

„Falzbein! Falzbein! du hast auch keine Furcht vor unserm Herrn Gott, die Leute so auf der Straße anzufallen.“

Was gehts Dich an?

„Sehr viel, gottloser Kerl! ich stell' mich an der Leute ihren Platz, und dann gehts mich sehr viel an.“

Geh, du Schlingel! und mach wieder ein Krauthuhn.

„Das Krauthühnermachen hat nun ein Ende, wenn es nicht bald zum Häuflingsmachen kommt, die man in Körbchen aufhängt. Ich hab wohl eh' gehört: Der Krug geht so lang zum Bach, bis daß er zerbricht Hals und Krag. Hörst du's, Bürschchen! aber ich komm darum nicht her, um über Dich zu spotten, du bist jetzt Gott weiß, ein armer Schelm, du dauerst mich rechtschaffen! wenn dir deine Sünden leid wären, so wollt ich meinen Herrn bitten, daß er dir nicht zu weh' thät.“

Spottest du Bestie noch!

„Ich spotte wahrhaftig nicht, Falzbein! Ich wollte dir gern helfen, wenn ich nur könnte. Aber du mußt auch ein braver Kerl seyn und die Schelmstücke lassen.“

Geh, ich mag deiner Hülfe nicht!

„Willst du wetten, ich und mein Herr bekehren dich doch? Aber nun sag mir doch, du wirst doch bald sterben müssen, daran hatte ich noch nicht einmal gedacht, daß du einen ehrlichen Mann todt geschlagen hast, ist dir nicht bange vor der Hölle?“

Was schiert's dich, ob ich in die Hölle komme?

Pöll sah' den Missethäter starr und mit offenem Munde an. Er konnte unmöglich begreifen, daß ein Mensch in solchen Umständen nicht einmal vor der Hölle erschrecke. Ihm wurde bang, und begann zu glauben, daß der Teufel Falzbein lebendig besitzen müßte.

Morgenthau verbarg sich, damit ihn Pöll über dem Weggehen nicht merken möchte. Ein wenig hernach ließ er den Jungen in sein Zimmer kommen, wo er ihm alles erzählen mußte, was zwischen ihm und Falzbein vorgefallen war. Hierauf fragte ihn sein Herr:

„Was dünkt dich Pöll, was fängt man wohl mit Falzbein an? Soll ich ihn aufhängen lassen?“

Hört, gnädiger Herr! Soll ich meine Meynung sagen?

„Darum frag ich dich.“

Nu dann! meine selige Mutter pflegte oft zu sagen: womit man sündigt, damit wird man gestraft. Nun dünkt mich, das wär' auch so ganz recht. Ihre Gnaden schenken mir ihn, daß ich damit machen kann was ich will. An mir und Weiler hat er gesündiget, und so muß er durch mich und Weiler wieder gestraft werden.

Morgenthau mußte des guten Burschen lachen. Er fuhr fort: „Was willst du aber mit ihm machen?“

Er soll alsofort anfangen, mit seinem einen Auge zu lesen. Ich denk', ich laß' ihn am ersten Kapitel des ersten Buchs Mosis anfangen, hat er doch Zeit genug, bis er an die Offenbarung Johannis kommt, und dieses Lesen muß er so an seiner Kette des Mittags über Tisch in der Gesindestube thun. Ich glaube, daß dieses die schwereste Strafe wäre, die man ihm auflegen könnte.

Morgenthau fand in diesem Vorschlage seines Kammerdieners so etwas Natürliches, daß er beinahe seinem Rath gefolgt hätte. Doch wollte er noch eine Frage an ihn thun: „Meynst du nicht, daß Falzbein den Tod verdient habe?

Hier stand der gute Junge und kratzte sich hinter den Ohren, er wußte nicht, was er sagen sollte. Endlich fiel ihm etwas bei; er heiterte sich auf und sagte: gnädiger Herr! es steht ja in der Bibel, daß alle Menschen den Tod verdient haben, und doch werden sie nicht Alle hingerichtet. Denn warum! der Herr Christus, wie im Catechismus steht, ist für alle Menschen gestorben: nun dünkt mich doch, so müßte der Herr Christus auch für Falzbein gestorben seyn, und wenn das ist, so braucht er nicht auch zu sterben. Der arme Schelm

möchte noch wohl ein guter frommer Mensch werden, wenn man's darnach anfinge, das er aber gewiß nicht wird, wenn er aufgehangen wird. Hab' ich doch einen Fuchs einmal beinahe zahm gemacht, der uns Hühner gefressen hatte und den wir fingen.

Morgenthau ließ ihn nun gehen. Er erstaunte wirklich über den jungen Menschen; seine Gründe gegen die Todesstrafe kamen ihm gar nicht kindisch vor; doch hatte er ohnehin Falzbeins Tod nicht beschlossen, sondern nachdem er ihn verhört hatte, sobald sein Auge heil war, ließ er folgendes Urtheil an ihm vollstrecken:

Er wurde, gleich wie sein Kamerad, in einen unterirdischen Kerker eingeschlossen, der durchaus finster war, und hier wurde ihm nebst schwerer Arbeit bei Wasser und Brod täglich eine gute Tracht Schläge zugemessen, wobei er dann auch endlich zahm wurde.

Morgenthau erinnerte sich nun auch wiederum an den Tempel der Hoffnung, welchen er über Elisens Grab bauen zu lassen versprochen hatte. Diesen Vorsatz setzte er nun in's Werk; er ließ eine simple achteckigte Mauer, die vierzig Fuß im Durchmesser hatte, um das Grab aufführen. Oben über ließ er eine zierliche hölzerne Kuppel, mit Schiefersteinen gedeckt, setzen; auf welcher eine steinerne Urne stand. An jeder der acht Seiten war in der Höhe von fünfzehn Fuß von der Erde ein rundes Fenster, und auf der Seite gegen das Schloß zu war ein großes Portal, durch welches räumlich die Träger mit einer Leiche durchgehen konnten. Uebrigens war das Gebäude ganz ohne Zierath, blos auswendig und inwendig mit Kalk übertüncht. Oberhalb der Thüre aber war folgender Spruch in Stein gehauen: „Selig sind, die Theil haben an der ersten Auferstehung! über solche hat der andre Tod keine Macht."

Seitdem Morgenthau die Geschichte Carolinens und des jungen Sommers mit dem betrübten Mann im Walde gehört hatte, schwebte ihm immer Reymund von Haberklee in den Gedanken. Er stellte sich fest vor, daß er es selber gewesen seyn müsse, und entschloß sich daher, mit dem

jungen Sommer hinzugehen und ihn aufzusuchen. Dieses wurde auch kurz vor Steilmann's Hochzeit bewerkstelligt. Morgenthau begab sich früh, noch vor dem Mittagessen, nach Sommers Hause und trug seine Gedanken vor, die dann mit Freuden gebilliget wurden. Caroline wollte mit aller Gewalt ihre Brüder begleiten und es wurde ihr auch bewilliget. Nach dem Essen gingen sie fort in's Gebirge.

Diese drei floßen in der Einsamkeit zusammen, wie drei nahverwandte Thautropfen, die sich an einem grünen Blatte untereinander anziehen, in Eins verwandelt, auf eine Rose herabsinken, wo sie von der aufgehenden Sonne in lindenätherischen Duft verwandelt, in die Höhe gezogen und in einem fruchtbaren, gnädigen Regen wieder herunterfallen und dürres Land befeuchten. Morgenthau hatte den Pfarrer Steilmann außerordentlich lieb, so wie man einen Petrus lieben muß; jetzt hatte er aber Johannes-Herzen vor sich, die an die Brust gedrückt werden müssen; er war daher auch mittheilender und überfließender Liebhaber, da er in Steilmann's Gegenwart treuer und ernstliebender Lehrer war.

Sie kamen unvermerkt auf die Höhe und in die Nähe des Schlosses, und durchstrichen diese Gegend kreuz und quer, ohne das Mindeste zu entdecken, daher verzweifelten sie schier, vorjetzo ihren Zweck zu erreichen. Endlich schlug Morgenthau vor, die Rudera des Schlosses zu besichtigen. Carolinen graute davor; doch entschloß sie sich, mitzugehen. Morgenthau ging vor, der junge Sommer hinten und Caroline in der Mitte. Sie schlupften durch das alte, mit Moos, Epheu und andern dergleichen Kräutern bewachsene Gemäuer, fanden aber keine besonders denkwürdigen Merkmale, die ein Alterthumsforscher Gold und Schätzen vorzuziehen pflegt. Auf einer Seite des Schlosses stand noch ein runder gothischer Thurm, wovon oben die Spitze und auf einer Seite ein Stück des Gemäuers eingebrochen war. Morgenthau wünschte, demselben beizukommen, sahe aber keinen Weg dazu. Endlich aber fand er neben einem großen

Schutthaufen ein kleines Thürchen, welches gleichsam zwischen den Ruinen versteckt war; er winkte seinen Begleitern und kroch da hinein; sie folgten ihm und kamen auf einen kleinen Grasplatz. Indem sie auf demselben hin und her gingen, sahen sie zur Seite des Thurms eine kleine Thüre, die mit einem Bund Reiser zugestopft war. Morgenthau sah seine Freunde lächelnd an und sagte: das scheint die Arbeit unsers trüben Freundes zu seyn, und indem zog er die Verschanzung weg und trat hinein. Die beiden folgten ihm schüchtern nach, doch war Caroline nun zu hinterst. Hier fanden sie einen geraumen runden Platz mit wilden und verwelkten Blumen und Kräutern bestreut. Wiederum Spuren meines Freundes! sagte Morgenthau. Nun war an einer Seite ein Loch hinunter mit einer steinernen Treppe. Morgenthau stieg hinein; seine Begleiter aber schauerten zurück und bedachten sich ein wenig, bis sie eine dumpfere Stimme vernahmen: Kommt, ich habe gefunden! Nun stiegen sie alle beide hinunter und fanden Morgenthau und den betrübten Mann sich umarmen und küssen. Es war ein geraumes und reinliches Gewölbe, welches dem armen Manne eine ziemliche Zeit her zum Aufenthalt gedient hatte; ein paar abgenutzte Bücher lagen da auf einem Stein, nebst einem Bettlerskittel, dicken, eichenen Stock und alten, abgetragenen Hut, die zusammen auf der Seite beieinander lagen; ein Bund Reiser war sein Stuhl und ein großer, platter Stein sein Tisch; seine Schlafstelle war Moos und Laub, nebst einer alten, wollenen Decke für die Kälte. An einer andern Ecke war die Feuerstätte.

Morgenthau weinte und Reymund von Haberklee weinte auch, denn der war es selbst. Endlich fing Morgenthau an: „Sie wissen doch, daß Ihr Vater noch lebt?“

Ja, ich hab's gehört.

„Wissen Sie aber auch, daß er nun ein Christ ist und daß er sich sehr über Ihren Verlust grämt?“

Vom Erstern hab ich etwas gehört, vom Letztern aber nicht.

„Nun, so sag ich Ihnen, daß er sich durch Briefe öfters bei mir um Sie erkundigt hat. Und derowegen ist's nun

Ihre Pflicht, erst mit mir und dann auch zu Ihrem Vater zurückzukehren."

Nein! ich werde nicht von hier weggehen! Ich will hier mein böses Leben und den Tod meiner Elise beweinen!

„Meynen Sie denn, daß Sie durch dieses Beweinen Ihr Leben wieder gut und Ihre Elise wieder lebendig machen können."

Nein, aber ich leide diese Strafe billig!

„Wofür aber diese selbsterwählte Strafe? Sie sind noch jung und können noch viel Gutes in der Welt stiften, und auf diese Weise können Sie noch Vieles gut machen, was Sie vorhin verdorben hatten. Gott wird Sie eben darum nach diesem Leben strafen, wenn Sie solchergestalt Ihre Talente vergraben. Schämen Sie sich dieses mürrischen Verfahrens! Es gibt noch größere Sünder wie Sie, die rechtschaffene Menschen geworden und der Welt noch recht nützlich geworden sind. Nehmen Sie nur das Beispiel Ihres Herrn Vaters u. s. w."

Reymund ließ sich endlich bereden; doch hatte die Nachricht, daß ihn sein Vater wünschte bei sich zu sehen und daß er ihm völlig vergeben habe, das meiste Gewicht in Ansehung seines Entschlusses. Er war also nicht mehr widerspenstig, sondern er ging willig aus seinem melancholischen Aufenthalte weg. Morgenthau beurlaubte sich nun von Herrn Sommer und Carolinen, und ging mit seinem Freunde gerade nach Hause. Unterwegs erkundigte sich der Erstere, wie er doch so lange hätte verborgen bleiben und seinen Unterhalt finden können? Reymund erzählte ihm Alles, wie er in entlegenen Gegenden herumgebettelt und so sein Leben kümmerlich erhalten habe u. s. w. Hingegen erzählte auch Morgenthau alle Veränderungen seines Hauses, wovon Reymund zwar Vieles, aber doch noch lange nicht Alles wußte.

Die Verwunderung läßt sich nicht beschreiben, welche alle Hausgenossen des Herrn von Morgenthau bei Reymunds Ankunft äußerten. Das Mitleiden, welches ein Jeder ehemals für ihn empfunden hatte, verwandelte sich jetzt in warme Liebe. Sobald er in's Haus trat, versammelten sich alle

um ihn her; ein Jeder hätte ihm gerne die Hand gedrückt, wenn er nicht von Adel gewesen wäre; er merkte dieses, daher gab er selbst Jedem die Hand. Wiesenthalen aber und Weilern umarmte und küßte er. Nun führte ihn Morgenthau zu seiner Gemahlin. Sie gab ihm stillschweigend mit Thränen die Hand und führte ihn in seinen zerlumpten Kleidern neben sich auf ihr Canapee.

Frau von Morgenthau, fing er an, ich bin schmutzig und unrein.

„Sie sollen sich baden, waschen und rein anziehen; erst nur ein Wörtchen: Sind Sie zufrieden?“

Ja, ich bin zufrieden.

„Aber wo war Ihr Aufenthalt so lange Zeit?“

Sie wissen das alte Schloß, welches dort gegen Norden zwischen den Spitzen der Berge hervorragt, da hab' ich unter Zichim und Ochim gewohnt.

„Das ist schauderhaft, da zu wohnen! Dazu gehört so eine Zichims- und Ochims-Seelen-Gestalt, sonst wär's nicht auszuhalten!“

Sie haben Recht! Das Gemüth hat gern Gegenstände um sich, die mit ihm harmoniren; ein Verdammter würd' es im Himmel nicht lang aushalten.

„Aber wo bekamen Sie Brod?“

Ich wanderte zuweilen durch wüste und unbekannte Wege in Bettlerskleidern in die Ferne und bettelte.

„Armer Reymund! Und hörten oft: Geh' vorbei! Aber haben Sie nie etwas von Gespenstern gehört oder gesehen?“

Sehr oft! Aber ich traute meinen Sinnen nicht, und schrieb es immer auf Rechnung meiner melancholischen erhitzten Einbildungskraft.

„Das ist so die Art der Zweifler. Ich lese gerne Geschichten der grotesken Natur, halb menschlich, halb geistig, schauderhafte Scenen und Erscheinungen. Man befindet sich so wohl dabei, und man fühlt einen Abstand zwischen sich und solchen Dingen, da es Einem wohl um's Herz macht; man freut sich, daß man reinen Aether athmen und das Licht der

Sonne anschauen darf; man fühlt den liebenden Geist Gottes so um sich her wehen; man trifft zuversichtlich auf Gottes Erdboden, wenn man sich vorstellt, wie solche verworfene Wesen im Dunkel der Nacht umherschleichen, den Zorn fühlen und ein Schrecken der Menschen seyn müssen."

Reymund merkte schon, wen er vor sich hatte. Sein Herz schlug ihm für Empfindung; er dachte: Konnte Morgenthau eine andre Gattin wählen? und fragte ferner: So glauben Sie, daß es Gespenster gibt?

„Das ist mir einerlei! Genug, daß ich keins bin" —

Sie lächelte, stand auf und schellte; ihre Kammerjungfer kam. Nun, sagte sie, ich gehe, um Ihnen Wäsche zu besorgen. Man soll Ihnen Wasser auf Ihre Zimmer bringen, die Sie ehmals bewohnt haben. Gehen Sie und ziehen sich rein an.

Reymund von Haberklee eilte nun zu seinem Vater. Er fand ihn äußerst betrübt über seine lange Abwesenheit; die Freude aber über seine unvermuthete Ankunft war so groß, daß er krank wurde. Der alte Edelmann vergab nun seinem Sohn alle seine Fehler, auch stellte er ihm frei, nach seinem Gefallen zu heirathen. Aber nicht lange hernach starb er an einer Auszehrung, an welcher er seit seiner Verwundung schwächlich gewesen war. Die Frau von Haberklee zog mit ihren Kindern auf einen entfernten Wittwensitz, wo sie mit dem, was ihr vermacht worden, reichlich leben konnte, und so behielt Reymund sein großes väterliches Erbe mit ziemlichen Kapitalien, und nunmehro hatten seine Drangsalen ein Ende.

Morgenthau war indessen beschäftigt, seines Schwagers Hochzeit zu veranstalten; denn weil der alte Steilmann nicht nach Sommers Hause reisen konnte, so däuchte es ihn füglicher zu seyn, wenn die Herren Sommer mit der Braut zu ihm kämen, besonders auch darum, weil der alte Pastor eigensinnig darauf bestand, seinen Sohn selbst zu kopuliren. Die Herren Sommer waren dessen auch wohl zufrieden.

Ob nun gleich Morgenthau den Prunk nicht liebte, so

war er doch darauf bedacht, dieses Fest recht angenehm zu machen. Seine Gemahlin sorgte für Essen und Trinken, er selbst aber für andere Lustbarkeiten. Er wußte, daß die Pietisten die Musik für eben so gefährlich hielten, wie den Teufel selbst, besonders solche, die nicht Choral ist. Um nun die Herren Sommer zu überzeugen, wie wenig dieses Vorurtheil gegründet sey, so verfertigte er selbst verschiedene überaus geistreiche Lieder; und da er ein unvergleichlicher Musikus, besonders im Rührenden war, so componirte er einige Symphonien und eine herrliche Cantate, welche auf den Tag und die Umstände eingerichtet war. Zu dem Ende ließ er einige Musikanten von Bergstein kommen, welche seine Compositionen einstudiren mußten. Unter seinen eigenen Frauenzimmern aber hatte er eine vortreffliche Sängerin, die zum Singen bestimmt wurde; Weiler war gleichfalls ein Meistersänger, und so wurde ein kleines Concert veranstaltet, welches einen Theil des Raums zwischen der Mittags- und Abendmahlzeit ausfüllen sollte.

Nachdem nun der bestimmte Tag zur Hochzeit angebrochen war, so begab sich der Bräutigam auf den Weg nach Morgenthau. In Sommers Hause war Niemand, der zurück bleiben wollte; daher wurden treue Leute bestellt, die das Haus verwahren mußten. Die Herren Sommer aber, die Braut, der junge Sommer und Sybille machten sich gleichfalls fertig, und gingen zu Fuß nach dem bestimmten Ort. In diesen Gegenden war zu der Zeit noch kein Weg, der mit einer Chaise oder Kutsche befahren werden konnte. Alle kamen um zehn Uhr zu Morgenthau an. Der alte ehrwürdige Patriarch hielt eine kurze rührende Rede auf seinem Stuhl, und segnete darauf das Brautpaar ein.

Am Nachmittag, nachdem man zur Genüge gegessen und getrunken hatte, führte Morgenthau die Mannspersonen, seine Gemahlin und das Frauenzimmer auf einen großen Saal, allwo das Concert gehalten werden sollte. Unterweges sagte Herr Sommer zu seinem Bruder Gottfried: so gehts, wenn man sich mit der Welt einläßt — Morgenthau hörte das, doch er schwieg stille.

Das Concert fing an: Morgenthau spielte den Flügel selbst. Die Herren Sommer, welche in ihrem Leben eine so rührende und angenehme Musik nicht gehört hatten, erstarrten und sperrten Nasen, Mund und Ohren auf. Als aber die Sängerin vollends eine geistreiche Arie sang, welche Weiler secundirte, so konnten's die Beiden nicht mehr aushalten; die Thränen floßen ihnen die Wangen herunter, Keiner sahe den Andern an. Morgenthau bemerkte das mit heimlicher Freude.

Gottfried fing endlich mit abgewandtem Gesichte am ersten an: Bruder Leonhard!

„Bruder Gottfried!“

Was dünkt dich? Wie ist dir?

„Ach Bruder Gottfried! Wenn das Sünde ist, so ist noch kein Anfang der Bekehrung bei mir vorgegangen! Ich fühle, daß es mir im Innersten meiner Seele wohlgefällt!

So gehts mir auch; sieh' mich doch einmal an!

Sie sahen sich an und schämten sich Beide ihrer Thränen. Sie wischten sich die Augen und horchten wieder. Sibylle zerschmolz gleichfalls, und floß in ihre Schwester und die Frau von Morgenthau über, bei welchen sie saß.

Nach einer Weile sagte Gottfried wieder: Da siehst du, Bruder Leonhard, daß der Herr von Morgenthau Recht hatte! Diese Alle sitzen da und genießen eine stille und ruhige Freude: bei mir ist's ungestümm; ich fühle ein Gekämpfe in meiner Seele, daß mir wehe wird! Alle so lange unterdrückte Leidenschaften empören sich! Ach Bruder Leonhard, die Gefangenen, die Gefangenen!

„Du bist ein wunderlicher Mensch, sollen wir dann wieder Weltmenschen werden?“

Nein, dafür bewahr' uns Gott! Aber, aber!

Nun redeten die Beiden weiter nicht mehr von dieser Sache. Der Abend wurde angenehm beschlossen; die Sommer'sche Familie ging nach Hause, und des andern Morgens verfügte sich auch Pastor Steilmann mit seiner Gattin vergnügt nach Korndorf.

Die Geschichte

des

Herrn von Morgenthau.

Zweiter Theil.

Die Geschichte des Herrn von Morgenthau.

Nachdem nun Herrn Pastor Steilmanns beide Kinder versorgt waren, so begaben sich die beiden Alten vollends zur Ruhe. Der alte Greis machte sich anders keine Beschäftigung weiter, als sich selbst zu erbauen, um zum Uebergang in die selige Ewigkeit geschickt zu werden und dem Herrn von Morgenthau und seinem Hause nützlich zu seyn. Er hielt täglich des Morgens und Abends auf seinem Zimmer eine feierliche Betstunde; Morgenthau, seine Gemahlin und das Hausgesinde mußte dabei erscheinen. Sonntags Morgens mußte alles nach Korndorf zur Kirche gehen; selbst Morgenthau bequemte sich dazu: denn der Alte pflegte zu sagen: Herr Sohn! Sie müssen den Ihrigen mit einem guten Exempel vorgehen. Ich könnte euch wohl allzusammen hier auf meinem Stuhl eine Predigt halten; allein das ist wider die Ordnung. Des Sonntags Nachmittags aber pflegte er das Hausgesinde zu catechisiren. Morgenthau war mit diesem häuslichen Gottesdienst und schönen Ordnung so wohl zufrieden, daß er sich nicht entbrechen konnte, oft seinem Schwiegervater dafür zu danken; dieses hatte dann die gute Wirkung, daß der alte Greis immer mehr und mehr überzeugt wurde, sein Herr Sohn sey ein guter reformirter Christ.

Die alte Frau Pfarrerin aber konnte sich nicht so gut

schicken. Sie hätte gern das Haushaltungsregiment fortgesetzt, und sie hatte sich wirklich recht darauf gefreut, wie sie ihrer Tochter mit Rath und That beistehen und das Haushaltungsruder lenken wollte. Anfänglich ging sie auch wohl in die Küche; wenn sie aber daselbst all' das Volk, das große Heerdfeuer und die vielen Töpfe erblickte, und also wohl begriff, daß diese Art zu kochen und zu braten weit über ihren Horizont hinaus war, so schlich sie still fort zu ihrer Tochter; da fand sie dann auch so viel Unbegreifliches, daß sie weiter nichts begann, als daß sie etwa den kleinen Friedrich küßte, still schwieg und zu ihrem Manne ging.

Einsmals an einem Nachmittag, als ihr vielleicht den Tag über Vieles aufgestoßen seyn mochte, das ihr nicht recht behagte, saß sie neben ihrem Mann und strickte ihm ein paar Strümpfe, er aber las Augustinus Buch von der Stadt Gottes, und war aus der Maßen vergnügt, erklärte ihr auch zuweilen Etwas, das ihm so recht schön däuchte. Doch merkte er bald, daß sie vorjetzo zur Erbauung nicht recht aufgelegt war. Er klopfte also seine Pfeife am Pantoffel aus, drehte sich gegen sie und sagte: mir däucht, Mama! du seyst hier nicht so munter, als zu Korndorf?

„Ach, Papa! wären wir alte Leute doch im Himmel, wir sind der Welt nichts mehr nütze!“

Hm! daß wir Menschen doch die guten Tage nicht ertragen können? Fehlts dir denn irgendwo?

„Nein gar nicht! aber mir wird die Zeit so lang, ich bin des Haushaltens so gewohnt, und muß nun Andere haushalten lassen; es thut mir leid, ich sehe, daß ich in der Welt fertig bin.“

Der gute Alte sah' wohl ein, daß er hier mit den bündigsten Demonstrationen nichts ausrichten würde, daher schwieg er und erwartete die Abenddämmerung, in welcher Morgenthau gewöhnlich zu ihm kam, eine Pfeife Taback bei einem Glase Bier mit ihm zu rauchen; die Frau Pfarrerin pflegte dann in den Garten zu gehen und den Wachsthum des Gemüßes zu beobachten.

Des Abends nun, als sich Morgenthau gesetzt hatte

und beide Pfeifen einen Dampf umher ausstreuten, fing der alte Steilmann an: Herr Sohn! Ich hab' Ihnen Etwas zu sagen: meine Frau kann die guten, schönen Tage nicht gut ertragen. Sie kennen die Welt und das weibliche Herz, sie kann hier nicht das Regiment in der Haushaltung führen, und das thut ihr weh; sie sieht aber auch wohl ein, daß ihr das unmöglich ist. Was machen wir da? Es thut mir doch leid, daß diese treue Gefährtin meines Lebens nicht vergnügt seyn soll. Morgenthau erwiederte: dazu soll bald Rath geschafft werden. Stellen Sie ihr vor, so, als wenn sie auf den Einfall gekommen wären, Sie wollten mich ersuchen, daß ich Ihnen Ihre eigene Haushaltung geben möchte. Da vorn auf dem Gang will ich Ihnen die Küche einräumen, dazu einen Theil des Gartens; eine von meinen Mägden sollen Sie besolden, und die soll Ihnen zugehören, so kann die Frau Mama völlig eine eigene Haushaltung führen. Einen Keller soll sie auch haben; mit Einem Wort: Alles, was zu einer Haushaltung gehört: nur müssen Sie sich hüten, daß Sie sich nicht merken lassen, als wenn dieser Vorschlag von mir käme. Steilmann fühlte und verstand den ganzen Plan; er war vor Freude außer sich, drückte Morgenthau die Hand, und versprach die Sache einzurichten. Die Frau Pfarrerin war über die Maßen vergnügt; sie bekam ihre Haushaltung, so wie sie es wünschte, und so wurde sie völlig ruhig.

Bis dahin hab' ich nun die häusliche Geschichte Morgenthau's erzählt, von seinem Hauptzweck aber noch wenig gesagt. Nach und nach hatten sich verschiedene Männer mit ihren Familien gemeldet, welche gern im Bergthal wohnen wollten; Morgenthau aber erwählte nur Diejenigen, welche durch Unglück oder Bedrängung getrieben, ihre Zuflucht zu ihm nahmen, Andere, die anderswo zu leben und Güter hatten, wies er ab; denn er hatte den Grundsatz: daß Niemand aus dem Ort und Stand treten müßte, in welchen ihn die Vorsehung gesetzt hat, bis sie ihn selbst heraus triebe. Caspar und Trinchen wohnten unterhalb dem Morgenthauer Hügel, ostwärts. Sie besaßen da einen Bezirk, der dreißig Morgen Landes hielte, welche zum

Theil in der Ebene am Bach, zum Theil aber auch den Hügel hinan und an der Sommerseite des Thals lagen.

Dieses Landgut aber durften sie nicht nach der gewöhnlichen Art behandeln, sondern Caspar mußte genau dem Plan folgen, den ihm Morgenthau vorzeichnete, und also Jedesmal fragen, wenn er etwas Neues einzurichten hatte. Dieser landwirthschaftliche Plan aber, den Morgenthau niedergeschrieben und überhaupt in seiner Herrschaft auszuführen fest beschlossen hatte, bestand in folgenden Hauptstücken: Jedes Landgut sollte den Bedürfnissen der Familie, welcher er es übergab, der Größe nach genau angemessen und nicht größer seyn, als es die Noth erforderte.

Jedes Landgut sollte rundum beisammen liegen, und niemals zerstückt oder zerstreuet werden.

Ein solches Gut sollte rundum mit einem vier Fuß breiten und eben so tiefen Graben umzogen werden. Die ausgeworfene Erde mußte auf beiden Seiten des Grabens geschüttet, also auf beiden Seiten ein Wall davon gebildet und dieser Wall mit einer Hecke besetzt werden. Wo also zwei Güter an einander stießen, da mußten beide Besitzer den Graben gemeinschaftlich unterhalten und jeder seine Hecke pflanzen, die aber jederzeit von Weisdorn gepflanzt, hoch gezogen, wohl geschoren, und recht gut im Stande gehalten werden mußte.

Die Hälfte des Guts wurde zum Futterbau, die andere Hälfte aber zum Getreidebau bestimmt. Was gewässert werden konnte, war und blieb Wiese; von den andern Fluren aber sollte immer ein Drittel mit Winterfrucht, das andere Drittel mit Sommerfrucht, das dritte aber mit Gras und Klee besäet, und so immerfort abgewechselt werden. Doch mußte so der Ueberschlag gemacht werden, daß die Wiesen und das Futterland zusammen immer ungefähr die Hälfte des Guts ausmachten.

Morgenthau liebte die Stallfütterung nicht; denn er glaubte, daß ein ruhiger Weidgang auf einem verschlossenen Stücke Landes dem Vieh angenehm, vortheilhaft und gesund sey. Damit aber doch der Dünger aufbehalten und recht genutzt werden möchte; so sollte der Knabe oder das Mädchen,

welche das Vieh hüteten, allezeit mit einer Schaufel versehen seyn, und solchen in einen Winkel der Weide zusammentragen. Hier mußte ein Schoppen aufgerichtet werden, unter welchem das Vieh die heiße Mittagsstunden durch schatticht stehen konnte. Die Geilhaufen der Weide, das ist: die Plätze, wo das Vieh den Mist hinfallen läßt, und welche es nicht beweidet, wo also hohes starres Gras wächst, sollten abgemäht und in Schoppen gestreut werden; wenn aber diese Streu nicht zureichte, so sollte das Vieh vom Stroh aus der Scheuer besorgt werden. Folglich wird auf jeder Weide eine Miststätte errichtet und also dieselbe mit Dünger versehen. Das Vieh bleibt Tag und Nacht auf solchen Weiden und wird auch daselbst dreimal des Tages gemolken.

Das Wiesengras aber sollte getrocknet und zum Winterfutter verwendet werden, und wo dieses nicht zureichte, mußte der Kleebau den Mangel ersetzen. Das Gut selber durfte nicht durch Graben und Hecken in Theile zertheilt werden; denn diese Methode schränkt den Landwirth sehr ein, so daß er nicht seine Getreide- und Futterstücke groß und klein machen, oder nach Willkühr eintheilen kann.

Zu diesem Behuf mußte jeder Bauer mit genugsamen Brettern und Pfosten versehen seyn, um damit die Viehweiden abzäunen zu können.

Die Waldung an der Mittagsseite des Thals behielt Morgenthau für sich, nicht als eine Domaine, sondern als ein gemeinschaftliches Gut für alle seine Unterthanen; aber die vollkommene Verwaltung behielt er sich vor, sein Forstbedienter mußte Jedem sein Brennholz anweisen; und so oft als ein abgängiger Stamm gehauen wurde, mußten sechs Eicheln und eben so viel Maibuchenkerne sorgfältig gesteckt, und Jedes mit einem Zäunchen befriedigt werden.

So ungefähr waren die ersten Linien des Plans entworfen, nach welchem die Bewohner des Bergthals sich zu richten hatten. Und es dauerte nicht lange, so war schon ein großer Theil des Thals rund um den Morgenthauer Hügel her besetzt. Allen diesen Bauern schenkte Morgenthau auf sechs Jahre völlige Freiheit von allen Abgaben; außer daß

ihm ein Jeder von dem vorgeschossenen Gelde jährlich drei vom Hundert, entweder an Geld oder an Frucht, bezahlen mußte.

Der Hofmeister Wiesenthal war ein sehr braver, frommer und geschickter Mann, der Vieles gelesen hatte, diesen machte Morgenthau zum Polizeiverwalter seiner Herrschaft; der ehrliche Weiler wurde Rentmeister, die Justiz aber verwaltete er noch zur Zeit selber. Wöchentlich Einmal, und zwar des Freitags, war Conferenz, wo Morgenthau mit diesen beiden Bedienten sich über das allgemeine Wohl berathschlagte und sie zugleich auf die vortrefflichste Weise unterrichtete. Seine Bibliothek war mit den herrlichsten und auserlesensten Schriften, die zur Sache dienten, versehen, und diese mußten die beiden Beamten fleißig lesen, wodurch sie sich bald unter Anführung ihres großen Meisters zu ihren Aemtern völlig ausbildeten.

Während sich Morgenthau auf eine so edle Art beschäftigte, waren seine übrigen Freunde auch nicht müßig, doch mehrentheils auf sehr verschiedene Weise.

Pfarrer Steilmann zu Korndorf und seine Liebste veranstalteten einmal einen Besuch zu Morgenthau, so daß sie Beide, nebst dem jungen Sommer und Sibyllen, daselbst an einem Morgen früh zusammen kommen wollten. Dieses wurde bewerkstelliget und alle Vier trafen daselbst an einem der schönsten Tage des Augusts ein.

Reymund von Haberklee besuchte seinen Freund auch öfters, und just jetzt war er zu Morgenthau über Nacht gewesen, als die Fremden ankamen. Da er nun den jungen Steilmann liebte, so entschloß er sich, diesen Tag noch da zu bleiben. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er die Jungfer Sibylle Sommers, und alsofort gedachte er, sie zu heirathen. Doch wollte er nichts beschließen, ehe er den Herrn von Morgenthau zu Rath gezogen hätte. Er winkte ihm von der Gesellschaft weg, und Beide gingen in den Garten. Hören Sie, Herr von Morgenthau! fing Reymund an: ich sehe da die Jungfer Sommers; sie scheint ein vortreffliches Mädchen zu seyn, was dünkt Sie, wenn ich Anschläge

machte, sie zu heirathen? Der Herr von Morgenthau stutzte über diesen Antrag und versetzte: Schon wieder gefesselt!

„Nein, nicht gefesselt, noch nicht! aber das Mädchen gefällt mir, wenn sie anders so ist, als sie zu seyn scheint."

Sie ist noch besser, als sie scheint; aber das sage ich Ihnen, daß Sie sie nicht haben sollen. Herr von Haberklee! Sie sind doch durch ein hartes Schicksal gewitzigt, und abermal getrauen Sie sich, auf den Kampfplatz zu treten, wo Sie so erbärmlich unterlagen. Heirathen Sie nun eine Adeliche!

„Soll ich zusehn, wie dereinst hochadeliche Kinder die Söhne meiner seligen Elise unter die Füße treten und über sie hingehen."

Das sollen Sie nicht. Geben Sie mir Ihre Söhne unter meine Aufsicht. Wenn sie guter Art sind, so will ich Männer aus ihnen machen, wovor ihre künftige hochadeliche Kinder werden Respekt haben müssen.

Reymund seufzte und sagte: Ach die elenden Verhältnisse! Sie haben gut rathen, Sie heiratheten nach Ihrem Wunsch; ich allein soll meine Freiheit in Fesseln legen lassen.

Morgenthau trat vor ihn hin, griff ihn an der Hand und sagte: Freund! Ihre Vernunft und Ihr Herz führen Krieg gegen einander; so lange Sie keine Religion haben, geht Ihr Weg gerade zum Verderben. Ich bin Ihr Freund; aber Sibyllen lieb ich allzusehr, um sie Ihnen zu gönnen.

„Sie reden hart, Herr von Morgenthau! Hart! — Der Ton ist mir an Ihnen ungewöhnlich, unerträglich: schränken Sie meinen freien Geist nicht ein, oder er bricht die Schranken durch."

Morgenthau schwieg; denn er fühlte, daß alle Vorstellungen Reymund noch mehr empörten. Seine erste Liebe stand ihm so süß vor der Seele, daß keine andre, als wiederum eine bürgerliche Liebe, bei ihm haftete. Jetzt nahm Morgenthau also in der Stille seine Maaßregeln, um wenigstens Sibyllen, die noch in der ganzen Welt unbekannt war, für Unglück zu schützen. Er vertraute also seiner

Gemahlin beim ersten Augenblick Reymunds Absicht, und unterrichtete sie mit wenig Worten, was zu thun sey.

Johannette säumte also nicht, mit Sibyllen allein zu reden, ehe der Herr von Haberklee Gelegenheit hatte, sich mit ihr zu unterhalten. Sie gingen zusammen auf ein abgelegenes Zimmer und setzten sich auf einen Sopha nieder.

„Hören Sie, meine Liebe! fing die Frau von Morgenthau an, mein Gemahl ist Willens, für Sie zu sorgen, er weiß einen rechtschaffenen Mann, der sich dem Stande und Vermögen nach für Sie schickt; jetzt kommt aber Alles darauf an: ist Ihr Herz noch frei? Es gilt hier kein Tändeln und Verhehlen, die Sache ist wichtig; haben Sie sich einen Gegenstand gewählt, so bekennen Sie mirs.“

Sibylle sank mit dem Kopf auf Johannettens Schooß und fing von Herzen an zu weinen.

Warum weinen Sie, meine Liebe? Schauen Sie in das süße Reich der Liebe mit einer solchen Schwermuth hinein?“

Die gute Jungfer erholte sich endlich und sagte: Ach, gnädige Frau, lassen Sie mich mein Schicksal in Ihren Schooß schütten! Ich war ohnehin Willens, Ihnen heute all' mein Leiden zu klagen, und so kommen Sie mir zuvor. Schon seit fünf Jahren hab ich in Geheim einen Jüngling geliebt, der blutarm ist und in den elendesten Umständen lebt. Nie hab' ich meinem Vater etwas davon entdecken dürfen. Ich war eine Erzheuchlerin, stellte mich als eine Feindin der Liebe, und in meinem Herzen war es doch anders beschaffen. Doch muß ich aufrichtig gestehen, daß ich zwar viel Süßes in der Liebe fand; aber vor dem Ehestand selber gleichsam einen Abscheu hatte, welchen ich von Jugend auf eingesogen, so daß ich fast glaubte, man könne im Ehestand nicht selig werden. Daher war ich entschlossen, unverehlicht zu bleiben und meinen Geliebten wie einen Engel zu lieben. Zwar bemühte er sich oft, mich zu einem Menschen zu machen; aber ich war unerbittlich bis zu meiner Schwester Heirath; seit der Zeit aber sehne ich mich, mit ihm verbunden zu werden und sehe doch gar keine Hoffnung dazu.

„Wer ist denn dieser Glückliche? fragte Johannette.

Er ist ein armer Kandidat, welcher unvergleichliche Fähigkeiten in allerhand Wissenschaften besitzt, weil er aber keine gute Stimme hat, so hat er nie eine Stelle bekommen können. Er mußte sich also mit der Kinderunterweisung bei ein paar reichen Bauern, nicht weit von unserm Hause, kümmerlich bis daher behelfen. Wir kamen oft des Abends an einem einsamen Orte zusammen und verbanden uns immer fester zu einer unverbrüchlichen Liebe; so viel ich konnte, hab' ich ihn dann getröstet und erquickt.

„Wie heißt dieser Mann?“

Er heißt Lilienthal, und so herrlich sein Name ist, so edel ist auch sein Herz; aber er ist zu arm, um zu hübschen Leuten gehen zu können; er hat sehr schlechte Kleider. Ach, gnädige Frau! Rathen Sie mir!

„Nicht gnädige Frau, meine Liebe! Wir sind Schwestern. Beileibe nicht, beschämen Sie mich nicht! Sie sollen jetzt bald mit Freuden und Vergnügen und Wohlstand Frau Lilienthal heißen, so wahr als Johannette von Morgenthau bin! Und nun kein Wort weiter; kommen Sie zur Gesellschaft. Sibylle gerieth darüber in eine entzückende Freude.

Reymund versuchte diesen Tag, Morgenthau's Warnung ungeachtet, öfters mit Sibyllen zu reden; allein sie war blos höflich und gab ihm so viel zu verstehen, daß er bei ihr gar nichts zu hoffen habe.

Der junge Pfarrer Steilmann sowohl als der junge Sommer machten die Entdeckung, daß der Herr von Haberklee dereinst Sibyllen wohl möchte lieben können, nicht ohne entzückende Freude, und es verdroß sie beide von Herzen, daß ihre Schwester so gleichgültig gegen ihn war. Sie machten Gelegenheit, mit der Frau von Morgenthau darüber zu reden; diese aber lächelte, dräute mit dem Finger und antwortete weiter nichts als: Der Adel glänzt Euch in die Augen.

Gott wird machen, daß die Sachen
Gehen, wie es heilsam ist.

Nun gingen alle Freunde wieder nach Hause.

Dieser Tag ging vergnügt vorüber. Des Abends erzählte Johannette ihrem Gemahl die Entdeckung mit solcher Wärme, daß er innig darüber gerührt wurde, sie küßte und sagte: du hast Sibyllen versprochen, zu helfen, daß sie zu ihrem Zweck kommt; nun führe du auch die Sache aus, damit auch dein Register schöner Handlungen in jener Welt immer größer werde.

„Dazu bin ich zu schwach, mein Liebster! Mein Vorsatz war, durch dich zu helfen.“

So hilf denn durch mich, ich will dein Werkzeug seyn: was dünkt dich, wie wollen wir die Sache beginnen, fortsetzen und endigen?

„Beginnen können wir, wir müssen erst Lilienthal gesehen haben, ihn kennen und dann das Fortsetzen und Endigen nach dem Gang der Vorsehung einrichten.“

Du hast recht, meine Liebste! Also wollen wir erstes Tages Lilienthal besuchen.

Nach diesen Gesprächen begaben sich beide zur Ruhe und die Engel des Herrn stellten sich wie Salomons Helden, um ihr Bette her, damit diese Edlen kein Ungestümm berühren, sondern mit jedem Odemzug ein Strom des Friedens in ihre Seele überfließen möchte.

Nach etlichen Tagen stand Johannette früher auf als gewöhnlich. Der heitre Glanz des klaren Himmels fiel ihrem sanften Auge zuerst auf, und das Wehen einer schmeichelnden Luft aus Südosten begegnete ihr, als sie das Fenster öffnete, um über ihr Thal hinaus zu schauen. Sie seufzte feurig zu Gott, und ihr Dank war warm, den sie zum ewigen Thron hinauf schickte. Jetzt fühlte sie Drang, heute ihr großes Werk auszuführen. Morgenthau hatte den vorigen Abend spät gearbeitet; er schlief noch ruhig. Sie beschloß also, ihn nicht zu wecken, sondern sich in der Stille anzukleiden. Sie zog ein weißes Negligee von Nesseltuch an, das sie noch in ihrem ledigen Stande getragen hatte, mit bleichgrünen Bändern, die dazu gehörten; dann setzte sie ein schwarzes, taffetnes Hütchen auf, und so trat sie vor das Bett hin und weckte ihren Gemahl auf. Dieser wunderte sich, begriff aber bald,

wo das hinaus wollte. Dieser Anzug schickt sich für Lilienthal, sagte er, sprang aus dem Bette und zog sich ebenfalls ganz ländlich und einfältig an, und nachdem sie etwas gefrühstückt hatten, machten sie sich auf den Weg und wanderten Hand in Hand auf Sommers Haus zu; dieses aber ließen sie zur Seite liegen und gingen etwas weiter auf einen Bauernhof zu, der dort im Grunde vor ihnen lag.

Hier sprachen sie zu und fragten nach Lilienthal. Man wies sie über einen Hügel hinüber, und dieser Fußpfad führte sie gerades Weges an ein ziemlich schönes Haus, welches da vor ihnen im Thälchen lag. Als sie in diesem Hause ankamen, wo man sein Lebtag wohl wenig vornehme Leute mochte gesehen haben, sprang ein jeder scheu zurück; denn niemand kannte diese Herrschaft, außer der Hausherr selber hatte Morgenthau zu Korndorf in der Kirche gesehen, wohin er zuweilen ging, wenn er Geschäfte daselbst hatte, sonst aber gehörte das Haus zu einer andern Pfarre.

Johannette fragte alsbald nach ihrem Schulmeister; man rief ihn, er kam. Er war ein langer wohlgewachsener, etwa dreißigjähriger Mann, seine Gesichtsbildung war mehr erhaben als schön, sein Blick tief und ernst, aber sanft und gefällig. Er hatte nichts von dem Nachläßigen eines mißlungenen Studenten, sondern sein ganzes Daseyn war Ordnung, so abgetragen auch seine Kleider waren. Johannette freute sich innerlich; denn der Mann gefiel ihr. Der Hausherr hatte ihm schon bekannt gemacht, wer ihn zu sprechen verlange; daher wußte er jetzt, wen er vor sich hatte.

Sie griff ihn an der Hand und sprach: Führen sie uns ein wenig spazieren, wir haben mit Ihnen zu reden. Lilienthal war voller Erwartung, was aus diesem seltsamen Besuche werden würde; er wurde munter, und mit einem zierlichen Compliment führte er sie hinaus in ein nahegelegenes Wäldchen, wo es kühl und angenehm war. Nun fing Johannette an:

Wir haben von Ihnen und Ihren Umständen gehört, Herr Kandidat! Es that uns leid, daß ein würdiger Mann in unserer Nachbarschaft in Kummer leben soll, ohne ihn zu

trösten. Jetzt lassen sie uns einmal geschwind Ihre Geschichte hören, damit wir sie ganz kennen lernen; verhehlen Sie uns aber nichts, Ihre Fehler so wenig, als Ihre Tugenden. Lilienthal bückte sich, seufzte tief und eine Thräne zitterte ihm im Auge. Ja, sagte er, gebietende Frau! bis dahin hab' ich noch wenig Gelegenheit gefunden, meine traurigen Schicksale in den Busen eines Freundes auszuschütten; Einen hab' ich, nächst Gott, dem ich trauen darf, allein sein Arm ist zu schwach, mich zu tragen. Die Menschen sind selten, die bei dem Kummer ihres Nächsten weinen: die aber sind noch seltener, welche — doch der Leidende hat immer Forderungen, und Klagen von der Art stehen ihm übel an.

Der wird dereinst mit Siegespalmen prangen,
Der glaubet, duldet, liebt und schweigt:
Der wird am Thron des Lamms die Kron' erlangen,
Der unters Kreuz den Nacken beugt.

Bald sollte man das Glück des Kreuzträgers beneiden, versetzte Johannette mit Thränen in den Augen. Laßt uns hier auf diesem grünen Rasen sitzen, ich bin müde. Sie setzten sich auf ein Kleeblatt, und Lilienthal erzählte:

Ich bin in Sachsen auf einem kleinen abgelegenen und unbekannten Dörfchen geboren. Meine Eltern verlor ich früh, als ich kaum zehn Jahr alt war, und meine übrigen Geschwister waren schon vor ihnen in die Ewigkeit gegangen. Sie waren arme Bauersleute, und hinterließen mir nichts, als ein kleines Gütchen, das aber ganz verschuldet war; denn sie waren beide kränklich, so lang als sie verheirathet waren. Mein Vater starb zuerst, und ich kann mich noch erinnern, wie er meine Mutter und mich als arme Schäflein dem treuen Hirten empfahl, und für uns betend verschied. Meine Mutter grämte sich dergestalt über den Tod meines Vaters, daß sie nun vollends in eine Auszehrung verfiel, und sich jeden Tag mit starken Schritten ihrer Auflösung näherte.

Wir hatten einen Prediger, einen Mann, welcher ein wahrer Jünger Jesu und ein Schüler des frommen Franken in Halle war. Dieser besuchte meine Mutter über den andern Tag. Seine herrlichen Gebete und himmlische

Reden wirkten nicht allein mit unwiderstehlicher Gewalt auf meine Mutter, sondern auch auf mich, so daß ich zu der Zeit oft allein ging, und mit kindlichen Gebeten und Thränen mein Herz vor meinem erbarmenden Erlöser ausschüttete. Als nun endlich meine Mutter dem Tode nahe kam, so blieb der Prediger bei ihr. Etwa eine Stunde vor ihrem Tode bezeigte sie ihre Sorge für mich gegen den Pfarrer in den wehmüthigsten Ausdrücken; er aber beruhigte sie ganz und versicherte ihr, daß er mein Vater seyn wolle. Nachdem sie nun anfing zu sterben, kniete der Jünger des Herrn nieder; ich that es gleichfalls neben ihm, und so begleiteten wir die Seele meiner Mutter bis an die Thür des Himmels.

Nachdem sie begraben war, nahm der Prediger mich zu sich, und half mir, daß ich in's Waisenhaus zu Halle kam, wo ich erzogen wurde.

Meine Liebe zu dem Christenthum bekam hier völlige Nahrung. Der Herr Professor Franke, so wie auch der Herr Doctor Richter, gewannen mich lieb, und als sie meine wenige Gaben und Geschicklichkeiten entdeckten, zugleich auch merkten, daß ich große Lust zum Studieren hatte, so waren sie mir behülflich, und damit ich sie nicht lange mit unbedeutenden Dingen aufhalte, ich studirte ordentlich die Gottesgelehrtheit, und wurde Kandidat. Jetzt aber fand sich ein Fehler an mir, den ein jeder mit Bedauren und ich mit Schrecken bemerkte; Jedesmal, wenn ich öffentlich reden sollte, war der Anfang vortrefflich, nach einer kleinen Viertelstunde aber wurde ich so heiser, daß mich Niemand verstehen konnte. Alles, was ich dagegen versucht hatte, ist fruchtlos gewesen; folglich war kein anderer Rath für mich, als mich auf die Unterweisung der Jugend zu legen, wozu ich auch Lust hatte.

Hierzu äußerte sich bald eine dem Ansehen nach sehr gute Gelegenheit. Ein junger von Adel studierte in Halle; dieser lernte mich kennen, und es schien, als wenn er Gefallen an meiner stillen und ehrbaren Lebensart gefunden hätte. Deßwegen sobald er nach Hause kam, empfahl er mich seinem Bruder, der ein Landedelmann, reich und begütert war.

Dieser hatte verschiedene Kinder, welchen er einen Hauslehrer hielte. Er berief mich, und ich nahm diesen Ruf an.

Der Herr von Larmin (so nannte er sich) war ein sehr verständiger Mann; er hatte studirt und hernach Reisen in die vornehmsten Länder Europens gemacht, er war mit den alten Sprachen und Schriftstellern eben so bekannt, als mit den neuern, auch war er ein Freund der Religion. Seine Gemahlin war eben so würdig und edel wie er, und ich glaubte hier meine Tage vergnügt und glücklich zubringen zu können. Seine schöne und wohlgesammelte Bibliothek stand zu meinem Gebrauch immer offen. Besonders war in derselben das Fach der Landwirthschaft stark und vollständig. Der Herr von Larmin machte sein Hauptwerk daraus, seine schöne und große Landgüter blühend zu machen. Die Ackerbaugelehrsamkeit gefiel mir so wohl, und sie schien mir so edel zu seyn, daß ich mich mit allem Fleiß darauf legte, und mir es gleichsam zum Zweck machte, ein gelehrter Landwirth zu werden: ich glaube auch, daß ich darinnen eine ziemlich hohe Stufe erreicht habe. Dabei blieb es aber nicht; denn als mein Herr diesen Hang mit inniger Freude merkte: so bediente er sich meiner auch auf seinen Gütern, und vertraute mir ein etwas entlegenes Landgut an, welches ich nach meiner besten Einsicht bauen und betreiben mußte. Was ich da nun für ein wahres irdisches Vergnügen genossen, wenn ich öfters dahin ritte und so den Segen Gottes aus der Erde hervor grünen und blühen sah', das kann ich mit Worten nicht beschreiben. Fast auf allen Feldern und Wiesen hatte ich Betplätze, so daß mir dieses ganze Gut gleichsam ein herrlicher Tempel Gottes war.

Bei diesen Umständen wurde meine Unterweisung nach und nach vernachläßigt; der Herr von Larmin machte sich daraus nichts, denn er nahm einen andern Hofmeister an, und mich machte er zum Verwalter seiner Güter. In dieses neue Amt schickte ich mich vortrefflich; ich wünschte nichts weiter in der Welt, und schon war man darauf bedacht, mich durch eine Heirath zu den Diensten des Hauses auf Lebenslang zu verbinden: denn die gnädige Frau hatte eine Kammerjungfer,

eine verwaiste Predigers-Tochter, mit welcher man mich zu verehlichen gedachte. Ich hatte auch gegen das alles nichts einzuwenden, und wenn nicht der Feind aller menschlichen Glückseligkeit mein Glück auf eine fürchterliche Art untergraben hätte, so würde ich bald zu meinem Zweck gekommen seyn; und dazu brauchte er einen Jäger, welcher ein rascher junger Mensch ohne Religion, dabei aber ein feiner abgefeimter Bube war.

Dieses Werkzeug der Hölle hatte mein geringes Herkommen entdeckt. Da er nun der Sohn eines Forstmeisters war, und also glaubte über mich erhaben zu seyn; so war es ihm unerträglich, wenn er sahe, daß ich mit der Herrschaft speiste und sowohl mit derselben dran war. Er beschloß also, mich zu stürzen, es möchte kosten, was es wolle. Vielleicht mochte er auch wohl ein Aug auf die Kammerjungfer geworfen haben, und dabei glauben, ich stände ihm im Wege.

Die List, welcher er sich zu seinem Zweck bediente, war gottlos genug ausgesonnen, und wenn nicht die Vorsehung außerordentliche Wege dabei eingeschlagen hätte, so müßte ich zu Grunde gerichtet worden seyn. Dieser Jäger suchte auf dem Gute, welches ich besonders unter meiner Aufsicht hatte, sich einen treuen Gehülfen, einen Pferdeknecht aus, der ihm klug und gottlos genug schien, um seine Rolle wohl spielen zu können. Diesen richtete er ab, Früchte und allerhand, was auf dem Gute wuchs, zu stehlen. Diese gestohlenen Sachen wurden bei einem benachtbarten Bauern, den ich zuweilen auf Stücken ertappt und hart bestraft hatte, abgesetzt; derselbe wurde dann auch mit in's Complott gezogen. Noch ein Vieh- und Fruchthändler, der mich öfters in Versuchung gesetzt hatte, ihm gegen Halbpart meinen Herrn betrügen zu helfen, und endlich von mir ziemlich hart abgefertigt worden war, verstand sich auch dazu, mich unglücklich machen zu helfen. Diese vier Menschen, oder vielmehr Teufel, trieben ihre Sachen so geheim, daß ich nicht nur nichts merkte, sondern der Jäger und der Pferdeknecht wußten sich so zu betragen, daß ich mein größtes Vertrauen in sie setzte.

Einsmals kam er und brachte eine Frucht-Rechnung, welche

als eine Mahnung zugleich abgefaßt war, er bat mich, ihm dieselbe abzuschreiben: denn ein guter Freund von ihm habe diese Lieferung gemacht, könne aber nicht schreiben, und er selbst habe auch keine Geschicklichkeit dazu. Ob mich nun gleich dieses Ansuchen ein wenig befremdete; denn mir däuchte, ein jeder Schulmeister hätte das wohl thun können: so ahnete ich doch nichts Böses, ich schrieb es also ab. Der Bösewicht ahmte hernach meinen Namen so gut nach, daß ich selbst nicht wußte, ob ich meinen Augen trauen sollte, als ich diese Schrift in der schrecklichsten Stunde meines Lebens wieder sahe.

Als endlich nun alles zu meinem Fall bereit war, so brachte der Jäger dem Herrn von Larmin ganz glimpflich bei, wie er meine Untreue entdeckt, und daß er schon lange nicht getraut habe, deßwegen sey er behutsam gewesen; jetzt aber habe er sich mit gültigen Beweisthümern versehen, um mich völlig überzeugen zu können. Man kann denken, wie bestürzt dieser Herr über dieses Anbringen wurde. Ich war nicht nur sein Bedienter, sondern auch sein Freund, wir hatten uns mit erbaulichen Gesprächen öfters unterhalten, und er mußte nothwendig schließen, daß ich der schwärzeste Heuchler unter der Sonne sey, wenn ich wirklich ein Dieb gewesen wäre.

Ich bemerkte daher auf einmal eine zurückhaltende Kaltsinnigkeit an meiner Herrschaft, und bald darauf wurde mir plötzlich meine Gutsrechnung abgefordert. Ich machte alles bereit, und legte die Rechnung gewissenhaft ab; allein mir fehlte Vieles, denn die Erndteregister stimmten mit der Ausgabe, Einnahme und mit dem Vorrath lange nicht überein. Mein Herr sah mir in's Gesicht; ich aber erschrack und bezeugte, ich sey nicht untreu, ich müßte aber bestohlen worden seyn. Der Herr von Larmin zog darauf ein Papier aus der Tasche, legte mir's vor und sagte: Hier ist der Defekt vielleicht! Dieses war die Rechnung, welche ich dem Jäger abgeschrieben hatte. Jetzt merkte ich die ganze Bosheit. Ich sagte also meinem Herrn den Vorgang und Alles, was ich auf meinem Herzen hatte: berief mich auf

Gott und mein gutes Gewissen, so daß er mit Freuden zu hoffen begann, ich möchte wohl unschuldig seyn.

Nun wurde der Jäger zum strengsten Beweis aufgefordert; als der aber mit seinen dreien Zeugen kam, welche nebst ihm mit unbeschreiblicher scheinbarer Freimüthigkeit meine Untreue bezeugten und beschwuren, so wurde ich überstimmt und kassirt.

Jetzt halfs nun gar nicht mehr, daß ich meine Unschuld feierlich betheuerte und mich auf das Gericht Gottes mit den bittersten Thränen berief; denn der Herr von Larmin antwortete nur ganz kaltblütig darauf: Das könne jeder Bösewicht sagen. Die größte und unverdienteste Gnade, welche ich Ihnen erzeigen kann, ist diese: daß ich Sie ungestraft gehen und Ihrem eigenen Gewissen überlasse.

Ich besann mich hin und her, wie ich meine Ehre zu vertheidigen hätte: aber ich fand gar keinen Ausweg dazu. Ich überließ also dem Herrn der Menschen die Rache und ging fort. Jetzt wußte ich nun freilich nicht, wohin ich mich wenden sollte; doch ich vertraute Gott und wanderte meinen Weg fort, gleichgültig, wo ich hinkommen würde. Kurz, ich gerieth an einen Kaufmann von Bergstein, welcher von Berlin nach Hause reiste. Dieser nahm mich zu seinem Hauslehrer an; allein da wars gar nicht für mich, kaum konnte ich ein Jahr aushalten. Ich fand hernach Gelegenheit, bei diesem Bauern unterzukommen; diesem unterwiese ich die Kinder, und lehre sie den Ackerbau und die Viehzucht verbessern. Ich habe nun schon bei sechs Jahren hier gewohnt, ich könnte vergnügt seyn —

Aber doch sind Sie's nicht? fragte Johannette.

„Nein, gebietende Frau! ich bin's nicht."

Was fehlt Ihnen denn?

„Ich fühle einen Beruf, einen Drang in mir, ein Mann in der Welt zu werden, der öffentlich auf den Plan tritt und wirkt."

Dazu kommen Sie noch, eh' Sie's denken. Aber ist Ihre Unschuld in Sachsen noch nicht an's Licht gekommen? fragte Morgenthau.

„Auf's vollständigste. Meine Verfolger haben's mit ihren Diebstählen so grob gemacht, daß sie zur gebührenden Strafe gezogen worden sind, und in dem Gefängnisse, nebst andern Greueln, auch meine vollkommene Unschuld bekannt haben; dennoch verlangt mich nicht, wieder hinzugehen, sondern ich bleibe lieber hier."

Es könnte auch seyn, erwiederte die Frau von Morgenthau, daß Ihr Beruf, Ihr Drang, ein Mann in der Welt zu werden, hier noch erwünschter zur Erfüllung gebracht würde, als in Sachsen.

Jetzt hatten unsere beiden Kundschafter genug von ihm selber gehört; sie gingen in's Haus und baten den Bauern selbst, daß er ein wenig mit ihnen gehen und ihnen den Weg nach Sommers Hause zeigen möchte, wozu er bereitwillig war. Diesen fragten sie nun genau nach dem ganzen Betragen, nach allen Kleinigkeiten in dem Charakter Lilienthals, und hörten der Lobsprüche so viel, daß sie jetzt kein Bedenken mehr trugen, den armen Menschen völlig in ihr Herz zu schließen und ihm zu helfen. Nun ließen sie den Bauern wieder nach Hause gehen.

Nachdem sie nun allein waren, so ergriffen sie sich an der Hand und führten sich in dem paradisischen Vergnügen, welches edle wohlthuende Seelen empfinden, ihren einsamen Fußpfad auf Sommers Hause zu. Johannette wollte sich jetzt mit ihrem Gemahl berathschlagen, wie sie bei Herrn Sommer die Sache anzugreifen hätten; allein er hatte dazu keine Lust, denn er sagte: Wir wissen nicht, was Herr Sommer auf unsere Vorstellungen antworten wird, und weil wir das nicht wissen, so können wir auch nicht auf unsere Antworten studiren. Laß uns das der Vorsehung überlassen. Johannette versetzte: ich bin so voller Wonne des Himmels, ich möchte singen.

„So singe denn, wir wollen langsam gehen!"

Ach, mein Liebster! wie wohl ist mir! Letzthin war mir auch so wohl, als ich unsern armen Bauern Christian

besucht hatte, der mit seiner Frau so krank lag und die lahmen Kinder hat.

„Hast du den besucht? davon weiß ich nichts.“

Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.

„Aber jetzt weiß es doch deine linke Hand.“

Das macht, mein Kind! ich kam von dem Besuche zurück, und da hatt' ich Lust zu dichten, ging auf jenes Zimmer, das gegen Abend sieht, und unter dem Hinsinken der Sonne machte ich ein Lied.

„Singe mir dieses Lied nicht mit deiner starken, sondern mit deiner sanften Stimme; es wird unter diesen schattichten Bäumen hier gut wirken. Welche Melodie hat's?“

Es geht nach deiner Leibmelodie, so wie Richters Engelslied, das gewiß die Seraphinen singen müßten, wenn es nicht die Sprache eines bekehrten Sünders führte, nämlich: Mein Salomo; dein freundliches Regieren etc.

„Singe, meine Liebste!“

Hinauf mein Geist, schwing' dich mit Adlers-Flügeln
In's Element der reinen Liebe hin,
Wo ich von allem Gram entfernet bin!
Da spürt mein Herz das reineste Vergnügen:
Da mach' ich schon mit Engeln mich bekannt,
Gewöhne mich an's wahre Vaterland.

So lang ich noch allhier im Fleische walle,
Muß dieser Morgenthau mir Stärkung seyn.
Bis mich durchstrahlt der Gottheit Sonnenschein,
Bis ich, vom Fleisch erlöst, die Freuden alle
Genießen kann in ungestörter Ruh,
Bring ich die Zeit mit Liebesblicken zu.

Wer kann schon hier den Vorgeschmack genießen
Der Himmelslust, der vollen Seligkeit?
Der nicht, der hier der Wollust Weihrauch streut.
In den kann nur der Friede überfließen,
Der glaubensvoll auf den Erlöser blickt,
Und liebevoll den Leidenden erquickt.

Erlöser, dir! dir zollt mein zärtlich Auge
Der Sehnsucht Thränen jeden schönen Tag,

Und deinem Gang spürt meine Seele nach!
So lang, bis ich dein holdes Antlitz schaue,
Sollst du bei jeder Liebespflicht allein
Mein Leitstern und mein sanftes Beispiel seyn.

So sä' ich hier auf Hoffnung edlen Saamen,
Streu' güldnes Korn in Menschen Herzen aus,
Und walle oft zu meiner Saat hinaus,
Und pflege sie, in unsers Königs Namen,
In meinem nicht, bis zu der Erndtezeit
Ich übergeh' zur vollen Seligkeit.

Morgenthau umarmte und küßte seine Gemahlin und sagte: Ich danke dir für dein frommes Lied — schreib es auf, und Alle, die du machst, in ein besonders Buch, es ist freilich für schöne eckele Geister und Kritiker nicht gemacht, aber für einen solchen Augenblick, wo das Gemüth den Frieden Gottes empfindet, der über alle Vernunft ist, wo es uns nur um Sache, um Kraft und Saft zu thun ist, wo Wörter wiegen und Bilder mit dem Zirkel und Maaßstab messen, Eckel für uns ist, für einen solchen Augenblick ist dein Lied, und dahin wollen wir Alle aufsparen. *)

Unter dergleichen Gesprächen erreichten sie Sommers Haus, ohne daß sie es gewahr wurden. Sie wurden daselbst mit einer angenehmen Ueberraschung empfangen, und Alle, sogar die beiden alten Herren, machten für diesen Tag mit ihren Geschäften Feierabend; besonders war Sybille aufgeräumt, sie ahnete etwas; dem jungen Sommer aber war's immer ein festlicher Tag, wenn er entweder mit Morgenthau oder mit seinem Schwager Steilmann umgehen konnte.

Nach dem Mittagessen wurde beschlossen, in den Garten zu gehen und um drei Uhr auf dem Saale des Pavillons Kaffee zu trinken. Zu diesem Spaziergang gehörten die beiden Alten, Morgenthau und seine Gemahlin, und der

*) Wem's etwa vor dem Liederton der Kirche eckelt, der schlage hier Johannettens Lied über. Es steht für diejenigen Leser da, welche hohen Schwung nicht verstehen; jenen soll nicht Johannette, sondern Morgenthau auch bald eins dichten.

junge Sommer; Sybille aber mußte im Hause bleiben und die Geschäfte abwarten.

Jetzt war nun der rechte Zeitpunkt da, von der Hauptsache zu reden. Johannette fing das Gespräch folgendergestalt an:

Ich habe Sie, meine Herren! in einer wichtigen Sache um Rath zu bitten; mein Gemahl hat mir die Ausführung derselben übertragen, und da es ein Fall ist, in welchem Sie erfahrener sind, als wir Beide; so sind wir eigentlich darum hergekommen, um uns bei Ihnen Raths zu erholen.

Sagen Sie uns das, gnädige Frau! antwortete Herr Leonhard Sommer, wir wollen Ihnen so treu rathen, als wenn's uns selber anginge.

Davon bin ich überzeugt, fuhr Johannette fort, und nun will ich alles erzählen: Wir haben einen nahen Freund, den wir als unsern Bruder lieben, ein vortrefflicher, edler, geschickter und rechtschaffener Jüngling; aber er ist blutarm, hat auf der Welt nichts, als ein ehrliches Herkommen, ehrliche Aufführung, guten Namen, viele Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit, und über das Alles haben wir auch entdeckt, daß er ein Christ ist. Es ist noch nicht lange, als wir erst gewahr wurden, wo er ist und in welchen Umständen er sich befindet. Nun haben wir uns entschlossen, ihn anständig und reichlich zu versorgen und uns seiner brüderlich anzunehmen. Indessen entdeckten wir einen Umstand, der uns für ihn viele Sorge macht. Die Tochter eines gewissen ansehnlichen, reichen Mannes hat sich in ihn heimlich verliebt, und er deßgleichen in sie; Beide haben keine Hoffnung, sich heirathen zu können, weil sie befürchten, der Vater möchte es nicht zugeben. Sie haben die Zeit ihrer Liebe unsträflich zugebracht, gegen ihre Leidenschaften gekämpft, und sich schon entschlossen, so unverehlicht ihr Leben in einer reinen Liebe zuzubringen, um ihren Eltern und Verwandten keine Leiden zu machen. Das aber ist meinem Gemahl und mir nicht recht; wir wünschten, sie verheirathet zu sehen, und wenn der Vater der Jungfer allenfalls nichts thun wollte, so sind wir Willens, dem guten Paar ehrlich und anstän=

dig unterzuhelfen. Jetzt rathen Sie mir, wie sollen wir unsern Zweck erreichen?

Herr Leonhard Sommer bedachte sich ein wenig; endlich fragte er: Kennen Sie den Vater des Mädchens?

„So ziemlich.“

Ist er ein Christ?

„Das ist er, und zwar einer von den ersten.“

Ei, so ist gar die Frage nicht mehr, was zu thun sey! der Umstand muß dem Vater umständlich erzählt werden, und wenn er anders ein Christ seyn will, so muß er unter solchen Bedingungen mit ruhiger Gelassenheit seinen eigenen Willen verläugnen und willig seine Tochter hingeben. Freilich ist es traurig, wenn Kinder sich auf eine solche unvorsichtige Art verlieben, aber in diesem Fall blickt doch unter der Schwachheit noch immer das Christenthum hervor; die guten Leutchen wollten doch ihre Leidenschaft dem Gehorsam gegen ihre Eltern aufopfern. Wie lange mag es wohl seyn, daß diese Liebe dauert?

Fünf Jahre, sagte Johannette. Kaum konnte sie sich der Thränen enthalten; Morgenthau aber fing an, Wonne aus den Augen zu strahlen. Nun schloß der Herr Sommer seinen guten Rath mit den Worten: Sie müssen selber zu dem Vater gehen, gnädige Frau! ihm die Sache so vorstellen, wie Sie mir dieselbe jetzt vorgestellt haben, und wenn dann der Mann ein Christ ist, so muß er sogar mit Freuden „Ja“ sagen.

Nun trat Johannette vor den Herrn Sommer hin, griff ihn an beiden Händen, sahe ihm starrlächelnd mit thränenvollen Augen in's Gesicht und sagte: Mann Gottes! — diesen Augenblick habe ich dem Vater des lieben Mädchens die Sache erzählt, und aus seinem Munde das frohe Jawort erhalten! —

So in der Stellung, die Jeder der Anwesenden hatte, so blieb er versteinert stehen! Leonhard und Gottfried sahen sich mit aufgesperrtem Mund und Augen an: Abraham Sommer starrte in Johannettens Gesicht; diese aber und ihr Gemahl weinten stille Thränen gegen einander.

Leonhard brach endlich das Stillschweigen und sagte zu seinem Bruder Gottfried: Hast du das verstanden, Bruder? — Der antwortete: Ich hab's verstanden. Ich auch, fügte Abraham hinzu. Der Vater fuhr fort: Meine Sybille hat schon fünf Jahre einen Jüngling geliebt — mit all' dem Schein des Abscheu's gegen die Liebe — O welch eine Heuchelei!

„Bruder! die Gefangenen! die Gefangenen!"

Ja, aber sie hätte denn doch nicht heucheln sollen!

Meine Herren! fing Morgenthau an, reden Sie nur von Heuchelei nicht; der Trieb der Natur ist allen Menschen eingegossen, und denselben zu überwinden, dazu hat Gott alle Kräfte versagt, weil er erlaubt ist; nur da hilft er dem betenden und wachenden Geist, wo er über die Schranken hinaus will. Sie wollten diesen Trieb aus einem blühenden Mädchen hinausbannen; das war gegen den Willen Gottes und gegen die Natur. Sie that sich aus Liebe und Gehorsam gegen ihren Vater alle Gewalt an, wurde daher schwächlich und eine Heuchlerin; wer hat jetzt die Schuld?

„Ich hab' Ihnen schon mein Wort gegeben, Frau von Morgenthau! versetzte Herr Sommer; ich wünsche — aber halt! das ist ja wunderbar! wir sind so voll von Sybillen, daß wir an ein Hauptstück nicht gedacht haben! Wer ist denn der arme Mensch, den sie liebt?

Einer, der Lilienthal heißt, ein Schulmeister hier in der Nähe, sagte Johannette.

„Den kennen wir, antworteten alle Drei. Ja, und wir wollen ihn rufen lassen, fügte Herr Leonhard hinzu."

Es wurde also ein Knecht abgeschickt, um ihn abzuholen. Was dieser gute Mensch unterwegs für Glossen mag gemacht haben, will ich nicht untersuchen.

Nachdem dieses Alles abgethan war, kam Sybille und brachte den Kaffee. Diese wußte noch von Allem nichts; sie sahe aber wohl an allen Gesichtern eine Veränderung, ein Nachdenken, Keiner aber schien das Herz zu haben, ihr Etwas zu sagen; selbst ihr Vater war jetzt nicht freimüthig genug, oder er wußte nicht, was er sagen sollte. Morgenthau

aber besorgte, wenn ihr die ganze Scene erst bei Lilienthals Ankunft auf Einmal in ihrem ganzen Glanz offen gestellt würde, so könnte das üble Folgen für ihre Gesundheit haben; er gab also seiner Gemahlin einen Wink, die Sache fortzusetzen.

Johannette fing also an: Kommen Sie, Schwesterchen, und setzen Sie sich neben mir! Sybille that das, doch nicht ohne zu erröthen. Das Herz hatte ihr schon den ganzen Tag geklopft, denn sie ahnete bei diesem Besuch Etwas. Nachdem sie sich gesetzt hatte, fuhr Johannette fort: Hier fehlt noch die siebente Tasse, mein Engel! Sybille sah' sie starr an und versetzte: Zählen Sie um, unser sind nur Sechs.

„Mit dem Zählen warte ich noch ein Stündchen, und dann — dann — zähle ich da neben Ihnen noch Einen zu.“

Nun wurde Sybille blaß wie eine Wand.

„Erschrecken Sie nicht, dazu ist keine Ursache. Herr Leonhard Sommer, eins; Herr Gottfried Sommer, zwei; Herr Abraham Sommer, drei; Herr von Morgenthau, vier; Ich fünf; (hier wollte Sybille entlaufen, Johannette aber hielt sie;) Sybille Sommer's, sechs, und Herr Lilienthal sieben!

Jetzt lief Sybille zu ihrem Vater, fiel ihm um den Hals und erstickte alle seine Vorwürfe in ihrem ersten Entstehen. Ich habe gesündiget, liebster Vater! Ja, ich habe gesündigt, sagte sie mit Weinen und Heulen. O, vergeben Sie mir! Bestrafen Sie mich nur nicht! Lieben Sie mich doch, wie Sie mich bis daher geliebt haben! Lassen Sie mich noch immer Ihr liebes Kind seyn! O vergeben Sie mir!

Leonhards Augen standen voll Wasser, und alle Anwesende fühlten ebenfalls Wärme in ihren Augen. Gottfried fuhr auf und rief: Bruder, vergib! — oder ich vergebe zuerst!

Ja vergeben! antwortete Leonhard, davon ist jetzt die Rede nicht mehr.

Nun, so sag's denn doch dem armen Kinde; meynt man

doch, das Herz sprünge einem aus dem Leibe, erwiederte Gottfried.

Nun, sagte Leonhard: Sybille! Du fühlst, daß ich dir wohl will; Gott segne dich und deinen Lilienthal! Ja, von Grund meiner Seele sag' ich das auch! that Gottfried hinzu, und Abraham umarmte seine Schwester auch und wünschte ihr allen Segen. Nun auch Morgenthau; dieser aber fühlte bei diesem Auftritt, nächst seiner Gemahlin und Sybillen, vielleicht die größte Wonne. Diese beiden Letztern zerfloßen in ihrer Umarmung, so daß Sybille ohnmächtig, doch aber bald wieder zurecht gebracht wurde.

Nach Verlauf einer Stunde kam Nachricht, daß Lilienthal unten im Hause angekommen sey. Nun bat sich Johannette das Vergnügen aus, die Sache vollenden zu dürfen. Dieses wurde ihr gar gern zugestanden; sie machte also die Veranstaltung, daß sie und ihr Gemahl denselben zuerst empfangen wollten; nach einer Viertelstunde sollte Sybille kommen, und abermal eine Viertelstunde hernach die andern Dreien zusammen.

Morgenthau und seine Gemahlin gingen also unverzüglich in's Haus hinunter. Lilienthal stand da voller Erwartung. Er war reinlich gekleidet, aber freilich sehr schlecht; vielleicht stellte er sich eine Verbesserung seines Zustandes vor, aber gewiß nicht die Glückseligkeit, welche auf ihn wartete.

Johannette ermahnte ihn, sich zu setzen, und nun fing sie an: Sie haben uns heute Ihre Leiden erzählt, Herr Lilienthal! Nun möchten wir gerne haben, daß Sie auch dermaleins von Freuden sagen können. Wir haben derowegen beschlossen, Sie anständig zu versorgen. Lilienthal sprang auf und küßte ihr mit Thränen die Hand. Halten Sie! fuhr Sie fort, setzen Sie sich, wir sind noch nicht bis an's Danken gekommen; lassen Sie mich weiter reden! Diese Versorgung besteht darin: Da Sie ein großer Liebhaber und Kenner der Landwirthschaft sind, so wollen wir Ihnen an dem schönsten Orte unsrer Herrschaft, da wo die Frühlingssonne am lieblichsten strahlet, und wo Ihre Fluren kein Nordwind berührt, Land genug geben, das können Sie bauen und be-

wohnen, damit es ein Paradies Gottes werden möge. Das wär' Eins, nun weiter! (Lilienthal konnte kaum stille sitzen vor innigster Bewegung des Herzens). Zu einer Haushaltung gehört eine Wirthin, eine Frau, und die — müssen Sie sich selber suchen, oder wollen Sie mir so viel trauen und mir das Suchen überlassen? — Nun, antworten Sie! Lilienthal seufzte und schwieg. Johannette fuhr fort: Sie müssen aber auch Geld haben, um sich ordentlich einrichten zu können. Da hab' ich nun so in meiner Einfalt über nachgedacht, wo Sie eine Frau bekommen möchten, die Ihnen Geld mitbrächte? Jetzt müssen Sie mir frei gestehen, haben Sie schon ein Mädchen gefunden, das diese Eigenschaften so alle, nach Ihrem Bedünken, besitzt? Nun, mit der Sprache heraus?

„Ja, gnädige Frau! Sie vertreten Mutterstelle bei mir; ich muß Ihnen berichten, aber ich vermuthe, Sie wissen schon alles, Sybille Sommers ist die Person, die ich liebe, und die mich liebet."

Johannette schien zu erschrecken; Lilienthal sah' das und erschrack noch mehr, so daß er blaß wurde. Sie fuhr fort: Bedenken Sie, welche Kühnheit das von Ihnen war, eine Person an sich zu ziehen, deren Besitz Ihnen mit der größten Beschwerde, mit Thränen der Eltern, mit Herzeleid und mit der bittersten Armuth verknüpft scheinen mußte! Das war ein höchst unweiser Schritt von Ihnen, der mit der Liebe des Nächsten eines wahren Christen gar nicht besteht. Sie hätten bei dem ersten Anblick den Keim der Liebe ersticken und Sybillen meiden sollen!

„O gnädige Frau! Das läßt sich gut sagen! Verbieten sie dem Magnet, das Eisen zu ziehen, dem Feuer zu wärmen, und dem Lichte, zu leuchten!"

Ja, aber der Mensch hat Freiheit zu denken, und einen freien Willen, dem Herzen zu gebieten.

„Drehen Sie das um, gnädige Frau! Sagen Sie lieber: der Mensch hat ein Herz, dem Willen zu gebieten."

Hilf mir, Morgenthau! sagte Johannette, da komm' ich nicht fort! Ich helfe dir nicht, meine Liebste! ver-

setzte er. Wer sich auf den Kampfplatz wagt, ohne seine Kräfte zu kennen, was ist der? Sie lächelte und fuhr fort: Hören Sie, Herr Lilienthal! Sie wissen besser, als ich, daß bei Ihrer Meynung vom Herzen und Willen die christliche Religion nichts als ein Traum ist.

„Wenn ich ein vollkommener Christ wäre, so hätt' ich diese Schwachheit freilich nicht begangen; aber ich bin noch in der untersten Klasse, und da geht's noch so rein nicht ab; das Maaß der Gnadenkräfte verhält sich wie der Glaube, der Glaube aber fängt klein an.

Nun trat Sybille in die Stube; Lilienthal schlug die Augen nieder und machte ihr eine stillschweigende Verbeugung. Johannette aber konnte sich nicht länger mehr halten; sie griff beider rechte Hand, schlug sie in einander und sprach: Da, Ihr lieben Beide! Seyd Braut und Bräutigam! Ich kann nichts mehr sagen, mein Herz schwillt auf! Sie sank auf ihren Stuhl; Lilienthal erstarrte; sein Glück war zu groß, als daß er's so auf Einmal hätte umfassen können; Sybille aber fiel in seine Arme; stehend umschlungen sie sich mit ihren Armen, und gedachten nicht dran, sich loszulassen; der Kopf des Einen sank dem Andern auf die Schulter. Morgenthau wollte sie nicht stören: er blieb sitzen und schwieg.

Während dieser empfindsamen Stille traten die drei Herren Sommer in die Stube. Sie fanden alle Vier in dieser Stellung; kaum daß sie Lilienthal bemerkte. Nun riß er sich los und ging zum Vater; allein er konnte nicht sagen, was er sagen wollte und mußte; er griff seine Hand, küßte sie und stammelte hervor: Vater — ich bin — nicht werth — daß ich Dein Sohn heiße, mache mich als einen — Deiner Taglöhner! Herr Leonhard Sommer fühlte diese Worte im Innersten seiner Seele; er schloß ihn in seine Arme, küßte ihn und antwortete: Ich geb' Ihnen meine Tochter gern; Gott segne Sie und gönne uns die Freude, in Gesellschaft der seligen Ewigkeit entgegen zu gehen! Nun nahm er seine Tochter an der Hand, führte sie ihm zu und sagte: Da geb' ich Ihnen mein Kind; von nun an ist sie ihre Braut! Nun

wandte er sich weg und ging zur Thür hinaus. Gottfried kam auch und segnete sie mit Thränen; Abraham aber hatte nunmehr den Herrn von Haberklee die paar Stunden her aus seinem Herzen heraus gekämpft, und nun kam er auch mit vollem Herzen, umarmte seinen neuen Schwager, und versprach ihm eine ewige und volle Bruderliebe.

Nach und nach verlor sich bei Allen der Sturm der Empfindung und ging in eine sanfte gesprächige Freude über. Man setzte sich um den Tisch. Leonhard fand sich wieder ein, und nun begann der Abend heran zu rücken, daher eilte Johannette nach Hause; Morgenthau aber fing an: Du hast nun dein Tagewerk vollendet, meine Liebste! Nun ist aber die Reihe an mir. Der Mond steht in der Hälfte seines Lichts, der Himmel ist heiter; es wird uns nicht zu spät, wenn wir nur vor Mitternacht zu Hause sind. Jetzt, meine Herren, da ich hier bin, müssen wir auch das junge Paar besorgen! Was haben Sie darüber für Gedanken?

Das will ich Ihnen sagen, antwortete Leonhard; ich hab' eben nachgedacht; ich will meinen Schwiegersohn mit in meine Handlung nehmen; er und mein Sohn können nach unserm Tode die Manufaktur in Compagnie fortsetzen. Wenn ich ihn nun bei mir ins Haus nehme, so lernt er noch die Kaufmannschaft, und so denk' ich, kann die Einrichtung am besten gemacht werden.

Morgenthau erwiederte: Glauben Sie wohl, Herr Sommer, daß eine Compagniehandlung zwischen Ihren Kindern, wo der Eine nichts zugebracht hat, friedlich geführt werden könne?

„Das trau' ich doch meinem Sohne zu.“

Wohl! — Aber seine künftige Gattin kennen Sie noch nicht, und dann ist doch ihr Herr Sohn auch ein Mensch, der öfters gegen Ein und Anderes zu kämpfen haben würde. Herr Lilienthal ist ein geschickter Landwirth; ich denke ihm ein großes schönes Gut zu geben, das er bearbeiten kann.

„Aber daß er doch ein Bauer und meine Tochter eine Bäuerin werden soll, das ist mir doch etwas hart.“

Herr Sommer! So sehr Sie auch ein Christ sind, so ist Ihnen doch der Kaufmanns-Charakter noch eigen. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen das sage! Der Kaufmann ist von jeher der Bediente des Bauern, und wirds auch bleiben. Daß er verachtet ist, kommt daher, weil Bauersleute gemeiniglich arm, ohne Erziehung, grob und ungerecht sind.

„Das alles ists nicht, was mir an der Seele liegt; das aber geht mir nah, gnädiger Herr! wenn ich bedenke, wie sich Bauersleute mit harter Arbeit plagen, und ich sollte sehen müssen, wie meine Kinder mit Schwielen in den Händen dem Feierabend entgegen seufzen!“

Morgenthau versetzte: Lieber Herr Sommer! Sie kennen die Landwirthschaft noch nicht. So wie die Bauersleute dieselbe treiben, so ist es freilich ein elendes Marterleben; aber wenn sie nach den besten Grundsätzen getrieben wird, so ist gewiß, daß kein einträglicheres, angenehmeres und Gott wohlgefälligeres Gewerbe in der Welt ist. Ich kenne Bauern in England, welche mittelmäßige Güter besitzen, durch einen vernünftigen Bau derselben aber so reich geworden sind, daß sie nicht allein keine schwere Arbeit thun, sondern wohl leben, und in Kutschen zur Kirche fahren können.

„Ja es ist aber die Frage: Ob das bei uns möglich ist?“

In Ansehung der Güte des Bodens und des Himmelstrichs ist es eben so möglich, als in England; denn das hat vor Deutschland darinnen wenig oder nichts voraus. Wenn Sie Etwas thun wollen, so geben Sie Ihrem Schwiegersohn ein hübsches Stück Geld, damit er sein Gut wohl einrichten und sich ein Haus bauen könne.

„Daran soll's nicht fehlen. Wir wollen diesem Vorschlag einmal folgen, doch däucht mir, Fabriken sind immer nützlicher, sowohl für den einzelnen Mann, als auch für das Land.“

Das ist unmöglich, Herr Sommer! Fabriken machen nur den Kaufmann reich; alle Diejenigen aber, die sich als Arbeitsleute davon nähren, leben gemeiniglich kümmerlich, so

lange der Ackerbau in einem Lande noch nicht blüht. Wenn aber dieser erste Zweig des Gewerbes seine höchste Stufe erreicht hat, dann können alle andere Gewerbe auch leicht zum höchsten Flor kommen. Dazu werden dann die Leute gebraucht, welche keine Güter haben und haben können; diese finden Gelegenheit, Geld zu verdienen, und für dasselbe wohlfeile und genugsame Lebensmittel zu bekommen.

„Aber man sieht doch, daß da, wo Fabriken entstehen, auch die Landwirthschaft zu blühen anfängt.“

Freilich muntern sie den Landmann auf, Lebensmittel zu bauen, weil er Geld dafür zu bekommen weiß; aber weiter geht er auch nicht. Er thut das nur nach der Methode seiner Voreltern, und weil er den Werth seines Gewerbes nicht kennt, so sehnt er sich, sobald er beginnt, wohlhabend zu werden, nach einem Handelszweig; seine Kinder werden kleine Handelsleute, steigen eine Stufe weiter in der Ueppigkeit und verderben größtentheils. Wenn die Landwirthschaft das Hauptgewerbe eines Landes wäre, das niemand zu verlassen begehrte, bis er entweder keine Güter hätte, oder sonst sich nicht davon nähren könnte, so würde das Land im höchsten Flor stehen; geschweige, daß sich ein Staat durch die Kaufmannschaft zwar bald emporschwingt, reich und mächtig wird, aber dadurch eben dem Laster und der Ueppigkeit entgegen eilt, welche ihn früher oder später ins Verderben stürzen. Es bleibt dabei, ein Land, welches ganz durch und durch blühet, und worinnen die Landwirthschaft im größten Flor steht, hat daran eine unversiegbare Quelle des Wohlstandes und kann durch keine Glückswechsel zu Grunde gerichtet werden, wenn nicht Gott durch Landstrafen dasselbe züchtiget. Dörfer und Höfe verschaffen dann Produkte, sowohl zur Nahrung als zur Handlung, im Ueberfluß, die Städte verarbeiten ihre rohe Landesprodukte, bereiten sie zu Handelsprodukten und versenden sie alsdann außer Landes. Sagen Sie mir, Herr Sommer, ist die Staatswirthschaft gut, wenn der Fürst seine Unterthanen von auswärtigen Produkten Fabriken im Lande errichten, und zugleich sein Land gleichsam brach liegen läßt? Wäre es nicht besser, wenn er sorgte

daß in seinem Lande Alles gezogen würde, was das Land hervorzubringen vermag, und daß er alsdann seine eigenen Landesprodukte verarbeiten ließe?

„Das ist ganz unstreitig."

Aber das Hervorbringen aller möglichen Landesprodukte geschieht doch durch die Landwirthschaft; folglich ist dieses Gewerbe das erste, nöthigste und vornehmste.

Die Herren Sommer waren zwar durch diese Vorstellung von der Wichtigkeit der Landwirthschaft überzeugt; doch kam es ihnen gar zu wunderlich vor, daß Lilienthal ein Bauer werden sollte. Dieser aber machte endlich den Beschluß, indem er sich erklärte: er wolle nach dem Rath des Herrn von Morgenthau die Landwirthschaft treiben. Wenn dann seine und seiner Gattin Neigung zur Glückseligkeit noch nicht vollkommen dadurch befriedigt würde, so sey es noch immer früh genug, zur Handlung überzugehen.

So wurde der Nachmittag unter allerhand nützlichen und angenehmen Gesprächen beschlossen. Am Abend speisten sie alle zusammen, und darauf wanderte Morgenthau mit seiner Gemahlin im sanften Schimmer des ersten Mondviertels nach dem Bergthal zu.

Sie empfanden jetzt erst das Erhabene der stillen Natur; sie fühlten bei sich die menschliche Natur in ihrer ersten Größe, wozu sie nicht hohe Erkenntniß, viel weniger hoher Rang erhebt, sondern blos allein die christliche Religion, welche durch den Glauben an den Erlöser und sein Verdienst den Frieden des Gewissens und durch gottähnliche Handlungen Himmelswonne der Seele mittheilt.

Der Pfarrer Steilmann zu Korndorf war bei der ziemlich paradoxen Heirath seiner Schwägerin Sybille ganz still, und die Frau Pfarrerin hatte sich in ihrem Recensentenamte so viel schon geübt, daß sie diese Geschichte auf allen Seiten ziemlich schief beurtheilte; das Ansehen des Herrn von Morgenthau aber war zu groß bei ihnen, als daß sie sich im höhern Ton hätten auslassen dürfen. Doch auf der Hochzeit dieses neuen Paars, welche in Sommers

Hause gefeiert wurde, merkte man's ihnen deutlich an, daß eine Wolke die Sonne verbarg. Morgenthau und seine Gemahlin fühlten das am tiefsten, und beide merkten wohl, woher diese Unlust kam, daher suchten sie Gelegenheit, den Pfarrer und seine Frau auf einen Spaziergang allein zu bekommen, um sie von ihrem Irrthum zu bekehren. Bei dieser Gelegenheit fing Morgenthau an: mich dünkt, Herr Bruder, Sie sind nicht sehr zufrieden mit dieser Heirath?

Freilich, antwortete der Prediger, hätte ich sie gern an der Hand eines Andern gesehen.

Und dieser Andere, fuhr Morgenthau fort, war vielleicht Reymund?

Ja, versetzte der Pfarrer.

„Aber worinnen bestehen denn die Vorzüge Reymunds vor Lilienthal?“

Er hat Vermögen, ist ein edler Mann, hat ein gutes Herz; meine Schwägerin wäre glücklich mit ihm gewesen.

„O, woher wissen Sie das?“

Steilmann gerieth in Angst; denn er wußte wohl, daß wenn Morgenthau ins Fragen kam, man sich schon nach der Flucht umzusehen habe oder sich doch auf Gnade gefangen geben müsse. Er erwiederte: der Anschein der Sache gibts ja; denn die Zukunft kann man doch in keinem Fall fest wissen.

„Laßt uns den Reymund und Lilienthal gegen einander halten. Reymund ist ein Edelmann und reich. Lilienthal ist ein Bürger und arm. Jetzt sagen Sie mir, wie weit macht Reymunds Adel seine Frau glücklich? Gewiß weiter nicht, als sich ihr Mann aus Liebe verläugnet.“

Das ist ganz recht; aber da fällt mir meine Schwester ein. Sie ist doch durch ihren Adel auch glücklich!

„So lange ich mich verläugne, aber nicht eine Minute länger. Fragen Sie sie nur unter vier Augen auf ihr Herz, ob sie nicht zuweilen sehnlich gewünscht habe, adelich geboren zu seyn, um mit mir in Gleichheit zu stehen? Sobald ich nun aufhören würde, mich zu verläugnen, sobald würde die-

ser Wunsch zur fortdauernden Hölle; nun wenden Sie das auf Sybillen an."

Doch war Elise unter aller Trübsal glücklich in der Ehe.

„Herr Bruder, ich hab Ihnen wirklich mehr Einsicht zugetraut! Sogar ein Fürst, wenn er ein Bettler ist, wird mit seinem geringsten Unterthan, der neben ihm bettelt, Gleichheit des Standes fühlen; was thut der Druck nicht? Er weiß, daß er Fürst ist; aber die Gleichheit der Schicksale wird beide vereinigen. Zum Hauptpunkt sind wir noch nicht gekommen: Reymunds Reichthum hat in der That keine Vorzüge, wenn Lilienthal seine Frau ernähret."

Auf den Reichthum seh ich sonderlich nicht.

„Sehen denn der Herr Pfarrer auch nicht auf die Religion? Reymund ist ein Zweifler, Lilienthal ein Christ; überwiegt das nun nicht Alles?

Steilmann erröthete; dieser Punkt war ihm freilich unendlich wichtig, daher versetzte er: das muß aber auch Alles wieder gut machen.

„Hören Sie, lieber Herr Bruder und Frau Schwester! (Morgenthau trat vor beide hin und sah ihnen lächelnd ins Gesicht) jetzt wollen wir Rechnung halten. Lieben Sie mich? Sind Sie froh, daß ich Ihre Schwester geheirathet habe?"

Das ist die größte Glückseligkeit unsers Lebens, und wir lieben Sie über Alles.

„War es denn eine vernünftige, edle That von mir, daß ich sie heirathete?"

Es war eine That, die in dem Buche der Handlungen wohlthätiger Menschen vorzüglich glänzt.

„Nun so macht die Anwendung auf Sybillen! Sie macht einen leidenden Christen glücklich; und das hab ich nicht einmal gethan; sehen Sie nun, wie widersprechend die Neigungen sind?"

Schleunig ging Morgenthau fort zur Gesellschaft und blieb den übrigen Theil des Tages feierlich. Johannette eilte ihm nach, lächelte und drohte im Rückblick mit dem Fächer. Der Pfarrer und seine Frau geriethen in Noth. Sie

suchten tausend Gelegenheiten, den Fehler wieder gut zu machen; sie waren in Morgenthaus Gegenwart außerordentlich freundlich gegen die Neuverlobten. Morgenthau that, als sehe ers nicht, und auf diese Weise erhielt er, daß Sybille und ihr Geliebter von dem Pfarrer und seiner Frau auf die freundschaftlichste Weise behandelt wurden; und so wurde die Hochzeit vollkommen heiter und vergnügt beschlossen.

Die Herren Sommer behielten die jungen Leute so lange bei sich, bis Lilienthal sein Haus im Bergthal gebaut und sein Gut zum Theil urbar gemacht hatte. Morgenthau ließ ihm die Wahl; er konnte sich in der ganzen Herrschaft eine Gegend aussuchen, wo er wollte. Oben am Ende des Thals gefiel es Lilienthal am besten. Es kamen daselbst zwei enge Thäler aus felsigten Gebirgen herunter, durch jedes rauschte ein Bächlein über Klippen und Steine herab, beide Thäler liefen zusammen und bildeten alsdann die oberste Spitze des Bergthals. Mitten in der Furche dieser beiden Thäler erhub sich ein mäßiger Hügel, der mit dickem wuchsigem Gesträuch, einer Wohnung der Nachtigallen und Gesangvögel, ganz bedeckt war. Im nordöstlichen Thal ging die Sonne im Sommer auf, über den Hügel, zur Zeit der Tag und Nachtgleiche, und im südöstlichen Thal ging sie im Winter auf. Am westlichen Fuß des Hügels, oben am Ende des Bergthals, war eine grüne Ebene von etwa zehen Morgen Landes, welche gleich einem wachsenden Monde sich rund um den Hügel zog, und auf einer Seite von dem südöstlichen, auf der andern aber von dem nordöstlichen Bache von dem Thal abgeschnitten wurde. Beide Bäche hatten sich ein tiefes Bette gegraben, so daß die halbmondförmige Fläche gegen das Wasser hoch erhaben war. Vorn, wo die Bäche zusammen liefen, erwählte sich Lilienthal die Stelle zum Wohnhause, so daß vor demselben ein Platz von etwa zehn Ruthen übrig blieb; hinten her, gegen Morgen oder gegen den Hügel zu, war also der große Platz zu allerhand Gebrauche frei.

Die Wohnung selber bestand in einem wohl angelegten landwirthschaftlichen Hause; hinter demselben gegen den Hügel zu stand auf einer Seite der Viehstall, auf der andern die

Scheuer, zwischen beiden ein Platz zur Düngstätte. Jenseits diesem Gebäude, bis an den Hügel, wurde in der Mitte der Fläche ein Garten angelegt. An der Nordseite bekam der Bauerhof seinen Platz; an der Südseite aber blieb eine Wiese liegen, auf welche oben, längs des Fußes des Hügels, ein Theil des Bachs geleitet wurde, welcher alsdann längs des Gartens herab rann, in dem Hofe am Viehstall eine krystallklare Tränke bildete und sodann in den Bach floß, nachdem er auch im Hause zu den Bedürfnissen gedient hatte. Gegen Norden zu war nun den Berg hinauf, bis auf einen gewissen Hügel gegen Nordwesten, eine herrliche, mäßige, abschüssige Fläche wenigstens von fünfzig Morgen. Diese wurde zu Getreideland bestimmt. Gegen Westen, auf beiden Seiten des Bachs, wurde eine Ebene, etwa von dreißig Morgen, die mit Erlen und allerhand Gesträuchen bewachsen war, zu Wiesen gerodet. Dieses ist der Umriß von dem Gut, welches Lilienthal mit seiner Sybille bezog. Sobald als es so weit eingerichtet war, daß eine landwirthschaftliche Haushaltung daselbst geführt werden konnte.

Morgenthau, mit seinem Hause und Herrschaft, fing nun allmählig an, dem vorgesteckten Ziel entgegen zu eilen. Alles ging den gewünschten Weg; der alte Pfarrer und seine Frau lebten vergnügt; Johannette gebar eine Tochter, welche den Namen Caroline nach ihrer Tante, der Pfarrerin, bekam, die ihre Pathe war, und alles Gesinde stieg die Stufen zur Verbesserung des moralischen Charakters mit Mannskraft hinauf, so wie es allemal thut, wenn die Herrschaft edle Beispiele gibt. Wer sich da nicht bessert, der kann auch da nicht bleiben, eben so wenig als eine Nachteule in der Gesellschaft des Adlers; wer also bleibt, der ist lichtsfähig und wird edel. Unter Allen aber bildete sich Pöll am schleunigsten. Seine gute reine Seele, mit dem lichten Verstande, lauterm Witz und feurigem Willen, that Riesenschritte, und so wie er weiter kam, wurde er sanfter, weniger Spaßmacher, mehr ernster Christ, und doch mischte sich sein Witz überall mit ein, der aber nun um so viel angenehmer und nützlicher wurde, je mehr er aus dem Flatter=

haften ins sanfte Licht der geläuterten Vernunft überging. Sein Lehrmeister Weiler hatte ihm die lateinische Sprache, Kenntnisse der alten und neuen Schriftsteller, und auch das Französische, nebst Rechnen und Schreiben beigebracht, so daß er nun nunmehr ein Jüngling war, aus dem sich allerlei machen ließ. Morgenthau empfand selber, daß Pöll zu groß zum Kammerdiener werden könnte, daher gab er ihm eine andere Beschäftigung. Er machte ihn zu seinem geheimen Sekretär, und gab ihm dabei die Aufsicht über seine Bibliothek. Pöll hüpfte vor Freude über diese Beförderung; denn seine Lust zu den Büchern war unendlich, und es war seine größte Freude, immer nahe um seinen Herrn zu seyn, welches denn auch Morgenthau ganz recht war, weil er den Burschen gut um sich leiden konnte.

Einsmals, als Morgenthau in seinem Kabinet arbeitete und Pöll ebenfalls am Pult stand und schrieb, entstand auf einmal ein Lärm unten im Hause. Morgenthau schickte Pöll, um zu vernehmen, was vorging. Der kam aber bald wieder, und mit äußerst bestürzter Miene erzählte er, daß sich Falzbein im Gefängniß selbst entleibt hätte. Alsofort gab der Herr von Morgenthau Befehl, ihn genau zu besichtigen, und so fand man, daß er noch lebte. Es wurde sofort nach einem Wundarzt geschickt. Dieser untersuchte die Wunde und fand einen Schnitt am Halse, der aber die Luftröhre nur etwa auf ein Drittel durchgedrungen hatte. Man wendete alle Mühe an, den elenden Menschen wieder zurecht zu bringen, und dieses Bemühen erreichte auch den erwünschten Zweck vollkommen. Indessen, als dieser Uebelthäter auf Leben und Tod krank lag, wurde Pöll äußerst niedergeschlagen und traurig; niemanden entdeckte er die Ursache davon, bis endlich sein Herr einmal scharf in ihn drang und bei Strafe seiner Ungnade befahl, zu sagen, was ihn drückte. Ach! antwortete Pöll mit schwerem Seufzen und mit Thränen, ich bin ein Mörder! Ich habe Falzbein in all sein Unglück gestürzt; ich reizte ihn zur Rache! Wenn ein beißiger Hund schläft, soll man ihn nicht wecken, — wie wenn man ihn aber zerrt und er

fährt aus und zerreißt ein unschuldiges Kind, wer ist dann Schuld am Unglück? Hätt ich ihn das Krauthuhn nicht machen lassen, so wär er ein Spötter geblieben; aber ich lockte den Bären aus der Höhle, wo er schlief. Nun ging er umher, mordete und raubte, und das Blut schreit über Pöll; wo soll ich hin? —

Morgenthau bedauerte den guten Jüngling in seiner Seele. Höre, mein Freund! fing er an, setz' dich daher, ich will dir etwas erzählen: Ich reiste einmal durch ein Dorf, wo ich des Mittags in einem Wirthshause einkehrte, um ein wenig zu speisen. Indem ich auf das Essen wartete und so hinter dem Fenster stand, kam ein Bauer daher mit einem Korb voll fetter Gänse und junger Hühner auf dem Rücken und bot solche feil. Der Wirth kaufte ihm ein paar Stück ab; indem aber der Bauer ins Haus trat, um die Thiere in die Küche zu tragen, wischt ein Kerl herbei und sucht geschwind eine Gans los zu machen, und kaum hatte ich das Fenster offen gemacht, um zu rufen, so lief er schon damit fort. Ich rief, und alsofort war der Bauer hinter ihm, klopfte ihn derb ab und kam mit seiner Gans wieder. Was geschah! Der Gaudieb geht hernach dem Bauer nach und schlägt ihn verrätherisch todt. Der Mörder ward gefangen und bekam seinen verdienten Lohn. Nun Pöll, an dem Unglück war ich ja auch schuld! Hätt' ich nicht gerufen, so wäre der Bauer nicht gekommen, der Dieb wär' entwischt und der Bauer am Leben geblieben. Was dünkt dich, wär ich drum ein Mörder? Pöll begriff das Gleichniß ganz, doch ward er nicht völlig ruhig. Wenns Ew. Gnaden erlauben, sagte er zu seinem Herrn, so will ich sehen, ob ich Falzbein nicht zur Erkenntniß bringen kann. Wenn ich nur Hoffnung habe, daß er selig stirbt, so will ich mich beruhigen, mich freuen und zufrieden seyn.

Wohl! sagte Morgenthau, thue dein Bestes; aber du wirst nichts ausrichten, wenn du nicht herzlich für ihn betest!

„O gern, gnädiger Herr! wenn ich wüßte, daß es hülfe, so wollt ich auch fasten, und doch glaub ich, daß es auch gut

dabei wäre; denn Christus hat das Fasten gewiß nicht verachtet.“

Morgenthau lächelte und versetzte: Gewiß mein Freund, es schadet nicht, thue, was du kannst!

Das Schlimmste bei der Sache war, daß Falzbein einen unversöhnlichen Haß auf Pöll geworfen hatte. Letzterer sahe das wohl ein; daher beschloß er, diesen zuerst aus dem Wege zu räumen. Daher diente er dem Kranken mit aller möglichen Bereitwilligkeit, leistete ihm die allerverächtlichsten Dienste, und that gerade, als wenn Falzbein sein Herr gewesen wäre. Der Zustand, worin sich dieser Elende befand, war erschrecklich. Das enge unterirdische Gefängniß, die Einsamkeit und die Gewißheit, nie wieder frei zu werden, hatte ihn zwar mürbe gemacht, allein anstatt seine Zuflucht zum höchsten Erbarmer zu nehmen, hatte er sich dem Nachdenken über sein sündhaftes, abscheuliches Leben überlassen. Er gerieth in Verzweiflung; und ob man gleich alle tödtende Werkzeuge mit Fleiß vor ihm zurückhielt, so war es ihm doch endlich einmal gelungen, ein stumpfes Messer zu erhaschen, womit er dann den verzweifelten Versuch gemacht hatte. Während der Zeit, daß er nun in der Kur war, lag er immer in einem tauben Hinbrüten. Pöll sprach kein Wort mit ihm von seinem Zustande, er diente ihm nur mit aller Treue. Falzbein fühlte feurige Kohlen auf seinem Haupte; er war nicht im Stande, das lange zu ertragen. Endlich als er sich wieder etwas erholt hatte und seine Gesundheit von Tag zu Tag zunahm, suchte er noch immer Gelegenheit, seinen verzweifelten Anschlag auszuführen. Ein rasender Kummer nagte ihn, so daß man ihn mit größter Sorgfalt bewachen mußte, und ein Wehklagen stieg immer aus seiner Brust empor, das von der Hölle zeugte, die in seiner Seele wüthete; doch bei dem Allem war noch Menschlichkeit in seinem Herzen. Pöll! sagte er einsmals an einem Abend, als er ihm eben die allereckelhaftesten Dienste geleistet hatte, ich hab immer geglaubt, du hassest mich von Grund der Seele; aber warum thust du das nicht?

„Ich habe dich nie gehaßt; aber ich haßte deine Sünde.“

Pöll, ich hasse mich selbst! hilf mir nur, daß ich von der Welt komme! Pöll! ich bitte dich, du kannst mir keinen größeren Gefallen thun!

„Höre, Falzbein, wenn du todt bist, hast du dann Ruhe? Ich denke, dann geht das Leid erst an!"

Ha! das ist recht! da flucht's mir vom Himmel herab: ich muß in die Hölle! Sieh, der Himmel ist lauter Feuerflammen, die so spitzig lang auf meine Brust zielen, als wenn sie mich durchbohren wollten! es ist ein Greuel! und da heult's hinterher, als wenn der Teufel drin bliese!

„Freut's dich denn, wenn du in die Hölle kommst? möchtest du gern hinein, oder möchtest du lieber in den Himmel? Da antworte drauf."

Das ist eine verfluchte Frage! Hm — wer wollte nicht lieber in den Himmel? aber da kann ich nicht hinein; also nur immerfort zur Hölle, da gehör ich hin!

„Das macht dir der Teufel weiß; und dem glaubst du, und der ist doch ein Lügner seines Handwerks!"

Der Teufel sagt da die Wahrheit, wenn ers ist, der mir ins Ohr lispelt, hab ich doch mein Lebtag ihm recht treu gedient, mehr als du weißt!

„Falzbein! es hat Mörder und Diebe gegeben, die doch selig geworden sind, recht selig, wenn du es wissen willst."

Aber es gibt ihrer auch genug, die verdammt werden.

„Ja, wenn sie's machen wie du! dazu bist du jetzt auf gutem Wege; aber ich will dirs beweisen, daß du noch recht wohl selig werden kannst."

Du hast deinen Spaß mit mir.

„Wahrhaftig nicht, Falzbein! Höre nur, der Mörder, der mit dem Herrn Jesus gekreuziget wurde, ward selig und sieh! Der König David beging einen Ehebruch mit einer Frau, und ließ dann ihren Mann ermorden, damit er sie zu seinen andern Weibern nehmen konnte; denke, das war doch auch kein Spaß; thu, was die beiden Sünder gethan haben, so wirds gewiß noch gut gehen."

Was thaten sie dann?

„Sie beteten.“

Das kann ich nicht.

„Das macht dir wieder der Teufel weiß; freilich kannst du das! Soll ich dir einmal das Gebet vorlesen, das David betete, als er so sehr gesündigt hatte?“

Das kannst du thun.

Nun las ihm Pöll den 51sten Psalm langsam und andächtig vor. Solche Gespräche hielt er alle Tage mit dem Kranken und fuhr in seinem Dienst unermüdet fort. Der Herr Pfarrer Steilmann besuchte ihn auch zuweilen; und es kam endlich dazu, daß Falzbein zu hoffen begann, seine Sünde könne ihm noch vergeben werden. Sobald er aber dieß merkte, fing er an, mit Seufzern, Thränen und dem feurigsten Gebet den Himmel zu bestürmen, so daß sich ihm endlich ein Lichtschimmer der Erlösung von ferne zeigte; ja es war ihm, als wenn einer am Thor der Seligkeit stände und ihm zuriefe: Du kannst selig werden; aber der gerechte Rächer der Unschuld fordert das Blut von deinen Händen, das du vergossen hast! Falzbein fühlte tief in seiner Seele das Recht Gottes und der Natur: „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden.“ Daher sehnte er sich nun wieder nach seinem Kerker und nach dem Gerichtsplatz; der Gedanke, zu leben, war ihm ein Greuel, ein Bedingniß der ewigen Verdammniß, sein Leben, sein Blut zu opfern war ihm der süßeste Gedanke, ein Thor des Himmels und das Mittel, durch den Erlöser Erbarmung zu finden.

So wurde der Erzbösewicht Falzbein zum Christen. Jetzt war jeder Odemzug mit Gebet und Reue begleitet, und er begann die Süßigkeit des Seelenfriedens zu schmecken, welchen ein begnadigter Sünder durch die Wirkung des Geistes Jesu Christi als Versicherungsmittel der Seligkeit empfängt. Er fing nun an, flehentlich bei Morgenthau anzuhalten, daß man ihm sein Recht thun möchte.

So froh nun Pöll war, daß er jetzt nach seiner Meynung seine Scharte ausgewetzt hatte, so verlegen und nachdenkend wurde Morgenthau bei dieser Sache. Er ließ

zwar Falzbein wieder in sein Gefängniß bringen, aber das Todesurtheil über ihn zu sprechen, dazu konnte er sich noch nicht entschließen; denn ob er gleich das Recht über Leben und Tod in seiner Herrschaft förmlich empfangen hatte, so war doch bei ihm, als er darum ansuchte, keine andere Ursache dazu, als daß er allen Mördern und Dieben in seinem Gebiete das Leben erhalten wollte; denn er glaubte, es sey gar unnöthig, aus Einem Morde Zwei zu machen; genug, wenn nur ein schädlicher Mensch gehindert würde, ferner zu schaden. Diebe umzubringen, daran dachte er nun gar nicht, und es ist auch die Frage: ob ein Dieb als Dieb den Tod verdient habe? Wenigstens in Morgenthau's und in meinen Augen ist der Dieb nicht schuldig zu sterben, wohl aber allen Schaden, einmal zur Erstattung, und willkührlich vielmal zur Strafe, zu vergüten, und wenn er das nicht kann, so lange leibeigener Knecht bei dem Beleidigten zu seyn, bis er die aufgelegte Strafe herausgeschwitzt hat.

Jetzt, da nun Falzbein mit Ernst aufs Recht drang, und noch einen Mord gestand, den er seit seinem Umherschweifen begangen hatte, so gerieth Morgenthau darüber in ein trauriges Nachdenken. Sein Schwiegervater, der alte Steilmann, und sein Schwager, der junge Pfarrer, hielten ihm das mosaische Recht und den Gebrauch aller Völker vor; er aber berief sich immer auf die christliche Religion und auf die Vernunft; Christus habe nie befohlen zu tödten, und die Vernunft lehre es, daß die Erhaltung eines Menschen wichtig für die menschliche Gesellschaft sey, besonders da durch den Tod des Uebelthäters das Leben des ersten nicht wieder hergestellt würde, mithin die Strafe keine Erstattung des Verlustes, sondern nur eine Vergrößerung desselben sey. Blos das Gewissen des Falzbeins und die Gerechtigkeit Gottes in demselben, machte dem guten Herrn Angst, daß er nicht wußte, was er thun sollte; denn jetzt schien es ihm doch, als wenn Gott den Tod des Mörders wollte, ungeachtet es Christus nicht ausdrücklich befohlen habe. Er erinnerte sich, daß in den mehresten Fällen, wo sich ein Mörder bekehrt hat, er zugleich selbst die Vollziehung des Urtheils an sich für Recht

erkannt, sich entweder selbst angegeben, oder wenn er schon gefangen war, mit Freuden seinem gewaltsamen Tode, als einem süßen Opfer, entgegen geeilt habe. Diese Stimme Gottes in den Gewissen der bekehrten Mörder war Morgenthau so merkwürdig, daß, als er der Sache recht nachdachte, sein Verstand einen Aufschluß nach dem andern bekam, und er bald zur völligen Gewißheit gelangte, daß der Satz: Wer Menschenblut vergeußt, deß Blut soll wieder vergossen werden, ihm zur festen Wahrheit und zur Richtschnur seines künftigen Verhaltens wurde.

Nun leuchtete ihm nach und nach ein, daß das mosaische Gesetz, in so fern es nicht vorbildlich gottesdienstlich ist, oder dem Volk Israel nach seinen Umständen individuell ist, das Muster und die Grundlage jeder Regimentsform seyn müsse, und daß Christus keineswegs diese Gesetze umgestoßen, oder dagegen gezeugt, sondern nur blos die Religion verbessert habe. Daher folgt nun klar und unwidersprechlich, daß alle Gebote, welche nicht ausdrücklich durch die christliche Religion aufgehoben worden, oder die dem jüdischen Volke ganz individuell waren, uns noch immer als die besten zur Festhaltung verbinden, weil sie der weiseste Gesetzgeber gegeben hat.

Morgenthau wurde also in diesem Punkt auch bald befestiget, und nun beschloß er, nicht nur dem Falzbein sein Recht zu thun, sondern sich überhaupt in seiner Polizei und Regierung so viel nach dem mosaischen Rechte zu richten, als es die Umstände und die Natur der Sachen erlaubten. Damit er aber doch den Weg der hergebrachten Ordnung in der Sache gehen möchte, so übergab er die ganze Sache an geschickte Rechtsgelehrte, welche den Prozeß ausführen mußten. Das Urtheil kam also heraus, daß der Uebelthäter mit dem Schwerte hingerichtet, und alsdann aufs Rad gelegt werden sollte.

Morgenthau milderte das Urtheil so weit, daß der Körper alsbald nach dem Tode in einen Sarg gelegt und auf dem Gerichtsplatz begraben werden sollte. Dieses wurde dem

armen Sünder durch eine Gerichtsperson vorgelesen, und darauf wurde er in ein Kämmerchen gebracht, wo man ihn gehörig verpflegte und bewahrte. Er war aus der Maßen fröhlich. So wie das Urtheil ausgesprochen war, fühlte er sich mit Gott durch Christum versöhnt; er fand Zugang zu Gott im Gebet, daher verbrachte er die paar Tage bis an seinen Tod mit lauter Beten, Singen und Freude; Pöll aber mußte beständig um ihn seyn, und dieser war nun abermal traurig und niedergeschlagen, denn er hätte nun gerne mit Falzbein wieder fortgelebt, und mit ihm gegessen und getrunken.

Morgenthau hatte acht Tage vor der Ausführung des Urtheils in der umliegenden Gegend in den Kirchen den Tag derselben bekannt machen lassen; denn er glaubte, daß ein solches Beispiel, zumal, wenn der Uebelthäter ein Christ geworden, sehr lehrreich seyn müßte.*) Er ließ sich ein kleines Commando Soldaten aus der herzoglichen Residenz kommen, welche den armen Sünder begleiten, und bei der Vollziehung des Urtheils um ihn her einen Kreis schließen mußten.

Falzbein schickte sich also mit Freuden zu seinem Tode; voller Gewißheit der Seligkeit erwartete er den letzten Morgen, den er in dieser Welt zu erleben hatte, und er schien ihm sein Hochzeittag zu seyn; allein er hatte nicht vermuthet, daß ihm noch ein so harter Kampf vorstände. Denn den letzten Abend vor seinem Gerichtstag, als er in seinem Zimmer sich mit Pöll von der Seligkeit der Christen unterredete, kamen ganz im Dunkeln drei fremde und unbekannte Leute an, die ihn zu sprechen verlangten. Man ließ sie unter gehöriger Aufsicht zu ihm, aber welch ein Schrecken überfiel den armen Falzbein, als er da seinen Vater, seinen Bruder und Schwager vor sich sah. Sie hatten von seinen Schicksalen

*) Dieses glaubt man heutiges Tages nicht mehr, man will sogar behaupten, daß das Feierliche eines solchen Gerichts einen Menschen zum Uebelthäter machen könne. Nun dann, ich für mein Theil bin überzeugt, daß es gelogen ist; nichts wirkt tiefer und unvergeßlicher, als eine solche Execution, zum Abscheu gegen Capitalverbrechen.

ein dunkles Gerüchte gehört; aber von diesem äußersten Unglück, das eine Familie treffen kann, wußten sie noch nicht das Geringste. Da der Vater ein braver, frommer und wohlhabender Bauer war, so hatte ihn das schlimme ungewisse Gerücht so unruhig gemacht, daß er seinen ungerathenen Sohn bis ans Ende der Welt aufzusuchen beschloß, und ihn auch endlich wider Vermuthen fand. Er hatte von seinem Sohn vor einigen Jahren einen Brief von hieraus bekommen; das wär aber der letzte gewesen, daher kam er bloß her, um zu hören, wo er ihn ausfragen konnte.

Der alte Falzbein sah seinen Sohn da ganz entstellt, blaß und verändert sitzen und über seine Ankunft tödtlich erschrecken. Dieses brachte ihm einen kalten Schauer hervor, der ihn ganz steif und starr machte; auch die beiden Brüder erstarrten darüber. Falzbein schwankte endlich in betäubendem Kummer zu dem alten Greis, griff ihn an der Hand und sagte: Gott stärke und tröste Euch, Vater! — Ihr habt es nöthiger, als ein Mensch in der Welt! Nun grüßte er auch seine Brüder. Pöll wurde sein Herz so beklemmt wie einem, der einen Mondsüchtigen auf der Spitze eines Thurms wanken und fallen sieht; er seufzte und versetzte: Grüß Euch Gott, alter Vater! — Wenn ich je einem Menschen gegönnt habe, daß er lange leben möge, wenn er fromm und brav ist, so wünsch ich Euch jetzt von Herzen einen plötzlichen seligen Tod in diesem Augenblick.

Der alte Rödger Falzbein war so bestürzt, daß er sich kaum halten konnte, und so auch seine Reisegefährten; doch erholte sich der ehrliche Alte, er setzte sich und fing an: Hier muß ja etwas Erschreckliches vorgehen! Ich weiß nicht, was ich sagen soll! bist du krank gewesen, Theobald? du siehst so aus; so ist das eine väterliche Züchtigung Gottes, und du brauchst dich darum vor deinem alten Vater nicht zu fürchten. Bist du ein Mörder, ein Dieb gewesen, wie ich so ein Gerücht von ferne gehört habe, so kannst du hier so ruhig nicht seyn; die Gerechtigkeit würde dich verfolgen, dich dem Gerichte übergeben — nun, was wäre noch übrig, das einen alten Vater kränken kann?

„Vater, ich hab einen versöhnten Gott! Ich war ein ungerathener Sohn, ging von euch in den Krieg, beging alle Laster, die nur möglich sind; mein Maaß wurde endlich voll, ich bekehrte mich von Herzen, und nun bin ich ein Christ, und will auch so sterben; ich fühle die Versicherung, daß ich selig werde."

Nun sprang der gute Alte auf, fiel ihm um den Hals, und weinte wie ein Kind; auch die Brüder weinten. Falzbein weinte einen Bach von Thränen seinem Vater auf den Hals. Ei Gott! Theobald schluchzte der Greis, so ist ja alles gut; bin ich doch so wohl, als wenn ich im Himmel wäre! ich will warten, bis du besser bist, und dann sollst du mit nach Hause. O wie wird sich deine arme Mutter freuen, wenn sie hört, daß du dich bekehrt hast und sie dich so verändert sieht! Poll sprang auf, sprang gegen die Wand und rief: Allmächtiger Gott! laß das Alles einen Traum seyn, und mich lieber wieder bei meinem ehemaligen Bauer als Kuhjunge erwachen! sollte Dir, Vater im Himmel, nicht das Herz erweicht werden?

Jetzt riß sich Falzbein von seinem Vater los, ging ernst und schleunig im Zimmer auf und ab; endlich nahm er seine Kappe vom Kopf, schaute gen Himmel und sprach: Barmherziger Gott! ein Tröpfchen Gnade für meinen alten Vater, das ihm eine Heilsalbe auf die Wunde sey, die sein Herz bald treffen wird! stärke, stärke ihn! stärke meine arme Mutter! gieß ein wenig Seligkeit in ihre Herzen, und nun begleite meinen Odem, der eine Hölle in meinem armen Vater anblasen wird, mit kühlendem Winde! — Nun setzte er seine Kappe wieder auf, trat vor seinen Vater, griff ihn an der Hand und sagte folgende Donnerworte: Vater! — Ich gehe morgen — nach Hause, aber mit euch nicht; ich gehe — nicht weit!

„Jesus Christus! — Gott im Himmel! rief der Alte, da seh ich es schwarz vor mir! haltet mich, ich fall in einen Abgrund — wo bin ich? — Vergeht die Welt? — Ist das der jüngste Tag? horcht! horcht! was poltert so? — Ich glaube, der Himmel fällt ein! —

Der gute Mann bekam nun Zuckungen und fiel völlig in Ohnmacht. Die beiden Brüder rauften die Haare und heulten; der Schwager aber wurde so rasend, daß er Falzbein mit aller Gewalt schlagen wollte; daher brachte die Wache alle drei Fremde weg in ein besonderes Zimmer. Der arme Sünder aber richtete nun gänzlich seine Gedanken auf seinen Tod und bat, daß man seine Freunde nicht wieder zu ihm lassen möchte, welches ihm auch gern bewilligt wurde. Morgenthau bedauerte sehr, daß man den alten Mann zu ihm gelassen, und des Morgens früh ließ er den Fremden sagen, sie möchten sich nach Hause begeben; den alten Falzbein aber behielt er da, um ihn so lange zu pflegen, bis er wieder gesund geworden; denn er war in ein hitziges Fieber verfallen.

So wurde denn Falzbein des folgenden Tages, unter dem Zulauf vieler Menschen, durch den Scharfrichter vom Leben zum Tode gebracht. Der junge Steilmann konnte ihn nicht begleiten, denn er war zu sehr gerührt; deßwegen wurde ein anderer Prediger geholt, der sein Amt für ihn verrichtete. Der arme Mensch ging freudig zum Tode, und starb unter vielen Thränen der Zuschauer, zum Zeugniß, daß die christliche Religion auch fähig ist, den allerunglücklichsten Menschen glücklich zu machen, wenn sie nur recht zu diesem Zweck verwendet wird.

Der alte Rödger Falzbein wurde zwar wieder gesund, aber sein Verstand war so geschwächt, daß er gerade wie ein Kind war, und ganz kindische Reden führte. Morgenthau ließ ihn darauf wieder durch ein paar Boten nach seiner Heimath bringen.

Kurz nach diesen Geschichten trug es sich zu, daß Morgenthau einen Brief erhielt, worinnen ihn ein gewisser Herr von Löschbrand ersuchte, ihm zu erlauben, in seine Herrschaft zu ziehen. Dieser Mann führte im Ton eines Christen die bittersten Klagen, wie er im Kriege unglücklich geworden, wie er sein Hab und Gut mit dem Rücken ansehen müssen, wie er nun mit Frau und Kind in der bitter=

sten Armuth herumziehen und fast betteln müsse, und was dergleichen Erzählungen mehr waren. Morgenthau war bei aller seiner Menschenliebe doch so leichtgläubig nicht, daß er gerade auf diesen ersten Brief zugefahren und ihn eingeladen hätte; doch wollte er auch denselben nicht schlechterdings abweisen, weil doch auch seine Klagen wahr seyn konnten. Er schrieb ihm deßwegen zurück, daß es ihm schwer falle, einen Mann von Adel in seiner Herrschaft anständig unterzubringen, es sey denn, daß ein solcher den Adel verleugne und ein ordentlicher Landwirth werde; überdem müsse er zuvor Gewißheit von seinem Unglück einziehen, weil er nicht gern schlechte Haushälter in seine Herrschaft verpflanzen möchte. Es währte nicht lange, so schrieb Löschbrand wieder, und in dem Brief lagen abgenutzte Collectenpatente und Atteſtate, die aber doch allem Ansehen nach gültig waren, er aber erbot sich zu allem, lieber wollte er (wie er sich ausdrückte) Stallknecht bei ihm seyn, als länger in diesem Elend herumpilgern und kollektiren.

Morgenthau fühlte dennoch ein Uebelbehagen bei dieser Sache, und doch däuchte es ihm Pflicht zu seyn, dem Mann unterzuhelfen. Daher schrieb er ihm wieder, wenn er sich ruhig der Landwirthschaft und eines stillen christlichen Wandels befleißigen wollte, so stände ihm frei, zu kommen, wenn er wolle. Dieses alles bejahte Löschbrand mit seiner Gemahlin und Tochter persönlich; denn es währte nicht lange, so kamen diese Leute zu Fuß nach Morgenthau hin, aber in so elenden Umständen, daß die Frau von Morgenthau wegen Drang des Herzens nicht genug eilen konnte, die Frau und die Tochter mit nöthigen Kleidern zu versehen. Jetzt war nun kein anderer Rath, als den Leuten so lange Brod zu verschaffen, bis sie sich selbst damit versorgen konnten. Zugleich merkte Morgenthau bald, daß die Leute zu alt waren, um noch Bauersleute zu werden, und doch auch noch zu jung, um sie todt füttern zu können. Löschbrand war ein Mann von fünfzig Jahren, seine Frau von fünf und vierzig, und seine Tochter war vier und zwanzig Jahre alt. Eigentlich war also guter Rath theuer, und Morgenthau

sahe wohl ein, daß wenn sich auch Löschbrand mit vollem Willen an Arbeit geben würde, es doch zu spät wäre, Feldarbeiten zu lernen; besonders däuchte es ihm, in dem ganzen Daseyn dieser Leute etwas Unnennbares zu entdecken, wodurch sie ihm zum lebenslänglichen Collektiren gleichsam von der Vorsehung verdammt zu seyn schien.

Doch dem Allem ungeachtet mußte etwas unternommen werden, denn die Leute waren nun einmal da. Morgenthau ließ ihnen also ein paar Zimmer anweisen, wo sie aus seiner Küche gespeist wurden, auch versorgte er sie mit Wäsche, Kleidern und allem Nöthigen. Anstatt nun, daß Löschbrand hätte sollen Anstalten machen, sich ein Landgut auszusuchen, um an sein eigen Brod zu denken, saß er ganz ruhig, ließ sich aufwarten, und bat alle Tage um etwas, das er geschenkt haben wollte. Clara aber, seine Tochter, hatte ein gutes Herz; sie kam alle Morgen früh in die Küche, half arbeiten und bequemte sich zu den allergeringsten Diensten. Johannette merkte dieses bald, und sie ließ das arme Fräulein zu sich kommen.

Höre Sie, Fräulein Clara! fing sie an, ist Sie auch in Frauenzimmerarbeit unterrichtet worden?

„In allem, gnädige Frau! aber seit sieben Jahren sind wir im Elend herumgereiset, und seitdem ist nichts mehr gethan worden."

Hat Sie sich auch seit der Zeit wohl aufgeführt; in solchen Umständen hat ein Mädchen von einer so vorzüglichen Schönheit viel zu kämpfen? Sage Sie mir die Wahrheit.

„Gott weiß, daß ich viel zu kämpfen gehabt habe; aber ich hab auch gekämpft. Oftmals hatte ich auch Gelegenheit, in Dienste zu kommen; aber meine Eltern wollten nicht haben, daß ich dienen sollte; sie sagten immer: eine Person von meinem Stande müsse geringern Leuten nicht dienen."

Glaubt sie denn, daß Ihre Eltern hierin Recht hatten?

„Sie hatten gewiß nicht recht. Sobald jemand sein eigen Brod nicht mehr essen kann, sobald ists mit dem Adel aus."

So ists recht! will Sie mir denn dienen und bei mir bleiben? Sie soll's gut haben.

Clara weinte und bat sich diese Gnade auf immer aus. Johannette sagte ihr das zu, setzte ihr ein jährlich Gehalt, kleidete sie ordentlich aus, und nahm sie bei sich in ihre Zimmer zur Bedienung. Löschbrand merkte das nicht sobald, als er schon Forderungen an sie machte, um sie wieder an sich zu locken; aber Clara hatte dazu keine Ohren, und ehe man sichs versah, hatte sich Löschbrand mit seiner Frau wieder aus dem Staube gemacht; denn er befand sich besser bei seinem Collektiren, als wenn er hätte arbeiten und sich zur Arbeit gewöhnen müssen. Clara, seine Tochter aber, blieb in Morgenthaus Hause, und es war ihr wohl. Sie war ein vollkommenes Frauenzimmer, und nachdem sie nun einmal wieder im Wohlstande war, so entwickelte sie sich von Tag zu Tag zu ihrem Vortheil, gleich einer Blume, die zwar durch ein anhaltendes unfreundliches Wetter eine Zeitlang am Aufblühen gehindert wurde, aber nun auch binnen ein paar warmen Tagen auf einmal zu ihrer Vollkommenheit gelangte. Doch war sie immer traurig, und zwar blos ihrer Eltern wegen, welche ihr in ihrem herumstreichenden Leben wenig Ehre machten.

Reymund von Haberklee hatte nun seit der Heirath Lilienthals mit Sybille Sommers Morgenthau sparsamer besucht; dennoch kam er zuweilen, war aber immer etwas frostig, so daß man wohl merken konnte, sein Herz sey nicht mehr so freundschaftlich, als gestern und ehegestern; Morgenthau war aber so weit über Grillen erhaben, daß er dergleichen Launen kaum eines Seitenblicks würdigte. Nun wußte er, daß Reymund nur ein geistvolles Frauenzimmer zu seiner zweiten Heirath suchte, und welche zugleich die sonderbare Eigenschaft hätte, daß sie ihm, wenn er sie heirathete, ihr Glück verdanken sollte; deßwegen ahnete er schon voraus, daß er seinen Angel wieder nach Fräulein Clara auswerfen würde. Er beschloß also, dem Herrn von Haberklee die ganze Geschichte Löschbrands zu erzählen. Zu dem Ende nahm er ihn bei dem ersten Besuche allein und erzählte ihm Alles.

Reymunds Herz wallete während der Zeit, daß Morgen-

thau redete. Ich muß das Mädchen sehen, war seine einzige Antwort, und so eilte er zu den Zimmern der Frau von Morgenthau hin. Morgenthau folgte ihm nach und bewunderte in der Stille den sonderbaren Charakter dieses Mannes.

Johannette und Clara saßen auf einem abgelegenen Zimmer, das gegen Nordost zu sahe, und aus welchem man eine herrliche Aussicht über das Thal aufwärts hatte. Gesangvögel zwitscherten in Körben auswärts vor dem Fenster, und einwärts stand ein goldgrüner Papagay im messingenen Käsich auf einem marmornen Postament. Gleich dem Bergmann kletterte er mit Klauen und Schnabel im Korbe umher, lachte, pfiff und schwatzte. Beide Frauenzimmer aber arbeiteten, als wenn sie ihr Brod damit hätten verdienen müssen, und an ihrer Vertraulichkeit merkte man, daß Clara nicht mehr Johannettens Bediente, sondern ihre Schwester war. Nun hatte Letztere der Ersten, wie leicht zu denken, die Geschichte des Herrn von Haberklee mit Elisen schon längst erzählt und ihr Reymund nach der Wahrheit geschildert; daher als dieser Herr mit ihrem Gemahl ins Zimmer trat, fing ihr das Herz an zu klopfen, und sie begann einen Blick in eine vergnügte Zukunft zu thun. Nach gewechselten Complimenten setzten sich alle, und nun sagte man Claren, wer der fremde Herr wäre. Clara neigte sich gegen ihn und freute sich, daß sie die Ehre hätte, ihn kennen zu lernen. Reymund unterhielt sie mit Gesprächen, war den ganzen Tag um sie, und fand an ihr ein Mädchen nach seinem Herzen. Deßwegen erklärte er sich am Abend bei dem Wegreiten gegen Morgenthau, daß er unwiderruflich beschlossen habe, Fräulein Claren zu heirathen, und daß er sie von seiner Hand empfangen wolle. Morgenthau lächelte und versetzte: diese ist nun endlich einmal ein Mädchen für Sie; sie ist nebst allen erforderlichen Eigenschaften, auch von gutem Adel; verlassen Sie sich auf meine Freundschaft!

Morgenthau erzählte dieses alles seiner Gemahlin, diese erzählte es Claren, und Clara war damit äußerst wohl zufrieden, daß sie Frau von Haberklee werden sollte;

besonders auch darum, weil ihr Reymunds Charakter angenehm war und ihr seine Person wohlgefiel. Sobald sich Clara also für ihn erklärt hatte, schickte Morgenthau einen Boten zum Herrn von Haberkle mit einem Briefe. Dieser schrieb an Pfarrer Steilmann zu Korndorf und ersuchte ihn, den morgenden Tag nach Morgenthau zu kommen, weil er auch da seyn wollte, um eine wichtige Sache zu beschließen. Alles dieses geschah; beide Herren kamen auf den bestimmten Tag zu Morgenthau an. Reymund versprach sich ohne Umstände mit Claren, und hintenher ließ er sich auch mit ihr im Reisekleide und Negligee kopuliren, und am Nachmittag nahm er sie hinter sich auf's Pferd und ritt mit ihr nach seinem Schlosse.

Des andern Tages schickte er Boten aus, welche seine Schwiegereltern aufsuchen und sie zu ihm bringen mußten. Diesen übergab er ein Gut, welches er im Korndorfer Kirchspiel besaß, von dessen Einkommen sie sich nähren sollten, und solchergestalt waren diese Leute versorgt.

Während der Zeit, daß diese Geschichten vorgingen, kamen aus der Nähe und Ferne Familien, die entweder Morgenthau ausgekundschaftet und an sich gezogen hatte, oder die sich von selbst meldeten. Einige hatten noch etwas Vermögen, die Andern nicht; er aber suchte allen so gut zu helfen als möglich war; auch sahe er nicht auf die Religion, wenn sie nur brave, ehrliche und fleißige Leute waren; und er hatte noch keine acht volle Jahre im Bergthal gewohnt, als seine Herrschaft mit achtundfünfzig Bauern besetzt war, unter denen Lilienthal zuoberst, Caspar, Polls Schwager, in der Mitte, und ein schweizerischer Wiedertäufer, Ulli Schwabach, der Letzte gegen Abend war.

Morgenthau beschloß nun, keine Landwirthe mehr anzunehmen; denn jedes Bauerngut hatte bei der jetzigen Kultur gerade die Größe, daß es seinen Besitzer ernähren konnte. Wenn aber nach und nach durch eine gute Landwirthschaft die Güter die höchste Stufe erreichen würden, so konnten durch Theilung unter die Kinder die Güter vermehrt werden. Unter allen aber zeigte Lilienthal ein außerdentlich Genie in der Land-

wirthschaft. Der Kleebau, welchen er in aller seiner Kraft ausübte, machte, daß sich sein Gut zusehends verbesserte, und mit der Zeit begriffen die Herren Sommer gar wohl, daß es um die Landwirthschaft eine herrliche Sache sey, wenn sie nur nicht nach dem gewöhnlichen Schlendrian, sondern nach Kunst und Erfahrung betrieben würde. Ihre Tochter Sybille lebte höchst vergnügt und brauchte sich so wenig, als ihr Mann, mit schwerer Arbeit zu plagen; denn ein mittelmäßiges Gut ernährt einen müßigen Herrn reichlich, wenn er nur gehörige Anstalten und ein gutes Regiment zu führen weiß.

Morgenthau bemerkte den guten Fortgang seiner Sachen mit größtem Vergnügen. Er sahe sich nunmehr Herr von einer blühenden Landschaft, die seiner Hände Werk war; er merkte aber auch, daß Gott besonders die Hand mit im Spiele habe und seine guten Absichten segne. Daher beschloß er auch, mit seiner Gemahlin ihr Leben ganz diesem gütigen Gott zu widmen, und nun als ein christlicher Regent diesem kleinen Staate vorzustehen und ihn zur wahren zeitlichen und ewigen Glückseligkeit zu leiten.

Damit nun das höchstwichtige Gewerbe im Staat, die Landwirthschaft, immer mehr und mehr verbessert und auf den höchsten Ertrag gebracht werden möchte, der nur möglich ist; so ordnete Morgenthau eine Landwirthschafts-Commission an, welche alle Monat auf seinem Schlosse in einem dazu bestimmten Saal ihre Sitzungen halten mußte. Dazu wurde ein Sonntag Nachmittag bestimmt; er selbst war Präsident, Lilienthal Director und Ulli Schwabach Proponent, das ist, er hatte das Amt auf sich, alle Rathschläge und Einfälle der Bauern aufzunehmen und der Commission vorzutragen. Hernach saßen noch Wiesenthal, Weiler und bei zehn der ansehnlichsten Landwirthe aus der Herrschaft, welche Landwirthschaftsmeister genannt wurden, in diesem Collegium; alle Bauern aber mußten auch an diesem Tage zu Morgenthau erscheinen. Sie versammelten sich ebenfalls in einem großen Saal; er trug ihnen die Schlüsse der Com-

mission vor und hörte ihre Einwendungen und Vorschläge, die er alsdann jener wieder vortrug.

Durch diese Anstalt wurden alle guten landwirthschaftlichen Regeln, Vorschläge und Rathschläge in Ueberlegung genommen, von Hypothesen gereinigt, Jedem bekannt gemacht, und allemal zur Zeit der Ausführung beschlossen und unter hoher Strafe auszuführen befohlen. Ueber das alles, sowohl was beschlossen, als was ausgeführt wurde, nebst dem Erfolge, wurde vom Pöll protokollirt, als welcher unter Weilers Aufsicht Sekretär von dieser Commission war. Der Nutzen von dieser Einrichtung war unbeschreiblich. Es wurden keine Brachen geduldet; die drei Futterkräuter, rother Klee, Esper und Luzerne, wurden in größter Menge gebaut, so daß immer die Hälfte der Güter damit besäet war; ein geschwinder Ackerumschlag wurde eingeführt, so daß allemal jeder Kleeacker den dritten Herbst eingebrochen und mit Winterfrucht besäet wurde, und endlich wurde die Stallfütterung durchgängig beobachtet, so daß man von allen Arten Vieh kein einziges Stück mehr umher weiden sah.

Bei aller dieser Glückseligkeit, bei allem Ueberfluß an Erd-Erzeugungen war doch die Herrschaft Bergthal in der That arm. Kein einziger Bauer hatte Geld. Schuh, Kleider, Acker- und Hausgeräthe waren außerordentlich theuer; nach und nach zogen freilich Handwerksleute hin, die, wenn sie Vermögen hatten, sich auf herrschaftlichen Befehl auf der mitternächtlichen Fläche des Morgenthauer Hügels Häuser bauten, oder wenn sie kein Vermögen hatten, bei den Bauern sich einquartirten; allein kein Bauer hatte Geld, folglich konnten auch die Handwerksleute nicht bezahlt werden, sie mußten Produkte an Zahlung nehmen, und dafür ließen sich keine rohen Erzeugungen für Handwerker und Künstler eintauschen.

Es fanden sich auch umherreisende Handelsleute ein; allein weil ihr Verhältniß gegen die Menge feiler Waaren zu klein war, so war alles über die Maßen wohlfeil. Freilich lockte dieser Umstand mehrere Käufer an; dennoch merkte Morgenthau bei dem allem, daß wenn die geldbesitzenden Käufer seine

Unterthanen seyn würden, und wenn das Verhältniß derselben gegen die Landwirthe groß seyn würde, alsdann erst die Glückseligkeit seiner Herrschaft den höchsten Gipfel erreichen könnte. Er erfuhr jetzt, daß es ein Staatsgrundsatz sey, wenn man feststellt: daß die Landwirthschaft auch im blühendsten Zustande immer die Grundstücke der Glückseligkeit des Staats sey, ohne welche derselbe nimmermehr dauerhaft glücklich werden könne. Dem allem ungeachtet aber bleibt diese Landwirthschaft nur blos Fundament und nichts weiter, wenn nicht Manufakturen und Handlung darauf gebaut, alle Gewerbe aber auf die beste Weise mit einander vereiniget werden, und so durch die größte Bevölkerung die größte Glückseligkeit des Staats erreicht wird.

Alles dieses nun auszuführen, war Morgenthau's Ziel und Zweck; während der Zeit aber, daß er sich mit seinem Plan beschäftigte, fielen noch andere Dinge vor, die hier nicht vorbeigegangen werden dürfen.

Die Bergthaler Einwohner bestanden aus allen drei Religionen. Er wünschte jeder Gemeine eine Kirche, und zwar bei seinem Schlosse, wo sich schon etliche zwanzig Handwerksleute oder Kunstwirthe nach Morgenthau's Grundriß zu einer Stadt angebaut hatten. Vollständige, große, gemauerte Tempel zu bauen, dazu war noch kein Geld da; deßwegen beschloß Morgenthau, hölzerne Kirchen zu bauen. Er gab das Holz dazu her, bezahlte die Zimmerleute und andere Unkosten, die Gemeinen aber mußten jede zu ihrer Kirche Hand- und Spanndienste thun. Alle Unkosten schlug er jeder Gemeine zum Kapital, welches sie ihm so lange verzinsen mußte, bis sie es ihm nach und nach bezahlt hatte. Das Gehalt der Geistlichen bestimmte er so, daß ein ehrlicher Mann mit einer Familie ordentlich davon leben konnte. Was bei der katholischen Kirche vom Pfarrgehalt übrig blieb, das konnte der Geistliche nicht an seine Familie bringen, sondern es fiel nach dem Tode des Pfarrers der Kirche anheim. Das Pfarrgehalt wurde auf die Höfe der Gemeinen ausgeschlagen und theils an Gelde, theils an Produkten bezahlt. Dieses waren die vorläufigen Einrichtungen bis auf bessere

Zeiten. So wie die drei Kirchen fertig waren, so wurden auch Pfarrhäuser gebaut und Geistliche von den drei Religionen berufen. Hier ließ nun Morgenthau den beiden protestantischen Kirchen volle Freiheit, zu wählen; nur behielt er sich die Bestätigung und das Recht vor, den Geistlichen zu verwerfen, wenn sein Charakter, sein Leben und Wandel entweder nicht rechtschaffen, oder seine Lehre nach einer Untersuchung von verschiedenen, unpartheiischen, würdigen Männern nicht richtig befunden würde. In Ansehung der Besetzung der römisch-katholischen Pfarrstelle schrieb er an den Erzbischof von N..., dessen geistliche Gerichtsbarkeit sich durch das Herzogthum Hochbergen erstreckte, daß seine Eminenz (er war Kardinal) seine Pfarrstelle mit einem friedliebenden, rechtschaffenen Manne nach Belieben besetzen könnte, doch mit der Einschränkung: daß zwar alle seine römisch-katholischen Unterthanen ihre völlige ungehinderte Religionsübung haben sollten, auch sogar sollte ihnen ein jährlicher Umgang auf den Gedächtnißtag ihres Kirchenpatrons zugestanden und sie gegen alle, auch die mindeste Beeinträchtigung geschützet werden; dagegen aber sollten nie solche Religionsübungen auf den Gütern der Protestanten geschehen, sondern ihnen nur der Zug über die freie Straße nach ihrer Kirche, auch öffentliche gottesdienstliche Gebräuche vor den Häusern der Katholiken, so lange sie darinnen wohnen, verstattet werden. Auch sollte niemals ein Protestant gehalten seyn, dem Hochwürdigen Ehre zu erzeigen; dagegen aber sollte ihnen auch verboten werden, um Aergerniß zu vermeiden, an einem solchen solennen Tage sich nahe um dasselbige sehen zu lassen u. s. w. Dieses alles wurde eingerichtet, und also wurden die drei Kirchen bestellt.

Mit dem Schulwesen traf Morgenthau ganz besondere Veranstaltungen. Er hatte seine Herrschaft in vier Bauerschaften eingetheilt, zwei im obern Bergthal und zwei im untern; jede Bauerschaft sollte ihren Schulmeister haben. Nun glaubte aber Morgenthau, daß der Unterricht der Bauernkinder nicht blos auf die Religion, sondern auch auf die Landwirthschaft sich beziehen müsse. Der Schulmeister mußte

also selber in beiden Stücken erfahren seyn; daher beschloß Morgenthau, den Grund zu einer Schule zu legen, in welcher blos Schulmänner erzogen werden sollten. Er betrachtete Lilienthal als den Mann, der dazu geschickt sey. Dieser verstand sich gern dazu: der Anfang wurde gemacht und es wurden vier Bauernknaben ausgesucht, die Fähigkeiten genug hatten. Diese nahm Lilienthal in die Kost; jede Bauerschaft aber mußte den Unterhalt bezahlen. Diese Jünglinge unterrichtete Lilienthal täglich des Morgens eine Stunde in der Religion, den Tag über mußten sie aber alle Arbeiten der Landwirthschaft selber verrichten helfen, und dabei wurde ihnen Theorie und Praxis dieser Wissenschaft erklärt. Diese Jünglinge waren alle Protestanten, theils lutherisch, theils reformirt; den Katholischen überließ man, ihre eigenen Schulanstalten zu machen. Sobald Einer von den Schulmeistern angestellt werden sollte, wurde er von seinem Prediger zuerst und dann auch von der Landwirthschafts-Commission examinirt und eingesetzt. Diese und mehr andere nützliche Verfügungen waren die ersten Keime zu der Glückseligkeit, welche die Herrschaft Bergthal unter dem gesegneten Regiment ihres Herrn in Zukunft genießen sollte; aber es ist des Höchsten Wille, daß alles durch schwere Prüfungen erst geläutert, gereinigt und bewährt werden muß, und dieses erfuhr auch der Herr von Morgenthau.

Herr von Löschbrand und seine Gattin wohnten im Korndorfer Kirchspiel auf einem alten Rittergut, welches ihnen ihr Eidam, Reymund von Haberklee, eingethan hatte, um sich davon zu nähren und anständig leben zu können. Dieses Glück machte Löschbrand und seine Gemahlin eben so stolz, als sie vorhin durch ihr Schicksal gedemüthiget waren. Es that besonders der Frau von Löschbrand außerordentlich weh, daß sie dem Herrn von Morgenthau, dessen Adel ungewiß, und seiner Gemahlin, die nun gar nicht adelich war, ehemals ihre Schwäche gezeigt hatten, und daß sie ihnen beiden ihr jetziges Glück schuldig waren; daher waren beide darauf bedacht, bei der ersten besten Gelgenheit ihren alten

Adel auszukramen und das glückliche Morgenthauer Paar dadurch zu demüthigen.

Einsmals beschloßen sie, ihren Eidam und Tochter zu besuchen. Sie fuhren zum Hause Haberklee hin und wurden da auch anständig empfangen. Elisens beide Knaben waren nunmehr schon hübsche Jünglinge, und Reymund war klug genug gewesen, sie weit weg auf ein berühmtes Gymnasium zu schicken, damit sie seiner Gemahlin und Schwiegereltern nicht im Wege seyn möchten; die Frau Clara aber bezeigte diesen Kindern eine solche Liebe durch Briefschreiben, Versorgungen und dergleichen, daß ihr Gemahl oft Thränen der Zärtlichkeit vergoß und Claren Elisens ganze Stelle in seinem Herzen einräumte. Weil nun diese Kinder nicht da waren, so fand die Frau von Löschbrand gerade keinen Anlaß, ihren Adelstolz dort auszulassen; vielleicht schien es ihr auch zu gefährlich, für ihren eigenen Wohlstand zu seyn, darüber zu sticheln. Reymund entdeckte daher diese Leidenschaft seiner Schwiegermutter nicht; und als er fand, daß beide Eltern Neigung hatten, den Herrn von Morgenthau zu besuchen, so war er damit außerordentlich wohl zufrieden und beschloß, ihnen nebst seiner Gemahlin Gesellschaft zu leisten.

Alle Viere kamen also auf Einmal und ganz unvermuthet auf dem Schlosse Morgenthau an. Man empfing sie Alle anständig, und nun fing die Frau von Löschbrand bei allen Gelegenheiten an, ihren Adel und Standsvorzug auf die feinste Art ans Licht zu stellen: überall, wo Gelegenheit dazu war, mußte Johannette fühlen, daß sie nicht von Adel war. Reymund ärgerte sich dergestalt darüber, daß er sofort mit Gewalt seine Schwiegereltern weggefordert hätte und wieder nach Hause gereist wäre, wenn ihn nicht Morgenthau beruhigt und versichert hätte, daß er gar nicht von seinen Schwiegereltern beleidigt werden könnte. Haberklee ersuchte ihn flehentlich, seinen Schwiegereltern so den Mund zu stopfen, daß sie auf Einandermal entweder zu Hause bleiben, oder doch sich anständig aufführen möchten. Morgenthau lächelte dazu und schwieg; ingeheim aber beob-

achtete er seine Gemahlin. Er hatte sie noch nie in dieser Prüfung gesehen, und bloß um zu erfahren, wie weit ihre Großmuth reichte, that er, als wenn er nichts von Allem merkte.

Mittags über Tisch wurden die Erzählungen von Ahnen, von Mißheirathen der Adelichen, vom Werth und Unwerth des alten und neuen Adels, nach und nach deutlicher, treffender und beißender, doch aber nicht grob. Morgenthau hielt sich ganz gleichgültig; er that, als wenn er nichts merkte, und Johannette hielte sich gerade wie ihr Gemahl. Freilich merkte mans ihr an, daß sie sich Gewalt anthat, auch zuweilen eine hervorbrechende Thräne versteckte; doch blieb sie freundlich und eine muntere Gastwirthin. Reymund und Clara aber saßen auf heißen Kohlen, und verschwuren Beide in ihren Herzen, nie ihre Eltern wieder dahin zu bringen. Clara konnte sich unmöglich der Thränen erwehren, und sie wäre ganz gewiß vom Tisch gelaufen, wenn sie nicht Morgenthau beruhigt und ihr versprochen hätte, die Sache recht artig zu Ende zu bringen.

Als der große Mann nun endlich sahe, daß seine Gemahlin groß genug war, um in dergleichen Proben aushalten zu können; so beschloß er, noch am Tische gegen das Ende der Mahlzeit dem Verdrusse ein Ende zu machen. Er fing daher folgendergestalt an: Gnädiger Herr und gnädige Frau! Ich bitte, mir nicht ungnädig zu nehmen, wenn ich Sie gewisser gegründeter Ursachen wegen um einige Dinge frage.

Fragen Sie nur, Herr von Morgenthau, sagte Löschbrand; seine Frau aber nickte nur mit dem Haupte.

„So hören Sie denn beliebigst: Ich bin in einem entfernten, sehr mächtigen und blühenden Königreiche zu Hause. Mein Monarch hat mir geboten, zu reisen und in fremde Länder zu gehen, und mich in der Staatskunst zu üben; denn er hat ein mächtiges Fürstenthum für mich aufgehoben, das mein Eigenthum seyn soll, wenn ich anders zu regieren geschickt bin. Zu dem Ende hab ich viele Kapitalien aus meinem Vaterlande gezogen, mir diese Herrschaft erkauft und aufgerichtet, damit ich alles praktisch erlernen möchte, was zu Verwaltung eines

Fürstenthums gehört; denn mit bloßer Theorie ist bei uns gar nichts ausgerichtet. Nun hab ich mir eine Gattin Bürgerstandes erwählt, weil in unserm Reiche der europäische Adel mehr Hinderniß als Schaden bringt; hingegen aber, wer dort Progressen machen will, der muß von vortrefflichem Charakter seyn."

Hier fiel die Frau von Löschbrand ein: Madam, Sie werden also eine Fürstin? Das Gesicht paßte zu dieser höhnischen Frage. Johannette schwieg; aber sie triumphirte schon in ihrem Herzen.

Nun fuhr Morgenthau kaltblütig fort: „Jetzt aber, da ich in diesen Umständen bin, möchte es gut seyn, wenn ich meine Gemahlin adeln ließe; was halten Sie dafür? was rathen Sie mir?

Ich thäts nicht, antwortete Löschbrand, und seine Gattin fügte mit Kopfnicken hinzu: Der neue Adel würde keinen Werth geben.

„Gut, fuhr Morgenthau fort, so will ichs auch nicht thun; aber was däucht Ihnen von meinem Vaterlande, daß man da nicht auf Adel und edles Geblüt, sondern bloß auf Verdienste sieht?"

Löschbrand lächelte höhnisch: was mir auch von dem türkischen Reiche däucht; es mag dort eine sehr ähnliche Verfassung seyn. Frau von Löschbrand schlug ein hartes Gelächter auf und versetzte: Nehmen Sie nicht übel, Herr von Morgenthau! so wird auch Ihr König und sein Minister von geringen Leuten entstanden seyn?

„So ist die Sache wirklich. Sowohl der König, als seine höchste Fürsten und Minister, waren arme geringe Handwerksleute; aber durch außerordentliche Tugend und Geschicklichkeit sind sie zu den hohen Stufen hinauf gestiegen, wo sie jetzt glänzen."

Ob Löschbrand und seine Frau etwas ahneten, weiß ich nicht; wenigstens schien es so. Sie schwiegen eine Weile still; endlich fing die Frau von Löschbrand an: Was in andern Ländern für barbarische Gebräuche sind! — Es ist

doch, bei Gott! was Herrliches, von adelichen Voreltern herstammen und viele adeliche Ahnen haben!

„Aber der erste von diesen Ahnen war doch ein Bürger; folglich hat sein neuer Adel keinen Werth und diesem Grundsatz gemäß, so die Reihe herunter. Doch laßt uns dieses Alles beiseite setzen. Ich schätze den Adelstand für ein Glück; man hat in demselben Gelegenheit, mehrere Glückseligkeit unter den Menschen auszubreiten, als sonst; und dieses macht allein den Adel ehrwürdig.“

Um Vergebung, fing Löschbrand an, wie heißt das Königreich, in welchem Sie zu Hause sind?

„Mein Vaterland ist das Königreich Gottes, in der zukünftigen Welt.

Die Beiden wurden roth und sahen vor sich nieder.

Ja, das ist etwas Anders! sagte die Frau von Löschbrand; auf die Weise kann ein frommer Bauer auch noch einmal Fürst werden!

Morgenthau lächelte und versetzte: Recht wohl! Aber nun bedenken Sie, welche Thorheit ein stolzer Adelicher begeht, wenn er nur dem bloßen historischen Glauben nach ein Christ ist! Er weiß, daß er eine lange Ewigkeit durch gar nicht den mindesten Nutzen davon haben wird, daß er hier einen einzigen kleinen Augenblick adelich war. Er weiß, daß ein Bettler, den er hier kaum eines Anblicks würdigte, dereinst sein Fürst und Beherrscher werden kann, und noch brüstet er sich, und wenn ihm vor diesem Gedanken grauet, wie kann er dann selig werden? —

Hierauf konnte Löschbrand unmöglich antworten. Er war ganz verdrießlich; seine Frau aber war glühend im Gesicht und böse. Ha! versetzte sie, damit müssen sich nun freilich alle Unadeliche trösten!

„Madam, antwortete Morgenthau feurig, ein warmer Trost! — nun aber muß ich Ihnen gerade die Wahrheit sagen: Sie haben eine schwarze Seele! Sie sind hieher gekommen unter der Larve der Freundschaft, essen mein Brod und verletzen das Heiligthum der Gastfreiheit. Ein Frauenzimmer, welches Sie nie beleidigte, geißeln Sie bis aufs

Blut; mich kennen Sie nicht, wissen nicht, ob Sie nicht noch hier in dieser Welt vor dem Glanze meines ächten deutschen Adels, den ich aus vielerlei wichrigen Ursachen versiegelt habe, sich ins Dunkel verkriechen werden, ob ich nicht über kurz oder lang aus meiner Gemahlin machen kann, was ich will? Das Alles müssen Sie wagen, indem Sie gar nicht wissen, wer ich bin." —

Hier brach Morgenthau ab und eilte fort, kam auch nicht wieder.

Der Herr von Haberklee war glühend vor Zorn, er sprang auf vom Stuhl: Weib! brüllte er gegen seiner Gemahlin, entferne dich und komme mir nie wieder unter die Augen! und damit lief er auch fort, schwang sich auf sein Pferd und ritt allein nach Hause. Clara sank in eine tiefe Ohnmacht; Johannette aber ließ sie durch ihre Bedienten weg und zu Bette bringen.

Löschbrand erhub sich indessen von seinem Stuhl; er räusperte sich, hustete, und — wußte nicht, was er machen sollte. Endlich sagte er ganz gelassen: Ich denke, wir gehen nach Hause! Die gnädige Frau aber stand und spielte mit dem Fächer, denn sie wußte freilich auch jetzt nichts bessers. Johannette war indessen hinausgegangen, um wegen Frau Claren Verfügung zu treffen, und auch sonst noch besondere Anstalten zu machen; jetzt aber trat sie wieder ins Zimmer, ihr Gesicht glühte und ihre Augen funkelten vor Zorn. Frau von Löschbrand fing an: Jetzt, Madam, wollen wir uns empfehlen. Es thut mir leid, daß es Verdruß gegeben hat; aber das sind die Folgen von Meßallianzen! Johannette antwortete darauf nichts, sie rief nur: Wache herein! Und nun traten vier ansehnliche, mit Ober- und Untergewehr wohl versehene, in Livree gekleidete Männer ins Zimmer. Sie stellten sich neben einander hin, mit dem Gewehr auf der Schulter, und erwarteten näheren Befehl.

Jetzt merkten die beiden Adelichen, wo es hinaus wollte. Die Frau von Löschbrand zitterte und wurde blaß; ihr Gemahl aber sprang nach seinem Degen. Johannette commandirte, und nun griffen ihn die Bewaffneten an und

führten Beide fort. Nach dem schwarzen Zimmer, rief ihnen die Frau von Morgenthau nach, und haltet Wache bis auf weitere Ordre!

Jetzt war sie allein auf dem Zimmer. Sie ging stolz auf und ab, wie eine Löwin, und meynte Wunder wie gut Sie's ausgerichtet hätte; aber das dauerte nicht länger, als ihr Blut in Wallung war. Sie merkte Etwas; ihr Herz schlug wie ein Hammer, und sie zweifelte nun, ob sie ihre Sache gut gemacht hätte? Nun lief sie und suchte ihren Gemahl. Der war in den Garten gegangen und wandelte unter den dunklen Lauben umher; endlich fand sie ihn. Sie fiel ihm um den Hals, herzte und küßte ihn. Ach, sagte sie, welche Leiden mach' ich dir! Nein, antwortete er, Leiden mach' ich uns! Ich habe mich den Zorn übermannen lassen, und der thut nie, was vor Gott recht ist! Wo sind die feurigen Kohlen, die ich auf das Haupt meines Feindes hätte sammeln sollen?

Johannette klopfte das Herz noch mehr. Nun erzählte sie, was sie gethan hatte. Morgenthau seufzte dabei tief und antwortete: Das ist nun gerade das Schlimmste, was wir thun konnten. Er lief hin zu einer schönen Blume, die voller Saft und Kraft an der Sonne da stand und in ihren Strahlen ruhte, kein Lüftchen bewegte sie. Siehe, meine Liebe, fuhr Morgenthau fort, siehst du diese schöne Blume, das Bild unserer Glückseligkeit? Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen! Und nun brach er die Blume ab, warf sie hin und setzte hinzu: Unselig aber sind die Zornmüthigen, denn sie sollen von ihren Besitzungen vertrieben werden. Johannette rollten Thränen die Wangen herunter. Schau! rief sie, an dem nämlichen Stengel eine dicke große Knospe, die prophezeiht eine noch schönere Blume!

„Wenn sie kein Mehlthau oder irgend ein Ungeziefer welken macht, seufzte Morgenthau. Ei! setzte Johannette hinzu, täglich will ich die Knospe bewachen und sie wie ein Schooßkind pflegen! Ja, sagte Morgenthau, und ebenso unsre Herzen, so wird die Scharte ausgewetzt, besonders auch,

wenn wir die Folgen dieses Zufalls großmüthig und mit Gehorsam ertragen."

Während der Zeit, daß dieses vorging, war der ehrliche Wiesenthal zu dem alten Steilmann hingegangen und hatte ihm den ganzen Hergang erzählt. Dieser schüttelte den Kopf gewaltig. Mama, fing er an, hast du mir wohl kürzlich meinen besten schwarzen Rock ausklopfen lassen, ich hab ihn lange nicht angehabt? Ja, sagte sie, gestern noch. Nun so hol ihn und hilf mir ihn anziehen; gib mir auch meinen besten Kragen. Mittlerweile kämmte er sein schneeweißes Haar, setzte sein bestes sammtenes schwarzes Käppchen auf, und knöpfte seinen schwarzen Rock von oben herunter über die Hälfte zu. Nun, Herr Wiesenthal, sagte er, führen Sie mich zu den Gefangenen. Wiesenthal ließ ihn auf seiner linken Schulter ruhen; in der Rechten aber hatte der Greis seinen dicken Rohrstab, auf den er sich stützte. Nun kamen sie langsam über den Gang daher. Als sie noch einige Schritte von dem schwarzen Zimmer waren, sahe Steilmann an beiden Seiten der Thür eine Schildwache stehen, mit dem Gewehr auf der Schulter, als wenn sie dahin gemauert wären. Geht, Kinder! sagte er mit seiner gemäßigten Baßstimme, geht da weg! Mit Verlaub, Herr Pfarrer, antwortete der Eine, die gnädige Frau wills so haben! Nun gut, antwortete Steilmann, ich nehms auf meine Verantwortung, geht! Sie gingen weg; der Pfarrer aber trat ins Zimmer, wo Beide am Fenster standen und Grillen fingen. So wie die Thür aufging, drehten sie sich um. Die sehr ehrwürdige Gestalt des alten Pfarrers machte so viel Eindruck bei ihnen, daß sie ihm Beide Ehrerbietung bewiesen. Er bat sie, sich zu setzen, und nun setzte er sich auch, deßgleichen Wiesenthal.

„Sie erkennen mich doch für einen Diener Gottes?"

Ja! und für den Schwiegervater des Herrn von Morgenthau, antwortete Löschbrand.

„Das Letzte kommt hier nicht in Betracht. Dazu hab ich weder schwarzen Rock noch Ueberschlag nöthig; um das seyn zu können, dürft ich nur ein ehrlicher Mann seyn!"

Ich bitt um Vergebung, Herr Pfarrer, versetzte die Frau von Löschbrand, da hätten Sie ein Edelmann seyn müssen!

Steilmann stieß etlichemal mit dem Stock auf den Boden und sprach im höhern Ton: Gnädige Frau! ein Edelmann kann ein Schurke seyn; aber ein ehrlicher Mann ists nie. Ein braver Mann wählt lieber eines ehrlichen Mannes fromme Tochter, als eines Schurken adeliche Fräulein Tochter, voller Eitelkeit, und nun hören Sie ein Wort Gottes an Sie!

„Noch ein Wort, Herr Pfarrer! sagte Löschbrand, erklären Sie sich, wen Sie mit dem Schurken meynen?"

Steilmann lächelte ihn zuversichtlich an und sagte: Hey! den Edelmann, der ein Schurke ist! Ich bin der Mann nicht, mit dem Sie Worte zu klauben haben. Ich bin im Dienste des Herrn Himmels und der Erden grau geworden, vor dem jeder Adel Staub ist. Als Fremdling dieser Welt und als Staatsbürger betrachtet, schätz ich Stand, Ordnung und Würde hoch, mithin auch den Adel; füge mich in das alles, nach dem Muster meines Herrn, mit größter Demuth; aber wenns auf das Interesse meines Prinzipals ankommt, nun — da kenn' ich keinen Adel mehr; da seh ich nichts, als den Wurm, der sich vor dem Thron meines Königs krümmt, und da ists mir gerad Eins, ob ich dem Goldkäfer oder dem Mistkäfer die Wahrheit sage. Gott sey Dank, daß ich Wurm ebenfalls den Weg weiß und ihn gegangen bin! Wann die Zeit der Verwandlung kommt, da wirds anders aussehen!

Löschbrand und seine Frau schauten vor sich nieder und warteten, was es weiter geben würde.

Nun will ich meine Kommission ausrichten, fuhr Steilmann fort. Sie sind Beide adelich, das behaupten Sie, und weder ich, noch Jemand von den Meinigen, sucht es Ihnen streitig zu machen. Warum? Gott hat uns nicht zu Richtern über Sie gesetzt. Ist das nicht wahr?

„Ja, Herr Pfarrer!"

Wohl! Warum machen wir es Ihnen aber nicht streitig? Nicht allein darum, daß wir Ihre Richter nicht sind, sondern

auch deßwegen, wir haben nicht den mindesten Nutzen oder Schaden davon, obs wahr oder falsch ist. Nun will ichs umkehren: Sie müssen mir gestehen, Sie sind in eben dem Fall gegen meine Kinder. Mein Schwiegersohn nennt sich Herr von Morgenthau; hat er Ihnen unter diesem Titel Eintrag gethan?

„Nein, Herr Pfarrer!“

Und meine ehliche Tochter, ein Kind ehrlicher Eltern, hat nie behauptet, einen andern Adel zu haben, als sie durch ihre Heirath erhält. Hat sie dadurch Ihre Ehre, Gut und Blut gekränkt?

„Nein, eben so wenig!“

Oder haben sie Ihnen nicht beide Wohlthaten erwiesen? Sind Sie ihnen nicht Ihr ganzes Glück schuldig? Es ist wahrlich eine Schande, Jemanden genossene Wohlthaten vorzurücken; aber Jemanden zur Selbsterkenntniß zu führen, darf man. Sie kommen indessen her als Freunde, essen vom Brode des Wohlthäters, und trinken von seinem Wein — auf meines Schwiegersohns Adel sticheln Sie, und doch behauptet er seinen Adel gegen Sie nicht. Sie mögen ihn für einen Bürger halten, er wird dazu schweigen, und ebenso meine Tochter. Nun, wer sind Sie? Ein Edelmann, ja — aber zugleich ein Neider, ein Spötter — ein Undankbarer — mithin ein Edelmann für diese Welt; aber, wenn sie bleiben, wie Sie sind, ein Sklave der Hölle für jene Welt. Hab ich nun Recht oder Unrecht?

Sie schwiegen Beide.

Nun traten Morgenthau und seine Gemahlin ins Zimmer. Ersterer griff Löschbrand, Letztere aber seine Liebste an die Hand und sagten: Sie haben uns erst beleidigt, hernach wir auch Sie: jetzt laßt uns das Alles vergessen! Wir wollen zusammen herunter auf den Saal gehen und freundschaftlich ein Glas Wein trinken.

Löschbrand antwortete: Dünkt Sie das eine geringe Beleidigung zu seyn, einen freien Edelmann in Arrest zu nehmen?

Die Beleidigung ist groß, versetzte Morgenthau; aber darum bitte ich auch um Vergebung.

Sie ließen sich doch endlich bewegen; es wurde wieder Freundschaft gestiftet, und darauf zogen die beiden Adelichen ab. Auch bewegte Morgenthau den Herrn von Haberklee durch ein freundschaftliches Schreiben, daß er seine Clara wieder holte; und so wurde diese Sache, wie es schien, wieder beigelegt.

Ein sehr reicher Kaufmann, Namens Silberstern, welcher eine Frau gleiches Standes, das ist, von gleicher Geldmasse, geheirathet und einige Kinder gezeugt hatte, war schon seit einigen Jahren willens gewesen, in die Herrschaft Bergthal zu ziehen; allein Morgenthau hatte noch immer Bedenken getragen, ihn anzunehmen: denn er besorgte, daß dergleichen Leute bald Ueppigkeit unter seine Leute bringen und seinen eigentlichen Plan vereiteln könnten. Doch seit einem Jahre her hatte ihn die Erfahrung gelehrt, daß der Ueberfluß der Landwirthschaft seine Bauern keineswegs glücklich machte, weil es doch viele unentbehrliche Befriedigungsmittel gab, die weder im Bergthal wuchsen, noch von seinen Bauern völlig zubereitet werden konnten. Die Concurrenz der Käufer von allen Seiten her, die er gehofft hatte, fehlte auch; zugleich aber bemerkte er, daß die Glückseligkeit seines Staats in dem Verhältniß wachsen würde, wie Manufakturen und Gewerbe in demselben in Aufnahme kommen würden. Dieses bewog ihn, den Herrn Silberstern aufzunehmen; besonders da sich dieser Herr, der bis dahin einen Spekulationshandel getrieben, entschloß, eine große Manufaktur von leinenen Waaren im Bergthal anzulegen, so daß der Flachs- und Hanfbau einen merklichen Nutzen abwerfen könne.

Silberstern hatte sich also auf dem Morgenthauer Hügel, auf dem Platze, den ihm Morgenthau anwies, ein herrliches Haus gebaut und einen sehr schönen Garten hinter demselben angelegt. Nachdem nun alles fertig, Silberstern eingezogen war und sich völlig eingerichtet hatte,

so lud er die ganze Sommer'sche Familie, den Pfarrer Steilmann von Korndorf, Lilienthal und auch Morgenthau, mit Weibern und Kindern ein, und gab ein prächtiges Mittagsmahl. Nun hatte er aber seines Bruders einzige Tochter, die Adelheid Silberstern hieß, bei sich. Diese war ein vollkommenes Frauenzimmer. Sie hatte einen ausgebildeten Verstand und wahrhaft große Talente. Ob sie nun gleich sehr reich war und sich schon viele Jünglinge um sie beworben hatten; so war sie doch noch immer unbeweglich geblieben, weil sie auf Einen wartete, der Geist genug hatte, auch ihrem Herzen zu gefallen. Heut aber war der Tag, an welchem sie den Mann fand, und dieser war der junge Sommer.

Dieser edle Jüngling hatte noch nicht geliebt; sein Geist war noch immer mit der Religion, mit geistvollen Schriften und mit der Handlung beschäftigt gewesen. In seiner Einsamkeit hatte er noch nie ein Mädchen angetroffen, welches auf ihn gewirkt hatte; aber heut fand er sie, er fand sein anderes Ich, und das war Adelheid Silberstern.

Wer sich nur ein wenig in der Welt umgesehen hat, der wird gefunden haben, daß oft zwei Gemüther so schnell auf einander wirken, um sich zu vereinigen, daß sie gleich im Augenblick ihres Berührens in einander überfließen und ganz Eins sind. Dieses kommt daher, wenn ein menschlicher Geist einen hohen Schwung nimmt, seine Seelenkräft verfeinert und erhöht, so findet er sehr selten jemand, der ihn ganz versteht, der ihm gleich ist; wo aber dieses fehlt, da findet keine wahre Liebe Statt. Sobald hingegen ein Paar von solcher Art auf einander stoßen, so fließen sie gleich in einander über; sie sind für einander geschaffen. Dieses war der Fall zwischen Adelheid und Sommer. Jedes ahnete schon beim Anblick aus der Physiognomie, glaubte beim ersten Wort, und bald war jedes gewiß! Beide suchten also Gelegenheit, allein beisammen zu seyn, um sich gegen einander erklären zu können.

Allein die Madame Silberstern merkte bald etwas; dem Frauenzimmer entwischt selten ein Blick oder eine Miene

von der Art. Sie war also heute der unzertrennliche Gefährte der Adelheid, so daß es unmöglich war, allein mit ihr zu reden. Sie suchte den ersten Keim dieser Liebe zu ersticken, denn sie hatte in ihrer Familie einen Jüngling, der gut und brav genug, aber ohne Geist war. Dieser hatte Geld, und sie dürstete recht eifrig darnach, ihres Vetters Geld mit Adelheids Geld zu verheirathen. Diese aber hatte bis dahin zu dieser Heirath keine Lust gehabt, und nun graute ihr vollends dafür.

Sommer fand also keine Gelegenheit, allein mit ihr zu reden; doch konnte er in Gegenwart der Gesellschaft so viel ausrichten, daß er ihr seinen Büchervorrath antragen durfte, um sich mit schöner Lektür die Zeit zu vertreiben. Ob nun dieses gleich eine sehr entfernte und überaus allgemeine Beziehung war, so gab es Beiden doch Beruhigung. Sommer brauchte seinen Schwager Lilienthal dazu, daß er ihr die Bücher überschicken sollte, damit das gerade Uebersenden aus Sommers Hause keinen Verdacht erwecken möchte.

Schon am andern Morgen schickte Sommer ein Buch, welches in einem Papier versiegelt war, an seinen Schwager, mit dem Ersuchen, das Päckchen sofort an Ort und Stelle zu liefern; worauf dieser sogleich einen Knecht damit abschickte. Nun war aber ein Brief dem Buche beigelegt, in welchem Sommer seine wahre Meynung ziemlich deutlich entdeckt hatte. Lilienthals Knecht brachte das Päckchen; es wurde öffentlich Adelheiden überreicht; Tante und Oheim sahen, daß Sie's empfing; es war versiegelt; sie wurde roth, und Tante sagte nichts weiter, als: Das muß ja wohl ein heimliches Buch seyn, das man versiegelt überschickt. Zu gelegener Zeit las Adelheid den Brief, fand auch Gelegenheit, dem Herrn Sommer wieder zu schreiben. Sie entdeckte ebenfalls ihre Neigung, und nun gerieth Sommer vollends in Feuer. Er ging zu seinem Schwager Lilienthal und schickte ihn ab, um sich zu erkundigen, ob er nicht zu ihr kommen dürfte? Der kam wieder und berichtete, er habe sie allein getroffen; bei seiner Anrede hätte sie in die Höhe

geschaut; sie wäre sehr unruhig gewesen, und hätte ihm gesagt, daß sie den Herrn Sommer zu sprechen wünschte. Nun flog Sommer hin. So wie er ins Haus trat, empfing man ihn höflich und führte ihn in den Saal, wo die Frau Silberstern und Adelheid sich beisammen befanden. Sommer glaubte nicht schuldig zu seyn, die Tante erst zu gewinnen; denn er dachte, die Jungfer hat ihren Vater noch, und auf den wirds ankommen, nicht aber auf die Tante. Daher machte er der Frau Silberstern eine höfliche Verbeugung und sagte: Sie werden erlauben, Madam, daß ich mit Ihrer Jungfer Baas' ein Wörtchen allein rede! Sie schwieg, machte wieder eine Verbeugung und ging hinaus. Nun strömte Sommers empfindsame Seele ganz auf Adelheid hin; diese war aber äußerst unruhig.

„Theuerste Jungfer, fing Sommer an, lieben Sie mich?“

Ja, sagte sie, mit Thränen in den Augen.

„Darf ich das Ihrem Herrn Vater sagen?“

Ja! — nur — entfernen Sie sich jetzt.

„Darf ich Sie küssen?“

Sie küßten sich, und indem traten Herr und Frau Silberstern wieder ins Zimmer. Sommer nahm Abschied, eilte nach Hause, schwung sich aufs Pferd und ritt noch heute einige Stunden, um morgen zeitig bei dem Vater seiner Adelheid zu seyn. Dieser Herr empfing ihn überaus freundlich, sogar daß Herr Sommer binnen einigen Stunden schon gewiß glaubte, sein Ziel erreicht zu haben. Doch auf Einmal erschien ein Bote aus dem Bergthal mit einem Briefe; und nun war alles aus! Der Rath Silberstern wurde ernst und fremd, und Sommer erhielt einen ziemlich deutlichen Abschlag, so daß er höchst niedergeschlagen wieder abreisete. Inzwischen hatte auch die Tante Adelheiden bei sich in eine Chaise gepackt, um sie durch einen andern Weg ihrem Vater wieder zu überliefern. Diesem aber war Sommer noch zu nahe, daher versandte er seine Tochter in die Fremde, in eine große berühmte Stadt zu seinen Verwandten, wo abermals ein Goldklumpe war, an den sie verheirathet werden sollte. Sommer zog sich wieder in seine Ein=

samkeit zurück und war mißmüthig über die ganze Welt. Während der Zeit, als dieses vorging, hatte Morgenthau einen sehr merkwürdigen Zeitpunkt zu erleben.

Herzog Philipp von Hochbergen war ein überaus tugendhafter und rechtschaffener Fürst, dem es um das wahre Wohl seiner Unterthanen zu thun war. Er hatte seine Jugendjahre am englischen Hofe zugebracht, und sich daselbst mit einer sehr reichen Dame von hohem Stande vermählt, auch einen Prinzen mit ihr erzeugt. Diese seine Gemahlin aber gerieth bei ihm in Verdacht des Ehebruchs, so daß er sie mit ihrem Prinzen verstieß und sich von ihr scheiden ließ. Dieses brachte verschiedene Familien, besonders die Verwandten der Herzogin, gegen ihn auf, so daß er, um sich zu retten, wieder nach Deutschland zurückkehrte, wo er sich wieder vermählte, und einen einzigen Prinzen, nebst einigen Prinzessinnen, erzeugte. Nach dem Tode seines Herrn Vaters trat er die Regierung an, welche er nun dreißig Jahre ruhmwürdig fortgesetzt hatte. Er war jetzt 65 Jahre alt und schon bei 15 Jahre Wittwer; der Erbprinz Bernhard war bei 30 Jahre alt, schon einige Jahre vermählt, und hatte zwei Prinzen.

Der alte Herzog pflegte wohl zuweilen nach Bergstein zu reisen, wo er ein Jagdschloß hatte, um sich daselbst von seinen Geschäften zu erholen. Dieses hatte er auch vorjetzo gethan; er und Prinz Bernhard, mit einem sehr kleinen Gefolge, war dahin gegangen. Der Adel umher, unter andern auch der Herr von Haberklee, nebst seinem Schwiegervater, waren auch nach Bergstein gezogen, um dem Herzog ihre Aufwartung zu machen. Morgenthau aber blieb zurück; denn eines Theils wußte er, daß ihm der Adel aufsätzig war, und andern Theils fand er auch an der Jagd gar kein Vergnügen.

Prinz Bernhard hingegen liebte die Jagd mit Leidenschaft; wer mit ihm kunstmäßig und meisterhaft davon reden konnte, der hatte schon seine Gnade gewonnen. Dieses merkte sich Löschbrand. Da er nun selber ein Jäger von Profession war, so hielt er sich immer zum Prinzen, und wußte ihn

so einzunehmen, daß ihm der Prinz seine größte Gnade zuwarf, auch bei seinem Herrn Vater es bald dahin brachte, daß er an den Hof gezogen, bei dem Forstwesen ansehnlich versorgt und dem Oberforstmeister, welcher ein sehr alter Mann war, adjungirt wurde; doch bekam er schon den Titel und das halbe Gehalt. Löschbrand war also nun vortrefflich versorgt, und der Herr von Haberklee freute sich ausnehmend darüber. Ob nun gleich Morgenthau zurückblieb, so hatte er doch die höchste Gnade des Herzogs, und er war derselben von jeher versichert gewesen. Er correspondirte sogar ingeheim mit ihm, und der Herzog wußte alles wohl, was Morgenthau in seiner Einöde ausgerichtet hatte, ob er gleich an seinem Hofe fast niemals davon redete.

Da er nun so nahe bei dem Bergthal war und wußte, wie weit es schon mit der neuen Herrschaft gekommen war, so beschloß er, Morgenthau allein und nur in Gesellschaft seines Kabinetsministers, des Grafen von Bletri, seines geheimen Secretärs, nebst ein paar Bedienten und Reitknechten, zu besuchen. Von diesem Besuch wußte Morgenthau nichts; es war aber auch des Herzogs Wille nicht, daß er es wissen sollte, um alle Unruhe zu vermeiden.

An einem Vormittag also, um zehn Uhr, als Morgenthau mit seiner Gemahlin auf ihrem Zimmer und mit ihr in einem vertraulichen Gespräche begriffen war, trat ein Bedienter eiligst herein, welcher ankündigte, daß jetzt ein paar vornehme Herren mit Sternen auf der Brust in dem Hofe abstiegen. Morgenthau ahnete die Wahrheit; daher sagte er zu seiner Gemahlin: bleib ganz ruhig auf deinem Zimmer, kleide dich aber doch ordentlich an; wenn ich dich abhole, so bist du bereit; und werd ich dich nicht abholen, so laß dich das nicht kümmern. Nun lief er hinab; aber der Herzog begegnete ihm schon auf der Treppe, lächelte, und indem ihm Morgenthau die Hand küssen wollte, so umarmte ihn der Herzog als seinen Freund. Morgenthau wurde darüber so tief in seiner Seele gerührt, daß ihm die Thränen die Wangen herunter liefen, und was er eigentlich dabei empfand und dachte, das wird vielleicht an einem andern

Orte besser erklärt werden können. Er führte den Herzog auf einen großen Saal, welcher gegen Mittag gerichtet war und aus dessen Fenstern man das Thal auf= und abwärts sehen konnte. Diese Aussicht machte sich der Herzog zu Nutze; mittlerweile gab Morgenthau seinem Hofmeister Befehl, eine Mahlzeit so gut, als möglich war, in der Eil zuzurichten.

Sobald als Morgenthau wieder in den Saal trat, sagte der Herzog: das ist hier alles vortrefflich! rund um sich her haben Sie Ihre Bauern; man siehts von weitem an den grünen Feldern, daß es jedem wohl ist, und nun klopfte er ihm auf die Schulter und sagte: Schade! Schade! mein lieber Morgenthau, daß sie kein Fürstensohn sind! Oder lieber: Schade, daß niemand, als bloß Fürstensöhne Fürsten seyn dürfen! Aber, sagen sie mir, ist denn die Pfarrers=tochter wirklich Ihre Ehegattin, oder — Ja, Durchlauch=tigster Herzog, antwortete Morgenthau, sie ist meine eheliche Gemahlin, und ihre Eltern hab ich auch bei mir und verpflege sie! Der Herzog wurde äußerst gerührt und erwiederte: edler Mann! daß doch nicht jeder so großmüthig handeln darf! — Führen Sie Ihre Gemahlin und Ihre Schwiegereltern her; wir wollen die Verhältnisse dieser Welt vergessen und als Bürger der zukünftigen eine Mahlzeit zusammen halten und froh seyn. Ihro Durchlaucht zerschmelzen mein Herz, sagte Morgenthau weinend, lief fort und brachte Johan=nette zuerst an der Hand. Dieses edle Frauenzimmer fühlte in dem Augenblick, da sie zum Herzog geführte wurde, eine so erhabene Empfindung der Würde der Menschheit und des wahren Werths einer tugendhaften Seele, daß sie wenig sich darum bekümmerte, wo sie her war, noch wo sie hingeführet wurde. Sie fühlte sich ein Wurm zu seyn, aber ein Wurm, der in den Augen Gottes theuer und werth geschätzt wurde. Ihr Herz war so erweitert, daß ihr die Welt zu enge zu seyn schien. In dieser Empfindung trat sie muthig in den Saal; sie neigte sich mit wahrer Ehrerbietung, aber nicht schüchtern wie sklavische Seelen, sondern mit wahrem An=stande, als Morgenthau's Gemahlin und als die Frau des Hauses. Der Herzog empfand die große Seele dieser

Person. Er empfand, daß sie ihn als ihren Landesherrn verehrte und liebte; aber daß sie auch stark genug seyn würde, alles unter die Füße zu treten, was sich ihrer Ehre nähern möchte. Mit einem Worte, er fühlte wahre Ehrerbietung in seinem Herzen gegen diese Frau, so daß er ihr ein paar Schritte entgegen ging und ihr die Hand bot, welche sie küßte; er aber küßte sie sittsam auf die Wangen. Frau von Morgenthau, sagte der Herzog, ich freue mich, an Ihrer Person überzeugt zu werden, daß es auch Predigerstöchter gibt, die werth sind, Landesmütter zu werden! es soll meine Sorge seyn, Sie unter dem Adel zu erheben; denn Sie verdienen es. Johannette neigte sich tief und antwortete: Ew. Durchlaucht höchste Gnade und meines Gemahls Liebe ersetzt mir allen Adel, und wenn ich Ew. Durchlaucht unterthänigst mein Herz eröffnen darf, so wünsch ich nicht, adelich zu werden; denn man ist alsdann der Verachtung des alten Adels mehr ausgesetzt, als vorhin. Doch werd' ich thun, was recht ist, versetzte der Herzog; denn Ihre Kinder müssen darunter nicht leiden, daß ihre Mutter kein Fräulein gewesen. Hierauf sagte er zu Morgenthau: nun auch Ihre Schwiegereltern! sofort ging er und kündigte diese Gnade den beiden Alten an. Der alte Steilmann wurde darüber so freudig, daß er wie verjüngt aussahe, seine Frau aber fürchtete sich und wäre gern dieses Besuchs überhoben gewesen; Morgenthau aber und ihr Mann sprachen ihr Muth ein. Nachdem sie sich beide angezogen hatten, so lehnte sich der alte Pfarrer seinem edlen Schwiegersohn auf die Schulter, denn der wollte es so haben; die Frau Pfarrerin aber trat hinten nach und so wanderten sie fort. Bei dem Eintritt in den Saal stand der Herzog am Tisch und sprach mit dem Herrn von Bletri. Als der Greis hinein trat, ging ihm der Herzog entgegen und bot ihm die Hand, welche der Pfarrer küßte, darauf sein Käppchen abnahm und anfing:

„Das ist das Erstemal, Durchlauchtigster Herzog, daß ich das unschätzbare Glück genieße, Ew. Durchlaucht die Hand zu küssen, und nun mag mich mein Herr abfordern,

wenn Er will, nachdem ich seinen Gesalbten in der Nähe gesehen und gesprochen habe!“

Es freut mich, antwortete der Herzog, einen so würdigen alten Diener Gottes zu sehen, der mir gewiß Leben und Wohlfahrt hat erbeten helfen.

Dem Alten drangen hiebei die Thränen in seine vertrocknete Augen, und er versetzte:

„Ja, ich habe warm gebetet, daß Gott Ew. Durchlaucht zu einem Salomo machen wolle, und das hat er vollkommen erhöret. Jetzt füge ich noch hinzu, daß Er Höchstdieselben bis ins spätste Alter eine höchstgesegnete Regierung führen lassen wolle!“

Ich danke Ihnen, erwiederte der Herzog; sein heiliger Wille geschehe! setzen Sie sich, Vater Steilmann! er setzte sich in einen Sessel, und sein schwarzes Mützchen setzte er ebenfalls auf. Nun wurde auch die Frau Pfarrerin auf die gnädigste Art zum Handkuß gelassen. Der Herzog und Morgenthau sprachen darauf von allerhand wichtigen Sachen, und öfters war es beiden, als wenn sie nahe an einer Gardine ständen, hinter welcher ein großes Geheimniß auf Entwickelung wartete; aber Jeder kehrte da wieder zurück, und so blieb das Geheimniß versiegelt.

Nach der Mahlzeit bereitete sich der Herzog, wieder nach Bergstein zurück zu reisen. Er nahm von Morgenthau, seiner Gemahlin und den beiden Alten auf die gnädigste Art Abschied. Indem er aber die Treppe herunter stieg und in Begleitung des Herrn von Bletri und Morgenthau's an die Thüre kam, überfiel, ihn ein kalter Schauer, mit einer Beängstigung und mit Zittern begleitet, so daß man ihn wieder zurück führen und zu Bette bringen mußte, wo ihn ein so heftiger Frost überfiel daß man ihn nicht erwärmen konnte. Morgenthau schickte sofort Herrn Wiesenthal nach Bergstein ab, um dem Prinzen und dem Hofe von diesem Vorfall Nachricht zu geben; daher kam der Prinz mit dem ganzen Gefolge noch in dieser Nacht nach Morgenthau hin. Gleich bei dem ersten Besuch, den der Leibarzt bei dem hohen Kranken ablegte, erklärte er die Krankheit für gefähr-

lich, und daß er sie schwerlich überstehen würde. Ob man nun gleich dem Herzog diese Gefahr verhehlen wollte; so merkte er doch bald an allen Gesichtern, daß es nicht recht wäre. Er ließ deßhalb sofort den Leibarzt kommen, und fragte ihn auf sein Gewissen, was er von seiner Krankheit hielte? der Arzt entdeckte es aufrichtig und verhehlte nichts. Lauf ich denn auch Gefahr, fragte der Herzog, den Gebrauch der Vernunft zu verlieren? Ja! sagte der Doktor; Ihro Durchlaucht haben ein hitziges Fieber, es kann leicht dazu kommen; wir wollens aber so sehr zu verhindern suchen, als nur möglich ist. Nun ließ er den Prinzen zu sich kommen, mit welchem er, nebst dem Herrn von Bletri, ein paar Stunden allein war. Darauf kündigte er der ganzen Welt den Abschied an, forderte den Herrn von Morgenthau und seine Gemahlin zu sich und sagte: Nun Kinder, bin ich nicht Herzog mehr; jetzt nur Euer Freund und Mitknecht! leistet mir nun Gesellschaft, bis ich zum Herrn aller Herren übergegangen bin! könnte der alte Vater Steilmann nicht oft bei mir seyn? Er soll mir das Nachtmahl geben, mit mir beten und mich zum Sterben bereiten. Morgenthau fragte den Alten. Ja, sagte er, damit will ich denn auch meinen Lauf schließen; nach Vater Philipp mag ich nicht mehr leben. Er kam also von seinem einsamen Zimmer herab, ließ sich einen Lehnsessel, auf dem man auch ruhen und schlafen konnte, in dem Krankenzimmer, dem Bette gegenüber, stellen; dieser Stuhl hatte Räder unter den Stollen, so daß man ihn ans Bette schieben und wieder zurückbringen konnte.

Sobald Steilmann den kranken Herzog sahe, fing er an: Jetzt, gnädigster Herr! muß ich zu allererst fragen, haben Sie Hoffnung, selig zu werden?

„O ja!“

Worauf gründen Sie diese Hoffnung?

„Ich habe bei dem Antritt meiner Regierung mit Gott einen Bund gemacht, und mich ihm mit Leib und Seel zum Eigenthum übergeben. So viel nun in meinem Vermögen war, bin ich ihm treu geblieben. Wenn ich dennoch aber vor dem Gerichte Gottes erscheinen sollte, so kann ich

dem ungeachtet nicht bestehen; denn all mein Gutes gehört Gott, und alles Böse ist mein. Deßhalb hab ich mich von jeher zum Erlöser der Menschen gehalten; ich bin so viel in ihm geblieben, als mir möglich war, und er auch in mir. Wegen meiner schweren Jugendsünden hab ich längst Vergebung erhalten, und also erwarte jetzt mit Freuden den Zeitpunkt meiner Auflösung."

Das ist wahrhaftig ein fürstliches Zeugniß, versetzte Steilmann. Wir haben also weiter nichts thun, als um Beharrung bis ans Ende und um Geduld im Kampfe zu beten. Dieses bekräftigte der Herzog und begehrte nun das heilige Abendmahl, welches ihm denn auch Steilmann reichte.

Die Krankheit des theuren Fürsten währte so abwechselnd einige Tage fort. Steilmann kam gar nicht vom Zimmer; der Prinz war auch die mehreste Zeit zugegen, und Morgenthau gleichfalls. Den sechsten Tag aber merkte man zusehends eine Verschlimmerung der Umstände. Der Kranke merkte es selber; aber bei dem allem blieb seine Heiterkeit, sowohl des Verstandes als des Gemüths, vollkommen. Endlich am siebenten Tage, gegen den Abend, als es zu dämmern begann, fing der Kranke an: jetzt fühl ich den Tod kommen! der Odem wird mir schwer, Hände und Füße eiskalt; im Augenblick helft mir aus dem Bette! er wurde also von zwei Bedienten herausgehoben.

„Nun will ich sterben, wie's einem Fürsten geziemt; laßt mich auf die Knie!"

Man wollte ihm ein Kissen unterlegen; aber er sagte eifrig: kein Kissen! mein Erlöser ruhte auf keinem Kissen, als er starb; unterstützt mich nur, daß ich nicht umfalle! dieses geschahe, und keiner von den Anwesenden konnte vor innigster Bewegung des Herzens mehr stehen, alle knieten. Der alte Steilmann war unter allen der erste, aber er redete kein Wort. Nun fing der Fürst an knieend zu sterben: Herr, ich komme — verstoß mich nicht — um deiner Liebe willen! — Dieses waren seine letzten Worte; nun sank ihm das Haupt auf die Brust, und er entschlief!

Steilmann betete nun auch feurig zu Gott, und flehte für alle um eine selige Nachfolge.

Nach dem Tode dieses frommen Herzogs machte nun der Prinz Anstalten zur Abreise; Jedermann aber merkte sehr wohl, daß er kein Freund vom Morgenthauischen Hause war. Die Ursachen dazu waren verschieden. Er und Morgenthau hatten ganz widersprechende Charakter; auch war er kein Freund der Religion, wie groß auch das Beispiel war, das er bei dem Tode seines Herrn Vaters gesehen hatte; und endlich fehlte Löschbrand auch nicht, auf alle nur mögliche Weise den Herrn von Morgenthau in den Augen des Prinzen klein und verächtlich zu machen.

Prinz Bernhard war also nun Herzog. Seinen Herrn Vater ließ er fürstlich beerdigen, und darauf wurden die Huldigungstage bestimmt. Morgenthau reiste auch zu gehöriger Zeit hin, und damit er gar keinen Rangstreit erregen möchte, so huldigte er unter dem ganzen Ritterstande zuletzt. Seine Belehnung mit der Herrschaft Bergthal war gar zu fest und bündig vom vorigen Herzog vollzogen und vom Kaiser und Reiche bekräftiget worden; sonst möchte man wohl eine Ursache vom Zaun gebrochen, und ihn aus seinem Paradiese vertrieben haben.

Das Sterben des Fürsten, und vielleicht auch die Aufopferung aller Kräfte, welche der ehrwürdige alte Pfarrer Steilmann über all' sein Vermögen während der Krankheit seines geliebten Landesvaters, den er in seinem Tode erst kennen gelernet, angestrengt hatte, machten ihn so hinfällig, daß er nicht mehr aus dem Bette kommen konnte. Seine Augen wurden dunkel und seine Lebensquelle versiegte immer mehr und mehr. Seine alte Gattin merkte das, und begann sich über die Maßen zu kränken, daß sie, wie es schien, länger als ihr Mann leben sollte. Er war seit vierzig Jahren ihr unzertrennlicher Gefährte gewesen, und es däuchte ihr unmöglich zu seyn, ohne ihn zu leben, so daß sie herzlich Gott anrief, er möchte sie vollenden und zu sich nehmen. Ihr Gebet wurde auch erhört: denn obgleich Steilmann auszehr te, unddden Tod langsamer immer näher kommen sahe,

so übereilte ihn seine Frau dennoch. Sie bekam die Brustkrankheit, und starb in den Armen ihrer Tochter, und unter dem Gebet und Thränen der Umstehenden, wie eine wahre Christin; denn ob sie gleich weibliche Schwachheiten hatte, so war sie doch eine vortreffliche Frau, die durch Kinderzeugen und gute Erziehung reichlich mit ihrem Pfunde gewuchert hatte; und deßhalb als eine getreue Magd in ihres Herrn Freude überging. Der alte Steilmann freute sich zwar, daß sie vor ihm starb, allein seine Natur lidte dadurch noch einen harten Stoß, und er eilte daher nun noch mehr zu seiner Vollendung.

Als er nun endlich merkte, daß er in kurzen Tagen in die Ewigkeit übergehen würde, so ließ er seinen Sohn zu sich kommen. Dieser junge Mann, so wie wir ihn aus dieser Geschichte haben kennen lernen, war feurig, hatte Kraft und Willen, sein Amt nach der vollkommensten Forderung, die man an einem treuen und rechtschaffenen Prediger machen konnte, zu verwalten; allein Einsichten und Erfahrung, vielleicht auch Erleuchtung, fehlten ihm noch. Daher hatte er sich nach und nach verleiten lassen, allerhand Aenderungen zu machen. Er predigte nicht mehr so sehr Buße und Glauben an Christum und an das Evangelium, als vielmehr Pflichten des Christen, da doch diese Pflichten und ihre Erfüllung erst aus jenen Quellen fließen. Die gewöhnlichen Lieder der Kirche waren ihm mit der Zeit zu altfränkisch; er suchte daher immer solche aus, die rein im Ausdruck und fließender gedichtet waren. Sprüche und Strophen, die Kinder von der Wiege an auswendig lernen zu lassen, schien ihm nicht nützlich zu seyn, weil sie nicht verständen, was sie daher sagten u. s. w. Alles dieses hatte er aus gewissen neuern Schriften und Journalen so nach und nach eingesogen, und da dergleichen Sätze seinem Verstande sich empfohlen, so war er bald fertig, auch seinen Willen darnach einzurichten. Sein Vater hörte das zuweilen, und so oft der junge Pfarrer zum Besuch zu ihm kam, so mußte er scharfe Lektionen darüber anhören, daher kam er sehr selten nach Morgenthau, und da sein sonst inniggeliebter Schwager zu allen diesen kleinen Zwistigkeiten

zwischen Vater und Sohn nie ein Wort sagte, ihm also weder Recht noch Unrecht gab, da er doch glaubte, das größte Recht zu haben; so wurde er auch gewissermaßen gegen den Herrn von Morgenthau kaltsinnig. Bei dieser Gelegenheit aber kam er mit seiner Gattin, und just traf es auch zu, daß die alten Gebrüder Sommer zusammen hinkamen, um ihren Freund und Mitvater zu besuchen. Der Pfarrer Klein zu Morgenthau wurde auch eingeladen; er war noch ein junger Mann, sonst aber von sehr guten Eigenschaften. Lilienthal endlich und seine Sybille kamen auch hin, und so war die Gesellschaft bis auf den jungen Sommer, der für jetzo der Welt ganz abgestorben lebte, vollständig.

Als nun der alte Steilmann hörte, wer all' da war, so ließ er dem Herrn von Morgenthau sagen, er möchte alle Freunde auf sein Zimmer führen; denn er habe noch ein und anders vor seinem Abschiede zu sagen, und er wünschte, daß es ein Jeder hören möchte. Morgenthau erfüllte dieses Begehren; er, seine Gemahlin und alle Freunde verfügten sich nach des alten Steilmanns Zimmer, um zu hören, was er vortragen würde. Er lag in seinem Schlafrock auf einem Feldbettchen, und nachdem sich ein Jeder niedergelassen hatte, war alles still und feierlich, auch die Fenstervorhänge waren zugezogen; da richtete sich der ehrwürdige Alte in seinem Bette auf und setzte sich.

Freunde! fing er an, du, mein Sohn und Sie, Herr Bruder Klein, Euch beiden besonders hab ich etwas zu sagen, das mir auf der Seele liegt und mich schwer drückt. Und hat je der Geist des Herrn durch mich mit Kraft geredet, so wünsch ich, daß Er mich jetzt bewirken wolle. Ich habe diesen ganzen Morgen ernstlich gebetet, daß es geschehen und viele Früchte bringen möge!

Ich habe oft so bei mir selbst den Gang der Kirche Gottes im neuen Testamente, nach Anleitung der Kirchengeschichte überdacht; habe so zu sagen ein Jahrzehnd nach dem andern durchgegangen und gefunden, daß sie noch niemals in einer so sonderbaren Verfassung gewesen, als sie jetzt bald seyn

wird; der Anschein dazu ist da vor der Thür. Das Leben Christi, seine Lehre, Wunder, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt war so bekannt, so unwidersprechlich, der Zeugen waren so viel über alle diese Sachen, daß es jedem Anhänger von ihm lächerlich gewesen seyn würde, wenn jemand nähere Beweise, als ihr Wort, ihr Evangelium von ihnen gefordert hätte. Ein ganzes Volk wußte es, und seine Feinde dachten gar nicht daran, durch eine öffentliche Schrift die Sache zu widerlegen. Auch da sie zu einer Staatssache ward, als viele Tausende Christen wurden, welche alle den jüdischen Gottesdienst nicht mehr als die Ursache der Seligkeit ansahen, da brauchte man wohl alle Mittel, die neue Religion zu verdrängen; aber niemand wagte es, die ganze Geschichte Christi, seine Auferstehung und Himmelfahrt in einem öffentlichen Edikt zu widerlegen, zu sagen, es sey alles Betrug und nicht wahr.

Josephus, der große und würdige letzte Zeuge von der Geschichte seiner Nation, war kein Christ. Wenn er nur vermuthet oder gezweifelt hätte, die Sache der Christen sey auf Unwahrheit gegründet, so würde er es gewiß gesagt haben; aber er geht mit Stillschweigen darüber hin, und wenn die berühmte Stelle von Christo sein ist, so sieht man daraus, daß er gern ganz von ihm geschwiegen, wenn er nicht befürchtet hätte, sein ganzes Werk möchte dadurch bei der Nachwelt einen Stoß bekommen, indem er einer so wichtigen Sache gar nicht gedacht hätte.

Die Apostel erzählten überall, wo sie hinkamen, die Geschichte des Herrn, lehrten alle Völker seine heilsamen Gebote und tauften sie. Sie waren sinnliche Zeugen sowohl der Geschichte als der Gebote des Herrn. Sie hatten alles gehört und gesehen, und darauf den heiligen Geist zur Erleuchtung und der Kraft empfangen, um Alles, was sie gehört und gesehen hatten, jedem Volke und jedem einzelnen Menschen auf seine Umstände anzupassen. Auch sie bekräftigten, dem sinnlichen Pöbel zur Ueberzeugung, ihre Lehre durch übernatürliche Kräfte und Wunder, und so wurde die Kirche ausgebreitet wie ein Garten des Herrn. Immer, bis daher,

war der größte Haufe mitten unter der Christenheit Heidenthum, aber die wahre Kirche blieb immerfort, und der Herr und sein Geist waltete noch immer in derselben.

Endlich in unserm Jahrhundert fing der Geist der Untersuchung an, in allen Künsten und Wissenschaften wirksam zu werden. Man reformirte die Philosophie und zeigte die wahren Mittel, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen; man läuterte die Kräfte des Verstandes und gab ihnen ihre gehörige Richtung, und nun verdunkelten viele Irrlichter, die bisher geleuchtet hatten; der Aberglaube wurde gestürzt. So wie nun jeder philosophische Geist sich zur unumstößlichen Regel machte, nichts Unerwiesenes für wahr zu halten; so wurde überall die logische Vernunft, nach Anleitung der Erfahrung, der einzige Weg zur Wahrheit. Man fing also auch an, auf diesem Weg zur Erkenntniß Gottes zu steigen. Da war nun kein anderer Wegweiser als die sichtbare Welt; diese aber geht nach ewigen mathematischen Gesetzen, so weit es die Vernunft enthüllen kann, ihren Gang; alles scheint nach einem vorherbestimmten Plan gemodelt zu seyn, dessen Gang weder durch Gebet, noch durch Reue, noch durch sonst etwas abgeändert werden kann. Wenn ich mich so ausdrücken darf, man entdeckte da gleichsam einen Grundriß von der Gottheit, wie sie allenfalls seyn könnte, wenn eine Welt, wie die unsrige ist, durch sie hervorgebracht werden sollte. Nun, diese höchstschädliche Idee, dieses gräuliche Götzenbild einer verstümmelten Gottheit, setzt sich bei jedem Gelehrten, auch bei dem bestgesinnten, fest: er hälts für einen mathematischen Begriff von Gott, der ganz vollkommen bewiesen ist. Nun haben wir aber eine Anzahl göttlicher Dokumente. Von Anbeginn der Welt her waren geheime Freunde Gottes, die in seinem Lichte die Wahrheit in ihrer hellen Einfalt erkannten. Sie beschrieben treu und einfältig die Geschichte der Kirche Gottes, zeigten die Regierungsform Gottes an, beschrieben sie deutlich, wodurch und wie er die Menschen leitet; mit einem Worte, sie verfaßten eine Geschichte der Menschheit in Rücksicht ihres Verhältnisses auf Gott, als Vater und als Richter der Menschen betrachtet. Endlich

kam noch die Geschichte Christi und seiner Apostel hinzu, und so war dieses Archiv der göttlichen Thaten vollständig. In dieser, von jeher dafür erkannten Offenbarung Gottes an die Menschen kommt nun Gott immer als der allervollkommenste, als ein allmächtiger, allweiser, allgütiger Mensch oder menschlicher König vor, der nicht so sehr nach einem von Ewigkeit her bestimmten unveränderlichen Plan wirkt, sondern einen Befehl, einen Richterspruch ausspricht, und auch nach den Umständen wieder ändert oder gar aufhebt, der väterlich und aufs Zärtlichste liebt, der aber auch fürchterlich zürnt, der bei seinem hohen göttlichen Schwur verspricht, das Gebet des Gerechten zu erhören, wenn es ernstlich und nützlich ist, wozu also ein jeder Mensch freien Zutritt hat, in aller Noth sich an ihn wenden und Hülfe von ihm erwarten kann, wenn er seinem Willen nach lebt, und der fürchterlich straft, wenn jemand wider ihn sündigt, und der endlich Leben, Unsterblichkeit und unermeßliche Glückseligkeit denen verspricht, die auf ihn trauen und seine Gebote halten; hingegen ewige Verdammniß seinen Verächtern droht. Dieses ist wahrer Bibelbegriff von Gott; allein dieser hat sehr viel Widersprechendes mit dem metaphysischen Ideal von der Gottheit. Da man sich aber nun überzeugt hat, der Letztere sey mathematisch wahr und erwiesen, so folgt natürlich, der Bibelbegriff muß entweder nicht so zu verstehen seyn, wie ihn der gesunde Menschenverstand nach dem Buchstaben begreift, oder die Bibel muß gar miteinander das nicht seyn, wofür man sie ausgibt. Beide Meynungen haben zwei große Sekten hervorgebracht, die deistische und die neue theologische. Die Ersten sagen der Bibel gute Nacht und mit ihr der Religion; die Andern aber machen sich erst einen metaphysischen Vernunftplan, und das ist nun die Richtschnur ihrer Bibelerklärung. Da geht nun leider der Kern der Wahrheit verloren und die Vernunft wird Bibelrichterin. Da kommen nun feine Dogmatiken, nach dem schönen Sprachstyl von von der Vernunft schön modifizirt, zum Vorschein. Man behauptete ja kein Wörtchen mehr, als die Vernunft fassen

kann, und die Lieder werden so hübsche moralische Oden und Arien, ohne apostolische Kraft und Salbung.

Hier seufzte der alte Pfarrer tief und schwieg eine Weile; seine Brust war beklemmt für Bekümmerniß, und nun fuhr er fort: O Freunde! ich schwöre Euch hier vor dem Allgegenwärtigen, daß meine Rede wahr ist. Ich, der ich mit allen vollkommen gesunden Seelenkräften am Thor der Ewigkeit stehe, von dieser Stelle die Welt überschaue, nicht phantasire, ich ahne Dinge, wofür einem jeden Rechtschaffenen die Ohren gellen würden, wenn er sie so ahnete wie ich. Noch ist der Gang der Religion allgemein, die schädlichen Männer sind nur einzelne Gelehrten. Es gibt noch Helden, die im Verborgenen für die Religion kämpfen; aber laßt die Jahre verfließen, laßt dieses Jahrhundert zu Ende gehen, so lange die Zweifler und Freigeister noch Männer sind, die die Moral lieben, so lange sie noch einzelne Sokraten sind, so lange gehts noch an; aber laßt nur einmal den Gedanken anfangen, allgemein zu werden, es sey mit der christlichen Religion nichts, der Mensch brauche nur den Gott der Natur anzubeten, die Bibel sey das nicht, wofür man sie ausgibt; o ihr Könige und ihr Fürsten! nun zittert auf euren Thronen! der Pöbel kennt weder Moral noch Metaphysik, er erfüllt nun seine Leidenschaft, wo er kann, nur daß die Obrigkeit den Thäter nicht entdeckte. Der Sohn, die Tochter werden ihre alte Eltern still aus dem Wege räumen; kein Mord, keine Rache, kein Neid, nichts ist mehr umzäumt, nur wenns die Obrigkeit nicht strafen kann. Weiber und Töchter zu beschlafen und unzüchtig zu seyn, als nur möglich ist, heimlich des Nächsten Gut an sich zu ziehen, öffentlich zu morden und zu rauben, Alles ist nun erlaubt, wenns nur ungestraft geschehen kann. Alle Völker hatten ihre Religionen, ihre Götter, ihre festen Begriffe von Belohnungen und Strafen; aber nehmt den Christen ihre Religion, so sind sie zur Abgötterei zu klug und zu Allem, was gräulich ist, wegen des hohen Grads ihres Luxus, am allergeschicktesten. Aber werden denn nicht die Theologen für den Riß treten und die Kirche und Religion schützen?

Ach leider, nein! Die Alten entschlafen und werden weggerafft vor dem Unglück, die Jungen studiren die Philosophie, hören die Lehrer, welche die Vernunft, so wie sie durch die Philosophie ihre Richtung genommen hat, neben die Bibel und gar über sie stellen! Nach und nach werden daraus Generalbegriffe; man wird sich über die neue Gestalt der Theologie freuen, man wird mit der schönen Sittenlehre, mit den seichten Erklärungen der Bibellehre von der Erlösung durch Christum, mit dem Begriff von der Buße, vom Glauben, von der Wiedergeburt, daß es alles am Ende weiter nichts ist als ein guter Wille, ein guter Mensch zu werden oder zu glauben, daß Jesus der Befreier vom Irrthum zur Wahrheit ist, aus der Maaßen wohl zufrieden seyn; man wird sogar glauben, man nähere sich mit Riesenschritten der versprochenen glückseligen Zeit der allgemeinen Aufklärung, gerade da man sich dem gänzlichen Untergang der Religion nähert; denn im Anfang wird Christus noch wahrer Gott seyn; nur daß er durch seinen Tod Gott versöhnt habe, das gefällt der Vernunft gar nicht; also, das muß anders erklärt werden, es muß doch Verstand in der Sache seyn. Noch ein größerer Kopf beweist, daß es weder der Vernunft angemessen noch eine natürliche Folge aus den Sprüchen der Bibel sey, daß Christus gerade gleich ewiger Gott mit dem Vater seyn müsse; es sey ja gerade ein Widerspruch, Gott und Mensch in Einer Person zu seyn, und nun ist also Christus eine Kreatur, mithin endlich und also gegen den Unendlichen doch eben wohl nichts zu rechnen. Noch denkt man sich den Erlöser als das allervortrefflichste Geschöpf; aber nach und nach untersuchen andere die Sache noch näher. Das find' ich doch eben nicht, sagt der große Kopf, daß wir nöthig hätten, Christum durch ein Wunderwerk über die Gränzen der Menschheit hinzusetzen! Genug, er war ein großer vortrefflicher Mann, hatte einen großen Verstand und war unsträflich in seinem Leben; mit Einem Worte: Er war werth, das Haupt, der Stifter der Religion zu seyn! Ja, aber seine Wunder! Nun, man weiß ja wohl, was das Volk so im Enthusiasmus sagen kann, was brauchts da

Wunderwerke; genug, die Religion Christi ist gut. Sehen Sie! dahin führt der Weg, den die Vernunft jetzt in der Theologie eingeführt hat. Und wo sind wir dann, wenn wenn wir einmal da sind? — Gerade da, wo die Sekten aller Philosophen endlich hingekommen sind. Die Grundstütze der christlichen Religion, das unzweifelbare Wort Gottes, die Lehre von Jesu Christo überhaupt ist hin, und noch einmal sage ich, weil auch kein Aberglauben mehr dem Laster im Wege steht, so ist gewiß der traurige Schlußtermin der europäischen Christenheit zu Ende! Gott aber wird wird wohl wissen, seine Ernte zu halten. Um seine Kirche ists mir nicht bange; aber um so viele Menschen, die durch den Strom fortgerissen werden. Und nun, ihr beiden Männer! Die hohe Vorsehung hat Euch zu Lehrern der Menschen bestimmt, sehet doch nur ein, wie schädlich alle Neuerungen und sogenannten Verbesserungen in Religionssachen sind. Gott wählte ja die orientalische Bildersprache, um sich dadurch zu offenbaren. Warum wollen wir klüger seyn und die Sprache paraphrasiren? Salbungsvolle Eindrücke und rührende Empfindungen bringen die Bilder mit sich. Gott hat sie von jeher mit Segen begleitet und so auch die Lieder, welche in dieser Sprache von unsern Vorfahren gedichtet worden. Wählt nur solche Lieder, die nichts Ungereimtes haben, und im Uebrigen benehmt dem ehrlichen gemeinen Mann die alten heilsamen Erinnerungen und Gefühle nicht, die er allemal von Jugend auf bei dem Singen auch einfältiger Lieder empfand. Wie süß sind nicht oft Reimgebetlein und Sprüche dem Erwachsenen in der Hitze der Trübsal, wenn er sich ihrer aus den sorgenlosen Zeiten seiner Jugend erinnert und mit Zuversicht mit denselben vor den Herrn tritt. Doch das Alles, Freunde! wirkt wohl sehr wenig auf die Gelehrten dieser Welt. Ich weiß es; aber ich wollte zu guter Letzt noch einmal mein Zeugniß ablegen und das ist nun geschehen. Jetzt lege ich meinen Hirtenstab völlig nieder; ich habe mein Predigen vollendet.

Der junge Steilmann weinte, bat seinen Vater um Vergebung, wo er ihn jemals beleidigt hätte, und versprach,

seinem Amte mit aller Treue, mit Gebet und Wachsamkeit vorzustehen. Weil nun der alte Pfarrer sehr abgemattet war, so gingen alle Freunde von ihm und ließen ihn in Ruhe.

Morgenthau hielt sich bei allen diesen Reden seines Schwiegervaters ganz verschlossen; die beiden Pfarrer aber waren voll davon und wünschten sehr, von ihm, als einem Staatsmann und Christen, seine Gedanken darüber zu vernehmen. Besonders drang sein Schwager Steilmann sehr in ihn, um sein Urtheil über die moralischen Predigten zu hören. Allein alle Mühe war vergebens, er antwortete nur: Ein jeder, der einen Weg selber gegangen ist, wird wissen, welche Mittel die wirksamsten waren, einmal, um ihn zum Gehen zu bewegen, und dann, um ihn glücklich an Ort und Stelle zu bringen.

Die Herren Sommer lächelten bei dieser lakonischen Antwort, und Leonhard sagte: Man predige lange einem Lahmen von glücklicher Reise, man heile ihn, eh er gehen kann! Steilmann sprach mit einigem Unwillen: Christus hat doch auch Moral gepredigt, und eben so auch seine Apostel. Ja, Herr Bruder! antwortete Morgenthau, das hat Er; aber Er hat auch die Mittel angewiesen, wie sie gehalten werden können, durch Glauben an Ihn, durch Liebe zu Ihm, und durch das Bleiben in Ihm, das lehre man einmal die Zuhörer, so wird sich die Moral selber finden. Steilmann schwieg; ob er aber durch das Alles überzeugt worden ist, das wird sich zu seiner Zeit finden.

Einige Tage darauf starb der alte Steilmann ganz ruhig. Er redete nichts mehr vor seinem Ende, und so wie er begehrte, begrub man ihn nach Korndorf, neben seiner Gattin, auf den allgemeinen Kirchhof, mitten unter seinen Zuhörern.

Das Absterben der beiden alten ehrwürdigen Eltern hatte zwar Morgenthau's Haus, deßgleichen auch den Pfarrer Steilmann und seine Liebste in eine Trauer versetzt, die um so viel herzlicher war, je mehr sie Alle an den lieben

Alten verloren hatten; allein diese Betrübniß verlor sich von Tag zu Tag, und der Wohlstand, welcher überhaupt schleunig in der Herrschaft Bergthal zunahm, seitdem Herr Silberstern einige Leinen- und Baumwollen- oder sogenannte Siamoisen-Manufaktur dort angelegt hatte, vertrieb bald alle traurige Wolken. Alles fing an zu leben und zu weben, und dieses machte dem braven Herrn von Morgenthau, der doch eigentlich der Schöpfer von dem Allem war, wahre Seelenfreude. Er wandelte fast täglich, so viel es seine Geschäfte erlaubten, umher, besuchte hier und dort seine Bauern, und wenn er aufwärts ging, so sprach er bei Lilienthal zu; ging er aber abwärts, so aß er oft bei dem ehrlichen Ulli Schwabach ein Schüsselchen süße Milch und genoß dabei den Frieden, den so viele Nutzstiftungen zum Besten der Menschheit unausbleiblich mit sich führen. Ueberall fand er dann noch Anlaß, guten Rath zu geben und nützliche Anstalten zu verfügen.

Bei solcher Gelegenheit traf es auch einmal zu, daß er gerade am Mittag, und zwar an einem schönen Tage im September, in Lilienthals Hause ankam. Nun war man schon dergleichen Ueberraschung von ihm gewohnt, daher machte man wenig Umstände. Man führte ihn in ein einsames Kabinetchen, welches Lilienthal blos für ihn zurecht gemacht hatte; Pöll aber wurde in der Wohnstube mit Speis und Trank versorgt. Diesen getreuen Jüngling pflegte der Herr von Morgenthau gemeiniglich mitzunehmen, theils weil er an seinen aufgeweckten und vernünftigen Reden Vergnügen fand, theils auch um ihn zu allerhand Kommissionen, die er ihm aufzutragen hatte, zu gebrauchen. Das Zimmer, auf welchem Morgenthau sich befand, sahe gegen Mittag hin, und indem ihm Sybille etwas zu essen bereitete, stand er am Fenster und schaute in das einsame Thälchen gegen Südosten. Da schien es ihm so vertraulich auszusehen, daß er Lust bekam, oben am Ende der Wiesen, an einem dunkeln Gebüsche, eine Einsiedelei für sich aufzurichten, und daselbst zuweilen ein paar Tage in der Einsamkeit von seinen Geschäften auszuruhen.

Unter diesen Gedanken speiste er, und nach Tisch ersuchte er Lilienthal, ein wenig mit ihm das Thal hinauf spazieren zu gehen. Pöll wurde von diesem Spaziergang ausgeschlossen: er blieb also bei ein paar Jünglingen, welche bei Lilienthal die Erziehungswissenschaft erlernten, um Schulmeister werden zu können. Lilienthal verstand sich sehr gern dazu, seinen Herrn und Freund zu begleiten; sie gingen also um zwei Uhr fort, und wandelten das Thal hinauf. Morgenthau war ein großer Freund von wilden und furchtbaren Aussichten, und da sich hier ein großes und sehr hohes Gebirge erhob, so wünschte er einmal zwischen den Felsen und Hügeln die jähen Thäler hinauf zu steigen, um sich ein wenig umsehen zu können; Lilienthal war wohl damit zufrieden. Oben am Ende des Thälchens war ein erhabener, steiler und waldigter Hügel. Auf beiden Seiten desselben rauschten Bächlein unter den Gebüschen herunter, und man sahe so recht in das vertrauliche, ein melancholisches Gefühl erweckende Dunkel des Waldes hinein. Hier richtete Morgenthau sein Augenmerk hin und ging schleunig den Hügel hinauf; sein Begleiter folgte ihm muthig nach. Auf der Spitze dieses Hügels war die Gränze von der Herrschaft Bergthal, und so weit ging auch eigentlich Lilienthals Landgut, was er nämlich davon urbar machen konnte; was aber Waldung bleiben mußte, das gehörte zum Forstregal, und also dem Herrn von Morgenthau.

Hier senkte sich der Hügel ostwärts allmälig nieder, und ein grüner Rasengang, der von lauter Waldbuchen überwölbt und dunkel war, führte den Hügel hinunter. Morgenthau und sein Begleiter wandelten herab, und hier kamen sie an einen Bach, welcher nordostwärts ein Thal herab kam. Längs diesem Bach führte ein Fußpfad das Thal hinauf; sie folgten diesem Steig, und kamen nach Verlauf einer kleinen Viertelstunde auf eine Höhe, wo sie einen weitläufigen, ganz ebenen grünen Platz antrafen, der rund umher mit alten Eichen umkränzt war. Hier gefiel es Morgenthau so wohl, daß er etlichemal auf- und abwandelte. Indem er so umher ging und mit Lilienthal sprach, bemerkte er ostwärts

das eilfertige Laufen einer Frauensperson, gleich als wenn es um ihr Leben zu thun gewesen wäre. Sie sah aber unsere Spazierenden nicht; ihr Lauf war den Wald hinauf gerichtet. Alsbald sahe er auch zwei Jäger hinter ihr her laufen, und er bemerkte, daß sie die Frauensperson bald einholen würden. Freund! fing Morgenthau an, wir müssen sehen, was es dort gibt, ich besorge da etwas Uebels. Lilienthal lief schon und Morgenthau lief mit. Indem hörten sie die Frauensperson erbärmlich schreien; dieses verdoppelte ihre Schritte, und in kurzem kamen sie in ein dunkles Gebüsche, wo sie die Jäger im Begriff fanden, eine junge, etwa 22jährige Weibsperson zu nothzüchtigen. So behutsam sonst Morgenthau auch war, so verlor er doch hier alle Geduld. Die beiden Kerls vermutheten hier an diesem einsamen Orte keinen solchen Ueberfall, sie bemerkten daher nichts, und indem sie sich nur mit ihrem teuflischen Vorhaben beschäftigten, fühlten sie sich schon Beide ziemlich hartnäckig und unfreundlich an den Haarzöpfen gefaßt, und Rohrstabschläge auf ihren Buckel regnen, ehe sie sich einmal umsehen konnten, woher dieser Sturm entstände. Das Mädchen fand sich also erlöst. Sie sprang auf, fiel aber auch alsofort wieder nieder auf die Knie und dankte Gott mit lauten Thränen für seine herrliche Hülfe. Indessen als Morgenthau glaubte, die beiden Ehrenräuber wären nun hinlänglich gezüchtiget, so ließ er sie laufen. Nun, sagte Lilienthal lachend, hab ich doch in meinem Leben noch Niemand geprügelt, und ich hätte auch nicht geglaubt, daß man so viel Vergnügen dabei haben könnte, als ich jetzt empfunden. Morgenthau lächelte; aber nun zog das Mädchen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Auf den Knien rückte sie näher und küßte jedem ihrer Erretter die Füße. Morgenthau hob sie auf und fragte sie: Wo sie her wäre, und wie sie dahin käme? Zitternd antwortete sie: Ach kommen Sie mit mir! mein Vater wohnt nur ein Viertelstündchen von hier; bringen Sie mich doch zu ihm, ich kann nicht allein nach Hause gehen! Dieses war Pflicht für unsere beiden Menschenfreunde; sie begleiteten sie hin, und während der Zeit merkten sie, daß die Jungfer noch

immer heimlich betete; zugleich aber nahmen sie auch wahr, daß diese Person sich vor andern Bauerdirnen auszeichnete. Sie war schön, zart, besser gekleidet und schien auch wohl erzogen zu seyn. Nach einem kleinen Viertelstündchen kamen sie über eine Anhöhe hinüber. Sie fanden da eine Landstraße, und auf beiden Seiten längs derselben ein Dörfchen von etwa 20 Häusern liegen, welches schöne Felder und Gärten, und unterhalb demselben, das Thal hinunter, anmuthige Wiesen hatte. Hier führte sie ihre Begleiterin in ein hübsches Haus, welches mitten in einem Baumhof einsam stand. Dieses war eine mittelmäßige Bauerwohnung, mit gehöriger Stallung und Garten, nebst vielen Obstbäumen umgeben; Alles sahe aber so blühend und wohlgeordnet aus, daß sowohl Morgenthau als Lilienthal Vergnügen fanden, dahinein zu gehen. Das Mädchen flog in die Stube, fiel ihrem Vater um den Hals und fing laut an zu weinen. Der Vater sah sie starr an und schaute mit aufgesperrtem Munde bald die Fremden, bald seine Tochter an. Sobald er nun die Geschichte ausgehört hatte, bückte er sich recht zierlich gegen die beiden Herren, so als wenn er dessen von jeher gewohnt gewesen wäre, nahm seine Kappe ab und setzte ein paar Stühle. Der Alte war ein herrlicher schöner Greis von 4 bis 65 Jahren, aber seine Farbe war noch lebhaft und seine Miene heiterlächelnd. Die Gefahr, worin seine Tochter gewesen war, hatte ihn so außer sich selbst gebracht, daß er fast nicht reden konnte; doch die Dankbarkeit, welche er den beiden Herren schuldig war, löste ihm die Zunge, so daß er mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit und mit recht wohlgesetzten Worten alles das hervorströmen ließ, was ihm sein dankbares Gefühl eingab. Morgenthau konnte sich nicht enthalten, zu fragen, was seine Tochter im Walde gemacht hätte? Ach! sagte der Alte, indem er den Kopf schüttelte, ich bin selber Schuld an dem Unglück, doch es ist ja kein Unglück, der himmlische Vater hats ja noch verhütet. Dahinten im Walde ist ein Brunnen, der so vortreffliches Wasser hat, und da pflegt mir meine Fanny wohl zu holen. Fanny! komm herein! Wer waren die Spitzbuben? Sie antwortete: Ich kenne sie nicht; sie kamen am

Brunnen zu mir, sie sprachen erst freundlich mit mir und fragten, wo ich her wäre, und da griffen sie mich an; doch ich entriß mich ihnen und entlief, aber sie holten mich ein, und da hab ich den Krug zerbrochen. Macht nichts, sagte der Vater; Gott sey Dank, daß das der ganze Schaden ist!

Lilienthal bemerkte indessen, daß Morgenthau diesen alten Mann mit forschendem Auge ansahe und eine tiefe Verwunderung und Erstaunen zu verbergen suchte. Fanny, sagte Morgenthau, heißt Eure Tochter so? Ja, sagte er; da wundern Sie sich darüber? sie ist mir in England geboren; meine Frau ist eine Engländerin. Mary, komm herein! Nun kam auch seine Frau: sie war auch etwas besser gekleidet, als andere Bauerweiber, und ihr Umgang schien so, als wenn sie vornehmere Leute von jeher gewohnt gewesen. Morgenthau und Lilienthal wunderten sich aus der Mäßen über diese Leute. Ersterer fragte den Bauer: Kennt Ihr mich, mein Freund?

„Diesen Herrn da kenn ich; er war einmal Schulmeister da drunten nicht weit von hier; aber Sie hab ich nicht die Ehre zu kennen, denn ich komme nirgends hin; doch schwebts mir so dunkel vor, als wenn ich Sie mehrmals gesehen hätte.“

Ich bin äußerst begierig, eure Geschichte zu wissen.

„Ja, ich wollt Euch gern erzählen, wenn ich wüßte, daß ich dürfte.“ (Er kratzte sich am Kopf.)

Ihr dürft sie erzählen; ich bin Morgenthau und stehe euch für Alles.

Nun bückte sich der Bauer sehr tief, und wurde voller Ehrfurcht. Sind Ihro Gnaden der vortreffliche Herr im Bergthal? Gott! Mary und Fanny! seht da, welch Glück! Nun, gnädiger Herr, erlauben Sie mir doch, daß ich Ihro Gnaden die Hand küssen darf! Mary und Fanny, ihr auch! Morgenthau erlaubte das und sagte: Nun, mein Freund, erzählt eure Geschichte!

Sehr gern, sagte der Bauer. Er setzte sich; Mary und Fanny aber gingen wieder hinaus. Nun fing er an:

Ich bin hier aus diesem Dörfchen gebürtig. Hier in diesem

Hause wohnte mein seliger Vater; ich hab es neu aufgebaut und reparirt; es war sehr verfallen. Ich war in meiner Jugend ein flinker Bursch und munter. Nun trug es sich einmal zu, daß der hochselige Herzog Heinrich zu Bergstein war und hier herum jagte. Die Bauern wurden aufgeboten, und ich mußte aus unserm Hause mitgehen. Da geschah es, daß Prinz Philipp, der letztverstorbene Herzog, der mit mir gleich alt war, ein Schwein fangen wollte; ich weiß es noch so gut, als wenn es heut geschehen wäre. Ich stand nicht weit von ihm; er stellte sich neben einem Baum und hielt ihm den Spieß vor. Das Schwein kam und ging auf ihn an, aber der Fang fehlte und das Eisen schlug aus. Ha, dacht ich, da ists Zeit! Ich lief hinzu und griff den Spieß. Das Schwein tanzte weidlich auf dem Prinzen herum; ich hielte den Spieß vor, und es gerieth mir so gut, daß mir das Schwein in den Spieß ging, und ich es also glücklich erlegte. Indessen gabs Lärmen; Alle kamen herzu, der alte Herzog auch, gerade da mir das Schwein am Spieß zappelte. Der Prinz hatte sonderlich keine Noth gelitten; das gab denn eine Freude, da denk ich mein Lebtag dran. Nun, Alle standen um uns her; der Herzog schenkte mir fünfhundert Gulden, die gab ich meinem Vater. Der Prinz aber wollte mich in seinem Dienst haben; ich ließ mich auch nicht lange bitten und nahm den Dienst an. Ich war erst bei den Pferden; da ich mich aber gut schickte, so nahm er mich von den Pferden, und brauchte mich als einen Livreebedienten zu allerhand Geschäften.

Als ich nun ein paar Jahre bei ihm gewesen war, so nahm der Prinz seine Reise nach England vor, und ich mußte mitreisen; unsere Bedienten waren nicht sehr viel. Wie's da nun in England all gegangen hat, das wäre zu weitläufig zu erzählen. Genug, die Königin hatte eine junge Herzogin bei sich; diese gewann unser Prinz lieb und sie ihn auch. Die Heirath kam zu Stande und der Prinz bekam sie. Nun erlaubte Herzog Heinrich dem Prinzen, noch einige Jahre in England zu bleiben; er miethete sich also einen Pallast in London, und wir hatten da so unser Wesen.

Vielleicht hatte der Prinz seine Gemahlin zu lieb, ich weiß es nicht; allein es zeigte sich so nach und nach, daß er ihr nicht traute, ob sie ihm treu wäre, und doch war sie eine sehr fromme christliche Dame. Aber es gingen immer Geistliche bei ihr ab und zu, und da hieß es, daß sie mit Einem unter ihnen zuhielte. Es hat sich aber nachher gewiesen, daß es nicht wahr war. Indessen, der Teufel ruhte nicht.

Anderthalb Jahre nach der Heirath bekam unsere Prinzessin einen Prinzen. So groß auch überall die Freude darüber war, so schien sich doch Prinz Philipp nicht sehr darüber zu freuen; doch blieb noch alles in guter Ordnung. Zu der Zeit fand ich Gefallen an einer Küchenmagd unserer Prinzessin und sie auch an mir. Wir hielten um Erlaubniß an, uns zu heirathen, und die bekamen wir; ich blieb dabei in meinem Dienst und meine Mary auch. Nun schien sich alles nach und nach zu ändern. Der Prinz gewann seine Gemahlin lieb, und so lebten wir noch ein paar Jahre allzusammen vergnügt fort; aber leider desto härter fiel endlich der Schlag auf unsere arme Prinzessin! Der Prinz mochte nun heimlich noch immer mißtrauisch seyn, und da fand endlich der Teufel Gelegenheit, sein Meisterstück zu machen.

Ein vornehmer englischer Herr, Lord E... hatte von jeher die Prinzessin geliebt, sie ihn aber nicht; denn er war ein gottloser Mann, so wie ich von allen Menschen hörte. Der konnte nun nicht vertragen, daß es dem Prinzen so wohl ging, und er hatte gemerkt, daß er eifersüchtig auf seine Gemahlin war. Da war nun der Teufel los, und er suchte nichts anders, als die Beiden unglücklich zu machen. Dazu brauchte er einen Menschen, der eben so schlimm war, als er selber. Diesen unterrichtete er in allen Stücken, wie er sich verhalten sollte. Er war ein ansehnlicher geschickter Mensch, und es wurde so angekartet, daß er bei unserer Prinzessin Kammerdiener wurde. Der Geistliche, welcher unsere Herzogin immer besuchte, war ein berufener frommer Mann. Nun hatte der Prinz vielleicht ein Mißtrauen von Anfang in ihn gehabt; aber doch war er zu klug dazu, sich etwas merken zu lassen, theils, um das Gerücht zu vermei-

den, als wenn er eifersüchtig sey, theils auch, um seine Gemahlin nicht zu betrüben, die er noch immer zärtlich liebte, theils auch darum, weil er, aller Klugheit ungeachtet, noch keine Spur von etwas Unrichtigem gemerkt hatte. Eduard, der Kammerdiener, der von seinem Lord E... wohl unterrichtet war, wie er sich zu verhalten habe, paßte heimlich immer auf Gelegenheit, seinen Zweck auszuführen. Er brachte dem Prinzen immer mehr und mehr Verdacht bei, und suchte sich dessen innigstes Vertrauen zu erwerben, und das gelang ihm auch. Endlich als er glaubte, seine Teufelei ausführen zu können, kam er des Abends spät zum Prinzen auf sein Zimmer und raunte ihm in's Ohr, daß jetzt der Geistliche bei seiner Gemahlin sey, und daß er leider vermuthete, ihn diesen Abend sichtbar zu überzeugen können; er möchte deßwegen nicht zu Bette gehen.

Die Prinzessin hatte indessen ihre gottseligen Gespräche mit dem frommen Mann und dachte an nichts Arges. Nun war sie gewohnt, demselben, ehe er nach Hause ging, ein Glas Burgunder geben zu lassen, und da sie selber zuweilen davon trank, so pflegte sie ein Gläschen mit ihm zu trinken; das wußte der Gaudieb, und daher bediente er sich des Mittels, sie unglücklich zu machen. Als daher ihm die Herzogin befahl, ein Glas Wein zu geben; so hatte er im Winkel auf einem Credenztischchen den Wein und die Gläser stehen. Er goß etwas Schlafmachendes in die Gläser, und nun den Wein darauf, und brachte ihn. Beide tranken den Unglückstrank; der Geistliche trank noch ein paar Gläser darauf, die Herzogin aber keins mehr. Nun nahm der Geistliche Urlaub; damit er aber nicht zu weit laufen möchte, so hielt ihn Eduard noch im Vorzimmer auf, mit dem Vorgeben, er habe etwas sehr Wichtiges mit ihm zu sprechen. Die Herzogin wurde indessen schläfrig und forderte ihre Kammerjungfern, aber die hatte Eduard nebst allen Bedienten auch entfernt, und indem er der Herzogin versprach, sie zu suchen, auch wirklich wegging, überraschte sie der Schlaf, daß sie auf einem Lehnsessel einschlief; der Geistliche entschlief auch im Vorzimmer ganz fest. Da er nun sich nicht getraute, den Geistlichen

allein zu Bette zu bringen, so rief er einen Kameraden. Diesem machte er weiß, der Geistliche habe sich so stark betrunken, und damit es nicht auskomme, so möchte er ihm helfen, denselben auf ein Bette zu bringen. Der that das willig; Eduard aber kartete es so, daß der arme Mann neben der Herzogin Schlafkammer auf der Kammerjungfer Bette zu liegen kam. Sie hatten ihm seine Kleider nicht ausgezogen, sondern ihn so hingelegt. Nun ließ der gottlose Mensch den Einen wieder gehen, ging darauf hin, und fand die Herzogin im tiefen Schlafe. Diese war ihm nun nicht zu schwer, besonders da sie eine mittelmäßige und nicht sehr dicke Person, er aber ein schwerer starker Engländer war. Er trug sie zu dem Geistlichen und brachte sie Beide in eine Positur, die verdächtig genug war. Um den Prinzen rasend zu machen, ließ er sie eine Zeitlang liegen, damit ein allzufester Schlaf bei dem Ueberfall seinen Anschlag nicht verrathen möchte; indessen ging er zuweilen zu dem Prinzen, und hielte ihn auf und erzählte ihm, wie sich die Beiden so stark im Burgunder berauschten. Endlich, des Nachts gegen zwei Uhr, däuchte es ihm Zeit zu seyn. Der Prinz ging mit ihm; sie schlichen auf's Zimmer, und da fand er nun die Beiden verdächtig genug beisammen liegen. Wer unsern hochseligen Herzog Philipp gekannt hat, der weiß, daß er sich nie den Zorn zur Uebereilung verleiten ließ. Er ließ durch Eduard seine Bedienten zusammen berufen, damit sie die Sache bezeugen könnten, im Fall es Noth thun würde, und darauf retirirte er sich, und ließ Beide so beisammen; Eduard entfernte sich auch. Des Morgens früh erwachte die Herzogin zuerst. Nun kann man sich leicht vorstellen, wie Beiden zu Muthe war, als sie sich in diesen Umständen fanden. Sie besannen sich, erschracken, zitterten, waren unschuldig, und wußten nicht, wie oder wann? Ob nun die Kammerjungfer, welche auf dem Bette zu schlafen pflegte, dahin gekommen, das bin ich nicht gewahr geworden; genug, es entstand eine Konfusion, die nicht zu beschreiben war. Eduard erstaunte so gut, wie alle Andere. Die Herzogin hatte ihn gefragt, ob er nicht wüßte, wie sie dahin gekommen wären? aber er

that so unschuldig, und schien dabei so bekümmert zu seyn, wie ihre andere Bedienten. Der arme Geistliche wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen. Er wollte zum Prinzen gehen, sich entschuldigen, um Gnade bitten; allein er kam nicht vor, er wurde in Arrest genommen und weggeführt. Der Prinz aber hatte einen Brief an seine Gemahlin geschrieben, ihr ihre Untreue bitter zu Gemüthe geführt, und ihr anbefohlen, ihm nie wieder vor's Gesicht zu kommen. Und da er nunmehro von ihrem verdächtigen Umgange mit dem Geistlichen fest überzeugt zu seyn glaubte, so traute er ihr auch nicht zu, daß der junge Prinz von ihm wäre. Er befahl ihr also, denselben mit zu nehmen; denn er erkenne ihn für sein Kind nicht. Die Prinzessin sahe wohl ein, daß es ihr an allen Mitteln fehlte, sich zu entschuldigen; sie überließ also Gott die Sache, und reiste denselben Tag mit ihrem Prinzen und Bedienten fort auf ihre Güter. Meine Frau zog mit ihr und ich suchte um meinen Abschied an, um bei meiner Frau bleiben zu können. Den erhielt ich, und so zog ich nach einigen Wochen auch zu ihr; Eduard aber bekam Dienste bei seinem Lord, und blieb also in London. Der Herzog hatte nun auch keine Freude mehr in England, und zog in kurzer Zeit nach Deutschland in seine Länder.

Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Der Geistliche wurde bald hernach auf freien Fuß gestellt; doch wurde ihm seine Bedienung abgenommen. Er lebte also ruhig und stille im Verborgenen, so wie auch die Herzogin, welche ihren Prinzen durch gottselige und geschickte Leute erziehen und ihn in allem Nöthigen und Nützlichen unterrichten ließ. Sie that mir und meiner Frau ein Gut ein, wovon wir ihr eine erträgliche Pacht geben mußten, und da hab' ich nun zwanzig Jahre lang gewohnt und den englischen Ackerbau aus dem Grunde gelernt.

Es wird nichts so klein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonne, das ist ein Sprüchwort, und ein wahr Wort! So ging's auch hier, Eduard war viel zu gottlos dazu, um nicht an den Galgen zu kommen. Was er all' begangen hat, weiß ich nicht mehr; aber es kam heraus, und er bekannte

vor seinem Ende die ganze Geschichte. Dieses wurde der Herzogin kund gethan; sie ließ sich die Aussage des Eduards förmlich durch ein gültiges Instrument aufsetzen, und es wurde ihr gerathen, dieses zu ihrer Rechtfertigung an den Herzog Philipp abzuschicken. Allein sie war zu fromm dazu, um es zu thun; denn der Herzog war nun schon lange wieder vermählt und an der Regierung. Sie wollte ihm also die unsäglichen Schmerzen ersparen, die ihm diese Nachricht würde verursacht haben, ohne die Sache nunmehro ändern zu können.

Der Geistliche war in seiner Jugend ein sehr wilder Mensch gewesen; er hatte sich aber von Herzen bekehrt, und war hernach ein heiliger Mann geworden. Dieser Mann starb nicht gar lange nach der Zeit, als Eduard hingerichtet wurde. Er hatte vor seinem Ende einem getreuen Freund aufgetragen, daß er ihn nach seinem Tode durch ein paar geschickte Aerzte besichtigen und ein Instrument über seine körperliche Beschaffenheit aufsetzen lassen möchte, um es der Herzogin zu ihrer vollkommenen Rechtfertigung zuzuschicken. Dieses geschahe auch, und so wurde sie ganz vollkommen in den Stand gesetzt, ihre Unschuld zu beweisen.

Diese vortreffliche Frau lebte so ganz in der Stille fort, und der Prinz wuchs heran, so daß er nunmehro bald in Kriegsdienste gehen sollte. Alles wurde dazu bereit gemacht; allein es kam ein großer Schlag über ihn. Seine Mutter starb an einer Brustkrankheit, und er begab sich darauf auf Reisen, und ich bekam auch Lust, nach meinem Vaterlande zurück zu reisen. Fanny war noch ein kleines Mädchen. Ich packte alle meine Sachen zusammen, machte zu Gelde, was ich konnte, und zog hieher. Meine Eltern waren todt, meine Schwestern verheirathet und dieses Gut verpachtet. Ich zog darauf und lebe noch, so lang als Gott will.

„Wie heißt Ihr? fragte Morgenthau.“

Dietrich Hollstein, sagte der Alte.

„Habt Ihr keine Kinder mehr, als diese Tochter?“

Nein, gnädiger Herr!

Nun dankten unsre beiden Spazierenden dem alten Bauer für seine Erzählung und wanderten wieder nach Hause.

So edel nun auch Morgenthau auf diesem für ihn so fatalen Spaziergange gehandelt und die Ehre eines braven Mädchens gerettet hatte; so zog er sich doch dadurch eine Trübsal zu, die sobald nicht ihre Endschaft erreichte. Die beiden Jägerknechte waren Bedienten des Oberförsters zu Bergstein. Sie merkten leicht, daß wenn ihre Sache auskommen sollte, ihre Strafe nicht gering seyn würde. Sie erdachten also einen Fund, wie das Bauernmädchen am Laubscharren gewesen wären und sie es hätten pfänden wollen, worüber es ihnen aber entlaufen wäre, und daß sie gerade darüber, als sie es gegriffen hätten, von Morgenthau und seinem Gefährten wären mißhandelt worden. Der Oberförster berichtete diesen Vorfall an den Oberjägermeister, den Herrn von Löschbrand, welchem es eben recht war, auf solche Weise, wenigstens dem Scheine nach, eine gerechte Ursache an Morgenthau zu bekommen. Er brachte dem Herzog die Sache so schief vor, als möglich war, und es wurde nicht nur ein scharfer Verweis an Morgenthau eingeschickt, sondern man forderte auch 500 Reichsthaler, welche den beiden Jägerburschen zuerkannt wurden. Morgenthau schrieb an den Herzog, stellte ihm die Sache im rechten Lichte vor, bezahlte darauf die 500 Reichsthaler und duldete im übrigen das Unrecht ganz großmüthig. Dieses verdroß Löschbranden über die Maßen; er hätte gern gesehen, daß sich Morgenthau recht dagegen gesetzt hätte, damit er mehr Gelegenheit bekommen möchte, sich an ihm zu reiben. Dieses aber war nun nicht thunlich, er mußte sich also bis auf die nächste Gelegenheit zufrieden geben.

Die ganze mittägige Seite des Bergthals war ein steiler Wald voll großer gewuchsiger Bäume. Groß und klein Wildpret fand sich darinnen genug; denn da die Gegenden umher oft von den Bergsteiner Jägern durchstreift wurden, so nahmen die wilden Thiere ihre Zuflucht dahin. Morgenthau aber war kein Liebhaber der Jagd; daher gab er seinen Bauern Erlaubniß, zuweilen die Waldung zu durch-

streifen, um das Wild zu verjagen, wenn es an den Feldfrüchten Schaden anrichtete. Bei dieser Gelegenheit pflegte dann wohl Pöll ein und ander Stück zu schießen; denn er liebte die Jagd aus der Maßen. Nun trug es sich einmal zu, daß er auf einer Anhöhe stand und dem vorbeistreifenden Wilde aufpaßte. Sein Schwager Caspar stand oben auf der Gränze ebenfalls mit einer Flinte und that deßgleichen. Die Bergthaler Bauern trieben von unten herauf, und bei dieser Gelegenheit dachten die beiden Brüder, einige Stücke zu schießen. Indem kam ein Hirsch die Seite herauf an Pöll vorbei. Er schoß nach ihm und verfehlte ihn. Nach einer kleinen Weile hörte er oben einen Schuß fallen; er eilte hin, um zu sehen, ob ihn sein Schwager vielleicht erlegt hätte und fand ihn neben dem sterbenden Hirsch stehen und sich freuen. Indem sie so da standen und überlegten, so traten zwei Jäger mit aufgezogenen Hahnen aus dem Gebüsche hervor, schalten sie Wilddiebe und drohten, wofern sie nur muckten, so wären sie des Todes; befahlen ihnen auch zugleich, vor ihnen hin nach Bergstein zu wandern. Die beiden sahen die Gefahr und erkannten wohl, daß hier kein andrer Rath sey. Sie wanderten also höchst betrübt fort und ließen sich ihr Gewehr abnehmen; glaubten aber, ihr Herr würde ihnen gewiß helfen, weil sie auf eigenem Grund und Boden geblieben waren. Sie wurden also nach Bergstein geführt und in ein schlimmes Gefängniß gesteckt.

Die Bauern hatten auch den Schuß gehört, und als sie im Streifen endlich auf die Höhe kamen, so fanden sie den Hirsch da liegen, jedoch niemanden dabei. Sie dachten aber nicht anders, als daß die Schützen etwa noch ein und ander Stück verfolgt haben möchten, und daher gingen sie nach Hause. Pöll und Caspar kamen aber den Abend nicht nach Hause. Morgenthau wunderte sich darüber und ward unruhig; Trine hingegen, Caspars Frau, gerieth in die äußerste Angst. Als sich aber auch des andern Tages niemand fand, so schickte Morgenthau aus und ließ sie suchen. Da hörten nun die Ausgeschickten, daß man sie nach Bergstein geführet hätte. Sie kamen also wieder und hinter-

brachten, was sie gehört hatten. Caspars Frau wollte darüber vergehen; Morgenthau aber ließ sie trösten und ihr sagen, sie sollte sich nicht bekümmern, er wollte sorgen, daß ihr Mann wieder loskäme. Er that auch wirklich sein Bestes; denn er schickte nicht nur sofort nach Bergstein um seine beiden Unterthanen wieder zu fordern, sondern er schrieb auch an den Herzog; erhielt aber eine Antwort aus der Conferenz, die ihm Grauen machte. Man würde, hieß es, diese Wilddiebe einmal exemplarisch abstrafen, auch wohl Mittel zu finden wissen, seinen Eingriffen und Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun. Morgenthau sah also wohl, daß er Leiden ohne Zahl würde durchzustreiten haben; er beruhigte sich aber und beschloß, zu dulden, so lang er konnte; daran dachte er aber wohl nicht, daß man die Sache so weit treiben würde, als man wirklich that.

Die beiden Gefangenen saßen sehr übel, denn sie waren schwer geschlossen und bekamen nichts als Wasser und Brod; doch den einzigen Trost hatten sie dabei, daß sie beisammen waren. Caspar war äußerst verzagt, denn er glaubte nicht anders, als daß er würde sterben müssen. Pöll aber dachte daran nicht; aber in der Schubkarre in Bergstein herumzuziehen, das fürchtete er; doch hofften beide noch immer, ihr Herr würde ihnen heraus helfen. Der Thurm, auf welchem sie sich befanden, stand einsam in der Mauer. Er war rund und in gothischer Bauart gebaut, und hatte gegen Abend ein viereckigtes Loch, durch welches die Sonne in diesen melancholischen Behälter schien. Sie waren kaum drei Wochen Gefangene gewesen, als Pöll einmal gegen Abend so ganz ungewöhnlich traurig wurde. Er schaute mit nassen Augen auf den viereckigten lichten Platz hin, den der Sonnenschein durch das Mauerloch dort schief an der Mauer machte. Schwager! fing er an, man sollte nicht meynen, daß das die nämliche Sonne sey, die im Bergthal scheint! da scheint sie so freudig, so fröhlich und hier so traurig. Ach, sagte Caspar mit einem Seufzer, wie mag es mit meiner Frau und Kinder stehen! Möcht ich sie doch noch einmal wiedersehen! Pöll versetzte: ich

habe noch immer gehofft, wir sollten mit dem Leben davon kommen; aber jetzt zweifle ich daran. Ich hab's so überdacht. Der Herzog liebt sein Wild mehr als seine Bauern, und ich habe letzthin gehört, daß es bei Lebensstrafe verboten sey, einen Hirsch zu schießen. Ja, erwiederte Caspar, wir haben ihm ja keinen Hirsch geschossen! Pöll antwortete: meynst du denn, der Höllenbrand von Oberjägermeister lasse die Wahrheit vor den Herzog kommen? da denke nicht dran! dem wird's seine Seelenlust seyn, wenn er unsern Herrn so recht drücken kann, und unser Herr ist nicht stark genug, sich gegen den Herzog zu setzen. Ach! versetzte Caspar, ist denn kein Recht mehr in der Welt? Ja! erwiederte Pöll; aber bei dem Kaiser es jetzt zu suchen, ist eben so gut, als wenn man einem hungrigen Bettler im Mai sagen wollte: habe Geduld; im Herbst, wenn ich geerndtet habe, dann sollst du Brod haben. So vertrieben die beiden guten Leute diese Abendstunden. Endlich als es stark dämmerte und nunmehro Nacht werden wollte, trat ein Prediger in ihren Behälter. Sie erschracken beide, daß sie fast ohnmächtig wurden; der Geistliche aber tröstete sie, so gut er konnte. Er war so, wie alle Welt, in seinem Herzen überzeugt, daß sie unschuldig waren; aber alle Hülfe und Vorspruch waren vergebens. Nach und nach suchte er ihnen beizubringen, daß sie morgen ihr Todesurtheil zu gewarten hätten. Caspar gerieth dadurch in eine vollkommene Ohnmacht; Pöll aber knirschte mit den Zähnen, stand auf, schüttelte seine schwere Kette und sagte: Herr Pfarrer! wissen Sie, daß ich nun getrost sterbe! Ich habe mich drein gegeben; ich sterbe als ein Opfer für meinen theuren Herrn, und nur diese Bitte habe ich an Sie: schreiben Sie an ihn und melden Sie ihm, daß ihn sein getreuer Pöll bis in den Tod geliebt habe, und daß er nur meiner armen Schwester — nun, das brauch' ich ihm nicht zu sagen, das thut er doch! Jetzt bereiten Sie mich zum Tode; ich will nun der Welt vergessen; jetzt freut's mich unendlich, daß ich Gott immer geliebt habe; Christus wird mich selig machen; der Pfarrer blieb die ganze Nacht bei ihnen. Caspar war immerfort

betäubt und sah aus wie ein Todter; aber Pöll war ganz munter. Des andern Tages wurden sie vor den Schöppenstuhl geführt, um das unerhörte und höchstseltsame Todesurtheil anzuhören, daß sie sollten gehangen werden. Nachdem das furchtbare Ding aus dem Munde des Richters heraus war, sagte Pöll so halblächelnd: Ich habe mich recht verwundert, daß der Herr das so ruhig daher sagen kann, gerade als wenn der Metzger eine Kuh aus dem Stall führt, nun so ganz gelassen eine Pfeife Taback anzündet, und sie vor den Kopf schlägt, indem der Andere mit der Nachbarin plaudert, und das Messer auf dem Stahl schleift. Nun dräute er mit dem Finger und sagte nachdenklich: es wird einmal eine Zeit kommen, wo euer Herzog, Löschbrand und Sie, vor einem andern Richter stehen werden, und dahin appellir' ich. Nun wurden sie losgeschlossen und weggeführt.

Die paar Tage, welche nun noch übrig waren, brachten die Gefangenen so zu, wie es solche Umstände mit sich bringen; Pöll war ziemlich munter, Caspar aber sehr niedergeschlagen. Morgenthau hatte indessen ein wachsames Auge auf alles, was zu Bergstein vorging. Trinen, Caspars Frau, tröstete er aufs beste, und ging oft allein zu ihr und sprach ihr zu; sie wollte ihren Mann besuchen, aber Morgenthau erlaubte es ihr nicht.

Nun brach der Gerichtstag an. Ein Lieutenant, welcher mit fünfzig Mann in Bergstein lag, war bestimmt, mit seinen Soldaten einen Kreis zu schließen, und Jedermann bedauerte die armen Leute, welche gehangen werden sollten; denn ein solches Verfahren war im Herzogthum Hochbergen etwas Unerhörtes. Gegen neun Uhr wurden die Gefangenen ausgeführet, alle Glocken wurden geläutet, und zween Geistliche begleiteten die armen Sünder nach dem Gerichtsplatz, wo sich eine unglaubliche Menge Menschen versammelt hatte. Nachdem nun die Gefangenen in den Kreis getreten waren, nahte sich der Henker und die Geistlichen fingen an zu beten. Auf einmal brach aus dem Wäldchen in der Nähe ein Trupp Reiter hervor, welche in einem Galopp angesprengt kamen. Voran ritte Morgenthau,

wie ein heldenmüthiger General, neben ihm waren seine Erzbauern, Lilienthal und Ulli Schwabach; denn so wenig diesem Letztern seine Religion erlaubte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so machte er doch hier eine Ausnahme. Er saß auf seinem Ackerpferde, wie seine Nachbarn; er hatte ein langes braunes Camisol an, einen rund um abgekrempten Hut auf dem Kopf und einen schönen langen Bart; seine wohlpolirte Flinte hing ihm auf der Schulter, welche er nun mit der Hand ergriff und sie vorwärts lenkte. So wie Morgenthau daher kam, theilte sich alles Volk voneinander, und der ganze Trupp folgte ihm nach vollends in den Kreis; denn auch die Soldaten machten Platz. Der Lieutenant, welcher das Kommando hatte, mochte diesen Umstand wohl gar nicht vermuthet haben; weil er aber fürchtete, er möchte sich eine schwere Rechenschaft zuziehen, wenn er die Gefangenen ausfolgen ließe; so kommandirte er seine Soldaten, auf Morgenthau und seine Leute Feuer zu geben. Morgenthau aber sprengte vor ihn, hielt die Pistol auf ihn und befahl ihm, augenblicklich seine Leute das Gewehr strecken zu lassen; Schwabach und Lilienthal thaten mit aufgezogenen Hahnen ein Gleiches, und während der Zeit führten die Bergthaler Bauern die Gefangenen fort. Morgenthau hatte seinen Leuten den Plan vorher aufgegeben, nach welchem sie handeln sollten. Ob nun der Lieutenant und seine Leute wirklich feige Memmen waren, oder ob sie heimlich an dem ungerechten Gericht einen Abscheu hatten, oder wie die Sache bewandt war; genug, sie ließen Morgenthau ruhig abziehen. Ich meines Orts glaube, daß ein Schrecken von Gott über diese Leute gekommen war, wegen der bösen Sache, die sie vorhatten.

Pöll und Caspar aber waren nicht in den Umständen, daß sie gehen konnten; Ulli Schwabach wollte den Pöll Niemand anders in seiner Gewalt lassen. Du sollst auf mein Pferd sitzen, rief er, und ich wills an dem Zaum führen! Du Märtyrer Gottes und unseres Herrn, wart! Dir soll's wohl gehen! so rief er über Wegs oft gegen ihn

aus. In diesem Aufzug kam man endlich nach Morgenthau hin. Sobald Pöll in den Hof kam, legte er sich in der Länge nach auf die Erde nieder. Die Frau von Morgenthau und alles Gesinde kam und stand um ihn her, er kroch längs die Reihe, küßte jedem die Füße und weinte laut; Morgenthau aber trat herzu, hub ihn auf und sagte mit nassen Augen: Du hast einen harten Stand gehabt, guter Pöll! aber dafür sollst du nun auch Glückseligkeit genießen, dessen bin ich dir Bürge. Johannette hätte ihn gern geküßt, wenn es sich geschickt hätte; doch streichelte sie ihm die Wangen und weinte.

Nun schickte Morgenthau Boten nach Korndorf an seinen Schwager Steilmann, und ersuchte ihn, mit seiner Frau eilends überzukommen; deßgleichen ließ er auch die Herren Gebrüder Sommer zu sich bitten, nebst ihrem Sohn, und zugleich die Landwirthschafts-Kommission zusammen kommen. Zu dem Herrn von Haberklee sandte er gleichfalls einen Boten; denn dieser war jetzt auf dem Gute, welches sein Schwiegervater vor kurzer Zeit noch bewohnt hatte, und grämte sich fast zu Tode; denn sein Herzeleid war im Grunde noch größer, als dasjenige, welches Morgenthau zugestoßen war. Ich habe diese Geschichte bis daher verschoben, um mich in der Mitte meiner Erzählung nicht zu unterbrechen.

Sobald der Herr von Löschbrand in des Herzogs Dienste getreten war und Letzterer die Regierung bekommen hatte, machte Löschbrand Anschläge, sich so hoch zu schwingen, als es nur möglich war, und zugleich sich recht in der Gunst des Herzogs zu befestigen, und dieses gelang ihm auch vollkommen. Er studirte die Neigung dieses Herrn recht aus, und was er ihm an den Augen ansehen konnte, das that er. Dadurch entstand nun eine Drangsal im Lande, die nicht zu beschreiben war. Die alten Minister machten die besten Vorstellungen, aber umsonst; daher wurden einige vom Hofe entfernt, und die andern entfernten sich selber. Der Herr von Bletri zog auf sein Landgut und lebte da als Landwirth; er war ein gar herrlicher vortrefflicher Mann.

und eben deßwegen war er am wenigsten geschickt, am Hofe zu bleiben. Von allen Seiten schrieen die Landleute gen Himmel über den Schaden, den ihnen das überflüssige Wild an ihren Früchten zufügte. Geldpressen, Frohndienste, falsche Urtheile, unüberlegte Edicte überschwemmten das Land, so daß aus allen Hütten und von jedem Bette Seufzer und Thränen über die Regierung gen Himmel stiegen!

Reymund von Haberklee war ein vernünftiger Mann und sahe gar wohl ein, daß sein Schwiegervater die größte Schuld an all diesem Unglück hatte; er und seine Gemahlin klagten unter sich darüber von Herzen. Nun trug es sich einmal zu, daß Löschbrand seinen Schwiegersohn und seine Tochter zu sich einlud; sie hatten diesen Besuch so lange verzögert, konnten ihn aber doch auf die Länge nicht ganz unterlassen. Sie reisten daher an den Hof; der Herzog sahe Claren und verliebte sich in sie. Löschbrand merkte das nicht nur mit inniger Seelenfreude, sondern der Herzog entdeckte ihm auch diese Neigung. Beide beschlossen daher, die gute Frau in die Falle zu führen. Löschbrand hielt bei seinem Schwiegersohn an, er möchte doch seine Frau einige Zeit bei der Mutter lassen; denn ihre Seele hing an dieser einzigen Tochter. Reymund konnte das nicht abschlagen, wie ungern er es auch that, und eben so wenig hatte Clara Lust, da zu bleiben; aber sie mußte sich zufrieden geben. Reymund reiste also sehr schwermüthig wieder fort. Er schrieb alle Wochen an seine Gemahlin; bekam aber nie einen Brief; das machte ihn fast rasend. Endlich schrieb ihm sein Schwiegervater ganz kaltblütig, daß seine bisherige Gemahlin in Dienste des Herzogs getreten wäre, und daß er sich fernerhin keine Rechnung mehr auf sie zu machen hätte.

Der Herr von Haberklee wüthete über diese abscheuliche Behandlung; aber das half alles nichts. Endlich wußte er keinen Rath anders, als sich zu Gott zu wenden. Er flehte ihn als ein unbekanntes Wesen Tag und Nacht um Rache an; dadurch empfand er nach und nach eine fremde Beruhigung in seiner Seele, die er bis daher noch nicht er-

kannt hatte, und die ihm die Kraft einflößte, seine schwere Leiden zu ertragen. Er fing an, in der Bibel zu lesen. Er fand darinnen so etwas Wirksames auf sein Herz, seine Zweifel verschwanden nach und nach ganz, und er wurde einer der festesten und gegründetsten Christen, so daß er sein schweres Kreuz nunmehro mit Ruhe ertragen konnte.

So weit war er in seiner Bekehrung gefördert, als er von seinem alten Freund Morgenthau eingeladen wurde. Er machte sich alsofort auf den Weg, und kam des Abends auf dem Schlosse in Bergthal an, wo auch die andern Geladenen schon alle eingetroffen waren. Morgenthau hatte alle Freunde auf einem großen Saal sich versammeln lassen, welcher an der Abendseite des Schlosses lag. Daselbst war eine Mahlzeit zubereitet, und seine Gemahlin beschäftigte sich damit, den Freunden den Abend angenehm zu machen; er aber hatte den ganzen Nachmittag im Kabinet gearbeitet. Nachdem nun die Sonne untergegangen war, trat Morgenthau in den Saal. Er grüßte Alle mit einem fröhlichen Gesicht, und nun ging man an die Tafel. Nach dem Essen fing er an: Meine Herren und Freunde, und du, meine Liebste! Der Zeitpunkt naht heran, daß meine ganze Geschichte ans Tageslicht kommen muß. Ich werde diese Nacht wegreisen, um meinen Verfolgern aus dem Wege zu gehen; aber nach Verlauf eines Vierteljahrs werde ich wieder bei Ihnen seyn, und dann erst, hoffe ich, soll unsere Glückseligkeit dauerhaft werden. Ich hab sie alle zu dem Ende hieher kommen lassen, um Ihnen Lebewohl! zu sagen, und Sie allerseits zu bitten, meine Liebste und Kinder zu bewahren, und ihr in allen Umständen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Wenn ich wieder komme, so werd ich es einem Jeden, der etwas zu ihrem Troste beigetragen hat, vergelten können. Diese Rede setzte alle Anwesenden in Erstaunen und Traurigkeit. Er war so der Mann, der einem Jeden Schutz gegen Sturm und Ungewitter schaffte, wenn er nur an ihn dachte, und einem Jeden schien es, als wenn mit seiner Abreise der Zaun und seine Güter eingerissen würde.

Johannette fiel ihm um den Hals und weinte laut. Fahre wohl! sagte sie, mein Geliebter! sage mir nur, hast du Gefahr auf dem Wege? bist du gewiß, daß deine Sache gut ausschlagen muß, und wirst du es hinausführen? Ja, sagte er, meine Theure! daran zweifle ich gar nicht; aber ich besorge, du werdest während der Zeit allerhand Verfolgungen ausgesetzt seyn.

Darum bekümmere dich gar nicht, antwortete sie: ich hab in meinem Leben noch keine Trübsal gehabt, und dann halte ich mich würdiger, deine Gattin zu seyn, wenn ich einmal um deinetwillen etwas gelitten habe. So blieben sie noch Alle zusammen bis gegen zehn Uhr. Da nahm Morgenthau von einem Jeden Abschied, und ging darauf in sein Kabinet. Reymund von Haberklee und Johannette aber folgten ihm nach. Reymund wünschte mit ihm zu reisen, und es wurde ihm gestattet. Da es aber nicht mehr Zeit war, noch vorher nach Hause zu reisen, so schrieb er Briefe an seinen Verwalter und Rentmeister, und empfahl ihnen seine Sachen; Pöll aber und Caspar mußten mit ihrem Herrn reisen und Bedientenstelle vertreten, damit sie von fernern Nachstellungen sicher seyn möchten. Des Morgens, mit Anbruch des Tages, reisten also Morgenthau und Reymund in aller Stille fort; die andern Freunde aber blieben diesen Tag noch alle beisammen, und am Abend ging ein Jeder nach Hause.

Johannette vermuthete wohl, daß sie nicht lange ruhig bleiben würde, denn die gewaltsame Befreiung der beiden Gefangenen konnte Löschbrand nicht ungeahndet lassen; doch beschloß sie, alles heldenmüthig abzuwarten. Wie sie gedacht hatte, so geschah es. Ein paar Tage nach Morgenthaus Abreise kam ein Capitain mit hundert Mann Reiterei vor das Schloß, welcher mit Morgenthau zu sprechen begehrte. Johannette ging heraus und fragte, was sein Begehren wäre? Er zeigte einen Befehl vor, vermöge welches er den Herrn von Morgenthau in Arrest nehmen sollte. Johannette lächelte und versetzte: Meinen Gemahl wollen oder sollen Sie in Arrest nehmen? Das ist

kühn; aber er ist verreist und wird auch so bald nicht wieder kommen. Darauf zeigte der Capitain einen andern Befehl vor, worinnen ihm anbefohlen war, mit seinen Leuten in der Herrschaft Bergthal auf Execution zu bleiben, bis auf weitere Ordre, und dem zufolge, sagte der Capitain, indem er zum Thor hinein und Johannette vorbei sprengte, werd ich mich hier einquartiren. Die Frau von Morgenthau erwiederte: Wenn der Herr Capitain im Ton der Freundschaft mit mir leben wollen, so werd ich mir eine Freude daraus machen, Ihnen zu dienen. Nun vertheilte der Capitain seine Soldaten unter die Bauern, und auf Johannettens Bitte gab er die strengsten Befehle, Niemanden zu drücken oder zu quälen.

Einige Tage ging das so ganz gut; doch merkte Johannette immer, daß sie der Capitain nicht als Morgenthaus Gemahlin, sondern als seine Maitresse ansahe, auch immer kühner wurde; daher beschloß sie, ihn bei erster Gelegenheit nachdrücklich zur Ruhe zu verweisen. Als er daher einmal hinter ihr herkam und sie ganz unverschämt um den Leib faßte, rang sie sich in einem Schwung und Sprung los und sagte ihm mit funkelnden Augen, daß sie nicht die Berührung eines fremden männlichen Fingers dulden würde, und sollte es ihr auch das Leben kosten. Ich kenne, fügte sie hinzu, den Werth meines Herrn und Gemahls, und daher muß ich um desto mehr mich durch eine heilige Treue seiner würdig machen. Sie hielt sich darnach sehr zurück; sie speiste nicht mehr mit ihm und blieb auf ihren Zimmern. Dem Capitain wurde aber nach und nach die Sache ernst, so daß er mit Bitten und allerhand Versuchungen an sie setzte, und es endlich einmal wagte, in ihr Kabinet zu kommen und ihr Anträge zu thun. Als er sich aber mit ernsten Worten nicht wollte abweisen lassen, sondern sich erkühnte, sie anzugreifen; so schlug sie ihn mit geballter Faust ins Gesicht, sprang hin, ergriff ein Tafelmesser und drohte, ihm geradenweges das Messer ins Herz zu stoßen, wenn er sich ferner erkühnen würde, sich ihr auf diese Weise zu nähern. Er ging also wüthend fort, setzte ihr aber eine Wache vor ihr Zimmer, und mit

diesem Vorfall fing er mit seinen Soldaten an, die Bergthaler Bauern auf die grausamste Art zu drücken.

Pfarrer Steilmann besuchte indessen seine Schwester oft, und tröstete sie so gut er konnte. Als er aber jetzt hinkam und fand, daß sie in ihrem eigenen Schlosse eine Gefangene war, so gerieth er in Eifer, ging zum Capitain, und ermahnte ihn im Namen Gottes, seine gemessene Pflicht nicht zu übertreten; der Capitain aber lachte ihn höhnisch aus und fragte ihn: Ob er auch ein hübsches Weibchen hätte? Steilmann gerieth darüber außer sich, trat vor ihn und sagte: Ich bin ein Diener Gottes und unsers gnädigsten Herzogs, und jetzt erinnere ich Sie in beiden Eigenschaften an Ihre Pflicht und versichere Ihnen, daß ich mit allen Unterdrückten vor dem Richterstuhl Gottes klagen werde, und er wird Ihnen für Ihre Handlungen einen schrecklichen Lohn geben. Hierauf trat Steilmann ab; allein der Capitain war so aufgebracht, daß er auf die Wache rief und einen Corporal kommen ließ, der den armen Pfarrer ganz erbärmlich abprügeln mußte. Der Pfarrer Klein eilte auf diesen Lärm im Hofe herzu, und da er im Eifer auch etwas harte Worte heraus stieß, so empfing er ebenfalls eine gute Portion Prügel. Steilmann war dergestalt voller Schmerzen, daß er nicht nach Hause gehen konnte, sondern sich dahin fahren lassen mußte; der Pfarrer Klein setzte sich zu ihm, und Beide trösteten sich so gut sie konnten.

Diese Gewaltthätigkeiten wurden bald durchs ganze Bergthal allen Bauern bekannt. Zorn und Verdruß bemeisterten sich aller Herzen; besonders gab die Mißhandlung an den beiden Geistlichen gleichsam einem Jeden einen Stoß zur Selbstrache, und es fehlte nur an einem Anführer, um eine Menge blutiger Köpfe zu machen. Was die Drangsal betraf, in welcher sich die Frau von Morgenthau befand, davon wußte noch zur Zeit Niemand etwas; aber auch dieses blieb nicht lange verborgen. Lilienthal, der auch etliche lebendige Teufel von Soldaten im Hause hatte, brachte es endlich dahin, daß er durch Umwege Gelegenheit fand, der Frau von Morgenthau schriftlich seine Umstände zu

entdecken. Durch eben denselben Weg antwortete sie ihm wieder: daß sie den heftigsten Verfolgungen und Nachstellungen ihrer Ehre wegen ausgesetzt sey und schwerlich ohne Vergießung eigenen oder fremden Bluts sich werde retten können; sie ermahnte daher ihren Freund Lilienthal flehentlich und mit Thränen, um Gottes und ihrer Freundschaft willen auf ihre Rettung bedacht zu seyn. Diese Klagen drangen Lilienthal durch die Seele, und so stehendes Fußes verfügte er sich zu Freund Schwabach; diesem war auch das Maaß so voll, daß er kaum ein Tröpfchen weiter zu fassen vermochte. Diese beiden Biedermänner beschlossen alsobald, ihre Frau zu retten, es koste was es wolle. Ehe zwei Stunden verflossen waren, hatten sie etliche zwanzig Bauern in dem Wäldchen nahe bei dem Schlosse, bei Elisens Grabe, versammelt, und in größter Geheim wurde einem Jeden kund gethan, mit Frau und Kindern in der ersten Nacht ins Gebirge zu flüchten, wo ein Ort zur Zusammenkunft bestimmt wurde. Dieses alles ging so still zu, daß kein einziger Soldat etwas davon gewahr wurde.

Gegen Abend, als es zu dämmern begann, kamen Schwabach und Lilienthal mit ihren Männern aus dem Wäldchen hervor. Die Wache, welche am Thore stand, machte Lärm, aber die Bauern ereilten die Zugbrücke, eh' sie aufgezogen werden konnte. Niemand war auf den Zufall vorbereitet. Die zehn Soldaten, welche im Schlosse lagen, saßen ruhig bei dem Kartenspiel; der Capitain aber hatte sich ein halbes Räuschchen getrunken, und war eben zur Thür hinein in Johannettens Zimmer getreten, als Schwabach den Einen, und Lilienthal den Andern, welche vor dem Zimmer die Wache hatten, bei Seite stieß, ihnen das Gewehr abnahmen, und auch darauf doppelt bewaffnet herein traten. Der Capitain erschrack heftig: Johannette aber fiel auf die Knie und seufzte glühenden Dank den Himmel hinan; Lilienthal hob sie auf und führte sie heraus. Indessen befahl Ulli Schwabach mit einer brüllenden Baßstimme dem Capitain, seinen Degen abzugeben. Der Capitain zitterte vor diesem Manne, der mit seinem alten deutschen Barte noch alten deutschen Muth und Redlichkeit zu verbinden schien.

Marschier, du Kind der Hölle; sagte Schwabach, du bist mein Gefangener! Als sie zusammen auf den Gang kamen, trat der Schweizer vor den Capitain, setzte ihm die Flinte auf die Brust und rief: Knie nieder! Der Capitain zitterte und kniete. Nun fuhr er fort: Jetzt versprich nur bei deinem Ehrenwort, wenn du eins hast, daß du deinen Leuten befehlen willst, uns Bauern alle mit Weib und Kindern ziehen zu lassen! Der Capitain mußte das schwören, und nun sagte Schwabach: Jetzt befiel das den Soldaten augenblicklich! Er gab also Ordre an alle Soldaten, daß Niemand sollte zurück gehalten werden, der ausziehen wollte. Hierauf setzten sie die Frau von Morgenthau auf ein Pferd und zogen an einen bestimmten Ort im Walde, wo sich fast alle Bergthaler Bauern mit Weib und Kinder versammelt hatten; Jeder hatte so viel Proviant bei sich, als er zu tragen vermögend war.

Johannette hatte indessen Briefe von ihrem Gemahl bekommen, worinnen er ihr meldete, daß er gesund und wohl wäre; aber sonst schrieb er ihr nichts. Sie beschloß, zum Fürsten von G... ihre Zuflucht zu nehmen, bis sich die Umstände änderten. Sie zog dahin, und dieser Fürst, der viel Rühmliches von Morgenthau gehört hatte, nahm sie mit ihren Unterthanen freundlich auf und versorgte sie recht liebreich und anständig; die Bauern aber quartirten sich auf einigen Dörfern ein und arbeiteten um Taglohn, um sich zu nähren.

Der Pfarrer Steilmann war indessen in eine schwere Krankheit gefallen, welche ihm die Schläge, der vielfältige Verdruß und die Bekümmerniß über seiner Schwester Schicksal zugezogen hatte. Er gerieth überdas in eine solche Seelenangst, daß er sich öfters das Leben nehmen wollte und man ihn also strenge bewachen mußte. Dieses Alles rührte aus einer Einsicht her, welche er in die Wichtigkeit seines Amts bekam, wo er fand, daß er noch nie seiner Pflicht Genüge gethan hatte. Diese große Schwermuth trieb ihn endlich zu einem feierlichen Gelübde, wenn er wieder aufkommen würde, alles dasjenige durch die Gnade Gottes zu thun und auszuführen, was Pflicht und Amt von ihm forderten. Nun fielen alle die seichten und ohnehin verbesseru-

den Begriffe von der Religion weg; was Kern und Wahrheit hatte, das gefiel ihm, das suchte er einzuführen, und so wurde er einer der rechtschaffensten Männer, die je in der protestantischen Kirche gelebt haben. Kaum fing er an, wieder besser zu werden, so wurde er seines Amts entsetzt und ihm befohlen, aus dem Lande zu gehen. Dieses schmerzte ihn zwar sehr; aber er ergab sich in sein Schicksal und zog zu seiner Schwester.

Es ist nicht zu sagen, welchen Druck und wie viel Unheil der Herzog durch sein Werkzeug, den Herrn von Löschbrand, in seinen Ländern anrichtete. Allenthalben war Bedrückung, Unrecht, Gewalt und Seufzen gen Himmel zu hören. Sogar auch die friedlichen Herren Sommer blieben nicht frei von Tyrannei; sie wurden angeklagt, daß sie ihre Tochtermänner unterstützten und bekamen daher ebenfalls Soldaten ins Haus, welche unmenschlich bei ihnen hausten. Der Capitain im Bergthal aber hatte nichts mehr da zu thun; alles war öde und verlassen, und deßwegen zog er wieder ab. Er wurde aber schlecht empfangen; denn weil er sein Amt so übel verwaltet und alle Bauern hatte ziehen lassen, so wurde er kassirt.

Morgenthau schrieb indessen öfters von Wien aus an seine Gemahlin, und sie antwortete ihm allemal und erzählte ihm umständlich, wie die Sachen im Herzogthum Hochbergen standen; er aber meldete ihr schlechterdings nichts von dem, was er dort machte oder ausrichtete, sondern er schrieb nur obenhin, daß er bald wieder kommen würde.

Vierzehn Wochen nach Morgenthau's Abreise erscholl ein Gerücht überall, daß ein Prinz aus England angekommen sey, welcher zu Wien gewesen und bewiesen habe, daß er des seligen Herzogs Philipp rechtmäßiger Sohn sey und daß dieser Prinz mit einem Kommando kaiserlicher Soldaten in die Residenzstadt Hochbergen eingerückt sey, wo er den jetzigen Herzog nebst seinen Ministern mit einem Staatsarrest belegt habe. Ueber das Alles fügte man noch hinzu, daß Morgenthau mit diesem Prinzen gekommen und sein vertrautester Freund sey. Johannette hörte das alles mit

Wonne; nur wunderte sie sich, daß ihr ihr Gemahl von dem Allem nichts geschrieben habe, und fast hätte sie gefürchtet, daß nichts von allem wahr wäre, wenn nicht auf einmal ein Brief von Morgenthau gekommen wäre, worinnen sie nebst ihren Kindern, Herrn Lilienthal und seiner Liebste, Herrn Pfarrer Steilmann und seiner Gattin und dem jungen Herrn Sommer eingeladen wurde, sich sofort reisefertig zu machen und nach Hochbergen überzukommen. Sie bestellte dieses alles mit größter Herzensfreude, dankte Gott für die glücklich überstandenen Leiden, und nachdem sie obige Freunde alle bei ihr versammelt hatte, so reisten sie zusammen nach Hochbergen ab, mit einer Freude, die größer war als Hochzeitfreude. Eine Nacht waren sie unterwegs und des andern Vormittags kamen sie in Hochbergen an und logirten sich in ein Wirthshaus ein, das ihnen von Morgenthau war bezeichnet worden. Sie wunderten sich sehr, als sie ihren Freund da nicht fanden, auch gewahr wurden, daß er gar nicht im Hause gewesen war. Kaum waren sie aber eine Stunde da gewesen, als Herr Reymund von Haberklee zu ihnen kam und sie alle mit einer Freude bewillkommnete, die nicht zu beschreiben war. Jetzt, fing er gegen Johannetten an, wird sich ein Schauspiel für Sie eröffnen, davon die Welt wird zu sagen wissen, und alsofort führte er den ganzen Trupp Freunde mit sich fort nach dem Palast und daselbst auf einen großen herrlichen Saal. Hier waren sie eine kleine Weile voller Erwartung gewesen, was es nun geben würde, als Morgenthau in Begleitung des Herrn von Bletri und verschiedener anderer Minister und Herren in den Saal trat. Johannette flog auf ihn zu, sah aber indessen einen großen, blitzenden Stern auf seiner Brust. Morgenthau stand und lächelte. Sie stutzte, sah vor sich nieder, erschrack aber in allem Ernst, als man ihn Ihro Durchlaucht nannte. Doch ermannte sie sich, nahte sich wieder ein paar Schritte, schaute ihm heiter ins Gesicht und sagte: dieser Stern da blendet mich nicht; du wußtest es, Morgenthau! als du im Garten zu Korndorf das Wehen himmlischer Luft fühltest, und dein Herz in das meine und meins in deines überfloß! Ich bin deine getreue Gemah=

lin; und wenn du auch mehr als Herzog wärest, da beruf ich mich auf das Zeugniß aller Engel, die unsere Kopulation sahen; und nun fiel sie ihm um den Hals, drückte ihn an die Brust und weinte Thränen der Freude. Morgenthau konnte sich nicht mehr enthalten; er weinte auch, schloß sie in seine Arme und sagte: Lieber will ich ein Herzogthum missen als dich; aber du bleibst meine Gemahlin, der Kaiser hat dich dazu geadelt, und von nun an sey Herzogin von Hochbergen! Hierauf bezeigten ihr alle Anwesenden die gebührende Ehre; sie aber stand wie eine Bildsäule und zitterte; denn in dieses Schicksal konnte sie sich noch gar nicht finden. Steilmann aber und Lilienthal nebst den ihrigen waren wie träumend, und von Ehrfurcht mit Wonne vermischt, durchdrungen. Sobald hingegen der Herzog mit seiner Gemahlin fertig war, umarmte er einen Jeden von ihnen und hieß sie alle willkommen. Nun wollte er mit seinen Freunden heute ganz allein seyn und mit ihnen zu Mittag speisen. Während dieser Zeit erzählte er ihnen seine Geschichte, welche meine Leser oben von dem Bauer bis an den Tod der englischen Herzogin gelesen haben. Prinz Friedrich, unser bisheriger Herr von Morgenthau, begab sich nach dem Tode seiner Mutter an den Hof, wo er einige Jahre in Kriegsdiensten stand, nachher aber eine gewisse ansehnliche Bedienung auf dem Lande verwaltete. Hierauf ging er auf Reisen, durchzog mit seinem getreuen Diener Wiesenthal, der seine Geschichte gar wohl wußte, deßgleichen auch Weilern, zwei Deutsche von Geburt, die vornehmsten Länder von Europa, und da er die Religion liebte, auch dabei von Herzen ein praktischer Philosoph war, so beschloß er, sein Leben unbekannt und ruhig zuzubringen. Zu dem Ende verfügte er sich in seines Vaters Staaten, entdeckte ihm aber weiter nichts, als daß er ein englischer Edelmann sey. Er gewann die Gnade und zarteste Liebe dieses Herzogs, und unter Bekräftigung des kaiserlichen Hofes belehnte er ihn auf sein Begehren mit dem öden Bergthal. Wie er nun da gelebt, das ist aus dieser Geschichte bekannt. Er war nie entschlossen, seine Rechte auf die Erbschaft des Herzogthums

gültig zu machen, sonst hätte er vielleicht Johannetten nicht geheirathet. Da aber der junge Herzog so übel regierte, so machte sichs Morgenthau zum Besten des Vaterlandes zur Pflicht, seine Rechte am kaiserlichen Hofe zu beweisen und den jetzigen Herzog zu entsetzen. Seine Gemahlin ließ er nun nebst ihren Kindern vollkommen legitimiren, um allen künftigen Schwierigkeiten vorzubeugen, so daß seine Kinder erbfähig waren, ohne daß jemand etwas dagegen einwenden konnte.

Ehe nun der Herzog Friedrich Besitz von der Regierung nahm und sich huldigen ließ, versorgte er erst seine Freunde. Lilienthal war ein gelehrter Mann; diesen zog er an seinen Hof, um ihn durch alle Collegia durchzuführen, wo er sich so wacker betrug, daß er in kurzen Jahren geadelt und lange unter dem Namen des Ministers von Lilienthal von Greisen und Kindern gesegnet wurde. Pfarrer Steilmann sollte sich ruhig auf das Schloß Morgenthau begeben und daselbst die Herrschaft Bergthal ganz zum Eigenthum übernehmen und regieren; allein er schlug dieses Geschenk großmüthig aus und erklärte sich, daß ihm die Gnade seines verschwägerten Landesfürsten und das unbegreifliche Glück seiner theuersten und nunmehr Durchlauchtigsten Frau Schwester alles ersetzte, was in dieser Welt für ihn wünschenswerth war. Der Herzog erklärte ihn daher alsofort für seinen Hofprediger; dieses Amt mußte er annehmen, und er stand demselben noch lange Jahre mit aller Treue vor. Der junge Herr Sommer erhielt auf das mächtige Vorwort des Herzogs das, was er verlangte, nämlich die Jungfer Adelheid Silberstern. Der Bauer, welcher so lange in England gewohnt hatte und Bedienter bei des Herzogs Frau Mutter gewesen war, bekam ein jährliches Gnadengehalt. Wiesenthal, welcher wünschte, still und vom Geräusch entfernt zu leben, wurde der Herrschaft Bergthal als Oberamtmann vorgesetzt und Weiler ihm zugeordnet; Pöll aber blieb am Hofe und geheimer Sekretär des Herzogs. Ulli Schwabach bekam einen Freibrief über sein Gut, so daß er es als ein Rittergut, ohne eine einzige Beschwerde oder Abgabe auf erb und ewig zu besitzen und zu genießen hatte.

Herr von Löschbrand, seine Frau und Tochter waren

indessen im Arrest; Clara aber hatte schon verschiedenemal um Audienz angehalten, die ihr denn auch verstattet wurde. Der Herzog verwies ihr ernstlich ihre Untreue; aber sie schaute ihn mit frohem Muth an und sagte: Ich hab' aller Versuchung widerstanden, wie hart sie auch war. Man hat meine und meines Liebsten Briefe beständig aufgefangen; ich wurde in immerwährender Gefangenschaft gehalten, litt die grausamste Behandlung von meinen Eltern und die hitzigsten Versuchungen des Herzogs. Gott weiß meine Unschuld und er wird meine Treue krönen; dieses sagte sie mit Thränen. Der Herzog hieß sie abtreten und ließ ihren Gemahl vor sich kommen, dem er seiner Gemahlin Bezeugung vorhielt, worüber Reymund so unruhig heiter wurde, daß er nicht zu bleiben wußte. O wenn das wahr wäre! rief er ein paar Mal aus! Die Sache wurde mit aller Strenge untersucht, und Clara brachte solche Zeugnisse vor, die ihre Unschuld ins hellste Licht setzten. Reymund wurde dadurch vollkommen glücklich; der Herzog machte ihn zu seinem Staatsminister und er arbeitete mit dem Herrn von Bletri noch lange an der Glückseligkeit des Staats. Löschbrand aber und seine Gemahlin wurden auf eine entfernte Festung gesetzt, wo sie in einer engen Verwahrung Gelegenheit genug hatten, ihre Gräuelthaten zu bereuen, ohne daß sie jemand, nicht einmal ihre Kinder, zurück wünschte. Der vorige Herzog aber nahm auf des regierenden Herzogs Veranstaltung Kriegsdienste, und seiner Gemahlin wurde ein Lustschloß angewiesen, wo sie ihre Tage noch ziemlich vergnügt zubrachte, weil ihr Herzog Friedrich alle Liebe erzeigte, die nur möglich war.

* * *

So endigte sich Morgenthau's Geschichte, und ich wünsche, daß meine Arbeit den Nutzen schaffen möge, dem ich bei der Ausfertigung derselben bezielt hatte. Sollte aber das nicht seyn, so beliebe der Leser den Fehler nicht auf meinen Willen, sondern auf Mangel an Geschicklichkeit und Zeit zu rechnen; denn die Veränderung meiner Umstände verursachte, daß ich diesen zweiten Theil in flüchtigen Stündchen entwerfen mußte. —

Lebensgeschichte

der

Theodore von der Linden.

Erster Theil.

Lebensgeschichte

der

Theodore von der Linden.

In den Niederlanden liegt ein Fürstenthum längs dem Rheine hin, da, wo er auf vier bis fünf Meilen seinen Lauf nordwestlich nimmt; an seinem nordöstlichen Ufer hinab bestehet das Land aus einer Ebene, welche durchgehends eine Meile breit ist. Dann erhebt sich gegen Nordosten ein eben so langer Bergrücken, der sich von der Ebene an allmählich aus buschichten Hügeln, nachher aus mittelmäßigen Gebirgen, und endlich aus einer zusammen hangenden Höhe bildet, die mit Heide und niedrigem Gebüsche überwachsen ist.

Dieser Strich Landes ist schön, abwechselnd und fähig, eine sanfte Schwermuth zu erwecken. Der schöne Herbst- und Winternachmittag wirft seine Sonnenstrahlen so gegen diese Gebirge hin, daß er den Empfindsamen aus seiner Kammer lockt; da denkt er dann: wie schön sieht's da auf dem Felde und dort in den Bergen aus? wie sanft strahlt die Sonne dort? Im Sommer glüht dieser Trunkenbold, wenn er sich im unermeßlichen Oceane des Lichtes berauschet hat, auf die blöde Erde herab. Die Luft ist dann eitel Blitz, der alle Empfindungen betäubt, man weicht seinem schwelgenden Lichte aus, und eilt in kühle Schatten. Aber jetzt ist die Sonne einem scheidenden Freunde gleich, der bei dem Abschiede alle seine Zärtlichkeit fühlt und mit holder Freundschaft auf alle die Seinigen hinlächelt; man drängt sich zu ihm hin, um alle seine Blicke, sein Lächeln zu genießen, und fühlt die

süße Schwermuth in ihrer ganzen Stärke. Der noch vertraulichere Mond ruht in seinem Glanze auf dieser Gegend, und scheint nicht weichen zu wollen. So sagt der Empfindsame zu sich selbst, und die Sympathie der Natur führt ihn in das Gebirg hin.

Leser! komm auch mit deinem Herzen mit mir an den Pfad dieses empfindsamen Wanderers! Ueberall Spuren des Frühlings und des Sommers. Ruinen der schönen Natur! Ruinen, mein Bruder! Siehst du da den hohlen, dürren, geknickten Stängel einer prächtigen Königskerze oder Wollblume? Im Sommer stand er da, hoch, glühend im Prachte seiner hundert Blumen; der Sturm machte ihn nur schwanken, aber er zerbrach ihn nicht, und doch kam seine Zeit, seine hundert Blumen flatterten nieder, jede auf ihr Plätzchen, wo sie der fächelnde West hinführte; die falben Blätter sanken hin, und nun steht er noch einsam der dürre Stängel, da steht er — wie der Rock des Großvaters im Kleiderschrank — voller Staub und Mottenlöcher, nach fünfzigjähriger Mode gearbeitet, so hin hängt. Der Enkel schaut ihn an, erinnert sich an die verflossenen Jahre, und der Gedanke der Vergänglichkeit durchschaudert seine Seele.

So sieht jetzt die ganze Natur aus, wie dieser Stängel; unter die dürren Sträucher, welche noch zuweilen voll grauer Laubblätterchen hängen, strahlt der schiefe Sonnenblick hin; hie und da steht noch ein kleines, mageres, grünes Grashälmchen, freuet sich in der Sonne, aber es freuet sich, wie der einzelne Bürger einer verheerten Stadt, wenn er unter den Ruinen den Ueberrest der Gastmahle seines schlemmenden Nachbars findet, oder wenn ihm der feindliche General, nachdem er ihm Alles geraubt hat, ein Almosen gibt.

Leser! dies Alles fühlen wir mit dem einsamen Wanderer, und wenn uns vielleicht der liebste Freund gestorben ist, so fühlen wir m e h r, unsere Wonne der Wehmuth wird dann schmerzende Traurigkeit. Aber laßt uns nicht trauern, diese todte Stille der Natur ist ein erquickender Schlaf zum sehr glücklichen und wirksamen Erwachen. Dieser dürre Stängel da streute Saamen um sich her, jetzt ruhen diese Saamen-

krnchen, aber in ihnen ruhet auch der Geist der Allmacht, er brütet auf den Keimen von hundert künftigen Königskerzen. So brütet er auf dem Staube unserer entschlafenen Freunde, um am Tage der Auferstehung Engelshüllen daraus hervorgehen zu lassen!

In der Mitte dieses Fürstenthums, welches ich Rheinau nennen will, da, wo sanftere Hügel sich in die Ebene verwandeln, wohnte zwischen zween dieser Hügel, in einem anmuthigen Wiesenthälchen, nordwärts an einem Forellenbache, zwischen uralten Obstbäumen und Eichen, Dietrich von der Linden. Sein Haus, welches man durch die Bäume kaum erblicken konnte, war eine alte Hütte, deren Strohdach fast die Erde berührte, inwendig aber war sie weit und geräumig, und überall Abwechselung. So wie man zur niedrigen Hausthüre hinein trat, kam man in das Vorhaus; rechter Hand war der Viehstall, dessen Tröge und Abtheilungen längs das Vorhaus hinauf angebracht waren; über jedem Troge ragte dann ein brauner oder ein schwarzer, oder ein scheckigter Kühekopf hervor, dessen Schnauben nebst dem sanften Knirschen des Wiederkäuens mit zur sanften Harmonie gehört, die das Landleben so angenehm macht. Gerad fort verwandelte sich das Vorhaus ohne Scheidewand in die Küche, wo die sägenförmige Halde*) an mit Rost überfirnißten Balken hängt und den schwarzen Hafen mit Sauerkraut und Speck trägt. Da im Winkel drängte sich die steile, enge, stark beräucherte Treppe hinan an die Dachstuben, deren immer eine entweder ein paar Schuhe höher oder niedriger, als die daran stoßenden waren, und gemeiniglich ein kleines Fensterchen oben im Ecke, dann ein größeres mitten in der Wand, oder ein anderes noch etwas höher, oder niedriger, hatte.

Unten im Vorhause linker Hand führt ein enges, niedriges Thürchen in die Wohnstube hinab, welche auch klein und niedrig, und worin kein Fenster dem andern ähnlich ist. Zwei Stufen und eine halbe hinauf ist die Thüre zur Schlafkam-

*) Halde oder Hahl ist das Eisen, welches über dem Feuer die eisernen Häfen trägt.

mer, auf dieser steht das erhabene Bett, auf welches man vermittelst eines Fußschemels hinaufsteigen muß. So sah Dietrichs Wohnung aus, ob er gleich ein Mann war, der wenigstens achtzigtausend Thaler im Vermögen hatte, denn er war zwar ein kleiner Landwirth, aber ein ziemlich großer Kaufmann, er handelte eigentlich mit Frucht, welche er in der Gegend zusammen kaufte, und dann nach Holland verkaufte.

Man kann sich gar leicht versündigen, wenn man zu voreilig urtheilet; da ich nun in vielen Gemüthern meiner Leser den Gedanken aufkeimen sehe: der Dietrich war wohl ein Geizhals, ein Kornwucherer; so muß ich euch alsofort sagen: nein, das war Dietrich nicht, aber er war sonst so allerhand, wie ihr nun hören werdet.

Dietrich hatte Haus und Hof und ziemlich Geld von seinen Eltern geerbt, und damit gut hausgehalten. Er hatte nicht viel weiter in die Welt geguckt, als sein Haus und Hof sich erstreckte; wo er aber auch hinsah, und wenn es dreizehnmal besser war, als das, was er hatte, so stopfte er doch die Ohren zu, verschloß die Augen, und überredete sich, was er habe, sey doch immer das Beste. Ich kann es nicht lassen, ich muß hier eine sehr wichtige Anmerkung machen. Die Neuerungssucht oder die Moderaserei, oder wie man den Hang, immer das Neue dem Alten ohne Prüfung vorzuziehen, nennen will, ist ein Verderben der Menschen; aber ein solcher Unsinn ist es, Alles, was alt ist, hoch zu schätzen, weil es alt ist, und das Neue darum zu hassen, weil es neu ist. Wenn der erste Fehler einen eiteln, leichtsinnigen Kopf anzeigt, so zeugt das Letztere von einem sehr eingeschränkten, eigensinnigen Charakter. Wer unter den Zweien ist der Gescheideste? wenn der Erste die Pariser Mode einführt, so wie sie warm aus der Fabrik kommt, der Andere aber noch mit steifen Rockschößen, ellenlangen Aufschlägen, entweder über Quer nach der Achsel hin, oder herabhangend, und mit stumpfen Schuhen daher steigt? Oder wer ist dem Andern vorzuziehen, Der, welcher alle Bibelreligion zum Fenster seiner Vernunft hinausdemonstrirt hat, und also ein leerer

Kopf ist, oder der Andere, der es nicht begreifen kann, wie ein Glied einer andern Kirche, das entweder Unser Vater, oder Vater unser betet, selig werden könne. Kurz und deutsch von der Sache gesprochen, Beide sind große Narren! Doch, ich kehre wieder zu meinem Dietrich zurück. Alles, was neu war, es mochte nun gut, oder schlimm seyn, das spie er an, sogar das alte gefiel ihm nicht weiter, als in sofern es mit Dem überein kam, was bei seinen Großeltern und Eltern gebräuchlich gewesen war; das allein war gut, alles Andere nicht, daher hatte ihn all sein Reichthum nicht bewegen können, ein neues Haus zu bauen, oder Etwas zu ändern, er hielt nur Alles im guten Stande, ließ es aber sonst gerad so, wie ers gefunden hatte. Wäre sein Urgroßvater wieder gekommen; er wäre noch immer da zu Hause gewesen.

Er war ein reicher Mann, doch aber nicht geizig, denn er konnte recht wohl den Armen Gutes thun, aber auch den Armen, die noch von der alten Welt waren. Junge Leute, die durch Ausschweifungen elend geworden waren, die nun vielleicht die liebreiche, wohlthuende und leitende Hand des Christen noch zur wahren Tugend zurückgeführt haben würde, die mochten krepiren, wie er zu sagen pflegte. Kaufleute, die Perücken mit Beuteln, oder frisirte Haare trugen, waren bei ihm schon außer Credit, weil er gewiß glaubte, daß sie ihr neumodischer Staat zum Banquerot führen werde.

Eben so dachte er schon als Knabe und Jüngling, er kleidete sich, wie sein Großvater und wie sein Vater. Die ganze Welt war ihm zu neumodisch, und daher in den Grund verdorben; denn jede neue Veränderung hieß er Verdorbenheit. Als der Fürst einen neuen Kanal quer in's Land hinein graben ließ, um eine herrschaftliche Aue damit wässern zu können, so murrete er über diese Neuerung (denn der Kanal kam nicht weit von seinem Gute vorbei), weil er nun die alte Aussicht verändert sah.

Auch waren ihm alle Mädchen in der Gegend zu neumodisch, er hat an Allen einen Eckel; daher ging er im Gebirge herum, wo er wußte, daß da noch die alten Sitten

herrschten, und suchte dort reiche Bauern, deren ihre Töchter betrachtete er, um Eine aufzusuchen. Gleich und gleich gesellt sich gern! so ging es auch hier; er fand eine Haushaltung, und in derselben die älteste Tochter nach seinem Geschmacke; diese gefiel ihm aber nicht so sehr wegen ihrer Schönheit, denn die war mittelmäßig, sondern vielmehr wegen ihrer Kleidertracht, denn seine Mutter war eben so gekleidet gewesen, als er noch ein Knabe war. Diese Person heirathete er, und zeugete mit ihr einen Sohn, der auch einen alten Namen haben mußte, daher hieß er ihn Hans Jakob. Hernach bekam er auch eine Tochter, aber da wollte es nicht so gehen, wie er's haben wollte: denn die Frau Pfarrerin erbot sich, das Kind aus der Taufe zu heben, und so mußte es auch ihren Namen haben; folglich hieß das Mädchen Theodora. Dietrich und seine Frau wußten nun nicht, wie sie das Kind nennen, oder wie sie ihm rufen sollten. Theodora war ihnen zu lang, das verkürzte Wort Dore war ihnen unbekannt, auch fielen sie nicht darauf; nach und nach fand sich ein Wort, sie nannten das Kind Thier und Thierchen. Das wurde nun von der ganzen Nachbarschaft angenommen, man hieß es Dietrichs Thierchen. Die Frau Pfarrerin erfuhr endlich, daß man ihre Gothe Thier hieß. Das ärgerte sie, sie befahl, man sollte Dore sagen, aber es war nun zu spät.

Hans Jakob und seine Schwester Thierchen wuchsen nun zusammen auf. Dietrich bekam keine Kinder mehr, verdiente aber immer mehr Geld, so daß er endlich sehr reich wurde; er ließ seine Kinder blos in die benachbarte Dorfschule gehen, da lernten sie Beide lesen, schreiben, rechnen, und die Religionskenntnisse oder den Katechismus, so wie man es in dergleichen Schulen gewohnt ist. Dietrich hatte keine weitere Absicht, sein Hans Jakob sollte gerade das werden, was er war, und sein Thierchen sollte seiner Frau ganz ähnlich bleiben, so lang sie lebte, das war seine unwiederrufliche höchste Willensmeynung. Die Kinder kleidete er auch gerad nach der Mode, die er von seinem Großvater und Großmutter her gewohnt war. Aus eben diesen Grund-

sätzen rührte es auch her, daß er sie mit Niemand umgehen ließ, denn er befürchtete, sie möchten von andern Leuten allerhand Moden und Gewohnheiten lernen, die ihm zuwider wären. Daher war Dietrichs Haushaltung gar einsam, Jedermann scheuete ihn und seine Familie, denn man hielt sie für Menschen aus einer andern Welt, oder für eigensinnig; man hatte keine Freude an ihnen, und ärgerte sich, wenn man ihn, oder seine Frau, oder auch eins von seinen Kindern sah. Dietrich war wohl damit zufrieden, denn er mochte auch mit Niemand weiter umgehen, als es die Noth erforderte, ja es ward endlich zum Religionsgrundsatze bei ihm. Er erklärte Alles für Verderben in der Welt, was nicht mit seinem eigensinnigen Kopfe übereinstimmte, und nach diesem Leiste formte er seine ganze Religion. Er las die Schriften der Alten; nun, daran that er wohl; aber er beurtheilte sie nicht nach ihrem inneren Werthe, sondern nach ihrem Alter. Da kam es nun nicht einmal immer auf das Alter der ersten Ausgabe an, sondern ein alter Einband und alter Druck, wo noch das U V, oder das V U hieß, war so seine Sache, und erbaute ihn bis zu tiefen Seufzern.

Die beiden Kinder waren also zwei Maschinen voller schlafenden Fähigkeiten, nichts wurde an ihnen ausgebildet, sie zeigten überall, wo sie erschienen, das Aeußere eines menschenfeindlichen Dummkopfs, überall wich man ihnen aus; so blieben sie, bis Hans Jakob 18, Thierchen aber 16 Jahre alt ward.

Um diese Zeit trug es sich zu, daß Hans Jakob und seine Schwester Lust bezeigten, die Großeltern und die Vettern und Basen im Gebirge zu besuchen; das konnte nun der Vater wohl leiden; denn da lernten sie nichts, das ihnen nach seiner Meynung schädlich wäre. Indessen begegnete ihnen doch auf diesem Wege etwas, das Dietrichs Ziel ganz verrückte.

Des Samstags Morgens vor Pfingsten machten sich Dietrichs beide Kinder auf den Weg; denn sie hatten etwa 8 Stunden zu reisen. Da es nun sehr heiß war, so wollten sie früh gehen, damit sie um 10 Uhr bei einer Base seyn

möchten, die auf halbem Wege wohnte, um hernach gegen Abend in der Kühle zu den Großeltern kommen zu können. Sie gingen also von ihren Eltern fort, und wanderten übers Feld gegen das Gebirg zu. Es war angenehm, sommerkühl, über dem Rheine hin ruhte eine unabsehbare Nebelwolke, über dem Gebirge ostwärts glänzte, wie blitzendes Gold, der Dunstkreis der Sonne, und indem er immer weißglühender wurde, so vergoldeten sich schon in der Ferne die Kirchthürme in der Morgensonne, und man bemerkte schon meilenlange Sonnenstrahlen, wie sie über die Fluren hinstrichen.

Es ist wahr, Hans Jakob und seine Schwester Thierchen hatten nie in ihrem Leben daran gedacht, daß ein solcher Morgen schön sey; das war ihnen aber auch gar nicht zu verdenken: denn durchgehends bemerkt der Landmann die prächtige Natur nicht, er hat keine Empfindung für sie, oder er ist ihrer gewohnt; sobald man aber auf dem Lande ein Gemüth entdeckt, das von den Scenen der Natur gerührt wird, so schreibe man den Namen auf, er ist merkwürdig, oder er wird es gewiß.

Unsere beiden Kinder hatten also keinen Namen für das Gefühl, das sie jetzt durchschauerte, sie befanden sich in einer Art von Entzückung, die sie nicht nennen konnten, daher arteten sie in Schäckerei aus, sie jagten sich auf dem Felde umher, lachten und jauchzten. Bei solchen Gelegenheiten kommen aber mehrere Umstände zusammen: das Vergnügen, seine Blutsfreunde zu sehen, ist unter Landleuten vorzüglich rein und erhaben, besonders wenn keine Familienzwiste obwalten. Hernach erleiden erwachsene Kinder immer am mehrsten in den Jahren, wo die Natur zur Selbstherrschung aufstrebt, die Eltern aber den Kommandostab noch nicht ablegen wollen. Können sie dann ein paar Tage von den Eltern wegkommen, so schmecken sie die süße Freiheit, und es ist ihnen wohl. So war es also jetzt Dietrichs Kindern; da war es kein Wunder, daß die schöne Natur ihren Jubel erhöhte, sie drückten das auch beide mit dem Laute aus: Heute ist es schön Wetter! das ist das Kunstwort des Landmannes, womit er das Nämliche benennt,

was der Schöngeist mit den Worten: Wie schön ist die Natur! sagen will. Das Schäkern dauerte nicht lang, denn die Schönheit der Schöpfung hat im Frühlinge so etwas Zärtliches, sie stimmt den Menschen zur Liebe oder zur Vertraulichkeit. Die beiden Kinder gingen also nebeneinander und schütteten ihre Herzen gegeneinander aus: Thiere! fing Hans Jakob an: guck, da hab ich dir so manchmal drüber nachgedacht, schau, unser Vater ist doch zehnhundertmal reicher, als der Böttger, und da betracht mir einmal des Böttgers Karl und seine Mine, sind denn doch bei meiner Seele Leute, daß es eine Art hat. Die Mine sitzt im vornehmsten Stuhle in der Kirche, trägt schönere Kleider, als die Frau Pfarrerin, und der Karl — schwere Hacke! der geht frisirt mit einem Haarbeutel, hat Manschetten und so allerhand; dagegen sehen wir aus, wie die Bettelkinder, und doch ist der Böttger eben so gut ein Kornhändler, wie unser Vater, er handelt nicht halb so viel, ist auch nicht halb so reich. Schau, wenn ich mich nun einmal verheirathen will, die Zeit wird doch meiner Six! auch endlich einmal kommen; ja, da darf ich dir nicht hinriechen, wo der Böttgers Karl hingeht, da muß ich mir dann so ein alt Mütterchen von zwanzig Jahren suchen. Guck, Thiere! wir kommen dir doch, hol mich Gott! kein Haar weiter in der Welt. Was sagst du? antwortete Thierchen auf diese sehr pathetische Rede: Hör, Hans Jakob! Alles, was du so ernstlich daher predigest, das habe ich schon lang gewußt; aber weißt du was, ich dachte, wenn ich dahinten in der Kirche saß, in meinem Wämschen von braunem Scharsche und Böttgers Mine dort vorn in zizenen Kleidern? Was ich dann dachte, das will ich jetzt eben so ernstlich sagen, wie du mir das Deine gesagt hast: sieh, Hans Jakob! du weißt doch wohl, daß die Kinder den Eltern gehorchen müssen, was sollen wir denn thun, da gib einmal Rath? Denn schau, entlaufen dürfen wir nicht, und das hilft uns auch nicht, da haben wir kein Geld und nichts, und so können wir auch nichts ändern, denn du weißt, wie Vater und Mutter sind. Das ist doch, hol mich Gott! ein Elend.

fuhr Hans Jakob fort, da hast du all recht, Thiere! aber was sollen wir denn doch machen, so halt ich's doch auch, hol mich Gott! nicht aus, da geh ich fort in den Krieg. Thierchen versetzte: Ei, du in den Krieg! da thätst du was rechts; du sagst viel von Böttgers Karl, da würdest du was, wenn du ein Soldat würdest. Nein, ich geb dir einen bessern Rath: guck, Junge! da liegt mir immer so was in der Seele, das hab ich seit der Zeit drauf, als ich in der Bibel las, wie es dem David ergangen ist, der war ein Schäfer und ward ein König, dazu halfen ihm seine Eltern nicht, aber unser Herr Gott that's, der Junge war fromm und betete fleißig, und da machte unser Herr Gott Etwas aus ihm: so will ich's auch machen, unser Herr Gott regiert doch Alles. Da hast du wohl all recht, Thiere! erwiederte Hans Jakob; aber davon begreif ich noch nichts, wie das zugehen soll; da ist's, hol mich Gott! noch eine große Frage, ob gerad unser Herr Gott haben will, daß wir ein wenig aus dem Drecke heraus kommen sollen. Da denk ich ganz anders, fuhr Thierchen fort: kannst du das denn nicht an den fünf Fingern zählen? Guck, daß wir beide einsehen, daß es unser Vater und Mutter nicht recht mit uns machen, ist ein Zeichen, daß wir in dem Stücke mehr Verstand haben, als sie, und wenn wir mehr Verstand haben: so gibt uns Gott auch mehr Glück, wenn wir es nur recht angreifen, und da glaub ich, das Angreifen besteht darin, wenn wir still sind, brav beten, brav arbeiten, und thun, was uns unsere Eltern sagen. Dem guten Hans Jakob wollte das Ding doch noch nicht recht in den Kopf, er sahe wohl ein, daß seine Schwester recht hatte, doch schien ihm der Weg zum Glücke viel zu langweilig, er wäre gern sogleich hinauf geklettert. Die beiden guten Kinder gelangten indessen unter Gesprächen von der Art in's Gebüsche, unter dessen Schatten sie fortwallten; denn die Sonne glühete nun über Berg und Thal hin, und der Rheinnebel war verschwunden.

Indem sie so für sich fortgingen und nun der Fußpfad anfing den Berg hinauf zu gehen: so sahen sie einen Herrn links am Wege stehen. Er mochte 22 Jahre alt seyn, sein Gesicht war männlich schön und edel, seine Kleidung nicht

prächtig, aber reinlich und fein; er hatte eine Flinte in der Hand, und schien einem Hasen aufzulauren. Hans Jakob und seine Schwester kannten diesen Herrn nicht, sie hatten ihn nie in der Kirche gesehen, und weiter erstreckte sich ihre Bekanntschaft nicht. Sie grüßten ihn mit einem freundlichen guten Morgen, und der Fremde dankte ihnen eben so freundlich. Anfänglich urtheilte er aus ihren Kleidern, sie müßten geringe Bauersleute seyn; als sie ihn aber grüßten und er ihnen in's Gesicht blickte, so strahlte ihm aus beiden Gesichtern, besonders aber aus Thierchens Mienen, ein unbekanntes herrliches Etwas entgegen. Versäumte oder niedrige Erziehung, geringe bäurische oder altfränkische Kleidertracht können zwar einen edeln Geist umhüllen, daß er dem gewöhnlichen Beobachter entwischt, aber dem Menschenkenner nie. Er, der so viele Menschen sah, und gewohnt ist, aus ihren Handlungen auf ihren Charakter zu schließen und diesen wieder mit den Gesichtszügen des Handelnden zu verbinden, muß Etwas ahnen, sobald er Züge in einem unbekannten Gesichte entdeckt, die ihm gewohnte Begleiter großer, edler Seelen sind. Dies ist die fruchtbarste Quelle der Physiognomik.

Der Fremde bemerkte diese hoffnungsvollen Geister nicht so bald, als ihm seine Hasenjagd verleidet war. Er gehörte zu der seltenen Menschenklasse, die nicht nur wissen, sondern auch fühlen, was in diesem Leben ihr Beruf ist, um in jenem künftigen das zu werden, was ein menschlicher Geist in einem ihm angemessenen Körper werden kann, wenn er dem Endzwecke seiner Erschaffung ganz entspricht. Da er nun nichts zu versäumen hatte, so glaubte er nichts Besseres thun zu können, als die beiden Kinder ein Stück Weges zu begleiten, um seine Menschenkunde zu vermehren, oder auch den beiden Leuten, die er mit Recht für rohe Naturmenschen ansah, nützlich zu seyn. Guten Leute, fing er an, wo geht ihr hin?

Hans Jakob. Wir gehen zu unsern Großeltern.

Der Fremde. Ist das weit?

Thierchen. Ein Stund'er acht.

Der Fremde. Wo seyd ihr her?

Hans Jakob und Thierchen zugleich. Wir gehören dem Dietrich von der Linden. Der Fremde drehte sich um, stand vor sie hin, und sagte: Ei! Herr Jeh! dem reichen Kornhändler?

Hans Jakob. Ja, Herr! kennt ihr den?

Der Fremde ging nun wieder voran und antwortete: nein, ich kenne ihn nicht, aber viel habe ich schon von ihm gehört. Kinder, ich gehe ein paar Stunden mit euch.

Thierchen. Das ist uns recht lieb, wenn ihr nur nicht müde werdet; die Herren sind des Gehens nicht gewohnt.

Der Fremde. Ich bin doch des Gehens gewohnt; aber warum ist's ihr denn lieb, mein gutes Mädchen, wenn ich mitgehe?

Thierchen. Ei, so haben wir ja gute Gesellschaft.

Der Fremde. Woher weiß sie das, daß ich eine gute Gesellschaft bin?

Thierchen. Ach, das sieht man einem gleich an, wenn man ihn auch sonst nicht kennt.

Der Fremde. Da versteht sie eine große Kunst, wenn sie den Leuten ansehen kann, ob sie gut sind.

Thierchen. Ja, es könnte aber doch fehlen. Wir hatten einmal einen Knecht, der sah wohl recht fromm aus, und endlich bestahl er uns doch, und ging fort. Das hätte man dem Kerl nicht ansehen können, und wenn man auch beide Augen in die Hände genommen hätte.

Hans Jakob. Da sagst du was, Thiere! das du nicht weißt. Haben wir beide denn nicht oft davon gesprochen, der Kerl möchte so gut und so brav sprechen, als er immer wollte: so konnten wir ihn doch nicht leiden, und ich konnt ihn auch, hol mich Gott! nicht leiden, er war ein Suppenverdiener, ein Tellerlecker.

Thierchen. Das ist gewiß auch wahr, daran dacht ich mehr; ich sag es und bleib dabei, man kann's den Leuten ansehen, was darin steckt.

Der Fremde. Ja, eben sehe sie, liebes Mädchen! so, wie ich da bin, könnt ich doch ein Schelm seyn, ich könnte

süß und freundlich mit ihr reden, könnte ihr viel schöne und gute Wortt sagen, könnte sie vielleicht ver — verführen.

Thierchen. Nein, Herr! verführen könntet ihr mich nicht.

Der Fremde, welcher voran ging, drehte sich um, stand und lächelte ihr in's Gesicht, und antwortete: Nicht? warum nicht?

Thierchen. Das will ich euch sagen: Sobald ihr süß und freundlich mit mir redet, so, als wenn man sich heirathen will, so dächte ich: schau, der Herr kennt dich ja nicht, und spricht doch so, der kann's nicht gut meynen, und weil er es nicht gut meynt, so ist er ein Schelm, und da müßte er auch schelmische Augen haben, womit man so die Leute nicht recht angucken darf, und die habt ihr nicht; so einem Herrn würde ich immer zehn Schritte vom Leibe bleiben.

Hans Jakob. Da hast du recht, Thiere! und wenn er ganze Knochen behalten wollte, so müßte er mir auch auf zehn Schritte nicht zu nahe kommen.

Der Fremde lachte herzlich, aber er merkte, daß Thierchen ein herrliches Mädchen war, und das freute ihn von Herzen, so wie's jeden braven Mann freuen muß, edle Seelen zu finden. Er setzte das Gespräch fort, und sagte: ich höre, ihr Vater sey ein sehr reicher Mann, und da wundere ich mich, daß er sie Beide nicht ein wenig anders kleidet, und sie nicht ein wenig anders erzogen hat.

Hans Jakob. Herr! davon haben wir eben so unter uns gesprochen, das verdrießt uns auch, aber was sollen wir anfangen? Da die Thiere sagte: wir müßten halt Geduld haben, und das wird mir, hol mich Gott! schwer, da möchte ich gern heraus in die Welt, es ist mir zu Hause so, als wenn ich im Nothstalle stände, ich möchte als gern einmal hintenaus schlagen, die Arme und Ellenbogen ein wenig ausrecken, und über einen Zaun springen, aber es will daheim nicht gehen, ich stoß überall damit an, und das halt ich doch, hol mich Gott! nicht in die Länge aus.

Thierchen. Nun Herr! sagt mir, hab ich denn da nicht recht? wenn er dann nun fortläuft, was hat er dann? da

kann er ja wieder nichts machen; und man soll auch den Eltern kein Herzeleid machen, da ist kein Segen dabei.

Der Fremde. Hört, Kinder! ihr freut mich, ich sehe, es steckt Geist und Kraft in euch; seyd nur zufrieden, der Geist und die Kraft werden sich so da durch kämpfen, daß es euch doch am Ende recht gut gehen wird, dafür will ich euch Bürge werden.

Die beiden Kinder freuten sich, als sie den vornehmen Mann so reden hörten. Noch nie hatte so ein Mensch freundlich mit ihnen geredet; denn da sie altfränkisch gekleidet und schlecht erzogen waren, so sah sie ein Jeder für dumme und geringe Leute an, und ging also bei ihnen vorüber, ohne sich an sie zu kehren. Der rechtschaffene Mann könnte viel in der Welt ausrichten, wenn er nicht bloß auf die Außenseite der Menschen sähe, sondern durch diese Hülle des Geistes durchblickte und immer in's Innerste zu dringen suchte. O wie manchen edeln Geist würde er da entdecken und dessen schleunigere Entwickelung befördern! Es ist wahr, eine gute Seele wird immer eine gute Richtung in dieser Welt nehmen, aber ihre Entwickelung und Vervollkommnung geht ohne fremden Beistand langsam; und was kann also der Christ, der Weise, besser thun, als wenn er bei seinem Nebenmenschen diese Erhöhung bewirken hilft? Wahrlich! das sind Almosen, die die leibliche Unterstützung so weit übertreffen, als der Adel der Seele die Vollkommenheit des Leibes übertrifft.

Der Fremde schwieg eine Weile, sein Herz entbrannte in ihm für Liebe und Wohlwollen gegen diese jungen Leute. Gern hätte er alle seine Kräfte angestrengt, sie zu bilden, allein er sah keinen Ausweg. Die Schranken, womit sie der Vater so eng umzäunt hatte, und die er aus ihrem Betragen und ganzen Daseyn schon halb errieth, standen ihm gewaltig im Wege, er kannte den Eigensinn solcher Menschen aus vielfältiger Erfahrung. Indessen wollte er die Kinder doch noch weiter ausforschen, daher fuhr er fort:

Woher kommt's denn doch, meine Lieben! daß ihr nicht zufrieden mit euern Eltern seyd? fehlt euch denn etwas?

Hans Jakob. Ich hab's Euch schon eben gesagt; seht, das thut uns weh: unser Vater ist so reich, als da der Böttger zu Dielshorn seyn mag, aber dem Böttger sein Karl und seine Mine sind, hol' mich Gott! gräfliche Kinder und wir sind Bauern****; sie sehen uns gar nicht an, und andere Leute auch nicht, und wir sind doch, hol' mich Gott! eben so viel, wie sie. Ich mag's wohl leiden, daß sie vornehm sind, aber ich möchte es doch auch seyn.

Während der Zeit, daß Hans Jakob so redete, bekam Thierchen einen Trieb, ihr Halstuch zu besehen, ob es auch in Ordnung sey; sie befürchtete auch sehr, ihre altfränkische Haube möchte nicht recht sitzen. Jetzt entstand auf einmal ein Gram in ihrer Seele über ihren Anzug, ein Gram, den sie noch nie empfunden hatte. Tausend Thaler hätte sie darum gegeben, wenn sie jetzt schön und modisch geputzt gewesen wäre: denn der Fremde gefiel ihr im Herzen, sie vermuthete auch mit Recht, wenn er just kein Edelmann wäre, so sey sie immer gut genug für ihn, wenn sie nur nach der Mode gekleidet ging und eine ordentliche Erziehung genossen hätte. Denn an Schönheit und Reichthum fehlte es ihr ganz und gar nicht; sie war gewiß ein Mädchen, so wie sie da ging und stand, von fünfzigtausend Thalern.

Der Fremde antwortete dem Hans Jakob auf seine Klage: mein lieber Freund! wer weiß, ob es nicht besser für euch beiden Kinder ist, wenn ihr ein wenig zurückgehalten werdet, unser Herr Gott macht Alles wohl; er wird euch auch noch glücklich machen.

Thierchen. Ich hoff's auch; aber denkt einmal hin, lieber Herr! zum Exempel: wir können auch recht brave Leute werden, die andere Leute glücklich machen können, dazu hat uns unser Herr Gott Geld und Gut gegeben; aber so geht's nicht an, da wird mich ein Mann, so wie ich ihn gern hätte, mit all meinem Gelde doch nicht suchen. Denn für vornehme Leute schicke ich mich nicht, und für gemeine Leute bin ich zu reich, kann auch mit meinem Gelde nichts rechts ausrichten.

Der Fremde. Ei, sage sie mir doch, liebes Mädchen!

wie müßte denn der Mann beschaffen seyn, der sie heirathen wollte?

Thierchen. Er müßte ein frommer, braver Bursche seyn, der etwas gelernt hätte, er müßte verstehen, das Geld zu gebrauchen, er müßte hübsch ansehnlich seyn, sich etwas vornehm kleiden, so wie Ihr gekleidet seyd, er müßte sehr freundlich seyn. O! ich weiß nicht, was er alles seyn müßte, nur müßte er mir kein bös Wort geben, sonst würde ich krank, ich würde ihm auch keines geben.

Hans Jakob. Thiere! Thiere! das ist zu viel, ich denke nicht, daß dir unser Herr Gott einen Mann malen wird.

Der Fremde. Laß er sie gehen, guter Freund! der liebe Gott wird's wohl machen.

Thierchen. Ja, aber wenn ich nun just einen Mann lieb kriegte, der ein Edelmann wäre, das wäre ein Unglück. Ihr seyd wohl kein Edelmann?

Der Fremde fühlte Herzklopfen. Der Anfang war fühlbar. Nein, liebes Mädchen! ich bin kein Edelmann; aber ich könnte doch ein liederlicher Mensch, ein Betrüger seyn.

Thierchen war betroffen, sie trat hervor, ging dem Fremden zur Seite, sah ihm freundlich in's Gesicht und sagte: ich werde mich in einen verborgenen Winkel stellen, wo ihr mich nicht sehen könnt, und dann zusehen, was Ihr macht. Weiß ich's dann, daß Ihr kein Betrüger seyd —

Der Fremde. Nun was dann?

Thierchen. Je nun! so lieb ich Euch, als einen braven Herrn und bitte Gott, daß er mir so einen Mann geben wolle.

Der Fremde schwieg, aber aus jedem Auge rollte eine Thräne die Wange herab. Thierchen bemerkte diese Thränen und ihr ganzes Herz zerschmolz; auch ihr drang Wasser in die Augen, doch konnte sie nicht begreifen, warum der liebe Fremde weinte. Ihr war bange, das möchten furchtbare Thränen für sie seyn. Daher fragte sie: lieber Herr! warum habt Ihr nasse Augen? Er antwortete: es rührt

mich, daß sie ein so gutes Mädchen ist. Das gefiel Thierchen aus der Maßen.

Jetzt fingen alle drei an zu denken, keines redete ein Wort. Hans Jakob und seine Schwester versetzten sich in eine süße Zukunft. Da gaukelten die schönsten Träume vor ihren Seelen, wenn sie sich dann besannen, daß es nur Träume waren, so ärgerten sie sich über ihre Eltern.

Der Fremde ging vor ihnen her und dachte auch; er machte aber wichtige Plane auf die Zukunft, und wir thun wohl, wenn wir warten, bis sie sich nach und nach entwickeln. Thierchen hätte nun gar zu gern gewußt, wer der Fremde wäre, und wie er hieß. Der Fremde antwortete auf ihre Frage: wer ich bin, das soll sie wohl erfahren: bis dahin heiß ich Hofmann. Ich will ihn also auch so lang Hofmann nennen, bis es ihm selbst gefallen wird, seinen rechten Namen zu entdecken.

Hans Jakob hatte bei dem allem seine eigenen Gedanken. Hm, fing er endlich an, das ist doch ein sonderbares Ding; der Herr Hofmann da spricht mit dir, Thiere! schon viel bekannter, als mit mir; er lächelt dich an, mich nicht. Nun bin ich wohl so dumm nicht, ich kann's begreifen, und doch begreif ich's, hol' mich Gott! nicht ganz. Denn schau, Thiere! da ging ich eine Weile mit des Herrn Pfarrers Louise, die sagte mir kein Wort, mir nichts, dir nichts, und mir däucht, das hätte doch des Pfarrers Louise wohl thun mögen.

Hofmann. Ja, guter Freund, da irrt er sehr. Die Frauenzimmer fangen nicht an, zu reden, das kommt den jungen Herren zu.

Hans Jakob. Ha, ha! Ja, aber — wie war's denn? — Nun, jetzt weiß ich's: ich hatte das Herz nicht; denn seht, weil ich so schlecht gekleidet bin und mit hübschen Leuten nicht zu reden weiß: so halt ich lieber das Maul und weiß nicht, was ich sagen soll.

Hofmann. Hört, ihr lieben Kinder! seyd ihr nur freimüthig, nicht blöd, aber auch nicht grob, handelt und redet, wie es euch gut dünkt.

Unter dergleichen Gesprächen legten unsere drei Reisenden einen Hügel, einen Berg, ein Thal nach dem andern hinter sich. Zwischen 10 und 11 Uhr erstiegen sie einen hohen Berg, auf dessen Spitze sie weit und breit um sich her sahen: dort in blauer Ferne lagen Städte und Dörfer in der Menge, durch die weite Ebene strömte der gewaltige Rhein in seinen großen Krümmen, in ihm spiegelte sich die blaue Klarheit des Himmels mit unaussprechlicher Herrlichkeit. Es ist ein unersetzlicher Schade für die Menschheit, daß die Schönheiten der Schöpfung so wenig bemerkt werden: man ist ihrer gewohnt, und man hat mitten im Tempel der Gottheit ewige Langeweile; selten ist hie und da ein gefühlvolles Herz, das im Anblicke der unzählbaren Idealen wahrer Schönheiten zerschmelzt und den Schöpfer preist.

Thierchen war müde, sie äußerte das durch ein paar mühsame Schritte und durch ein Aechzen. Hans Jakob sagte: raucht der Herr keinen Tabak? damit zog er einen altfränkischen, stark mit Silber beschlagenen, meerschaumenen Pfeifenkopf mit einer handlangen Röhre aus der Rocktasche, zugleich auch eine strohgelbe Rinderblase, die ihm Thierchen mit rosenfarbenem Band eingefaßt, auch ein paar Grasblumen darauf gestickt hatte.

Der Fremde sagte: ja, ich rauche auch, laßt uns hier unter die Maibuche sitzen. Mit diesen Worten setzte er sich. Thierchen setzte sich getrost neben ihn, Hans Jakob aber stützte sich auf seinen starken Dornenknittel unter den Arm und stopfte. Indessen zog Hofmann auch seinen neumodischen, mit Silber beschlagenen, meerschaumenen Kopf heraus, steckte ihn an eine ellenlange Röhre, welche mit Perlenmutter eingelegt war, und die er aus lauter Stücken zusammenschraubte. Hans Jakob hatte nun gestopft, er reichte mit Zuversicht seine Blase hin, da, sagte er, stopfe der Herr mit mir, es ist vom besten Knaster. So, versetzte Hofmann, hat da der Vater nichts gegen, wenn man Knaster raucht? O nein! erwiederte Hans Jakob, der ist ja schon vor hundert Jahren geraucht worden.

Hofmann. So, ist also der Vater nicht geizig?

Thierchen und Hans Jakob zugleich: Er ist ganz und gar nicht geizig, wenn's nur altfränkisch ist, was er kauft.

Nun legte sich auch Hans Jakob auf den Rasen hin, so lang er war und stützte sich dabei auf seinen linken Ellenbogen. Hofmann schaute erst in die Welt und schien versunken zu seyn in's Wonnegefühl der Allgegenwart Gottes. Thierchen sah ihm unverwandt in's Gesicht; endlich sagte sie: Herr Hofmann, warum sprecht Ihr nicht?

Lieben Kinder! antwortete er, wie ist die Welt so schön, ich denk so darüber nach, das hat alles unser Herr Gott gemacht, wie groß, wie schön, wie gut muß Er seyn! Ja wohl, antworteten beide. Thierchen ergriff ihn an der Hand, sah ihn zärtlich an und sagte: Gelt, ist nicht alles um uns her jetzt wie ein Garten? aber in dem Garten ist eine Blume schöner, wie das alles, die ich gern pflücken und an meine Brust stecken möchte. Hiebei drückte sie ihm kaum merkbar die Hand. Dem guten Hofmann stürzten Thränen aus den Augen. Himmlisches Mädchen! sagte er; sie drückte ihm abermal die Hand und schwieg. Hans Jakob zog einen großen Mund voll Rauch, bließ ihn in die Welt und sagte: Was ihr beide da sagt, davon versteh ich, hol' mich Gott! kein Wort! — Hofmann lächelte und Thierchen versetzte: Hans Jakob! du sollst noch wohl einmal Ohren für so etwas bekommen.

Indem sie so da saßen, stieg ein Bauer in einem abgeschabten alten Rock den Weg herauf, den sie gekommen waren, er sah müde und traurig aus. Als er herbei kam, grüßte er die Drei mit einem guten Morgen, und wollte vorüber gehen. Halt! rief Hans Jakob, hier gibt man Zoll! Der Bauer guckte ihn ernst an, als wollte er sagen: mir ists nicht um Spaß, und schritt weiter; allein der Bursche hielt ihm den Dornenstock vor und sagte: ich sehe, daß Ihr raucht, Nachbar! setzt Euch einen Augenblick, ich will Euch eins stopfen lassen. Nun, wenn Ihr das wollt, antwortete der Bauer, denn er roch den Knasterdampf. Er setzte sich also gegen die Drei über, an die andere Seite des Weges; Hans Jakob ballte die Tabacksblase zusammen und warf sie ihm

zu. Als der Bauer gestopft hatte, stand er steif auf und brachte sie ihm; mittlerweile zündete Hans Jakob ein Bischen Schwamm an, und indem er es dem guten Manne hinreichte, sagte er: Nu! wo wollt Ihr hin? Er seufzte, setzte sich wieder an seinen Ort und antwortete: Ja, da thue ich einen betrübten Gang, ich bin meinem Grundherrn noch zwanzig Gulden Pacht schuldig, ich habe ihn immer richtig bezahlt, aber dieß Jahr starb mir mein Stall an der Viehseuche fast aus, da kann ich nun nicht zurecht kommen, ich habe alles wieder an Vieh gelegt, ich habe ihm auch schon 60 Gulden nach und nach gebracht, aber die übrigen 20 Gulden kann ich nun nicht beibringen. Wir haben alles bei den Juden versetzt, um uns zu helfen, nun habe ich nichts mehr; da habe ich nur noch zwei Kühe, soll ich nun wieder eine verkaufen, um der zwanzig Gulden willen, ja, da habe ich armer Mann mit Frau und Kindern nichts zu essen. Da schickt mir nun der Herr einen Befehl zu, wenn ich in zwei Tagen nicht bezahle, so will er mir eine Kuh aus dem Stalle wegnehmen lassen; nun geh ich jetzt hin und will anhalten, wie ein Stein am Wege, will nicht weggehen, bis er mir noch etwas Zeit gegeben hat.

Hans Jakob war während der Zeit aufgestanden, hatte seinen Stock unter den Arm gestützt und sich vor den Bauern hingestellt. Nein, hol mich Gott! nicht, wahrhaftig nicht, der F** von Herrn soll keine gute Worte haben, da müßte ja kein Geld mehr in der Welt seyn; wer ist der Satan!

Der Bauer sperrte Nase und Maul auf, sah den Hans Jakob starr an und sprach: sachte, sachte Junge! schilt mir meinen Herrn nicht, er sey wie er will, es geht dich doch nichts an. Was, antwortete Hans Jakob, nu ja, ihr seyd besser als ich, wenn ihr den Mann noch lieb haben könnt, indessen denk ich doch das Meine dabei. Hiemit griff der Bursche in den Sack, zog ein ledernes Beutelchen heraus, schnürte es langsam auf, guckte Thierchen an und sagte: was meynst du, Thiere! Das Mädchen nickte ihn an und sagte: wenn wir nicht auskommen, so gibt es Leute, die uns leihen und borgen, Rübsamen gibt es allenthalben zu kaufen

(dazu hatte ihnen der Vater Geld und Commission gegeben). Jetzt griff Hans Jakob in's Beutelchen, zog vier Dukaten heraus und sagte: da, Nachbar! jetzt geht hin und bezahlt den Satan von Mann, es thut mir, hol mich Gott! wehe, daß er das schöne Geld bekommt, aber Euch muß doch geholfen seyn. Wann sind Eure Pachtjahre aus? Der Bauer wußte nicht wie ihm geschah, er sah den Burschen vom Haupte bis zum Fuße an, getraute sich nicht recht, das Geld zu nehmen, doch nahm er's und sagte mit Thränen: gehen denn die Engel wie Bauernbursche gekleidet, oder wie ist es? Hans Jakob versetzte: ich bin kein Engel, sagt mir nur, wann Eure Pachtjahre aus sind? Ich habe noch ein Jahr ohne dieß, erwiederte der gute Mann; nu dann, fuhr Hans Jakob fort, so bringt dem Kerl das Geld, und sagt ihm den Pacht auf, ich bin Dietrich von der Linden Sohn, ich will Euch ein gutes Plätzchen schaffen. Der Bauer wußte nicht, was er sagen sollte; Thierchen ging zu ihm, drückte ihm die Hand und sagte: Geht in Gottes Namen, raucht Eure Pfeife Taback mit Freuden und danket Gott.

Hofmann sah das Alles. Als der Bauer fort war, da stand er auf, küßte den Hans Jakob und sagte: jetzt gehe ich nach Hause, ihr Beide seyd Engel, und ich sage euch — doch ich will, ich darf nichts sagen; ich bin euer Bruder. Nun küßte er auch Thierchen, schloß sie in seine Arme und fuhr fort: himmlisches Mädchen! ich will Gott bitten, daß er dich mir zur Braut schenkt; ich gehe, aber ich werde bald bei euch seyn.

Hans Jakob hatte Thränen in den Augen; ja, ja, antwortete er, soll mich Gott holen! so einen Schwager hätte ich um mein Leben gern; haltet aber Wort. Ja, versetzte Hofmann, gewiß, mir ist am meisten dran gelegen. Thierchen weinte und sagte: Ich küsse Euch noch einmal, Herr Hofmann! und nun habe ich keine frohe Stunde mehr, bis ich Euch wieder sehe.

Nun gingen die Kinder ihres Weges, und Hofmann auch den seinen.

Hans Jakob und seine Schwester Thierchen besuchten

ihre Großeltern und Freunde, aber während den paar Tagen dieses Besuches war ihr Geist und Herz nie bei sich selbst; sie hatten nichts in den Gedanken, als den lieben Fremden; tausenderlei Vermuthungen stiegen in ihnen auf, wer er seyn möchte, und so oft sie nur einen Augenblick allein waren, redeten sie von ihm; über jedes Wort machten sie eine Auslegung nach ihrer Art, und da die Liebe und Freundschaft jeden Gedanken ausgebahr, so wurde er in ihrer Einbildungskraft zum Engel. Sie kauften auch bei den Bauern den Rübsamen auf, wozu ihnen ein Freund das nöthige Geld vorschoß, und ein paar Tage nach Pfingsten wanderten sie wieder nach Hause.

So wenig Dietrich von der Linden die Welt kannte, so gut kannte er dagegen die Dinge, die beständig um ihn waren. Mehrere vernünftige Leute werden die Bemerkung gemacht haben, daß ein Mensch, dessen Erkenntnißkreis von einem kleinen Umfange ist, um so viel genauer alle kleine Theile dieses Kreises bemerke und studiere, je enger der Zirkel ist, in welchem sich seine Seele bewegt. In dieser Wahrheit liegt die Ursache der Pedanterei: ein Mann, der sich bloß auf eine Wissenschaft legt, und nicht Fähigkeit genug hat, sie in ihrem ganzen Umfange zu fassen, wird allemal, wenn er zu stolz ist, seine kleinen Kräfte zu gestehen, die kleinsten Wahrheiten seiner Sphäre wichtig zu machen suchen, und sie werden auch in seinen Augen höchst wichtig seyn, weil er nichts Beträchtlicheres kennt.

Dieß war Dietrichs Fall. Das Geschlechtsregister seines Viehes, seiner Hühner und Katzen wußte er auf viele Jahre hinaus, und eben so fleißig bemerkte er ihre tägliche Geschichte, besonders aber war sein Pudel, welcher Mordax hieß, ein sehr merkwürdiges Thier, er besaß fast Menschenverstand, und ich wollte niemand gerathen haben, das zu läugnen. Dietrichs Frau bekümmerte sich um das alles nicht, sie lebte so ihr Leben fort, that niemand nichts Böses, aber auch nicht viel Gutes, in ihren Geschäften war sie treu und rechtschaffen, im Uebrigen ließ sie Gott und ihren Mann sorgen.

Die beiden Kinder kamen am Abend nach Haus. Dietrich stand in der Hausthüre und rauchte eine Pfeife Taback, er schaute gerad vor sich hin, und da seinen Augen just eine alte Scheuer im Wege stand, so verweilten sie auf diesem Gegenstande; er dachte nach, wie der Zimmermann wohl geheißen haben möchte, der die Scheuer gebauet, was er alle für Gesellen dabei gebraucht habe; dann stellte er sich die Bäume vor, woraus man die Bretter und Pfosten geschnitten hatte, wie sie noch wuchsen, wie sie noch jung waren, wie die Eicheln, woraus sie entstanden, noch an den Mutterbäumen hingen u. s. w. Plötzlich entstand ein Geschrei, der kluge Mordax jagte im Hofe die Hühner auf, sie gackelten und flogen die Scheuer hinauf; dieß störte seinen Gedankengang, er rief den Mordax herbei und verwies ihm mit bitter Vorwürfen seine Unart. Der gute Pudel schämte sich, er nahm den Schwanz zwischen die Hinterbeine und kroch beiseit. Gerad in diesem Augenblick trat Hans Jakob mit seiner Schwester zum Thore herein, hier suchte der Pudel Trost, er sprang mit tausend Freuden hin und her, und um die beiden alten guten Freunde hinauf, aber diese hatten was anders zu thun. Hans Jakob gab ihm eine Ohrfeige, und Thierchen schob ihn mit dem Fuße beiseit, sie gingen schnurgerad auf die Hausthüre zu. Der Pudel verwunderte sich, ging in eine Ecke des Hofes, drehte sich ein paarmal herum und legte sich nieder. Die Kinder grüßten den Vater mit einem trockenen guten Abend, dieser dankte ihnen trocken; sie gingen alsofort die Treppe hinauf, um sich auszuziehen; Dietrich aber blieb an der Thüre stehen, und damit ihn die Scheuer nicht hindern möchte: so schaute er zum Thore hinaus über die Wiese hin, und überlegte, was seinen Kindern widerfahren seyn möchte: denn er hatte auf den ersten Blick in ihren Gesichtszügen eine Neuerung bemerkt, die ihm nicht gefiel. Dieser Umstand schien ihm eine wichtige Epoche in seinem Leben zu seyn. Der Wandel seiner Kinder war bis daher so einförmig und so gewohnt gewesen, daß er jeden Morgen fast unfehlbar bestimmen konnte, welche Handlungen sein Hans

Jakob, oder sein Thierchen den Tag über beginnen würde; in seiner Seele lag also die Vorstellung, beide würden, so wie sie durchs Thor herein kämen, vor dem entgegen laufenden Hunde still stehen, ihn liebkosen, und dann fragen: was der Pudel während ihrer Abwesenheit gemacht habe? Darauf würde er ihnen geantwortet haben, und so würde ein vertrauliches Gespräch entstanden seyn, in welchem ein Wort das andere gebracht hätte, und so wäre man wieder auf den vorigen gewohnten Gang gekommen; da aber alles nun ganz anders ging, so wurde Dietrich mürrisch, traurig und nachdenkend. Auch seine Frau spürte Veränderung, sie erwartete von Thierchen eine genaue, bestimmte Erzählung von jedem Schritte und Tritte ihrer Reise, von jeder Mahlzeit, von allen Kleidungen ihrer Freunde u. s. w., aber auf alle Fragen bekam sie einsylbige Antworten. Dietrich fragte indessen nach nichts, sondern er dachte nur, und je mehr er nachdachte, desto ärgerlicher wurde er, doch hoffte er, es würde alles allmälig wieder ins alte Geleis kommen; er wartete ein paar Tage, fand aber zu seinem größten Erstaunen immer mehr Abweichung von der alten Spur, und nun konnte er es nicht mehr aushalten. Den vierten Tag nach der Kinder Ankunft, des Mittags nach Tische, fing Dietrich an: ich bin euer Vater noch, oder habt ihr unter Weges einen Mann mit einer schön gepuderten Perücke angetroffen, der es seyn soll? Meinetwegen könnt ihr gehen, es geht alles seinen Gang!

Hans Jakob. Dafür kann ich, hol mich Gott! nichts, Vater! unser Vater seyd und bleibt ihr immer, dafür respektiren wir Euch.

Dietrich. Respektiren hin, respektiren her! es geht alles seinen Gang! ihr habt etwas im Kopfe, und ich will wissen, was das ist, und da beichtet mirs, ich kanns nicht länger ertragen.

Hans Jakob schwieg und kratzte sich hinter den Ohren; Thierchen aber wurde das Herz weich, sie fühlte des Vaters Leiden tief in der Seele, und das war ihr unerträglich, sie stand auf, nahm einen Stuhl und setzte sich neben ihren

Vater, Thränen rollten ihre englische Wangen herab, sie lächelte und schaute ihm ins Gesicht. Dietrich mochte ein zärtliches Herz haben, aber es hatte noch nie Gelegenheit gehabt, sich selbst zu fühlen bis jetzt; ihn durchschauerte eine ungewohnte Empfindung bei dem Anblicke seiner Tochter, auch ihm drangen die Thränen in die Augen. Thierchen, fing er an, bist du noch mein Mädchen?

Thierchen. Ja, lieber, lieber Vater! ich bin noch Euer Mädchen.

Dietrich. Nun, so sey's Gott gedankt! aber so beichte denn doch, was fehlt euch?

Thierchen. Wollt Ihr mir nicht bös werden, Vater! so will ich mit Euch reden?

Dietrich. Warum sollt ich bös werden? ihr werdet wohl nichts Uebels gethan haben?

Thierchen. Nein, Vater! nun hört mich einmal an: Ihr seht doch gern, wenn Eure Kinder recht glücklich werden?

Dietrich. Das glaub ich, ihr seyd ja meine Kinder, je glücklicher, je lieber, wenn nur alles seinen Gang geht.

Thierchen. Wir sind aber nicht glücklich! werdet nur nicht bös, Vater!

Hans Jakob. Nein, hol mich Gott! glücklich sind wir nicht.

Dietrich. Nun, was fehlt euch denn? ihr seyd ja doch auch, bei Gott! nicht unglücklich, daß ich wüßte, es geht alles seinen Gang, ihr habt satt zu essen und zu trinken, habt Kleider und Geld und Gut, so viel ihr braucht, es geht ja alles seinen Gang.

Thierchen. Wollt Ihr mirs übel nehmen, so will ich sagen, was uns fehlt?

Dietrich. Nun, so beichte, beichte!

Thierchen. Sollte es unter den vornehmen Leuten gar keine fromme, brave Leute geben? gar keine?

Dietrich. Hm! du fragst ja so prophetisch, das hab ich ja mein Lebtag nicht gesagt, aber sehr wenige, sehr wenige! aber was geht dich das an?

Thierchen. Die vornehmen Leute dauern mich in der

Seele, wenn sie nicht in den Himmel kommen. Nun Ihr habt gesagt, es gäb noch fromme, brave Leute darunter, aber sehr wenige, und da freue ich mich darüber.

Dietrich. Nun, wo soll das hinaus?

Thierchen. Hört, Vater! ich möchte gern unter die wenigen vornehmen Leute gehören.

Dietrich stand auf, sagte kein Wort, seufzte tief und ging zur Thüre hinaus. Thierchen saß auf feurigen Kohlen. Hans Jakob stand auch auf, ging auch zur Thüre hinaus und sagte: da hast du's! jetzt hast du ein schön Feuerchen angelegt, hol mich Gott! Thierchen fing an zu weinen und ging auf ihre Kammer; was sie da machte, das weiß ich nicht; die Mutter aber wußte nichts besseres zu thun, als daß sie in ihre Schlafkammer hinauf stieg und das Bett machte.

Dieser Zustand dauerte fast ein Vierteljahr; von allen Seiten wurden Plane gemacht, wie man wieder auf die alte Eintracht des Lebens kommen könnte, Jedem wurde die Lage sauer, in der er sich befand, und doch war es unmöglich: denn der Gedankengang der Kinder hatte eine solche Richtung genommen, daß er sich durchaus Dietrichs System nicht mehr anpassen ließ; dieser Mann trauerte daher beständig fort, ward mürrisch und zuweilen fast unerträglich. Thierchen im Gegentheile litt unaussprechlich. Das Bild jenes Hofmanns stand ihr noch immer vor Augen, und je länger es ihre Seele anschaute, desto brennender wurde ihr Verlangen, ihn wieder zu sehen, und eben so viel schrecklicher der Gedanke, er könnte sie vergessen haben. Es ist eine uralte und bekannte Bemerkung, daß ein in der Einsamkeit erzogenes Mädchen, wenn es zu reifern Jahren kömmt, eine Mannsperson, die ihm gefällt, mit einer ganzen Seele voller Liebe ergreift, und wenn es ihr nicht gelingt, gemeiniglich unglücklich wird. Dieß war Thierchens Fall; der Vater ahnete nichts von einer solchen Liebe: denn die beiden Kinder hüteten sich aufs genaueste, nur ein Wort von ihrem Fremden blicken zu lassen. Indessen machte er doch heimlich allerhand Anschläge, er hatte ausfindig gemacht, daß seine

Kinder zur Ruhe kommen würden, wenn er sie verheirathet hätte, alsdann müßte all ihr Bestreben ein Ende haben; er durchdachte also alle umliegende wohlhabende Bauernhäuser, ob nicht ein einziges wäre, das auf einer Seite altfränkisch genug, und auf der andern doch auch reich genug für eines seiner Kinder seyn möchte, aber er fand überall Anstoß. Daher verzog es sich bis gegen den Herbst, während der Zeit aber machte die Vorsehung ganz andere Anstalten.

An einem schönen, sanften Augusttage, an welchem kein Lüftchen wehte, die Sonne anfing, schiefer über Berg und Thal hinzustrahlen und die erreifende Natur der ganzen belebten Schöpfung ihr Füllhorn mit schwelgendem Ueberflusse auszuschütten, saß Dietrich mit seiner Frau und Kindern noch am Ende des Mittagessens am Tische: er fütterte seinen Mordax noch mit einzelnen Brodbrocken, die er auf seinem Teller fett machte, dabei dachte er tiefsinnig nach, was es mit seinen Kindern noch geben würde; seine Frau dachte nichts, als was sie den Abend aufzutischen hätte. Hans Jakob kaute noch an einem Knochen und klopfte das Mark auf seinen Teller; Thierchen aber hatte die Hände unter der Brust über einander geschlagen, und schaute mit großen, hellen Augen durch das Fenster in den klaren, blauen Himmel.

Während dieser hohen Stille trat ein alter, ehrwürdiger Mann zur Stubenthüre herein, er war nach alter Art wie ein Bauer gekleidet, seine grauen Haare rollten sich um den Nacken herum, ein altmodischer, aber sehr feiner brauner Rock gab ihm das Ansehen eines sehr heitern Großvaters, und seine ganze übrige Kleidung paßte ganz genau auf sein ganzes Daseyn; er sagte ganz freundlich: guten Tag zusammen! Die ganze Familie wurde lebhaft bei dem Anblicke des saubern Mannes, ein jeder dankte ihm freundlich. Dietrich ergriff einen Stuhl, stellte ihn an den Tisch und sagte: setzt Euch! der Fremde lächelte, schaute einen Jeden mit einer sehr edeln Miene an und sagte: nun freue ich mich doch auf meinen alten Tag, daß ich Euch brave Leute noch so gesund beisammen sehe, ich habe viel von Euch gehört, und

da komm ich nun so her zu euch, um etwas mit Euch zu reden.

Es ist uns lieb, antwortete Dietrich, wenn Ihr uns etwas Gutes bringt; was habt Ihr uns denn zu sagen? es geht alles seinen Gang. Der Fremde rückte unvermerkt Thierchen näher, ihr klopfte das Herz, sie wurde roth und bleich, ohne zu wissen warum.

Nun fing er an: Hört, Dietrich! Ihr seyd ein braver, redlicher Mann, ein Mann von alter deutscher Sitte und Ehrlichkeit, und da habe ich einen guten Freund, so brav, wie's keinen mehr auf Gottes Erdboden gibt, ein junger Mann, alt etwa 22 Jahr, der hat drei Stunden von hier diesen Sommer ein großes Gut gekauft und auch schon bezahlt, der möchte nun gern eine gute Haushälterin haben — Thierchen wurde blaß wie eine Wand und zitterte — und da hat er ein Aug da auf Eure Tochter geworfen (hier trat er Thierchen auf einen Fuß und fuhr fort): der junge Mensch heißt Hofmann. (Thierchen erschrack, sie wurde blutroth im Gesichte; Hans Jakob aber reckte den ganzen Körper in die Höhe, lächelte und sagte: das riecht, hol mich Gott! nach Zimmet und Nägelchen). Dietrich bemerkte die Gemüthsbewegung seiner Kinder, aber ihm fiel nichts Widriges dabei ein, denn er glaubte, die jungfräuliche Scham mache diesen Eindruck auf seine Tochter; indessen gefiel ihm der Antrag, denn er war seinen Gedanken ganz angemessen, nur hätte er, wie's denn natürlich ist, gern nähere Umstände von dem jungen Manne gewußt, der seine Tochter heirathen sollte: er fragte also ferner: wo ist der junge Mensch denn her und wer sind seine Eltern? Der Fremde erwiederte: Hofmann ist aus dem Gülcher Land, sein Vater ist dort ein reicher Bauer und ein ehrlicher Mann, und damit ihr seht, daß das Alles wahr ist, so habe ich da seinen Geburtsbrief mitgebracht. Hier zog er ein Papier mit einem großen Sigill heraus und gab ihn Dietrich hin; nachdem ihn Dietrich gelesen hatte, sagte er, das geht Alles seinen Gang, es ist mir just nicht daran gelegen, wie reich er ist, wenn er nur sein Brod erwerben kann; denn auf Reichthum seh ich

nicht, ich kann meiner Tochter so viel geben, daß sie genug hat, aber ich wüßte doch gern, wie viel er ungefähr hat? Ha! versetzte der Fremde, er hat zum wenigsten zwanzig tausend Thaler zu gewarten. Genug! genug! rief Dietrich, laßt ihn nur herkommen, daß wir ihn kennen lernen, denn meiner Tochter muß er doch auch gefallen, sie muß auch Freude an ihm haben können, wenn Alles seinen Gang gehen soll. Daran habt ihr recht, antwortete der Fremde, übermorgen wird er kommen, er ist daheim auf seinem Gute und macht allerhand Anstalten. Dietrich fragte ferner: wie heißt der Hof, den er gekauft hat? Der Fremde antwortete: es ist der Blumenhof. Dietrich machte große Augen, was! rief er, er hat den Blumenhof gekauft? Ja freilich, sagte der Alte, mit der Mühle und mit Allem. Dietrichen flossen die Thränen aus den Augen; Mädchen! fing er an, wenn der ein braver Kerl ist, da bist du glücklich. Der Fremde versetzte: an Bravigkeit fehlts ganz und gar nicht, er ist wie ein Engel. Laßt ihn kommen! laßt ihn kommen! sagte Dietrich, indem er aufstand, um dem Alten eine Flasche Wein zu holen. Die Mutter lief auch fort, dem Freunde noch etwas Essen zu machen. Jetzt sagte der Alte: gelt Jungfer! so mußte es gehen. Thierchen sprang auf, weinte laut und rief: dir, mein Gott und Vater! dir dank ich, dir danke ich, o Gott! mach's ferner gut! — Hans Jakob war sonst nicht weichherzig, jetzt hatte er aber Thränen in den Augen, er ging zu dem Alten, schüttelte ihm die Hand und sagte: die Reihe wird doch, hol mich Gott! auch endlich an mich kommen? Wahrlich ja, antwortete der Fremde, erwartet es nur mit Geduld. Thierchen sprang hastig herbei und sagte sehr dringend: daß er aber ja nicht vornehm gekleidet kommt! Ho! ho! antwortete er, da hat's keine Noth, der ist klüger als wir Alle; er hat sich den ganzen Sommer über aufs Genaueste nach Euch Allen erkundigt, er würde gewiß kein Mädchen so auf den ersten Anblick geheirathet haben. Traut nur auf Gott, Jungfer! und auf ihn, es wird besser gehen, als ihr denken könnt. Ueberdem trat der Vater wieder ganz heiter in die Stube, er hatte

gewiß auch nach seiner Art Gott gedankt, und von nun an war wieder Harmonie und Eintracht in allen Gemüthern. Der Fremde war sehr gesprächig, und ein gescheiter, weltkundiger Kopf hätte leicht merken können, daß die Bauernkleidung nicht seine gewöhnliche war, er aß und trank, und wanderte wieder fort.

Am dritten Tage war Thierchen besonders ganz heiter, sie putzte sich auf ihre Art aus und Dietrich sah mit größter Freude, daß Alles so seinen guten Gang ging, er war auch gar munter und gegen seine Kinder freundlicher, als er je gewesen war. Gegen zehn Uhr erschien Hofmann. Thierchen sah ihn zuerst durchs Stubenfenster den Fußpfad herab kommen, sie erkannte ihn von weitem am Gesicht, wie sehr fremd er auch in den Kleidern war, die er an hatte, sie meynte zu Boden zu sinken, doch hielt sie sich fest. Kurz darauf trat er ins Haus, Dietrich ging ihm bis in die Hausthüre entgegen, grüßte den fremden, jungen Mann, der sich so bäuerisch und altmodisch stellte, als er konnte, er gefiel dem Vater auf den ersten Blick, denn er sah sehr gut aus und hatte eine edle Miene, er wurde in die Stube geführt, wo sich Mutter und Kinder befanden, jetzt setzten sich alle und Hofmann fing an:

Herr von der Linden, der Mann, den ich geschickt habe, wird Euch wohl gesagt haben, was ich bringe?

Dietrich. Ja, wir wissens alle, wir wollten Euch doch auch gern sehen. Ihr wißt, wie die Bauersleute sind, man kauft eine Kuh nicht gern im Sacke, es muß alles seinen Gang gehen.

Hofmann. Da habt ihr gar recht daran, ich wollt Euch doch auch gern beisammen sehen. Nun, weil ich gehört habe, daß Eure Tochter ein gar braves Mädchen ist, so habe ich sie mir ausgesucht, ich möchte sie gar gern zur Frau haben, wenn's Euch gefiel.

Dietrich. Wollen sehen, was es gibt, es muß Alles seinen Gang gehen. Seht, wie der Hund um Euch wedelt, es scheint, als wenn er schon am Geruche merkte, daß Ihr Euch gut für uns schickt.

Hofmann. Kann wohl seyn, die Hunde sind gar freundliche Thiere, auch merken sie bald, wer gut Freund mit ihnen ist; den Hund schwätz' ich Euch ab, Herr von der Linden!

Dietrich. Ho! ho! da hats keine Noth, den Hund miß ich nicht, so lang er kriechen kann.

Hofmann. Daß dich der Tausig! das ist ein schöner Hund!

Dietrich. Nu! nu! wollen sehen, was es gibt, wir können ihn ja zusammen haben, wenn Alles seinen Gang geht.

Hofmann. Nein! nein! wenn er Euch so lieb ist, so will ich ihn nicht, ich kann ja wohl die Art bekommen?

Durch dieses Gespräch war Hofmann schon ganz in Dietrichs Herz gekrochen. Thierchen und Hans Jakob meynten für Lachen zu bersten, als sie sahen, wie sich der Hofmann so in Alles schicken konnte; er blickte Thierchen zuweilen seitwärts an und lächelte, aus ihren Augen aber glühte die reinste Liebe, so daß Hofmann ihre Blicke im Innersten seiner Seele fühlte. Die Rolle, die er spielte, wurde ihm indessen sehr sauer. Hans Jakob aber konnte seine jauchzende Seele nicht zurückhalten; hei, rief er aus, muß naus gehen, hol mich Gott! und einmal mit gleichen Füßen übern Zaun springen. Hofmann versetzte: könnts thun, Ihr werdet wohl bald Luft und Platz dazu bekommen. Hans Jakob lachte hart und ging fort. Indessen ging nun auch die Mutter in die Küche und der Vater sagte: Thierchen! leiste du dem Freunde eine Weile Gesellschaft, ich habe auch noch etwas zu schaffen, es muß alles seinen Gang gehen, und damit ging er hinaus. Nun stand Hofmann auf, umarmte Thierchen und sagte: nun, mein englisches Mädchen! habe ich denn nun Wort gehalten?

Thierchen. Ja, Herr Hofmann! ich habe mit Sehnsucht nach euch verlangt.

Hofmann. Sie wird also keine Bedenkzeit nehmen?

Thierchen. Ich habe nichts zu bedenken, ihr gefallt mir von ganzem Herzen, jetzt weiß ich auch, wo ihr her seyd;

aber nehmt mir's nicht übel, ich begreife doch das Ding noch nicht recht; als ich euch zu Pfingsten sah, da waret ihr wie ein Herr gekleidet, nun hört' ich ehgestern, daß ihr den Blumenhof gekauft habt, was seyd ihr denn eigentlich?

Hofmann. Daß ich aus dem Gülcher Land bin, das ist wahr, daß mein Vater dort ein großes Gut hat, ist auch wahr, eben so, daß er ein sehr braver Mann ist, meine Mutter eine sehr brave Frau, und meine Schwester ein sehr liebes Mädchen, auch ich habe mich bis daher so aufgeführt, daß sie nie etwas Schlechtes von mir hören wird.

Thierchen. Das glaub ich, aber wie freue ich mich, daß ihr noch Eltern und noch eine Schwester habt, auf die Bekanntschaft freue ich mich recht sehr!

Hofmann. Was ich nun weiter bin und seyn werde, das wollte ich noch gern geheim halten, es wird ihr selbst Freude machen, wenn sie's so auf Einmal erfährt; wenn sie mich heirathet, so wird sie eine ansehnliche Frau werden, und sie wird Gelegenheit haben, sehr viel Gutes in der Welt zu thun.

Thierchen. Nun so will ich's auch noch nicht wissen, es ist mir einerlei, was ich bin, wenn mich nur der liebe Gott lieb hat und euch.

Hofmann. Also hat sie nichts gegen mich einzuwenden, sie will mich also heirathen?

Thierchen fiel ihm um den Hals, weinte laut, und hauchte ein stilles Ja hervor, mit dem Zusatze: wenn meine Eltern wollen. So hingen die Beiden mit umschlungenen Armen eine Weile zusammen, endlich riß sich Hofmann los, eilte zur Thüre hinaus und rief den Vater, die Mutter und den Hans Jakob zusammen; als sie Alle in der Stube waren, fing er an: wir Beide sind schon fertig, gebt ihr Eltern euere Einwilligung dazu? Dietrich und seine Frau erstaunten. Hm! sagte der Erste, das geht ja einen hurtigen Gang, bist du's so müd bei mir, Mädchen? doch meinethalben! da, Herr Hofmann, da habt ihr meine Hand und meinen Segen. Die Mutter kam nun auch sanft herbei und gab ihre Einwilligung; endlich kam auch Hans Jakob, er

lachte, schüttelte den Kopf, gab dem Hofmann auch die Hand, und sagte: hab's schon gesagt, was ich denke; es ist doch kurios, hol mich Gott! wie sich ein Ding so macht, seh ein Thierchen im Nothstalle, will auch n'aus schlupfen. Dietrich bemerkte das, nu, Hans Jakob! fing er an, ich glaube, du meynst, du wärst im Nothstalle?

Hans Jakob. Ha, Vater! nu Thiere n'aus geht, wird mir's doch wohl zu eng.

Dietrich. Wart, es gibt vielleicht auch eine Hofmännin für dich. Hofmann lachte und versetzte: wenn Hans Jakob kann, was seine Schwester kann, so wär's möglich.

Dietrich. Habt ihr nicht noch eine Schwester?

Hofmann. Ja freilich! der Hans Jakob kann's einmal bei ihr versuchen.

Dietrich. Das geht seinen Gang, hab nichts dawider.

Hans Jakob. Ja, ja! das ist, hol mich Gott! kein Spaß; ich weiß besser, wo mich der Schuh drückt.

Hofmann. Da denk ich nun so, Schwager! geht ihr so eine Weile hin und her in der Welt, auf einem guten Wege, so wird sich der Schuh nach dem Fuße gewöhnen, und dann wird euch der Schuh nicht mehr drücken.

Hans Jakob. Versteh's! versteh's! wollen sehen, was es gibt, fürchte aber, es gibt nichts.

Hofmann blieb auch noch den folgenden Tag bei seinen neuen Freunden, und redete Alles mit ihnen ab. Den folgenden Sonntag sollte die Verkündigung in der Kirche vor sich gehen, und über vierzehn Tagen die Hochzeit seyn.

Hofmann hatte Alles sehr weislich eingerichtet. Nachdem er sich nach Dietrich und seinen Kindern in Geheim erkundigt, und gefunden hatte, daß sie brave Leute wären, und daß überhaupt nichts auszusetzen sey, als ihre altfränkische Lebensart, so ließ er sich ein vollständiges Bauernkleid machen; sein ehemaliger Hofmeister, ein ganz vortrefflicher Mann, der sein warmer und vertrautester Freund war, hielt sich bei ihm auf, denn er ließ ihn nie von sich, mußte sich auch in einen Bauern verkleiden. Da sie erst kürzlich von der

Universität nach Hause gekommen waren, so machten sie eine Reise zusammen nach der Stadt Rheinau, wo Hofmann bei dem vortrefflichen Fürsten eine Bedienung suchte. Bei dieser Gelegenheit war es, als er im Gebirge herum strich und Dietrichs Kinder antraf. Dietrich von der Linden war ihm schon als ein reicher Kornhändler von Jugend auf bekannt, weil die reichen Bauern in seiner Nachbarschaft oft mit ihm gehandelt hatten, und viel von ihm redeten. Dietrichs Tochter gefiel dem würdigen Hofmann sogleich im ersten Anblicke, und da er nun vollends hörte, daß sie ein herrliches Mädchen war, so schien es ihm der Mühe werth, ihrethalben einen wichtigen Plan anzulegen, um sie zu bekommen. Er war ohnehin ein Freund der Landwirthschaft und reich: und da er nun schmeichelhafte Aussichten bei dem Fürsten hatte, so kaufte er den Blumenhof, ein Landgut, wie ein Paradies Gottes. Er und sein Hofmeister, der in Gestalt eines alten Bauern bei Dietrich die erste Anwerbung machte, führten also den Plan aus, so, wie ich erzählt habe.

In den Brauttagen fiel nun weiter nichts Wichtiges vor, außer daß Dietrichs Frau und die Braut viel mit einander wegen der Kleider und andern Sachen auszumachen hatten. Die Tochter strebte immer nach dem Neumodischen, die Mutter aber nach dem Alten, und so gab es immer Wortwechsel; Dietrich aber ließ sie machen, er that nichts, als daß er ruhig und ohne Widerrede Geld zahlte, wenn es gefordert wurde; er war in seiner Seele vergnügt, denn es war ihm durch diese Heirath ein Band am Herzen los geworden.

Der Hochzeittag nahete endlich herbei. Hofmann, der seine Braut während der Zeit öfters besuchte und alles anordnen half, hatte die Sache so eingerichtet, daß die Hochzeit auf seinem Gute gefeiert werden sollte; er erkundigte sich genau nach dem Geschmacke seiner Schwiegereltern, und wie er hörte, daß sie es gern hatten, so machte er es; sein Haus wurde also ganz nach alter Mode ausmeublirt, Bette, Stühle, Tische, Bänke, Küchengeräthe, mit Einem Worte, Alles, was zu einer Bauernhaushaltung gehört, trug den

großväterlichen Charakter. Der Tag vor der Hochzeit wurde in Dietrichs Hause mit allerhand Streitigkeiten zugebracht. Die Braut und Hans Jakob gaben ihre Stimme, daß man eine Chaise miethen und des andern Morgens damit nach dem Blumenhofe fahren sollte; Dietrich und seine Frau aber wollten zu Fuß gehen, und das sollten ihre Kinder auch thun; das war ihnen nun gar nicht recht, denn sie glaubten, man müßte sich ja vor allen ehrlichen Leuten schämen, wenn man zu Fuß zur Hochzeit gehen würde. Doch dieser Streit nahm gegen Abend ein Ende, man hörte eine Peitsche muthig knallen, und wie man aufschauete, so fuhr der Herr Bräutigam in höchst eigener Person zum Thore herein; und was hatte er denn? — er hatte eine neue Karre, so wie sie die holländischen Bauern brauchen, um damit zur Kirche zu fahren; die Karre hatte einen flachen, langen, roth angestrichenen offenen Kasten, zwischen dem Rothen schimmerten hin und wieder weiße Streifen hervor, in dem Kasten waren ein paar Bänke, um darauf zu sitzen; der Bräutigam saß auf dem Pferde und führte die Fuhrmannspeitsche gar geschickt; die Füße hatte er auf die Karrenbäume gestellt, seine Schuhe waren so, wie man sie von einem reichen Bauer erwartet; die Schnallen klein, rund und von Silber, die Strümpfe von weißer Baumwolle, die Hosen von gutem blauen Tuche, unter dem ziemlich langen, blauen Kamisol glänzte ein roth kalmankenes Wämmschen mit vielen kleinen weißen Knöpfchen hervor; um den Hals trug er ein roth und schwarz gestreiftes seidenes Halstuch, das Haar hatte er rund abgeschnitten und hübsch glatt gekämmt, und auf dem Kopfe hatte er einen großen, genau dreieckigt aufgezäumten Hut; so fuhr er in den Hof hinein, und knallte noch ein paar Mal mit der Peitsche, daß einem die Ohren gellten. Dietrich, seine Frau und Kinder lachten laut, als sie ihn sahen, und nun hatte der Kutschenstreit ganz und gar ein Ende. Hofmann sprang vom Pferde, spannte es aus, und führte es in den Stall. Als er in's Haus trat, so begegnete ihm die Braut mit ihren Eltern und Bruder, Alle lachten laut, besonders Hans Jakob und Thierchen; der Bräutigam aber fand

nichts Lächerliches bei der Sache, er stellte sich, als wenn sich ja das Alles so von selbst verstände. Dietrichen und seiner Frau war es aber so ganz recht, und sie fanden an ihrem Eidame einen Mann, der sich recht für sie schicken würde. Thierchen fing lächelnd an: was wird das geben, Hofmann! wenn du deine Braut auf der Karre heim holst?

Hans Jakob. Ja, das ist, dünkt mich, hol mich Gott! auch kein gutes Zeichen.

Hofmann. Eh, was wollt ihr denn? ich glaube gar, ihr lacht mich aus?

Thierchen. Kurzweil! aber ich dachte, du würdest einen Knecht mit einer Chaise schicken, und derweil zu Haus bleiben und ordiniren?

Hofmann. Ei! ei! ei! mit einer Chaise! — Hm! hm! so fährt man nicht in den Chaisen, es geht so nicht her!

Dietrich. Recht! recht! Eidam! so gefallt ihr mir, es geht Alles seinen Gang.

Thierchen. Ja, Vater! wir wollen einmal sehen, was der Mann da für einen Gang gehen wird.

Hans Jakob. Ja, das denk ich auch, er macht den Anfang gut.

Hofmann. Ja, spottet ihr nur, der Mann, der ich bin, der bleib ich, und da bringt mich kein Mensch davon ab.

Dietrich klopfte ihn auf die Schulter und sagte: recht so! recht so! ein Mann muß ein Mann seyn. Thierchen versetzte: ich glaub's auch, und Hans Jakob: ich glaub's, hol mich Gott! auch.

Nun ging des andern Morgens der Zug vor sich: Dietrich, seine Frau und Kinder setzten sich, nach ihrer Art hochzeitlich angezogen, auf die Karre, und der Bräutigam fuhr fort. Als sie auf dem Blumenhofe ankamen, so erwarteten sie drei Personen an der Thüre: erst jener alte Bauer, der um Thierchen die erste Anwerbung gethan hatte, er stand da, rauchte aus einer kurzen, irdenen Pfeife, sein graues Haupt bedeckte eine weiße, baumwollene Mütze, dann hatte

er ein weißes Halstuch um, ein großes braunes Kamisol an, durchaus mit Knöpfen besetzt, darunter ein Wämmschen oder Brustlappen von schwarz und weiß gestreiftem Kalmank, dann braune Hosen und schwarze Strümpfe. Die zweite Person war höchst merkwürdig; ein sehr artiges Mädchen, schön wie Theodore, heiter wie ein Engel, aber mit einem Minervengesichte, stand neben dem Alten, sie hatte ihre Arme vor der Brust über einander geschlagen; diese sahen aber nicht bäuerisch, sondern milchweiß und röthlich aus, ihre braunen Locken bedeckten die Haube eines Bauernmädchens, aber die Spitzen daran waren fürstlich; um den Hals trug sie ein schwarzes Sammetbändchen mit einem goldenen Schlosse, ein seidener schwarzer Schleier lag nach ländlicher Art um ihre Schultern, ihre Arme waren nur mit den Hemdeärmeln, aber von holländischen, blendendweißen Stülpen Tuch bekleidet, dann hatte sie ein roth und weiß geblümtes seidenes Leibchen an, und einen schwarz und weiß gestreiften kamelottenen Rock; endlich trug sie weiße baumwollene Strümpfe und schwarze, rauchlederne Pantoffeln. Die dritte Person war der Herr Landpfarrer des Ortes, ordentlich und gewöhnlich angekleidet, er rauchte seine Pfeife ruhig fort, und stand hinter den beiden schon beschriebenen Personen.

Als die Brautleute ankamen, so sprang der Bräutigam vom Pferde und half ihnen von der Karre. Dietrich ging zuerst auf den Alten zu und schüttelte ihm die Hand, so auch die übrigen; Hofmann aber ergriff seine Braut und jenes herrliche Bauermädchen, führte sie zusammen, und sagte zu Thierchen: sieh! das ist meine Schwester, welche jetzt Köchin ist.

Hier fehlt es mir aber an Geist und Kraft, das alles gehörig auszudrücken: eine vollendete Frauenzimmerseele, voller himmlischer Kraft und Güte, und eben so klug und vernünftig, und dann ein noch ganz rohes Naturmädchen, in welchem alle jene herrliche Tugenden in allem ihrem Vermögen ruhen, aber höchst reif zur Entwickelung sind, trafen sich hier.

Clementine (so hieß Hofmanns Schwester) schauete ihrer Schwägerin kaum in's Gesicht, so wallte ihr schon ihre

ganze Seele entgegen. Läugne, wer da kann, die Gewalt der Physiognomie, ihre Kraft und Wahrheit bestätigt sich täglich! Sie vergaß sich. Ohne daran zu denken, daß der Kuß bei den Bauersleuten von einerlei Geschlecht gar nicht gewöhnlich ist, flog sie Theodoren um den Hals und küßte sie unaufhörlich. Die gute Braut wußte nicht, wie ihr geschah. Bei den Küssen ihres Bräutigams empfand sie die reinste Wonne der Braut: denn ihre Seele war schuldlos und ihr Herz unverdorben; aber in den Armen eines so ganz vortrefflichen Geschöpfes von ihrem Geschlechte mit Küssen überschwemmt zu werden, das war ihr ganz neu und unerwartet; ihr Busen pochte, ihr Herz schwoll auf, große neue Empfindungen drängten sich in ihrer Seele empor, sie glaubte zu ersticken, sie sank, Thränen brachen aus ihren Augen, und sie konnte nichts hervorstammeln, als: Gott! o Gott! Der Zug ihres Herzens war so groß, daß sie sich endlich losriß und sagte: Mädchen! ich ersticke, kann keinen Odem holen — ich heiße dich Du, heiß mich auch so. Clementine antwortete: ja, mein Engel! das soll gelten zwischen uns, wir sind ewig, ewig Schwestern, und noch mehr!

Hans Jakob stand derweile wie versteinert und sah zu; er betrachtete Clementinen vom Haupte bis auf den Fuß, sie kam ihm vor, wie die Sonne hinter einer dünnen Wolke. Ja, ja! fing er endlich an, da werde ich, hol' mich Gott! noch was zu schreiten haben, ehe ich n'auf komme. Clementine hörte diese Worte, sie ließ also von der Braut ab und kam zu ihm, sie lächelte, bot ihm die Hand und sagte: Willkommen Bruder von der Linden! Er ergriff ihre Hand, hielt sie fest und antwortete mit Thränen in den Augen: Bruder bin ich — und Ihr seyd meine Schwester — aber möcht' bei Euch in die Schule gehen. Clementine sah in dem Gesichte des Jünglings den Bruder ihrer Theodore, das ist: seine Bildung gefiel ihr ganz, aber seine Person kam ihr wie ein ungeschliffener Diamant vor; sie fragte: möchtet Ihr denn wohl bei einem Mädchen in die Schule gehen? Ja, hol' mich Gott! versetzte er, darnach das Mädchen ist; gleich, gleich fang ich an,

zu lernen, wenn Ihr meine Schulmeisterin seyn wollt. Nun gingen sie alle in's Haus.

Dietrich und seine Frau gingen überall im Hause umher und besahen alles; sie konnten mit dem Besehen nicht fertig werden. Die Braut konnte an ihrer Seite ihre Schwägerin nicht verlassen, sie hatte tausend Fragen an sie zu thun und meynte immer, sie müßte ihr um den Hals fallen. Hans Jakob war auch immer bei der Hand, aber er stand immer einige Schritte zurück und sah nur zu. Der Bräutigam und Pfarrer mußten also nach vielem vergeblichen Zusammenrufen endlich Ernst gebrauchen, damit sie die Leute zur Copulation zusammen bringen möchten; diese wurde dann auch gegen zwölf Uhr vollzogen.

Das Hochzeitmahl war eben so altfränkisch eingerichtet, als alles andere, und Dietrich war wohl nie so aufgeräumt gewesen, als heute; nur sein Hans Jakob war es nicht; er schwieg, aß nicht viel und hatte immer Thränen in den Augen. Am Nachmittag winkte er der Braut und ging hinaus, sie folgte ihm. Thierchen! fing er an, geh ein wenig mit mir in den Hof, da im Hause ist mir's zu eng; sie that's und spazierte mit ihm im Hofe herum. Thiere! fing er an, was soll ich thun? Das Mädchen da, unsere neue Schwester gefällt mir so wohl, daß mir's im Herzen weh thut, ich kann's nicht ausstehen (er weinte), aber was soll ich machen? Denk nur einmal nach, die ist dir, hol' mich Gott! nicht so schlecht, als sie in Kleidern steckt; wer weiß, was das für Leute sind; welch ein Herr war mein Schwager, als wir ihn das erstemal sahen? Die wird eben so eine prächtige Dame seyn; da komm ich Tölpel nun herzu, was wird mich's helfen? Hätte mich mein Vater nun ein wenig in die Welt geschickt, mich ordentlich gekleidet und mich was lernen lassen, so wäre ich jetzt auch der Hahn im Korbe.

Thierchen. Sey du still, Hans Jakob! ich bin ja auch nicht besser erzogen, wie du, und es hat mir doch geglückt; laß du unsern Herr Gott sorgen, der kann wohl noch etwas aus dir machen.

Hans Jakob. Ja machen! hat sich wohl! da wird was rechts aus mir werden, da kann ich dir ja nicht einmal einen ordentlichen Brief schreiben, ich Tolpes, der ich bin!

Thierchen. Sieh, ich will dirs sagen, ich und mein Bräutigam wollens überlegen, sey du nur freudig; bete aber fleißig und hör nicht auf zu beten, unser Herr Gott wird dir helfen.

Bei diesen Worten kam Clementine daher gegangen: was habt ihr, ihr Kinder? fragte sie. Theodore antwortete: mein Bruder ist nicht wohl; bei diesen Worten lächelte sie. Clementine merkte etwas, sie ging zu Hans Jakob, der traurig da stand und vor sich nieder sah, sie ergriff ihn an der Hand und sagte: nun Bruder! kann ich Euch nicht etwas zur Stärkung geben? Könnt wohl seyn, antwortete er: Hört, Bruder! fuhr sie fort, Ihr habt noch viel Unreinigkeit bei Euch, ich will Euch einmal ein paar Jahr lang in die Kur nehmen, wenn Ihr dann hübsch folgt, und hübsch die Medizin gebraucht, die ich Euch vorschreibe, so kann ich Euch vollends helfen; mein Bruder hat mir gesagt, Ihr hättet eine herrliche Natur, daher hoffe ich, es soll gut gehen.

Hans Jakob verstand das Räthsel vollkommen, Theodore auch; er taumelte herbei, ergriff Clementinens Hand, sah sie mit nassen Augen an und sagte — sagte — nichts; sie drückte ihm die Hand und lächelte ihn an. Sein Herz drängte sich zur Zunge, er wollte etwas sagen und wußte nicht was. Clementine hatte noch immer seine Hand gefaßt; endlich fing er an: du allmächtiger Gott! was muß ich da antworten? ich weiß es nicht. Theodore fiel ihrer Schwägerin um den Hals und Hans Jakob hielt Clementinens Hand. Diese drückte ihm sanft seine Finger und sagte: Ihr habt schon genug gesagt, Bruder!

Dietrich war indessen guter Dinge geworden, er kam auch daher und rauchte, er hatte den ganzen Tag an Clementinen studiert und zwei Wahrheiten herausgebracht. Die erste war, sie sey ein bildschönes Mädchen; die zweite,

sie müßte wohl in ihrem Leben nicht viel Bauernarbeit gethan haben. Daraus machte er nun den Schluß: es schicke sich gut, wenn sein Hans Jakob das Mädchen nähme; denn wenn er auch ein wenig an Haushältigkeit und Arbeitsamkeit an ihr verlöre: so sey es doch billig, daß er auch ein wenig dabei verspielte, da seine Schwester desto mehr gewonnen habe. Als er nun die Drei so vertraulich beisammen sah, so glaubte er, es sey schon bald an der zweiten Hochzeit, daher fing er an: Hans Jakob, kannst als fortmachen, hab nichts dawider. Ja! ja! rief ihm Clementine entgegen, wir müssen noch erst all das Unkraut vom Acker jäten, dann wollen wir sehen, ob noch so viel da bleibt, daß es der Mühe werth ist. Dietrich verstand das nicht. Meinethalben, antwortete er.

So verfloß Theodorens Hochzeittag. Des folgenden Tages blieben sie noch alle beisammen, am dritten aber lud Dietrich die ganze Gesellschaft zu sich auf folgenden Sonntag, und reiste darauf mit seiner Frau und dem Sohn nach Hause.

Hans Jakob von der Linden war den ganzen Weg über mäuschenstille, es gefiel ihm nichts, alles, was sein Vater und seine Mutter sagten, war ihm gar nicht recht gesagt, alle Berge und Hügel, über die sie gingen, standen ihm nicht am rechten Orte, auch schien es ihm, als wenn die Sonne nicht mehr so wäre, wie ehemals. Dietrich und seine Frau waren auch traurig, aber sie spürten das, was ihnen fehlte, nicht eher ganz, bis sie wieder nach Hause kamen, da wars ihnen in allen Winkeln leer, überall war hohe Stille. Hans Jakob mochte nichts arbeiten, er war unerträglich traurig, immer standen ihm die Thränen in den Augen. Der Blumenhof war ihm das einzige Plätzchen in der Welt, wo es ihm gefiel, sogar die Zäune dort um den Blumenhof waren ihm ein süßerer Gedanke, als alles Vermögen seines Vaters.

Indessen war es noch sein einziger Trost, daß er künftigen Sonntag das Liebste, was er auf der Welt hatte, sehen und sprechen würde, dieses machte ihm Freude. Alle Zube-

reitungen, die diesen Besuch zum Zwecke hatten, waren ihm die liebste Arbeit. So verfloßen vier jahrelange Tage, bis endlich der erwünschte Sonntag anbrach. Es war sehr schönes Herbstwetter, und es däuchte dem Jungen von der Linden schöner, als der angenehmste Frühlingstag. Um 10 Uhr kam Hofmanns bunter Wagen zum Thore herein gefahren, die jungen Eheleute, der alte Bauer und Clementine saßen da beisammen und lachten Jedem Freude ins Gesicht. Hans Jakob hatte keinen andern Gedanken, als Clementinen, er half ihr vom Wagen und stellte sich seitwärts neben sie hin; Theodore sprang herunter und lebte ganz. Munterkeit, Leben und Wonne war durch ihre ganze Seele verbreitet, man sah es ihr an, wie sie jetzt mit Eile sich entwickelte, so wie eine schöne Blumenknospe, oder ein wohlriechendes Kraut sich an einem schönen Maitage mit großem Triebe der Vollkommenheit nähert; ein edler Anstand fing an, in allen ihren Handlungen hervor zu strahlen, so daß sich Dietrich nicht recht in das Mädchen finden konnte: denn er hatte nirgends ein feineres Gefühl, als wo sich etwas vom hundertjährigen Gang entfernte. Indessen bekümmerte er sich nicht weiter darum, denn er dachte: das Vögelchen ist gefangen, und doch irrte er gewaltig.

Dietrich von der Linden und seine eheliche Hausfrau thaten nach ihrer Art ihr Bestes, heute ihre lieben Gäste recht gut und bieder zu bewirthen, und nun fing Eva an (so hieß Dietrichs Frau) die Mutterphysiognomie anzunehmen.

Hier muß ich ein klein wenig philosophiren: ich weiß nicht, ob meine Leser schon die Bemerkung gemacht haben, daß die mehresten Mütter eine ganz andere Gestalt, Gang und Geberden annehmen, wenn sie einmal ein Kind verheirathet haben. Nirgends zeichne sich diese Veränderung besser aus, als unter den Bauersweibern, wo die Natur am wenigsten verdeckt bleibt: sobald sie eine verheirathete Tochter oder eine Schnur haben, so fängt in ihrer Seele schon ein neuer Zeitpunkt an. Die Oberaufsicht, die sie nun in mehr als einer Haushaltung führen, erhebt ihr Herz und ihren Geist; jetzt stellen sich alle ihre Erfahrungen der Ein-

bildungskraft vor, und die Wonne des Regiments dringt durch alle ihre Glieder, so daß man es in ihrem ganzen Daseyn merken kann. Oft muß ich lächeln, wenn ich des Sonntags an meinem Fenster stehe und die Landweiber beobachte, wie sie nach der Kirche gehen, fast wollte ichs errathen, welche schon Kinder verheirathet haben: eine hohe Miene und genügsamer wohlweiser Blick, eine gezwungene Stellung im Gehen und Stehen zeichnet sie vorzüglich aus, und wenn man eine Weile mit ihnen redet: so bedienen sie sich vieler Schleichwege, um das Gespräch auf ihre verheiratheten Kinder zu lenken, da wissen sie's dann schon an den Mann zu bringen, wie viel Gutes sie schon in den neuen Haushaltungen gestiftet haben.

Mutter Eva fing also mit diesem Sonntage an, Schwiegermutter zu seyn, und sich bei Hofmann und Theodoren in Autorität zu setzen; sie stellte also in einem gelegenen Augenblicke schon eine Untersuchung an, was sie die paar Tage über gemacht, wie sie die Kühe bestellt und das Vieh gefüttert hätten. Hofmann beantwortete alles selbst auf eine unbeschreiblich gefällige Art, so daß der guten Eva die Lust ankam, ein paar Wochen mitzugehen, um die Blumenhofer Haushaltung recht in Ordnung zu bringen; allein es wurde ihr ein großmächtiger Strich durch ihre Rechnung gemacht.

Es wird meine Leser wohl nicht sonderlich interessiren, wenn ich erzähle, wie Dietrich und seine Eva ihre lieben Gäste bewirtheten. Wer ein wenig Weltkenntniß hat, kanns leicht errathen. Wichtiger ist es uns, wie Hans Jakob diesen Tag zugebracht habe. Der gute Junge suchte Gelegenheit, mit Clementinen zu sprechen; diese merkte es, und weil sie eine durchaus edle und englische Seele war, so gab sie ihm Anlaß dazu, sie schlug ihm in Gegenwart Aller einen Spaziergang vor. Dietrich schielte seine Frau an und lächelte, Eva zog den Mund in Falten, als wenn sie's noch überlegen wollte, Theodore strahlte Vergnügen, Hofmann blieb gleichgültig, er kannte seine Schwester, und wußte, daß alles, was sie that, in die Ordnung der Dinge

gehörte. Der alte Bauer endlich saß und dachte auf Plane, denn er war noch immer Mentor, und er wurde auch dafür in aller Kraft erkannt. Hans Jakob wurde bei Clementinens Antrag roth und bleich, er guckte kaum um sich, weil er glaubte, er würde überall beschämende Mienen sehen; als er aber das nicht fand, so erholte er sich, stand auf und sagte: nun, Schwester! so gehen wir. Clementine stand auf und ging mit ihm fort.

Das Gespräch dieser beiden Kinder wird uns wichtig seyn, daher will ich es von Wort zu Wort hersetzen. Sobald sie vor dem Thore waren, fing Clementine an, indem sie ihn um den Arm faßte: Bruder, wir wollen uns führen und nun einmal vertraulich zusammen reden.

Hans Jakob. O Schwester! ich bin vergnügter, als ich in meinem Leben gewesen bin, das ist, hol mich Gott! wahr, laßt uns doch einmal rein von der Brust zusammen reden.

Clement. Das wollen wir, darum hab ich den Spaziergang vorgeschlagen. Ich hab gemerkt, daß Ihr mich liebt, Ihr seyd ein feiner wohlgebildeter junger Mensch, habt ein frommes, gutes, edles Herz, das habe ich aus vielen schönen Sachen erkannt, die mir Schwester Theodore von Euch erzählt hat, und endlich habt Ihr auch Vermögen genug, um eine Frau anständig zu ernähren; aber eins fehlt Euch noch.

Hans Jakob. O Schwester! sag nicht eins, nicht eins, sag hundert, ich bin ein grober Kerl, bin zu nichts nutz, hol mich Gott! nicht, ich kann Euch ja nicht einmal einen ehrlichen gescheiden Brief schreiben.

Clement. Nun, es gefällt mir, daß Ihr erkennet, wo es Euch noch fehlt, darum ist Euch auch besser zu helfen; seht, jetzt will ich Euch einen Vorschlag thun, dem müßt Ihr folgen, so kann alles gut gehen: mein Bruder wird jetzt mit seiner Frau eine Reise nach unsern Eltern ins Gülcher Land thun, ich reise mit, Ihr werdet schon gemerkt haben, daß wir keine Bauersleute sind?

Hans Jakob. Freilich hab ichs gemerkt, aber das macht mir eben Angst.

Clement. Das braucht Euch nicht Angst zu machen, folgt Ihr mir, so kanns gut gehen, wenn Gott will! Ihr müßt von Euern Eltern, Ihr müßt in die Fremde, oder sonst irgend hin, um noch etwas zu lernen; wenigstens Ihr müßt mehr Wollebenheit und Anstand haben, und dazu habe ich schon einen Ort ausgedacht, nur das ist das schwerste, wie wir Euch hinweg bringen: denn es muß mit des Vaters Willen geschehen, sonst ist kein Segen dabei.

Hans Jakob. O du lieber Gott! da wird, hol mich Gott! nichts daraus, mein Vater läßt mich nicht fort.

Clement. Diesen Winter freilich nicht, aber ich bin Euch gut dafür, daß es im Frühlinge geschehen wird, da wird, denke ich, Euer Vater selbst kurirt werden.

Hans Jakob. Das wär, hol mich Gott! eine Hauptkur.

Clement. Ihr werdets sehen. Diesen Winter bleibt Ihr hübsch ruhig bei Euern Eltern, ich will Euch schreiben, und Ihr könnt mir antworten, so wie Ihr denkt; künstelt ja an keinem Briefe, sondern schreibt nur so, wie ihr sprecht, wir kennen uns ja, und niemand bekommt je Euren Brief zu sehen.

Hans Jakob. Nun, da werdet ihr artige Sachen zu lesen bekommen, ich wills aber doch so machen.

Clement. Im Frühjahre wird sichs schicken, daß Ihr an einen Ort kommt, wo Ihr ganz ein anderer Mensch werdet, wir sind ja beide noch jung, gibt dann Gott seinen Segen: so kann ja binnen ein paar Jahren auch ein Paar aus uns werden.

Hans Jakob. Ach Gott! da fürchte ich gar sehr, Ihr werdet während der Zeit tausend andere Gelegenheiten bekommen, und den guten armen Hans Jakob von der Linden vergessen und verlassen.

Clement. Vergessen und verlassen ist Clementinens Sache nicht, aber sich mit einem jungen Menschen ein paar Jahre zu früh versprechen, auch nicht. Wir wissen nicht, was Gott für Wege mit uns gehen will, wenn wir uns nun eine Sache vornehmen, die erst nach etlichen Jahren geschehen kann, so begehen wir immer einen Fehler.

Hans Jakob. Das ist, hol mich Gott! hart gesprochen.

Clement. Ist das hart, Bruder! freilich! ich weiß gar wohl, daß Zwei, die sich mit Leib und Seele verliebt haben, gar oft geschwind zufahren, und sich so fest an einander knüpfen, als sie können; aber immer folgt viel Leiden darauf, wenns auch recht gut geht; das ist nun meines Thuns nicht, ich habe wohl gut reden, denn ich habe noch nie eine Mannsperson gesehen, in die ich mich so tief verliebt habe; aber ich glaube doch, unser Herr Gott wird mich auch davor bewahren, ich hüte mich, so viel ich kann, und dann bete ich auch darum, daß er mich nicht fallen lassen wolle.

Hans Jakob. Hm! Ihr habt Euch noch nie recht verliebt, also in mich auch nicht, da siehts, hol mich Gott! blutschlecht für mich aus.

Clement. Bruder! Bruder! Ihr seyd nicht auf dem rechten Wege, ich sage Euch, vergessen und verlassen ist meine Sache nicht, aber sich sterblich verlieben auch nicht. Ich kann Euch sagen, daß ich Euch mehr werde lieben, als irgend eine Mannsperson in der Welt, und das ist zum Heirathen genug.

Hans Jakob. Nun das ist, hol mich Gott! auch genug, da gebt mir die Hand darauf.

Clement. Meinethalben, nun müßt Ihr auch der Mann werden, den ich aus Euch haben will.

Hans Jakob. Da werde ich mein Bestes thun, so wahr mir Gott helfe! sagt mir alles, ich will Euch folgen.

Clement. Dazu gibts andere Leute, die es für mich thun, jetzt will ich Euch noch etliche nützliche Sachen sagen: ich war ein leichtsinniges Mädchen, dachte über nichts nach, so wie die Kinder zu seyn pflegen; meine Eltern aber sind sehr fromme, christliche Leute, die führten mich immer zum Beten und zu allem Guten an, aber ich bekümmerte mich wenig darum. Wo es was zu lachen, zu hüpfen und zu springen gab, da war ich die Vorderste. So wurde ich sechzehn Jahr alt. Meine Mutter hatte mich in Allem unterrichtet, was einem Mädchen hübsch ansteht, und mein Bruder und ich mußten immer allerhand nützliche Bücher lesen,

um Kenntnisse zu bekommen. Jetzt ging nun mein Bruder auf die Universität. —

Hans Jakob. Was! hat mein Schwager gestudiert?

Clement. Ja freilich, und das rechtschaffen!

Hans Jakob. Das ist mir ein Bauer! — da freu ich mich doch, hol mich Gott! wie ein Kind, wenn ihn mein Vater einmal recht kennen wird, wie er sich da hinter den Ohren kratzen wird!

Clement. Darüber freut Euch nicht, das ist ein schwarzer Flecken an Euch, daß Ihr eurem Vater nicht gut seyd, den kann ich nicht leiden.

Hans Jakob. Ihr habt recht, unser Herr Gott wird mirs vergeben; nun erzählt Ihr nur weiter.

Clement. Mein Bruder reiste fort, und ich war aus der Maßen traurig, meine Eltern nahmen mich mit auf einen Spaziergang, sie waren auch betrübt, doch aber nicht wie ich. Ich denke mein Lebtag daran, wie mein Vater und meine Mutter da zusammen redeten, jetzt machte das Alles mehr Eindruck auf mein Herz, als sonst, sie sprachen davon, wie dieß Leben in der Welt nur ein Aufenthalt in einem fremden Lande sey, just so, als wenn ein junger Mensch auf die Universität reiste, es käme dann alles darauf an, daß er auf der Hohenschule alle seine Stunden wohl anwende: was er da versäumte, sey auf immer versäumt, und wann er dann von der Hohenschule in ein Amt käme, so würde ers erst finden, wie gut er gehandelt habe, wenn er auf der Hohenschule fleißig gewesen wäre. Eben so gehts auch in diesem Leben. Dieses Leben ist eine hohe Schule für die Menschen, je besser wir hier unsere Zeit anwenden, desto besser wirds uns in jenem vollkommenen Leben bekommen. Nun nahm mich mein Vater an der rechten und meine Mutter an der linken Hand, sie führten mich zwischen sich übers Feld hin: nun, sagte mein Vater, siehe, liebes Mädchen! jetzt will ich dir etwas sagen, das mußt du niemals vergessen: du bist nun 16 Jahr alt, nach und nach werden sich Jünglinge finden, die nach dir sehen, auch werden sie dich auf allerhand Weise locken, aber bedenke, daß dieß Leben kurz

ist, daß es lauter Schuljahre sind, ich bitte dich mit Thränen (er hatte auch Thränen in den Augen), sey behutsam, ich verspreche dir, du kannst dermaleins heirathen, wen du willt, wenn du nur mit deinem Gatten fromm leben und selig sterben kannst, und du nicht gar zu toll hinein platzen wirst; doch das hoff ich nicht von dir. Ich weiß nicht, wie es mir damals zu Muthe war, mir wars so wohl, ich weinte, fiel meinen beiden Eltern um den Hals und versprach ihnen, ewig ihre gehorsame Tochter zu seyn und ein gutes Mädchen zu werden. Dieser Eindruck ist mir seit der Zeit fest im Gemüthe geblieben, doch passirte den andern Tag noch etwas, das mich ganz und gar veränderte. Des folgenden Tages, so gegen Abend, kam eine Jungfer aus unserm Dorfe zu mir, die ein paar Jahre älter war wie ich, doch waren wir immer die vertrautesten Freunde gewesen, sie sagts mir alles, was sie auf dem Herzen hatte, und ich sagte ihr auch alles. Dieß Mädchen hatte sich vor ein paar Jahren mit einem jungen Herrn versprochen, er war Advokat, konnte sich aber mit ihr noch nicht verheirathen, denn er hatte kein Vermögen, verdiente auch noch nicht genug, und das Mädchen erbte auch nicht so viel, daß sie davon leben konnten. Die Eltern waren zwar mit der Heirath wohl zufrieden, auch waren der junge Mensch und sein Mädchen recht brave, gute Kinder. Allein Thorheit wars immer, daß sie sich versprochen hatten und sich heirathen wollten, ehe sie Brod hatten. Ich sage, es war Thorheit, ob ichs gleich selbst in dem Falle gethan hätte; denn der Mensch ist manchmal in der Nothwendigkeit, thöricht zu seyn. Nun kam das Mädchen zu mir, sie weinte und war aus der Maßen traurig. Ach, Clementine! sagte sie zu mir, wo soll ich hin? — ich bin so traurig, daß mir die Welt zu eng wird. Ach! wo soll ich hin? — geh doch ein paar Stunden mit mir spazieren. Gerne, sagte ich, ich legte mein Strickzeug nieder, warf meinen seidenen Mantel um und ging mit ihr; es ging so gegen den Abend, die Sonne schien, und es war stilles, sanftes Wetter.

Als wir nun außer dem Dorfe waren; da sagte sie: laß

uns dort über die Wiese hinab spazieren; ich antwortete: mir ists recht; wir gingen also, und führten uns an der Hand; nun fing meine Freundin an ihr Herz auszuschütten, sie klagte mir, daß sie seit einigen Tagen unaussprechlich traurig sey, und wüßte doch nicht warum, sie und ihr Bräutigam seyen frisch und gesund, und sonst fehle auch niemand etwas, und doch sey sie traurig, als wenn die Welt vergehen wollte; wenn sie nun so darüber nachdenke, was ihr denn doch fehle, so könne sie nichts finden; jetzt wärs aber so arg mit ihr, daß sies nicht mehr ausstehen könnte. Das gute Mädchen weinte an meiner Seite laut, ich redete ihr tröstlich zu, aber es half alles nichts.

So gingen wir über die Wiese fort, und endlich kamen wir an ein Wasser, welches ziemlich groß und breit ist, jetzt hatte es geregnet und das Wasser war aufgelaufen; über dem Fluß lag ein schmales Holz, nur ein paar Hand breit, doch war es ziemlich eben gehauen, so daß man wohl darüber gehen konnte, wenn man nur nicht schwindlich war. Wir gingen eine Weile an dem Ufer auf und ab, der Schatten stieg die Berge hinauf, und die Sonne wollte nun untergehen. Indem wir so gehen, kommt eine Mannsperson auf der andern Seite des Wassers die Wiese herauf, er hatte einen runden Hut auf und einen weißen Frack an mit grünen Unterkleidern, er spazierte mit einem schmalen braunen Stäbchen auf der andern Seite des Wassers herauf. Wilhelmine (so hieß die Jungfer) sahe ihn, sie rief: ach mein lieber Hermann! sie warf ihm Küsse zu, er erkannte sie, warf ihr auch Küsse zu, und nun zog sie die Liebe, sie mußten zusammen; Wilhelmine stand auf dieser Seite an der gefährlichen Brücke, Hermann auf der andern Seite; ein paarmal versuchte sie über das Holz zu gehen, aber sie taumelte wieder zurück; Hermann versuchte es auch, aber er wurde auch schwindlich, so daß er wieder zurück ging. Da standen wir nun, ich widerrieth ihnen Beiden, sie sollten wieder nach Hause gehen, es sey zu gefährlich, aber es half nichts, sie strebte hinüber, und er herüber; mir wurde immer banger, denn mir ahnete ein Unglück, sie sprang auf das

Holz, lief fort und wankte, nun war sie zu weit, als daß ich sie hätte zurück ziehen können. Ich zitterte und schrie, sie stand, schwankte, konnte weder hinter sich, noch vor sich. Hermann sahe die Gefahr, er rief vor Schrecken, sprang auf das Holz, strebte auf sie zu, um sie hinüber zu führen, er schwankte auch, sie ergriffen sich, schwankten herüber, ergriffen sich noch einmal, und im Fallen waren sie in ihre Arme geschlossen, Mund auf Mund!!! —

Clementine stockte hier, Thränen quollen häufig aus ihren Augen die Wangen herab, und Hans Jakob schluchzte. Sie fuhr fort: mir ward es schwarz vor den Augen, ich sahe, wie die armen Kinder durchs Wasser fortwalzten, sich immer fester in die Arme schlossen, sich noch ein paar mal küßten, und endlich über ein Wehr, welches das Wasser nach einer Mühle abdämmte, hinunter rollten, wo sie nun in den großen Wasserstrudel hinab stürzten. Ich lief das Wasser hinab, streckte die Arme nach ihnen aus, und sahe sie nicht mehr. Alle Kraft verschwand mir, ich wankte auf den Füßen, sank zu Boden, und wußte von mir selbst nichts mehr. Als ich wieder zu mir selber kam, da fand ich, daß ich im Schoos einer Bauernfrau lag, die Thränen in den Augen hatte, mich freundlich anlächelte, und mich mit kaltem Wasser wusch. Die Frau sah so fromm und so brav aus, daß ich alsofort eine große Liebe zu ihr bekam. Ich fing laut an zu weinen, und fragte: ob sie wüßte, was für ein Unglück passirt wäre? Sie wies mit der Hand die Wiese hinab, ich schaute hin, und sahe einen Trupp Bauern beisammen stehen, welche die beiden Unglücklichen auf dem Trockenen liegen hatten, und um sie her standen. Ich setzte mich bei der Frau auf den grünen Rasen, es war schon ziemlich dunkel, ich war aber noch zu müde, nach Hause zu gehen. Die Frau drückte mir die Hand, und sagte: Jungfer! lasse sie sich das Unglück Lebenslang vor Augen stehen, dort oben war ich im Felde, ich habe das Unglück von Weitem mit angesehen, und Leute zusammen gerufen; die armen jungen Leute, Gott hab sie selig! haben sich zu früh mit einander versprochen, das thut kein gut, die Liebe wird je länger, je stärker, wenn man nicht zusammen kommen kann, ich habs auch erfahren; end=

lich wenns zu lang dauert, so wird nichts Gutes daraus. Wenn endlich die Liebe zu heftig wird, so vergißt man den lieben Gott, und dann ists aus! Hüte sie sich dafür, liebe Jungfer! sie ist ein sehr schönes Mädchen, und sie wird Gefahr haben, daß sie sich nicht zu früh verliebt. Ich fühlte wohl, daß Alles wahr war, was die gute Frau sagte, und ich nahm mir fest vor, im Namen Gottes mich niemals in eine Mannsperson zu verlieben, die ich nicht sogleich heirathen könnte.

Nun hatte man einen Boten nach unserem Dorfe geschickt, da war nun überall wehklagen. Die Eltern meiner Wilhelmine fielen aus einer Ohnmacht in die andere, und damit ichs kurz mache, die beiden Liebenden wurden in ein Grab gelegt, und unter tausend Thränen begraben. Mein Vater kam und holte mich von der Wiese nach Hause. Ich war wohl drei ganzer Wochen krank, und konnte nicht wieder zurecht kommen; endlich bekam ich Briefe von meinem Bruder und von seinem Hofmeister, dem ehrlichen, klugen und vortrefflichen Herrn Osterfeld, diese trösteten mich wieder ganz, sie riethen mir, ich sollte mich ganz der Haushaltung annehmen, die Mutter ablösen, und alles besorgen, dabei sollte ich gute Schriften lesen, erstlich die Bibel, dann Richardsons Romane, besonders den Grandison und noch andere Bücher mehr. Mein Vater las auch diese Briefe, sie gefielen ihm wohl, er rieth mir auch dazu, und trieb mich an, daß ich beständig etwas nützliches in der Haushaltung thun mußte, und wenn ich etwas Zeit hatte, so mußte ich ihm vorlesen; ich kann auch das Klavier spielen. Nun haben wir einen sehr großen Flügel, darauf mußte ich schöne Lieder schlagen, und mein Vater spielte die Violin dazu.

Ich habe auch eine Tante in Aachen, die besuchte ich zuweilen. Sie ist eine sehr christliche vernünftige Frau, die brachte mich dann auch in hübsche Gesellschaft, wo ich lernte mit vornehmen Leuten umzugehen, ohne daß ich sündigte. Seht, Bruder! so hab ich gelebt, bis mein Bruder vorm Jahr wieder kam. Ich habe viele junge Herren gesehen, in die ich mich wohl hätte verlieben können, und die auch sehr nach mir trachteten, aber sobald ich merkte, daß sie

mir gefielen, so zog ich mich zurück, und hütete mich, daß ich sie nicht mehr sahe. Nun glaube ich, daß aus Euch ein Mann werden wird, der sich recht für mich schickt, mein Herz sagt mir auch, daß ich Euch einmal mehr als alle Mannspersonen werde lieben können; aber meine Liebe zu Euch ist so beschaffen, daß ichs abwarten kann, und doch kann ich Euch versichern, daß keine Mannsperson in der Welt ist, die ich lieber habe als Euch.

Hans Jakob. Mehr verlang ich nicht, Schwester! hol mich Gott! nun will ich kein Wort mehr sagen, ich bin zufrieden, aber ich fühle, daß mich das Geblüt in allen Adern spannt, ich möchte sogleich Alles seyn, was ich werden soll! aber doch will ich Geduld haben, und alles in der Welt thun, um ein rechter Kerl zu werden. Aber was soll ich denn nun diesen Winter thun, nichts? — Ich möchte als gleich anfangen, mich zu bessern!

Clementine. Ich will Euch sagen, was Ihr thun sollt: Ihr müßt hübsche Bücher lesen, und da will ich Euch ein Buch schicken, das recht schön ist; erstlich leset fleißig in der Bibel und bedenkt hübsch, was ihr leset, damit ihrs auch recht versteht. Darnach leset Ihr dann andere Bücher, die ich Euch schicken will, indessen geht der Winter um, nur seyd Euren Eltern gehorsam, betet fleißig, und wartet dann, was der liebe Gott mit Euch vor hat, er macht Alles wohl.

Hans Jakob versprach Alles von Herzen, er war voller Vergnügen, daß er nun Hoffnung hatte, seinen Zweck zu erreichen. Nichts war ihm zu schwer, das er nicht unternommen hätte. Er und Clementine redeten noch vertraulich zusammen, und wanderten nun wieder nach Hause. Als sie in die Stube traten, machte Dietrich eine wichtige Miene und Eva lachte. Nun, wie weit seyd ihr denn gekommen? fing der Vater an. Hans Jakob war ärgerlich, denn er merkte, daß seine Eltern es für Clementinens Glück hielten, wenn er sie heirathete, das wußte er aber besser. Hei! sagte er, was ist da weit zu kommen, ich habe noch Zeit, ich muß erst ein Kerl werden, ehe ich an etwas denken darf. So! antwortete Dietrich, das wüßte ich doch nicht,

bist doch Kerls genug, es geht alles seinen Gang. Freilich versetzte Hans Jakob, aber es geht, hol mich Gott! einen Gang, den wir nicht alle gehen können. Clementine merkte, daß er ärgerlich wurde, daher sagte sie: Hört Vetter, ich werde Euern Sohn nicht verführen, und es soll alles seinen Gang gehen, habt nur Geduld. Dietrich hätte gern noch Ein und Anderes gesagt, denn er war am Unterrichtgeben, und sein Zweck war, seine jungen Leute so recht nach seinem Wunsch und Willen zu ziehen.

Es ist leicht zu denken, daß Hofmann und der alte Bauer alle Kräfte anspannen mußten, um in ihrem Plane auszuhalten: denn oft wurde es ihnen zu arg; indessen gelang es ihnen nach Wunsch. Sie blieben noch des andern Tages bei den Alten, und nun trug Hofmann seinen Schwiegereltern seinen Plan vor, daß er mit seiner Theodore zu seinen Eltern reisen müßte, seine Schwester würde auch mitgehen, sein alter Freund würde diesen Winter die Haushaltung auf dem Blumenhof versehen bis ins Frühjahr, dann würden sie wieder kommen.

Dietrich und Eva waren damit zufrieden, denn sie sagten, er würde es am besten wissen, was sich für ihn schickte. Den Montag Nachmittag nahmen sie alle Abschied, und fuhren wieder fort nach dem Blumenhof.

Hans Jakob litte bei diesem Abschied unaussprechlich, er suchte aber seinen Kummer zu verbergen, so gut er konnte. er stellte sich munter, und war seinen Eltern gehorsam, so daß sie nichts merkten, was in ihm vorging. Zuweilen fing sein Vater an, von Clementinen zu schwatzen, er begann nach und nach gleichgültig bei der neuen Heirath zu werden, er schlug sogar seinem Sohne andere Gelegenheiten vor, aber Hans Jakob hatte dazu keine Ohren, er ließ sich zwar nichts merken, doch ärgerte er sich oft rechtschaffen, besonders wenn seine Mutter noch ihr Scherflein dazu that und Mutterplane machte, wie sie Clementinen erziehen wollte, wenn sie ihre Schnur wäre. Das Mädchen ist miserabel hochmüthig, sagte sie dann zuweilen, die glaubt, sie sey mehr als andere Leute, und zwanzig tausend Thaler ist doch auch ein so mise=

rabler Reichthum nicht. Es gibt Leute, die noch mehr haben, und so konnte sie oft eine Stunde fort reden. Hans Jakob fühlte dann einen durchdringenden Schmerz in den Ohren, doch schwieg er still, aber er freute sich in seiner Seele auf die Hauptkur, die an seinen Eltern vorgenommen werden sollte.

Der alte Bauer blieb, wie gesagt, auf dem Blumenhof, Hans Jakob wußte das. Nun hatte man die Sache so eingerichtet, daß er oft dorthin gehen durfte. Hofmann hatte seinen Schwiegervater gebeten, er möchte doch seinen Schwager oft hingehen lassen, denn sein Freund verstände die hiesige Landesart noch nicht recht, darin könnte ihm wohl der Schwager mit Rath und That an die Hand gehen. Dietrich und seine Frau waren recht wohl damit zufrieden, denn es freute sie in der Seele, daß der Schwiegersohn so viel Vertrauen in sie setzte und seine Sachen ihrer Regierung anvertraute. Indessen gings doch Dietrichs Gang bei weitem nicht. Denn wenn Hans Jakob nach dem Blumenhof kam, so wurde von ganz andern Dingen gesprochen.

Drei Wochen nach Hofmanns Abreise trieb Dietrich seinen Sohn an, nach dem Blumenhof zu gehen und dort nach den Sachen zu sehen. Hans Jakob hatte lange darauf gewartet, denn er wollte sich mit Fleiß in Acht nehmen, nicht auf das Gehen nach dem Blumenhof zu dringen, damit er keinen Verdacht erregte, daß er noch an Clementinen dächte; denn er befürchtete mit Recht, seine Eltern würdens ihm dann saurer machen; er zog sich also ganz gleichgültig an und ging fort.

Der alte Bauer, von dem ich oft gesagt habe, war Hofmanns Hofmeister gewesen, und noch war er sein bester Freund, er war eben der Herr Osterfeld, von dem oben Clementine erzählte. Diesem vortrefflichen Manne hatten Hofmann und seine Schwester aufgetragen, den jungen von der Linden diesen Winter über so viel als möglich zuzustutzen, und deßwegen hatten sie auch den Dietrich ersucht, daß er ihn oft nach dem Blumenhof schicken

möchte, um nach der Haushaltung zu sehen; das war aber nur der Vorwand, wie man leicht denken kann.

Hans Jakob wanderte also nun nach dem Blumenhof hin, er wußte selbst noch nicht, was er da eigentlich machen sollte; allein es war ihm bekannt, daß der alte Bauer dort die Haushaltung führte, und da hoffte er noch Ein und Anderes zu hören, was er zu thun hätte. Unter Weges dachte er hin und wieder, er fühlte einen Drang in sich zur Thätigkeit, ohne zu wissen, was er eigentlich thun sollte. Doch ahnete ihm etwas neues Großes, das er noch in seinem Leben erfahren würde, das machte ihn muthig froh, und gab ihm einen unerschütterlichen Vorsatz, ein Mann zu werden, so wie ihn Gott und Clementine haben wollte.

Unter solchen Gedanken kam er zum Blumenhof; er ging in's Haus und fand den Herrn Osterfeld in seiner ländlichen Kleidung in der Stube am Tisch zwischen Büchern sitzen; er grüßte den ehrwürdigen Greis, dieser stand auf, drückte ihm freundlich die Hand und grüßte ihn wieder. Hans Jakob setzte sich zu ihm. Herr Osterfeld reichte ihm nun ein Päckchen, welches Clementine an ihn geschickt hatte, darin war ein Brief an ihn und dann der Grandison. Sie schrieb ihm recht freundlich und ersuchte ihn, dem Herrn Osterfeld zu folgen, denn der würde ihm den besten Rath und Unterricht geben können. Hans Jakob freuete sich über den Brief und über die Bücher ungemein, und weil er ein paar Tage da bleiben konnte, so nahm er sich vor, ihr von hier aus zu antworten.

Osterfeld nahm nun Anlaß, mit dem jungen von der Linden zu reden. Des Abends nach dem Essen steckten sie zusammen eine Pfeife Tabak an und nun fing Osterfeld an: ich weiß, was Clementine mit Euch vor hat. Ihr könnt also aufrichtig und von Herzen mit mir sprechen. Gebt nun Acht! denn, was ich Euch sagen will, das ist wichtig: Eure Eltern sind recht brave, würdige Leute, daran ist nichts auszusetzen, der Fehler, den sie haben, ist im Grunde kein Fehler, ja er würde sogar eine sehr nothwendige Tugend

seyn, wenn die Welt anders beschaffen wäre, als sie ist. Ich habe gefunden, daß die Leute immer die glücklichsten waren, die sich unter ihrem Stande und Vermögen hielten; nur ist bei Euch der Fehler vorgegangen, daß Ihr zu sehr von der Welt zurück gehalten worden seyd. Nun will ich Euch etwas sagen, das Ihr wohl behalten müßt: Ihr seyd in der Welt, Gott hat Euch in dieselbe gesetzet, Ihr habt Eure Leibes- und Seelenkräfte, die müßt Ihr nun so ausbilden, so verbessern, daß Gott seinen Endzweck mit Euch erreicht, Er will Euch zeitlich und ewig glücklich machen. Da müßt ihr nun auch das Eurige thun.

Hans Jakob. Das will ich herzlich gerne, nur weiß ich nicht, wie ichs angreifen soll.

Osterfeld. Das will ich Euch nun sagen, hört mir nur zu, Eurer Eltern Haushaltung ist so eingerichtet, wie es ihr Temperament und ihre Natur mit sich bringt; freilich hätte Euer Vater viel mehr Gutes in der Welt stiften können, wenn er sich anders eingerichtet hätte, aber er hatte niemand, der ihn unterrichtete. Ihr sollt nun recht mit Euren Kräften und Gütern wuchern, und Gott gebe Euch seinen Segen dazu!

Hans Jakob. Ja, das will ich, hol' mich Gott! wüßte ich nur erst, wie ichs machen muß.

Osterfeld. Nun, so habt denn doch Geduld! wenn Ihr nur Eures Vaters eingeschränkte Geisteskräfte hättet, so würdet Ihr gar wohl mit Eurem Stand zufrieden seyn, Ihr würdet dann noch mehr Geld zusammen häufen, bis endlich einmal der Wind hinein käm, der's aus einander stäubte. Nun aber fühlt Ihr einen starken Trieb in Euch, ein anderer Mann zu werden, als Euer Vater, und dieß ist eine Stimme Gottes in der Natur, der Ihr folgen müßt, aber der Weg zum Ziel ist schwer zu treffen. Ich habe Leute gekannt, die auch den Trieb fühlten, sie brachen los, stürmten ihren Lüsten nach und wurden zeitlich und ewig unglücklich. Nun versichere ich Euch, Lieber von der Linden! so wirds Euch gewiß gehen, wenn Ihr Euch nicht in Acht nehmet.

Hans Jakob. Wie! was! was sagt Ihr da? Davon verstehe ich, hol' mich Gott! kein Wort.

Osterfeld. Darum will ich's Euch erklären: wir wollen einmal den Fall stellen, Euer Vater und Eure Mutter stürben, nun sagt mir einmal, wie wollet Ihr denn Eure Sachen einrichten?

Hans Jakob. Darauf muß ich mich ein wenig bedenken — Doch dünkt mich, ich würde es so machen: ich theilte mit meiner Schwester und handelte so fort, wie auch mein Vater, aber ich würde mit den Leuten umgehen, ich würde mir ein schönes Haus bauen, ich würde mich anders kleiden, so wie auch andere Leute, die nicht so reich sind, als wir — als wir — nu! was wollt ich noch weiter sagen? das ist's, hol' mich Gott! noch nicht alles! — Ja — und dann wollte ich den Armen so viel Gutes thun, als ich nur könnte, und — und — und —

Osterfeld. Halt! es ist schon genug, jetzt will ich Euch gleich sagen, daß es schnurgerad mit Euch zum Verderben gehen würde: Ihr sagt, Ihr würdet Euch kleiden, wie andere Leute, die nicht so reich wären, wie Ihr, das heißt, Ihr würdet Euch nach der Mode kleiden; wißt Ihr aber wohl, daß Euch das noch zur Zeit ganz und gar nicht ansteht, so lang Ihr noch nicht zu leben wißt: wie es sich für solche Kleider schickt, sobald Ihr in Modekleidern daher kommt, ehe Euer Geist und Herz gebildet ist, so würde Euch Jeder für einen Narren halten, und Hungerleider, deren es unter den Vornehmen viele gibt, würden Euch oft besuchen, sie würden Euch hinters Lichts führen, denn Ihr kennt die Welt nicht; der Eine würde Euch eine Handlung vorschlagen, der Andere würde mit Euch in Compagnie eine Fabrik anlegen wollen, der Dritte schlüg Euch vor, einen Garten zu bauen, der Vierte ein schönes, bequemes Haus, wieder Einer käme mit einer christlichen, frommen Miene und beredete Euch zu einem Vorschlag, vielen Armen Gutes zu thun, wo er dann seine Schäfchen scheeren und endlich hinter der Thür Abschied nehmen würde. Seht, mein lieber Freund! so gehts reichen Leuten, die keine Weltkenntniß haben und sich auf Einmal

hervor thun wollen. Das ist Alles lange der rechte Weg nicht! Ihr müßt gar nicht daran denken, daß ihr vornehmer werden wollt, aber daran müßt Ihr denken, so nützlich und so fromm in der Welt zu werden, als es nur möglich ist; darum ists nöthig, daß Ihr noch etwas lernt. Ihr müßt noch ein wenig studieren. Diesen Winter könnt Ihr noch einige nützliche Bücher lesen, im Frühjahr wird sichs dann wohl machen.

Hans Jakob. Ja, du lieber Gott! studieren — da wird wohl schwerlich was daraus; was sollt' ich studieren?

Osterfeld. Von allem etwas, damit Ihr nur Kenntniß bekommt und die Welt kennen lernt, darnach wird man unter der Hand vornehm, ohne daß man daran denkt. Wenn Euch da vernünftige Leute leiten und Ihr folgt ihnen, so werdet Ihr der Mann, der ihr werden wollt. Nur müßt Ihr immer den großen Zweck vor Augen haben, daß Liebe und Wohlthätigkeit die fruchtbarsten Tugenden sind, und daß ohne diese Tugenden die größte Heiligkeit Frömmelei und Heuchelei ist. Darum müßt Ihr alle Eure Maßregeln so einrichten, wie Ihr am Fruchtbarsten in der Liebe seyn könnt, immer das lernen und das thun, was Euch am Geschicktesten dazu macht. Seht, darin besteht der Fehler Eurer Eltern. Sie haben sich durch ihre Lebensart unfähig gemacht, so viel Gutes zu thun, als sie wohl ihrem großen Vermögen nach thun konnten.

Hans Jakob. Nun das ist doch, hol mich Gott! wahr, seht Ihrs, ich hab mir den Kopf immer darüber zerbrochen, worin denn doch mein Vater eigentlich fehlte und das konnt' ich nicht finden. Ich dachte immer; so viel Geld — und doch so bäurisch — Je nun, dacht ich dann weiter, das kann doch auch keine Sünde seyn, und wenns keine Sünde ist, so thue ich Sünde, daß ich unzufrieden bin. Nun wollt ich gern vornehm seyn, aber dann fiel mir ein, das wäre auch sündlich; nein doch! dachte ich dann weiter; sündlich vornehm will ich, hol mich Gott! nicht seyn, und so dachte ich dann und dachte, und konnt's finden; jetzt weiß ichs, was es doch eine schöne Sache ist, wenn man gestu-

diert hat! Seht, Herr Osterfeld! da habt Ihr recht ins Schwarze getroffen, hol mich Gott! Ums Vornehmwerden ists mir gar nicht zu thun, gerade ein vornehmer Mann seyn, daran liegt mir nicht ein Haar, hol mich Gott! nicht; aber seht, wir haben gar keinen Umgang in der Welt, und da kann ich ja gar nichts ausrichten. Nun wollt ich gern so vornehm seyn und so viel verstehen, daß ich mit allen Menschen umgehen könnte, mit allen Menschen! Sehet, Herr Osterfeld! das ist meine Sache. Mir ist den Henker an Pracht gelegen, nur ein solches Kleid, womit ich zu allen Leuten gehen darf, ohne daß sie mich auslachen, und auch so ein Haus, mehr verlang ich nicht! wenn ich so zu allen Menschen gehen und mit ihnen umgehen darf, dann habe ich genug, und so viel muß ich lernen, daß ich das kann. Seht, Herr Osterfeld! so ist es.

Osterfeld. Recht, so recht! jetzt habt ihr den wahren Fleck erblickt, ihr seht jetzt den Ort von weitem, wohin ihr reisen wollt; jetzt fangt an zu gehen, ich werde euch immer den nächsten Weg zeigen. Bekümmert euch nun gar nicht darum, wie ihr euch vor den Leuten stellen wollt, ihr müßt gar nicht daran denken, Komplimente zu machen, sondern euch nur hüten, daß ihr nichts thut und nichts redet, das schädlich und unanständig ist. Eins habe ich euch abgemerkt, ihr pflegt immer den Ausdruck: hol mich Gott! zu gebrauchen, das ist unnöthig, und sogar sündlich, denn es ist den Namen Gottes mißbraucht, davon müßt ihr euch ganz abgewöhnen, das steht übel.

Hans Jakob. Ja, das ist, hol — Siehe, da war ich schon wieder! Ja, das ist wahr, ich will thun, was ich kann, damit ich mirs abgewöhne; nun was muß ich weiter thun?

Osterfeld. Ihr müßt euch gewöhnen, auf alle eure Gedanken, Worte und Werke Acht zu geben, ihr müßt immer wissen, was ihr denkt, und nichts reden, bis ihrs überlegt habt; und ebenso müßt ihr, wenn ihr Etwas thun wollt, Alles vorher wohl bedenken, wie ihrs machen wollt, so daß

es Gott gefällt, und euch und den Menschen wahrhaft nützlich ist: wenn ihr das recht in Acht nehmt und euch daran gewöhnt, so werdet ihr nach und nach ein ganz anderer Mann werden, so wie ihn Gott und Clementine gern haben.

Hans Jakob. Das habe ich recht wohl verstanden, ich will mich dran geben, ich hoffe, das soll gut gehen; ich begreife auch wohl, daß das recht gut und christlich ist. Aber ich bin noch ein grober Tölpel; wie komm ich davon ab?

Osterfeld. Das kommt nach und nach. Befleißiget euch nur der Reinlichkeit in allen Sachen, zieht nichts an, als was reinlich und ganz ist, nichts macht uns verächtlicher, als wenn wir unreinlich sind, und es zeugt immer von einem sehr übel geordneten Geist, wenn man nicht in allen Stücken reinlich und proper ist. Dies ist sehr wichtig. Ein Freund speist ja nicht einmal bei euch, wenn ihr unreinlich seyd; das versäumen sehr viele brave Leute, und werden dadurch verhaßt. Darnach seyd schamhaft, sprecht so gut ihr könnt, und prakticirt ja nicht darauf, daß ihr höflicher und besser sprechen wollt, wie ihrs versteht, ihr werdet sonst lächerlich und Niemand hat Respekt vor euch. Wenn ihr nun einmal unter die Leute kommt, so werdet ihr nach und nach lernen, wie man leben muß, ohne daß ihr euch sehr darum zu bemühen braucht. Und ordentlich sprechen könnt ihr leicht lernen, nehmt nur da den Grandison, und wenn ihr ein Stündchen Zeit habt, so geht ganz allein, wo euch Niemand sieht oder hört, da leset dann laut, damit ihr die Zunge recht an die Sprache gewöhnt, so werdet ihr nach und nach leicht und angenehm reden, ohne daß ihrs wißt und dran denkt, und dann wird euch auch kein Mensch auslachen: denn man hörts euch nun an, daß ihr sprecht, wie ihrs gewohnt seyd, ohne daß man merkt, ihr wolltet vornehmer thun, als ihrs versteht. Ebenso wird euch dann auch das Schreiben leicht, denn wenn ihr schön geschriebene Bücher fleißig leset, so bekommt ihr Geschicklichkeit in der Sprache, ohne daß ihrs gewahr werdet.

Hans Jakob. Nun das begreif ich Alles recht wohl.

ich verstehe auch, daß das alles recht nützlich seyn wird. Jetzt will ich mich, hol mich — (daß dich!) jetzt will ich mich ernstlich dran machen. Schreibt nur der Clementine, daß ichs gerad so machen will. —

Osterfeld. Das schreibt ihr ihr selber, ich werde auch auf ihren Brief antworten, und ihr sagen, was zu sagen ist.

Dies waren die vornehmsten Lehren, die Osterfeld dem Hans Jakob gab; und darauf gingen sie schlafen. Der gute Junge konnte aber gar nicht schlafen, er ließ das Licht brennen, stand auf und spazierte in der Stube auf und ab und dachte sich müde, wie er nun Alles machen wollte; dann nahm er den Grandison und fing an zu lesen, das gefiel ihm wohl, er begriffs, so wie die Henriette Byrön da, so ist Clementine gerad, sollte denn kein Kerl da im Buch seyn, an dem ich ein Exempel nehmen kann, so redete er zu sich selbst; aber ich werde wohl noch etwas finden, das mich angeht, jetzt kann ich nicht lesen. — Halt, ich will an Clementine schreiben, ich wills nun versuchen.

Hans Jakob hatte da im Fenster ein Dintenfaß, Feder und Papier entdeckt, daher wars ihm eingefallen, zu schreiben. Er nahm einen halben Bogen Papier, faltete ihn zusammen, setzte sich, nahm Feder und Dinte, und schrieb, wie folgt:

Hochgeehrte und herzinniglich geliebte Schwester
Clementine! *)

Ich bin heute auf den Blumenhof gekommen, ich wär' schon lang gern da gewest; aber ich konnt nicht eher als heut, ist auch noch immer früh genug. Denn seht, ich dummer Tölpel! darf nicht vorlaufen, sonst fall ich, hol mich — ich darf nicht mehr hol mich Gott! sagen, sagt der Herr Osterfeld, und ihr wollt haben, ich soll gerade so schreiben, wie ich denke, und da gibts tolles Zeug durch einander, wie's der Hirt vors Thor treibt. Nun was wollt ich doch weiter

---

*) Ich habe diesen Brief in seiner fehlerhaften Orthographie nicht einrücken mögen. Diese Mode ist schon abgenutzt. Genug, wenn wir den Charakter des Ehrenmannes kennen lernen.

schreiben; ja, da fiel ich auf die Nase, wenn ich so voran liefe. Nun hat mir Herr Osterfeld vielerlei gesagt, und das will ich auch Alles, wenn Gott will, halten, denn ich hab euch in der Seele lieb, nur müßt ihr auch so hübsch Alles halten, was ihr mir versprochen habt. Um euretwillen möchte ich gern der beste Mensch auf Gottes Erdboden werden, und das wird mir auch selbst gut seyn, wenn ichs werde.

Da bin ich eine Weil in der Stub herum gegangen und habe mich bedacht; denn ich möchte so herzlich gern euch das Schönste schreiben, was man nur schreiben kann. Ja, du lieber Gott, was weiß ich? ich weiß keine solche Worte, wie man sie einem vornehmen Mädchen schreibt. Ich wollte euch gern meine Liebe zu euch beschreiben, und da weiß ich gar nicht, wie ichs machen soll. Ich stelle mirs oft so vor: seht, wenn wir Beide ins Wasser fielen, so wie ihr mir von dem Hermann und der Wilhelmine erzähltet, was thät ich? Ich machte meine Arme zu eisernen Pfählen, stemmte sie unter euch, hielt euch übers Wasser, und vertränke mit Freuden; schöner kann ich euch Nichts sagen.

Da bin ich wieder eine Weile herumgegangen, und hab geweint, daß ich mein Herz da so nicht aufs Papier hinmalen kann, recht, wie es ist.

Nun goldige Clementine! ich will Alles thun, was ihr haben wollt. Der Grandison gefällt mir in der Seele wohl, ich habe schon gefunden, daß die Henriette Byron ungefähr so ein Mädchen war, wie ihr. Jetzt will ich nur noch suchen, wie ihr Freund ist, und ob ich auch so Einer werden will. Nun Adjes, grüßt meine Schwester und Schwager und eure Eltern, ich grüße euch aber tausendmal; bin und verbleibe ꝛc.

Zehnmal überlas Hans Jakob den Brief, er gefiel ihm nicht, doch wurde er endlich müde, und ging schlafen.

Des andern Morgens nahm er den Brief und zeigte ihn Herrn Osterfeld, der las ihn, lächelte und sagte: so viel sehe ich, ihr habt Kopf und Herzens genug, nicht nur Clementinens Mann, sondern noch sogar ein großer Mann in der Welt zu werden. Den Brief schlag ich ein, und schick

ihn fort, so wie er da ist, und ich versichere euch, Clementine wird zufriedener damit, als wenn er gedreht und gezirkelt wäre. Hans Jakob schüttelte den Kopf, sah mißvergnügt aus, und sagte: Herr Osterfeld! Herr Osterfeld! versündiget euch nicht an einem armen Jungen! Ihr habt, hol mich Gott, den Narren an mir. Nein, antwortete Osterfeld sehr ernstlich, das würde mich beleidigen; wenn ihr mich kenntet, ich habe nie den Spott mit einem Menschen, am wenigsten aber mit einem so ehrwürdigen Jünglinge, als ihr seyd.

Nun dann, fuhr Hans Jakob fort, wenn euch das Ernst ist, so glaube ich selbst, es kann noch Etwas aus mir werden. Osterfeld erwiederte: folgt ihr nur meinem Rathe: und fliegt niemals höher, als euch die Federn gewachsen sind, so versichere ich euch, es wird Alles recht gut gehen.

Hans Jakob blieb zween Tage auf dem Blumenhofe, Osterfeld unterrichtete ihn beständig, so daß er schon in Vielem aufgeklärter, und voller Drang, ein rechtschaffener Mann zu werden, nach Hause ging.

Dietrich und seine Frau verlangten mit Schmerzen nach ihres Sohnes Wiederkunft, um zu hören, wie es auf dem Blumenhofe stände, denn diese Haushaltung lag ihnen nun auch an, damit nichts zu schaden käme. Derowegen, als Hans Jakob zur Thüre herein trat, fragten ihn beide Eltern zugleich, wie's auf dem Blumenhofe aussähe? er gab ihnen von Allem richtigen Bescheid, und beschrieb die Sache so, daß Dietrich anfing zu glauben, der alte Bauer müßte wohl seine Sache recht gut verstehen. Er erzählte nun seinem Sohne, daß er einen Brief von Hofmann und auch einen von Thierchen bekommen hätte, und daß es ihnen wohl ginge.

Hans Jakob. Das habe ich auch gehört, der alte Osterfeld, so heißt der Bauer dort, hat auch einen Brief bekommen.

Dietrich. Hör, Junge! es geht Alles seinen Gang, da lies den Brief von deinem Schwager, das ist ein Kerl wie ein Doktor; wie schreibt der so schön! — und so gelehrt! das ist

doch eine Freude, es geht Alles seinen Gang! Es thut mir doch leid, daß ich dich nicht habe besser lernen lassen, das ist ein ganzer Kerl.

Hans Jakob. Ja Vater, ich sorge, des Leidthuns gibts noch mehr, wir wollen noch einmal davon reden, es kommt noch eine andere Zeit.

Dietrich. Das ich nicht wüßte! es geht Alles seinen Gang.

Hans Jakob. Vater! wenns euch darum zu thun ist, ich will noch wohl besser schreiben lernen, der alte Osterfeld schreibt eine so schöne Hand, wie ein Schulmeister, ich habs gesehen, er schreibt magnifik: wenn ihr mich nur missen wollt, so wollte ich wohl diesen Winter auf dem Blumenhofe bleiben, er kann auch gar schön rechnen, so ging ich noch ein wenig bei ihm in die Schule, ich könnte dann als helfen auf die Haushaltung Acht geben.

Dietrich. Das Ding geht seinen Gang! was meynst du, Eva? wir haben ja Knechte und Mägde, wir können ihn missen, es schakrinirt mich doch, daß mein Eidam mehr weiß und versteht, als mein Junge. Denk, das Mädchen, die Clemens, war auch ein anderer Kauz, als Thierchen.

Eva. Ja, da habe ich schon lang daran gedacht. Das war ein miserabel geschicktes Mädchen, aber auch hochmüthig. Die wird das arme Thierchen wohl schwerlich über die Schulter ansehen, aber es wird nicht lang währen. Wenn die jungen Leute auf den Blumenhof kommen, so wird Thierchen Herr und Meister, und dann hats ein Ende.

Dietrich. Das soll wohl Alles seinen Gang gehen, aber meynst du denn, daß Hans Jakob nach dem Blumenhofe diesen Winter gehen soll?

Eva. Gotts ja! es gefällt mir recht wohl. Nun war alles beschlossen. Hans Jakob freuete sich in seiner Seele und es schien ihm so, als wenn unser Herr Gott zu allem seinen Segen geben wollte. Die Mutter machte ihm Kleider und Wäsche zurecht, und nach etlichen Tagen zog er mit tausend Freuden ab. Er hatte zwar nicht ehe angefraget, ob ihn auch der alte Osterfeld annehmen würde, aber daran

durfte er ganz und gar nicht zweifeln. Er kam auf dem Blumenhofe an und wurde mit Freuden aufgenommen. Herr Osterfeld glaubte selbst, daß es ein Wink der Vorsehung sey und daß alles nach Wunsch gehen würde.

Nun wandte der alte Greis alle Mühe an, um den Hans Jakob zu bilden. Der junge Mensch, welcher einen guten Kopf hatte, nahm außerordentlich zu; er war unermüdet im Lernen und Osterfeld unermüdet im Unterrichten. Clementine freuete sich über den Gang der Sache recht innig, und sie fing wirklich ernstlich an zu glauben, daß er endlich ihr Mann und daß sie glücklich mit ihm seyn würde. So verfloß dieser Winter mit Lernen und Briefwechseln, und je näher der Frühling heranrückte, desto mehr wuchs die Neugier bei dem jungen von der Linden, was es nun mit Ihm und mit allem werden würde.

Um Ostern machte der alte Osterfeld Anstalten zur Abreise, wie er vorgab, und er ersuchte den Hans Jakob, auf vierzehn Tage zu seinen Eltern zu gehen. Der gute Jüngling merkte etwas, sein Herz erweiterte sich, besonders als ihm Osterfeld sagte, es sey nun an dem, daß die Sache einen ganz andern Gang gehen würde. Er ging also mit Freuden zu seinen Eltern, und Zeit und Weile wurden ihm lang, bis er sahe, wo es hinaus wollte. Als er heim kam, freueten sich seine Eltern. Dietrich merkte wohl, daß er nicht mehr der alte Hans Jakob war, der immer mit seinem hol' mich Gott! um sich warf, er kam ihm beinahe so vor, wie der Schulmeister da im Dorfe, und das konnte er vertragen, nur mußte er sich wundern, woher der alte Bauer so gelehrt geworden wäre; sein Sohn aber belehrte ihn, er sey ehemals lang Schulmeister gewesen. Indessen machte Dietrich mit seiner Frau allerhand Plane, um den Hans Jakob zu verheirathen: denn es hatte sich ein Gewisses, ich weiß nicht was, ihrer Seelen bemächtigt, so daß sie nicht gern sahen, wenn er Clementinens Mann würde; sie hatten eine gewisse Furcht vor dem Mädchen, ohne daß sie wußten, warum. Endlich fiel ihnen die Tochter eines benachbarten Schulzen ein, es däuchte sie beide, das wäre wohl

eine Gelegenheit für ihren Sohn, denn der Schulz war ein reicher Mann und seine Tochter ein gutes, flinkes Bauernmädchen. Als die beiden Eltern das des Abends auf dem Bette ausgeklügelt hatten, so nahm sich Dietrich vor, des Morgens seinem Sohn den Antrag zu thun. Als er daher aufgestanden war und Hans Jakob auch in die Stube kam, fing der Vater an:

Dietrich. Hör, Junge! ich muß dir einen Vorschlag thun, es muß alles seinen Gang gehen.

Hans Jakob. Was ist das, Vater?

Dietrich. Deine Schwester ist nun verheirathet, und ich glaube, ich habe sie gut an Mann gebracht, nun bist du zwar erst im zwanzigsten Jahre, es hätte noch Zeit mit dir, aber es muß doch alles seinen Gang gehen, du kannst auch noch immer warten, und doch wüßte ich gern, wo du bliebst. Da habe ich an des Schulzen Tochter zu Mayenbach gedacht, deine Mutter ist mit mir einig.

Hans Jakob. Des Schulzen Tochter zu Mayenbach mag ein gutes Mädchen seyn, aber laßt uns noch ein wenig warten, bis wir sehen, was unser Herr Gott mit uns vor hat.

Dietrich. Nun, so sehr haben wir freilich nicht zu eilen, wenn ich nur weiß, daß es dir nicht zuwider ist, denn schau! es geht alles seinen Gang, und ich muß es sagen, es gefällt mir nicht recht, wenn du die Clemens heirathest, es ist so ein vertrackter Name, und dann fürchte ich mich ordentlich vor dem Mädchen. Ich habe nichts wider sie, sie kommt mir sehr gut vor, aber es geht alles seinen Gang. Mich dünkt, wenn man uns alle in Eine Wagschaale legte und die Clemens in die Andere, sie wippte uns alle in die Luft!

Hans Jakob. Hab's lang gewußt, daß es so wäre, gerad so kommt mir mein Schwager auch vor. Aber die schweren Leute gefallen mir doch, und ich bin noch am wachsen, es könnte seyn, daß ich so schwer würde, wie Clementine, und dann hättet ihr doch wohl nichts dawider?

Dietrich. Ich weiß nicht. Siehe, Junge, die Meynung ist doch, daß du hier in deiner Eltern Haus bleiben und wohnen willst, und da wär's doch verdrießlich, wenn deine Frau deine Mutter unter die Bank steckte. Es muß alles seinen Gang gehen.

Hans Jakob. Dafür soll uns Gott behüten! Ihr und meine Mutter müßt lauter Freude an uns Kindern haben, und das hoffe ich bald zu sehen, daß ihr für Freuden über uns weint.

Dietrich. Junge! ich weiß nicht, wie mir's ist, es steckt was unter euch, ich merke was, will doch sehen, wo es hinaus will, es muß alles seinen Gang gehen! Da fällt mir deine Mutter ein, wie sie mit Thierchen schwanger war, da wußte es lange niemand, ich und deine Mutter auch nicht. Da kam's nun endlich heraus, sie war schwanger, und ehe wir uns versahen, war Thierchen auch da.

Hans Jakob lachte und antwortete: das ist doch kurios, laßt uns noch eine Weile wegen des Schulzen Tochter bedenken.

Dietrich. Meinethalben, es muß Alles seinen Gang gehen.

Nun wurde von der Sache nicht weiter gesprochen. Hans Jakob war etwa zehn Tage vom Blumenhof weg gewesen, als auf Einmal der alte Bauer mit dem bunten Wagen in den Hof herein gefahren kam, und eben so flink mit der Peitsche knallte, als es ehemals Hofmann gethan hatte. Der Alte war so munter wie ein junger Bursch, er sprang vom Wagen und rief Heisa!

Hans Jakob lief heraus und bewillkommnete ihn, das Herz fing ihm an zu klopfen wie ein Hammer. Nun, wo n'aus? rief er dem alten Osterfeld entgegen, werdet sehen, antwortete er. Dietrich machte sich nun auch herbei, auch Eva, sie waren alle froh, den ehrlichen Alten zu sehen. Sie führten ihn ins Haus und fragten nach Neuigkeiten von ihren Kindern. Osterfeld versetzte: Eure Kinder sind alle auf dem Blumenhofe, sie sind gesund und wohl, und ich soll Euch alle drei abholen, Ihr müßt heute noch mit fort.

Das gilt, rief Dietrich, Eva, wacker! mach Essen, damit wir früh was bekommen, wir müssen zu unsern Kindern. Eva war so froh, daß ihr das Herz hüpfte. Alles war bald bereit, niemanden schmeckte aber das Essen, und Hans Jakob hätte fliegen mögen, denn er hatte schon vernommen, daß auch Clementine da war. Kurz, Nachmittags um Ein Uhr fuhren sie fort und allen Dreien wurde der Weg Jahrslang.

Endlich gelangten sie auf den Hügel vor dem Blumenhof; nun schauten sie dort vor das Haus hin und sahen drei Personen im Hofe unter den Bäumen spazieren, einen prächtigen Herrn in einem weißgrauen, kostbaren Kleide und zwei Frauenzimmer in weißen zizenen Jacken, recht vornehm aufgeputzt. Die beiden Frauenzimmer hatten die Mannsperson zwischen sich und hingen ihm an den Armen. Nun sahen sie, daß die Drei stille standen und herauf schauten. Dietrich guckte starr hin und sagte: Osterfeld! wer ist das? Ho! antwortete er, das ist der Herr Kammerrath Ehrenfried mit seiner Liebsten und Jungfer Schwester. Hu! hu! rief Hans Jakob, die Sonne geht auf! — Dietrich sah Eva und Eva den Dietrich, beide fragten weiter: was machen dann die hier? Osterfeld antwortete: werdets sehen! indem fuhren sie zum Hofe hinein. Die Drei standen da und guckten mit thränenvollen Augen in den Wagen, und die Drei auf dem Wagen saßen da wie steinerne Bilder. Der alte Bauer stieg vom Pferde herab, hielt es am Zaume und schaute bald die eine, bald die andere Parthie an. Dietrich zog erst den Hut ab und wollte guten Tag zusammen sagen, während der Zeit aber, daß das Wort auf seiner Zunge jung wurde und eben hervorbrechen wollte, entdeckte er in des Kammerraths Gesicht seinen Schwiegersohn Hofmann, und nun erblickte er Thierchens Gesicht auch, nun auch Clementinen; er wußte nicht, was er sagen und denken sollte, ob er träumte oder wachte. Eva faltete die Hände, sah vor sich nieder und wußte nicht, wie ihr war. Hans Jakob ermannte sich zuerst, er sprang vom Wagen, lief zu seinem Schwager, nahm den Hut ab

und wollte ihn bewillkommnen, aber Ehrenfried fiel ihm um den Hals, küßte ihn und drückte ihn an seine Brust. Theodore fiel ihm nun auch um den Hals, weinte und küßte ihn. Clementine bewillkommte ihn herzlich und drückte ihm beide Hände oftmals.

Dietrich sah das so an. Eva! sagte er, wie stehts? wollen wir nicht auch absteigen. Es geht alles seinen Gang. Eva antwortete: das ist miserabel wunderlich! Indessen trat Hofmann, oder nunmehr der Kammerrath Ehrenfried an den Wagen, Theodore und Clementine mit ihm, alle Drei weinten und riefen: willkommen, willkommen, liebe Eltern. Als Dietrich und Eva den Ton hörten, schmolz ihnen das Herz. Dietrich hatte wohl vielleicht lang keine Thränen vergossen, aber jetzt kams ihm, sie flossen ihm die Wangen herab. Ehrenfried schloß ihn in seine Arme und sagte: lieber, lieber Vater! verzeiht uns, daß wir Euch so behandelt haben, ich hätte Eure Tochter nicht bekommen, wenn ichs nicht so angegriffen hätte. Theodore fiel ihm auch um den Hals und küßte ihn; eben so machten sies auch der guten Mutter Eva. Clementine war eben so freundlich. Die guten Alten wußten gar nicht, wie ihnen geschah, sie hatten nie in ihrem Leben so freundliche vornehme Leute gesehen, sie schwiegen beide still, denn sie wußten nicht, was sie sagen und was sie denken sollten. Hans Jakob aber war lustig und guter Dinge. Jetzt gingen sie nun alle ins Haus, wo der alte Osterfeld auf sie wartete, er hatte sich auch während der Zeit verändert, denn er hatte sein schwarzes Kleid angezogen und war nun ein feiner, ehrwürdiger Geistlicher.

Als sie alle in der Stube waren, so erholte sich Dietrich von seiner Verwunderung, er saß still und sah vor sich hin. Eva saß auch blöde da und schämte sich. Hans Jakob aber stahl sich mit Clementinen bei Seite und ging mit ihr im Hofe spazieren, denn er hatte sehr viel mit ihr zu reden. Ehrenfried, Theodore und Osterfeld aber setzten sich vor den Alten her, waren freundlich und fingen bald dieses, bald jenes an an zu reden, sie bekamen aber lauter

einsilbige Antworten; dieß schmerzte Ehrenfried, er stand auf, ging heraus und Theodore folgte ihm mit nassen Augen nach.

Osterfeld blieb sitzen, er wurde eifrig, setzte sich vor Dietrich und Eva hin und fing an: Herr von der Linden: warum denn nun so still, jetzt da Ihr Eure Tochter doch wahrlich glücklicher sehet, als Ihr sie je hättet machen können.

Dietrich. Ich will meine Kinder nicht vornehm haben, sie sollen nicht mehr werden als ich, es soll alles seinen Gang gehen, und es ist nicht brav, wenn man einen so an der Nase herum führt.

Osterfeld. Warum sollten Eure Kinder nicht vornehm werden? Warum nicht?

Dietrich. Weil ich die vornehmen Leute nicht leiden kann.

Osterfeld. Warum könnt Ihr sie nicht leiden?

Dietrich. Ei nun! das Geblüt verkehrt sich in mir, wenn ich vornehme Kleider sehe.

Osterfeld. Pfui, pfui! ich dachte, Ihr wäret ein vernünftiger Mann, machens denn nun die Kleider aus? Ob das Kleid so oder anders geschnitten ist, daran liegt nichts, es ist die Pflicht eines rechtschaffenen Mannes, sich so zu kleiden, wie es sein Beruf mit sich bringt.

Dietrich. Dagegen habe ich nichts, aber meiner Kinder Beruf bringts so nicht mit sich, es geht alles seinen Gang. Sie sind Bauern und sollen auch Bauern bleiben.

Osterfeld. Hört, ich will Euch etwas sagen, glaubt Ihr denn, daß alles wahr ist, was Christus gesagt hat, und daß wir alles thun müssen, was Er uns befiehlt?

Dietrich. Ja freilich, darauf laß ich mein Leben, aber Der will nicht haben, daß man stolz werden soll, es soll alles seinen Gang gehen.

Osterfeld. Halt! ihr geht schon zu weit. Ihr sagt, was Christus befohlen hat, darauf wolltet Ihr euer Blut vergießen. Nun erzählte aber Christus im Gleichniß von dreien Knechten und von einem Hausherrn. Der Hausherr

wollte verreisen, darum vertheilte er sein Geld unter drei seiner Knechte. Dem Ersten gab er fünf Talente, dem Andern zwei, und dem Dritten ein Talent. Und als er nun verreiste, da befahl er den dreien Knechten, sie sollten nun brav mit dem Geld handeln, damit sie viel gewönnen. Nun zog der Herr fort. Der Erste war ein wackerer Mensch, denn als der Herr wieder kam, da hatte er sein Geld noch einmal so hoch gebracht, er konnte seinem Herrn nun zehn Talente überliefern. Der Zweite hatte mit den zweien Talenten auch gut gehandelt, er konnte jetzt vier bringen. Der Dritte aber hatte nichts gethan, sondern, damit ihm sein einziges Talent nicht gestohlen würde, so begrub ers an einen heimlichen Ort und brachte es nun so dem Herrn wieder, wie ers bekommen hatte. Es hatte also in der Zeit nichts gewonnen. Nun was geschah? die beiden Ersten wurden herrlich belohnt, der Dritte aber wurde verdammt. Versteht ihr das, Herr von der Linden?

Dietrich. So halb und halb, aber ich weiß nicht, wo ihr damit hinaus wollt.

Osterfeld. Jetzt wollen wirs sehen: der Hausherr ist Christus selbst.

Dietrich. Das ist richtig.

Osterfeld. Die drei Knechte bedeuten die Menschen, Euch, mich, auch Eure Kinder.

Dietrich. Nu fort! es geht alles seinen Gang.

Osterfeld. Die Talente bedeuten das ganze Vermögen und alle Kräfte des Menschen, Geld und Gut, Leibes- und Seelenkräfte. Habt Ihr etwas dagegen?

Dietrich. Gar nichts, das begreif ich, da sollen wir Alle unsere Sachen recht anwenden und damit handeln, damit alles seinen Gang geht. Aber was wollt Ihr damit?

Osterfeld. Das sollt Ihr sehen: wie macht man das Handeln und das Anwenden?

Dietrich. Darauf muß ich mich bedenken! — Ja, das weiß ich so nicht recht, mir deucht, man müßte fromm seyn und als ein rechtschaffener Mann leben, so ging alles seinen Gang.

Osterfeld. Ja, aber was heißt Ihr fromm und rechtschaffen? darauf kommt jetzt alles an.

Dietrich. Ihr katechisirt mich so streng, was wollt Ihr damit?

Osterfeld. Ihr seyd ein rechtschaffener Mann, der gern vor Gott und Menschen recht thun will, und da Ihr in Ansehung Eurer Kinder einen großen Fehler begangen habt, so wollte ich gern, daß Ihr ihn erkennet, und nun Euren Kindern gut wäret und sie segnetet.

Dietrich. Nun so fahret denn fort, es geht alles seinen Gang.

Osterfeld. So sagt mir, was Ihr damit meynt, fromm und rechtschaffen seyn?

Dietrich. Man muß niemand Unrecht thun, den Armen helfen und ihnen Gutes thun, seiner Haushaltung wohl vorstehen, und — und — noch so allerhand, es muß alles seinen Gang gehen.

Osterfeld. Beten, lesen, singen und dergleichen gehört auch daher, nicht wahr?

Dietrich. Freilich, freilich! das hätt' ich schier vergessen.

Osterfeld. Jetzt wollen wir das alles untersuchen: Christus will haben, wir sollen mit unsern Talenten wuchern, damit in der Welt Nutzen schaffen, das ist die wahre Religion. Beten, singen, lesen ist alles gut, aber nur in so fern, als es uns anfeuert, Lust und Muth macht, recht viel Gutes zu thun. Der Mensch muß aus wahrer Liebe zu Gott, um ein recht fruchtbares Werkzeug in seiner Hand zu seyn, um sein Reich, seine Herrlichkeit, seine Ehre und seine Erkenntniß auszubreiten, alle seine Kräfte anstrecken, alle gottesdienstliche Uebungen, die nicht den Zweck haben, sind Gott ein Greuel. Da muß Jeder in seinem Beruf recht von Herzen treu seyn, alle seine Kräfte dazu anwenden, um darinnen Nutzen zu schaffen, unserem Gott ist nichts damit gedient, ob wir ganze Tage beten, singen und lesen. Unser Glaube auf Christum soll voller guter Werke seyn, sonst ist alles nichts, und ein Greuel vor Gott.

Dietrich. Das begreif ich alles sehr wohl, da geht alles seinen Gang; aber ich weiß noch nicht, wo Ihr damit hinaus wollt.

Osterfeld. Glaubt Ihr denn das alles, Herr von der Linden! was ich da gesagt habe?

Dietrich. Dawider habe ich nichts, ich habs zwar nie so recht bedacht, aber ich begreife doch, daß es so recht ist.

Osterfeld. Nun hört: die Talente, womit wir Gott zum Preis handeln und wuchern sollen, sind unser Vermögen, unser Geld und Gut, unsere Leibes- und Seelenkräfte, u. s. w. Das alles sollen wir aus wahrem Glauben an Christo, zu unseres Nächsten Besten so gut anwenden, als wir nur können; das heißt zur Ehre Gottes mit seinem Talent wuchern, wer das nicht thut, der vergräbt sein Talent, dem gehts gerad wie dem Knecht mit seinem anvertrauten Einen Pfund. Der Richter der Welt wird dermaleinst schwere Rechenschaft von ihm fordern. Ist das nicht wahr?

Dietrich. Freilich ist das wahr, das erkenne ich sehr wohl; aber Gott im Himmel! wer kann das?

Osterfeld. Wir müssen thun, was wir können. Nun untersucht Euch einmal, hättet Ihr nicht viel mehr Nutzen stiften können, Ihr seyd ein reicher Mann, wenn Ihr ordentlich mit den Leuten umgegangen wäret? — Wie viele arme Nothleidende hättet Ihr durch eine nützliche Manufaktur ernähren und ihnen Brod geben können? wenn Ihr durch einen fröhlichen, frommen Wandel Euer Licht vor den Menschen hättet leuchten lassen, so hätten sie Eure guten Werke gesehen, hätten Gott gelobt und Euch nachgeahmt; aber jetzt verachtet Euch jedermann, niemand mag mit Euch umgehen, weil Ihr ein Sonderling seyd. Was liegt nun daran, ob Euer Rock so gemacht ist, wie er vor fünfzig Jahren Mode war, oder wie er jetzt Mode ist? Damals war er neumodisch, eben so wie jetzt unsere Kleider. Nun gälte alles einerlei, wenn es nicht hinderlich am Christenthum wäre, aber eben durch solche Aufführung macht Ihr Euch verächtlich, so daß Ihr nicht mit Euern Talenten gehörig wuchern könnt. Pracht und Ueppigkeit ist vom Bösen und taugt nichts, aber

sich durch altfränkische Lebensart lächerlich und zur Ausübung der Liebe des Nächsten ungeschickt machen, ist nicht viel besser. Was denkt Ihr nun wohl? Es ist Euch noch nicht genug, daß Ihr selber Euer Pfund vergraben habt, Ihr wollet auch noch Eure Kinder zwingen, es zu vergraben. Die fühlten nun Trieb und Drang in sich, mit Menschen umzugehen und etwas in der Welt auszurichten; war es nun nicht ein großes Glück, daß sie in Herrn Ehrenfrieds Hände fielen? Es war wahrlich hohe Zeit, endlich, wenn die Kinder gesehen hätten, daß sie durchaus so bleiben sollten, wie Ihr, so wäre Hans Jakob in den Krieg gegangen, und Theodore hätte sich an den ersten besten Mann gehängt, Beide wären dann vielleicht zeitlich und ewig unglücklich geworden, und wer hätte dann die Schuld gehabt? Wer anders als Ihr?

Dietrich. Dafür wollte ich meine Kinder wohl gehütet haben, es muß alles seinen Gang gehen.

Osterfeld. Armer Mann! warum habt Ihr sie denn nicht für Herrn Ehrenfried gehütet?

Dietrich schwieg und seufzete tief, er fühlte wohl, daß Osterfeld recht hatte, er konnte gar nichts darauf antworten, er empfand tief in seiner Seele, daß es blos Naturell und Temperament bei ihm war und nicht Ueberzeugung, was ihn zu seiner eigensinnigen Lebensart verführt hatte, Hochmuth wars bei ihm, er wollte sich auszeichnen, und da ers in großen Tugenden und Geschicklichkeiten nicht konnte, so beneidete er jeden Andern, und verachtete Alles, was nicht nach seinem eigensinnigen Geschmack war.

Niemals hatte ihm Jemand so die Wahrheit gesagt, als Osterfeld, er konnte nichts darauf antworten, im Grunde hatte er ein gutes Herz und einen redlichen Charakter, an Kopf fehlte es ihm auch nicht, er war keiner von denen, die gegen ihre Ueberzeugung handeln wollen, wenn sie's auch besser erkennen. Indessen war er durch den heutigen Vorfall so zu Grunde gerichtet, daß ihm übel wurde, er konnte sich nicht mehr aufrecht halten, und er verlangte ins Bett; seine Kinder waren gegen das Ende der Predigt wieder in die Stube getreten und hattens mit angehört.

Theodore und Hans Jakob waren bestürzt über des guten Vaters Leiden, und so unruhig, daß sie sich nicht zu fassen wußten. Beinahe reuete es Alle, daß sie ihn mit List hintergangen hatten; innerlich seufzten sie zu Gott, Er möchte es zum Guten ausschlagen lassen.

Dietrich wurde also zu Bett gebracht, Eva folgte ihm, ohne ein Wort zu sagen. Den ganzen Abend waren sie Alle still und traurig, und man verlangte nach dem Morgen, um zu sehen, wie es dann mit dem Vater aussehen würde. Des Morgens früh standen sie Alle wieder auf, und als sie in der Stube beisammen waren und mit Schmerzen verlangten, den guten Dietrich vergnügt zu sehen, so schaute Hans Jakob durchs Fenster, und sahe seinen Vater und Mutter zusammen völlig angezogen im Hofe herum spazieren, er rauchte mit großen Zügen seine Pfeife Taback. Sie freueten sich Alle, gingen mit einander zu den Eltern in den Hof und wünschten ihnen einen guten Morgen. Dietrich und Eva dankten ihnen freundlich, sogar zog Dietrich seinen Hut ab, setzte ihn aber doch sogleich wieder auf; nun gingen Alle zusammen ins Haus, um Thee zu trinken; als sie nun so beisammen saßen, fing Ehrenfried an:

Liebste Eltern! ich hoffe, daß ihr mir nun vergeben werdet, daß ich eure Tochter durch List bekommen habe. Ihr hättet mir sie sonst nicht gegeben, und ich mußte sie doch haben. Dietrich antwortete: ich kann mich nicht ehender zufrieden geben, bis ich weiß, ob alles seinen Gang geht, ich weiß ja noch nicht, was ich für einen Schwiegersohn habe, ich muß ja gewärtig seyn, daß man mich nun in allen Stücken hinters Licht geführt hat.

Ehrenfried. Ihr habt recht, Schwiegervater; jetzt will ich Euch alles nach der Wahrheit sagen, wie es ist: ich bin aus dem Gülcher Land, dort ist mein Vater Amtmann, er hat ein großes Gut, und darum sagte ich Euch, er sey ein Bauer.

Dietrich. Was? wie ist das? Euer Vater ist doch wohl nicht der Hofrath Ehrenfried zu Marschen?

Ehrenfried. Ja freilich; der ist mein Vater.

Dietrich. Nun sey Gott gelobt; den kenn ich, er ist ein Apostel von einem Mann, er hat mir einmal aus einem Prozeß geholfen.

Ehrenfried. Ich und meine Schwester da, wir sind seine einzigen Kinder, ich habe studiert, und bin nun Kammerrath bei dem Fürsten zu Rheinau mit Sitz und Stimme geworden; nun war ich vorm Jahr einmal hier, und als ich so herum strich, traf ich Eure Kinder, ich lernte Theodore kennen, sie gefiel mir, ich erkundigte mich nach ihr und nach Eurer Haushaltung, und fand nun für gut, mich der List zu bedienen, denn ich fürchtete, Ihr möchtet mir sonst Eure Tochter nicht geben. Den Blumenhof habe ich gekauft, weil ich ein Freund von der Landwirthschaft bin. Der Herr Osterfeld da ist in der Jugend unser Informator gewesen, und wir behalten ihn bei uns, so lange er lebt, denn wir können ihn noch immer nicht entbehren.

Dietrich erstaunte über alles, was er sah und hörte; endlich fing er an: nun, es geht doch alles seinen Gang, jetzt kann ich mich zufrieden geben; aber wie schicken wir uns zusammen, ich bin ein bäuerischer Mann, wie kann ich Euch besuchen, die Leute werden ja aus den Häusern laufen, um den Schwiegervater des Herrn Kammerraths zu sehen.

Ehrenfried. In dem Stück irret Ihr, lieber Vater! und Ihr kennet die Welt noch nicht genug. Ich will Euch einen Rath geben, wie Ihr glücklich und vergnügt seyn könnt: Ihr müßt keineswegs neumodisch und vornehm werden, das sieht Euch nicht an; kleidet Ihr Euch nur wie ein reicher ordentlicher Landmann, nicht so altfränkisch wie jetzt, aber auch nicht kaufmännisch, unsere liebe Mutter macht es eben so, geht Ihr dann ordentlich mit den Leuten um, laßt sie ihre Thorheiten treiben, ohne Theil daran zu nehmen, und seyd gegen jeden freundlich. Ich werde Euch helfen, Euch so mit der Welt bekannt machen, daß Jeder Freude und unser Herr Gott Wohlgefallen an Euch haben soll. Herr Osterfeld will sich gern zur Ruhe begeben, und da hat er sich den Blumenhof ausersehen, um hier zu leben und zu sterben, er will die Aufsicht über die Haushaltung füh=

ren, um doch immer noch der Welt nützlich zu seyn. Er besucht Euch oft, und Ihr besucht ihn, auch kommen wir oft zu Euch, und Ihr zu uns, und so werden wir, wills Gott! glücklich seyn.

Nun stand Dietrich auf, war froh und vergnügt und sagte: nun geht alles seinen Gang, ich will Euerm Rath folgen, nun bin ich zufrieden! Jetzt fielen sie ihm Alle um den Hals, küßten ihn und dankten Gott. Theodore aber ging mit ihrer Mutter bei Seite, und sprach noch einmal nach der alten Art mit ihr, um ihr zu zeigen, daß sie noch immer das alte Thierchen auch in den vornehmen Kleidern sey. Mit Einem Wort: nach und nach kamen sie Alle in Harmonie und waren recht glücklich zusammen.

Hans Jakob war mit den Andern froh, nun kams aber noch darauf an, daß auch seine Sache mit dem Vater in Ordnung gebracht würde; er gab seinem Schwager einen Wink, der führte Dietrichen hinaus in den Hof, um allein mit ihm zu sprechen. Vater! fing er an: nun muß auch noch mein Schwager versorgt werden, was dünkt Euch von ihm?

Dietrich Herr Schwiegersohn! ich kann nichts mehr machen, es geht alles seinen Gang, der war ja mit in Euerm Komplott, und da werdet Ihrs ja auch wohl eingefädelt haben, wie es gehen soll.

Ehrenfried. Seht nur die Sache nicht unrecht an, meine Schwester ist ein vortreffliches Mädchen, und eine Christin, die es mit Gott und allen Menschen gut meynt, Ihr könnt ihr nachfragen wo Ihr wollt. Als sie nun im Herbste wie ein Bauermädchen verkleidet war, da hatte er sich in sie verliebt; sie mag ihn auch gut leiden, denn er ist ein Mensch, der einen guten Kopf und ein sehr gutes Herz hat. Jetzt dünkt mich, es sey am besten, wenn wir ihn noch ein wenig in die Welt schicken, er kann noch Etwas studieren, nur um einige Erkenntniß und Lebensart zu bekommen; ein Staatsmann soll er aber nie werden, er braucht keine Pracht, nur anständige Lebensart, anders will er auch nichts, wenn er dann sein und seiner Frau Vermögen zusam=

mennimmt, so kann er wohl leben, und Gott und dem Nächsten durch eine nützliche Handlung dienen.

Dietrich. Das Ding gefällt mir; es geht seinen Gang, ich habe nichts dawider, ich habe als oft gedacht, es würde doch mit meinen Kindern nicht recht gut thun, sie würden sich doch nach und nach der Welt gleich stellen wollen, und da würden sie dann über Hals und Kopf ins Verderben stürzen, ich habs oft erlebt. Da wußte ich mir dann nicht zu helfen.

Ehrenfried. So gehts, wenn man in seiner Lebensart zu weit hinter seinem Vermögensstand bleibt, die Kinder fühlen hernach, daß sie reich sind, und da sie nicht gelernt haben, wie man vernünftigen christlichen Aufwand machen soll, so treiben sie's ins Wilde, und werden unglücklich. Darum dankt Gott, daß eure Kinder unter unsere Hände gerathen sind, jetzt werden sie vortreffliche Leute werden.

Dietrich. Ich erkenne es, ich erkenne es, ich habe gefehlt.

Ehrenfried. Davon wollen wir nun nicht mehr reden, es wird alles gut gehen.

Dietrich überließ nun seinem Schwiegersohn und dem alten Osterfeld die ganze Leitung seines Sohns, und freute sich, daß noch am Ende alles seinen guten Gang ging. Ehrenfried nahm nun seine Schwester Clementine und seinen Schwager auch allein, und erzählte ihnen des Vaters Meynung, worüber sie sich aus der Maßen freueten, Hans Jakob besonders, er konnte sich der Thränen nicht enthalten, er lief fort aufs Feld, wo ihn Niemand sahe, breitete sein Herz vor dem Allgegenwärtigen aus, und sank vor Empfindung über seine Güte auf den Boden nieder.

Als sich nun unsere Gesellschaft ein paar Tage zusammen erfreuet, Dietrich und seine Frau aber sich in ihre neue Lage sich ziemlich geschickt hatten, da schieden sie von einander. Der Kammerrath zog mit seiner Gattin und Schwester nach Rheinau, Osterfeld blieb auf dem Blumenhof, und die übrigen Drei gingen nach Hause. Hans Jakob

aber schickte sich zur Abreise, die nächstens vor sich gehen sollte, wie nun im Verfolg weiter erzählt werden soll.

Ich lasse nun den Herrn Kammerrath Ehrenfried mit seiner Theodore eine Zeitlang zu Rheinau sitzen, wir können uns leicht vorstellen, was er da macht: er wartet treulich seines Amts, arbeitet immer zum Besten des Fürsten und des Staats, und erzieht beiläufig sein Weibchen so gut er kann; zu allem dem wird aber Zeit erfordert, und die wollen wir ihm auch gerne so lang vergönnen, bis seine fernere Schicksale unsere Aufmerksamkeit wieder an sich ziehen werden. Indessen beschreibe ich immer Theodorens Leben; sie ist der Sitz aller Spannkraft, welche die Sphäre dieser Geschichte herum treibt.

Dietrich war nun schon ziemlich in der Kur gewesen. Ehrenfried glaubte gewiß, er sey nun zu seinem Vortheile ganz verändert. Hans Jakob freuete sich auch in seiner Seele darüber, allein Osterfeld äußerte seinen Zweifel, er sagte: eine so langwierige Krankheit wird gar leicht wieder recidiv, und dann ist das letzte Uebel schlimmer als das erste. So müßt ihr nicht reden, Herr Osterfeld! fiel ihm Hans Jakob ein, sonst wirds windig mit mir aussehen, da werde ich glücklich von der Höhe wieder den Purzelbaum zurückschlagen. Sorgt nicht, versetzte Osterfeld.

Dies war die Materie eines kurzen Gesprächs an der Thüre des Blumenhofs, als Dietrich und seine Eva schon auf dem bunten Karren saßen und den Hans Jakob noch erwarteten. Dieser behielt von Osterfelds Besorgniß einen Stachel in seinem Herzen, er stieg etwas unmuthig auf den Wagen und schwieg. Dietrich sah das als eine Folge des Abschieds an, allein der rührte ihn jetzt nicht sonderlich, weil er wußte, daß er in wenig Tagen wieder bei dem Gegenstand seiner Liebe seyn würde, wenn ihm nur des Vaters Recidiv nicht alles vereitelte, denn das war eigentlich jetzt seine Sorge.

Nu! nu! fing Dietrich an, sey doch nicht so maulhenkisch, wirst wohl wieder zu deiner Clemens kommen, wenn alles seinen Gang geht.

Hans Jakob. O Vater! da sitzt mirs nicht, das Hündchen hat andre Flöhe, will sie aber jetzt nur ruhig sitzen lassen.

Dietrich. Was ist, was ists denn? Ich meyne, es gehe ja alles seinen Gang!

Hans Jakob. Nu freilich gehts bis dahin gut, wenns nur so fortrutscht und kein Stein in den Weg kommt.

Dietrich. Nu! dein Vater ist ja auch noch da!

Hans Jakob. Weiß wohl! weiß wohl! Gott gebe nur, daß er auch da bleibt!

Dietrich. Wer? ich? wo sollte ich bleiben? Junge, bist ein Narr! es geht alles seinen Gang.

Hans Jakob. Nun, Gott gebs! mir ist halt bange, ihr möchtet nicht wieder zurück gehen und wieder an des Schulzen Tochter zu Mayenbach denken.

Dietrich. Schweig davon! es soll alles seinen Gang gehen.

Dabei bliebs auf dem Wege. Dietrichs Kopf war voller neuer Vorstellungen; allein eben diese Vorstellungen waren ihm noch so ungewohnt, daß er sich nicht recht behaglich dabei befand, er wußte nicht recht, wie ihm war. Als er aber zu seinem Hofthor wieder hinein fuhr, seine alte Hütte und alles auf seinem Fleck wieder um sich her fand; ja, als ihm sein Mordax mit krummen Sprüngen entgegen lief, den Wagen hinan sprang und mit dem Schwanz wedelte, da wars ihm wieder ganz anders, sein Herz erweiterte sich, er sprang vom Wagen, hub seine Eva auch herab, und rief: Nu Gott sey Dank! es geht doch nichts über Großvaters Brodkorb. Hans Jakob erschrack über diesen Worten. Ja, ja! dachte er bei sich selbst, da haperts, er schwieg aber doch still und folgte seinen Eltern in die Stube.

Diesen Abend bliebs dabei; Hans Jakob sagte kein Wort weiter von seinem Vorhaben, seine Eltern schwiegen auch, indessen war Dietrich tiefsinnig und überlegte; vielleicht brütete er die Gedanken mit seiner Frau auf dem Bette aus, mit welchen er des andern Morgens seinen Sohn heftig

erschreckte; denn als dieser in die Stube trat und seinen Vater gegrüßt hatte, so reichte ihm dieser die Tabacksblase und sagte: da stopf dir eine Pfeife und setz dich dann da her, ich habe mit dir zu reden. Dem guten Jungen klopfte das Herz, indessen folgte er. Als sie nun beide da saßen, so fing der Alte an:

Junge! es geht alles seinen Gang; schau! ich habe so über alles nachgedacht, wir sind doch schwache Menschen, da habe ich so ruhig in meinem elterlichen Hause gelebt und keinen Theil an der Welt und ihrer Herrlichkeit gehabt, und doch hat mir der Kammerrath das Mädchen weggekappert; das gute Kind ist nun hin, unser Herr Gott wolle sich über sie erbarmen, da hat mich auch der alte Osterfeld bald übertölpelt, daß ich bald vom Weg der Wahrheit abgewichen wäre, aber es soll alles seinen Gang gehen; hör, Hans Jakob! mache deinem Vater Freude, und bleib bei mir! Hans Jakob wurde blaß, die Thränen drangen ihm in die Augen, er antwortete:

Habs wohl gedacht daß mir ein Stein in den Weg kommen würde, aber nehmt mirs nur nicht übel, Vater! das geht nicht an, ein ehrlicher Mann muß sein Wort halten.

Dietrich. Ein ehrlicher Mann kann auch fehlen, und wenn er dann fehlt, soll er dann thun, was er im Irrthum versprochen hat? Junge! es ist dein Unglück, wenn du heraus kommst und ein vornehmer Mann wirst, daran will ich keinen Theil haben.

Hans Jakob. Nehmt mir nicht übel, Vater! aber ich will Theil daran haben, ich laß mich nicht länger am Narrenseil herum führen, hol mich Gott, nicht! Ihr habt mir alles Guts versprochen, und nun bekommt ihr Grillen, und wollt wieder nicht, habs wohl gedacht.

Dietrich guckte seinen Sohn starr an, solch eine Sprache hatte er in seinem Leben von ihm nicht gehört, er wurde blaß vor Zorn und Entsetzen, er stand auf, stellte sich hin und sagte mit harter Stimme: welcher Teufel redet da aus dir?

Hans Jakob fühlte jetzt tief in seiner Seele, wohin ihn seine Leidenschaft verleitet hatte, er stand auf, weinte

laut und rief: Ach Vater! Vater verzeihet mir! ich bedachts nicht, ich hatte mich so sehr gefreut, daß ich nun heraus sollte, und da kehret ihr mir mit eueren Reden das Unterste zu Oberst, ich hab mich vergangen, verzeiht mir nur!

Dietrich. So was laß mich dein Lebtag nicht mehr hören, es geht alles seinen Gang, und wenn du ja laufen willst, so lauf dann!

Mit diesen Worten ging Dietrich zur Stube hinaus, Hans Jakob folgte ihm nach und ging zu seiner Mutter, er erzählte ihr, was er gemacht hatte, und bat sie, sie möchte doch mit dem Vater reden, daß er ihm vergebe, und ihm erlaubte zu reisen. Eva redete ihm ein, sie suchte ihn zu bereden, daß er bei den Eltern bleiben möchte; aber es half alles nicht, Hans Jakob sahe und hörte nicht, er wollte und mußte fort. Nach und nach ließ sich endlich Dietrich bereden, desgleichen auch Eva, sie versahen ihn mit dem Nöthigen auf die Reise, und damit ja nichts wiedrum in den Weg kommen möchte, so eilte Hans Jakob fort, und nahm seinen Weg über den Blumenhof.

Kaum war er daselbst angekommen, und kaum hatte er sich bei Osterfeld niedergesetzt, um mit ihm Rath zu pflegen, so trat ein Bote in die Stube; Hans Jakob erkannte ihn, er befürchtete, er würde wieder zurück gerufen, mit Schrecken rief er ihm entgegen: Christian, was willst du? Ja was will ich? antwortete der Bursch unwillig, daß er so geschwind hatte laufen müssen: Ihr sollt wieder nach Hause kommen; gebt mir zu trinken, ich bin abscheulich durstig.

Osterfeld befahl, daß man ihm eine Kanne Bier zapfen sollte, er hieß den Kerl hinaus gehen und sein Bier trinken, und wendete sich nun zum Hans Jakob: hört! sagte er, ich hab wohl gedacht, daß euer Vater nicht so geschwind kurirt seyn würde, gebt euch nur zufrieden, es geht doch Alles gut; aber ihr müßt jetzt eurem Vater gehorchen und wieder nach Haus gehen.

Hans Jakob. Ja, du lieber Gott! so wirds immer gehen, und da wird ja in Ewigkeit nichts draus, da kommt

dann ein anderer Kerl als ich und schnappt mir die Ringeltaube vor der Nase weg. Das muß doch Gott geklagt seyn!

Osterfeld. Ruhig! ruhig! das hat nichts zu bedeuten, wir wollen Alle an euerm Glück arbeiten, aber daraus wird sein Lebtag nichts Guts, wenn man den Eltern widerstrebt und ungehorsam ist, da ist kein Segen bei, geht in Gottes Namen wieder nach Haus; seht, ich will euch eine große Wahrheit sagen: Alles, was in der Welt recht glücklich gehen soll, das führt Gott durch lauter schwere Hindernisse durch, damit wir erkennen sollen, daß wir es nicht sind, die uns unser Glück bauen. Er will allein die Ehre davon haben, er wirds so führen, daß euch euer Vater mit gutem Willen gehen läßt, glaubt ihr nur mir, und traut auf Gott.

Hans Jakob. Nun so will ich dann in Gottes Namen folgen; unser Herr Gott wir mich doch nicht verlassen.

Osterfeld klopfte ihm auf die Schultern und sagte: das ist brav, ihr werdet gewiß glücklich seyn!

Mit recht betrübtem Gemüthe kehrte also Hans Jakob mit dem Christian wieder zurück, er fand seinen Vater in der Stube sitzen, er lehnte den Kopf auf die Hand und sahe gegen die Thür zu, und Mordax lag zu seinen Füßen. Als Dietrich den Hans Jakob sahe hereintreten, sprang er freudig auf, bot ihm die Hand und sagte: bist du wieder da, guter Junge! es soll Alles seinen Gang gehen, bekümmere dich nicht, ich kann euch nicht Alle missen, du mußt noch Etwas bei mir bleiben, es soll doch Alles seinen Gang gehen. Mordax that auch Luftsprünge um ihn hinauf; siehst du! fuhr Dietrich fort, wie das arme Thier so froh ist, streichle ihn doch ein wenig, den armen Schelmen! Hans Jakob war zwar innerlich zornig, doch ließ er sich nichts merken, sein Vater dauerte ihn jetzt; nun dann! antwortete er: so will ich dann bei euch bleiben, aber helft mir auch, daß ich glücklich werde, ich bin ja ein armer geplagter Kerl! Das sollst du

nicht seyn, versetzte Dietrich, hab nur Geduld, es wird sich wohl noch machen!

Hans Jakob war indessen äußerst schwermüthig, und wer weiß, ob nicht Dietrich, dem diese Gemüthslage seines Sohns sehr beschwerlich war, ihn nicht noch weggeschickt hätte, wenn nicht etwas Anders in den Weg gekommen wäre; denn Eva wurde auf Einmal schwer krank, sie bekam ein hitziges Fieber, an welchem sie den siebenten Tag starb. Dietrich schickte alsbald, sobald er sahe, daß seine Frau sehr krank wurde, einen Boten nach Rheinau zu seiner Tochter; Theodore kam auch, und blieb bei der Mutter bis nach ihrer Begräbniß.

Mutter Eva war, wie meinen Lesern schon bekannt ist, eine von den Weibern, die durch ihr Leben zwar eine Lücke ausfüllen, übrigens aber wenig Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte; so war sie auch in ihrer Krankheit, sie litte stille und geduldig, und starb, ohne ein einziges merkwürdiges Wort gesagt zu haben.

Dietrich und Hans Jakob trauerten sehr um die Verstorbene, und nun freuete sich der Letzte, daß ihn sein Vater wieder zurück berufen hatte, ja er sahe nun deutlich ein, wie Gott alle Dinge so weislich lenkt, das machte ihm starken Muth, so daß er fest glaubte, Er würde ferner für ihn sorgen. Nun war er getrost, und da er in einem fleißigen Briefwechsel mit Clementinen stand, die ihn immerfort tröstete, so gab er sich zufrieden, und wartete ferner ab, was Gott mit ihm vor hatte.

Dietrich war still traurig, er bekümmerte sich um nichts mehr, Alles war ihm zur Last. Ehrenfried, welcher wohl einsahe, wie dem guten Mann jetzt zu Muth seyn müßte, kam in den allerbetrübtesten Tagen unerwartet daher geritten. Einen Traurigen erfreut manchmal ein trüber Sonnenblick, so gings auch dem guten Wittwer, er weinte vor Freuden, als er den Kammerrath sahe; wie sehr er ihn auch eine Zeit her gescheuet hatte, so froh war er jetzt, ja dieser kindliche Besuch sühnte ihn auf ewig mit seinem Schwiegersohn aus. Ehrenfried hatte nun einen Plan mit Dietrich vor, und

eine der Hauptabsichten seiner Reise war, denselben auszuführen. Er schlug dem Vater vor, einen Pachter in sein Haus zu setzen, die Handlung aufzugeben, zu Herrn Osterfeld auf den Blumenhof zu ziehen und alle seine Kapitalien vollends auf Interessen zu thun. Dem Hans Jakob war dieser Vorschlag äußerst angenehm, weil auch er auf diese Art frei würde; er half also seinem Schwager eifrig die Sache unterstützen, so daß sich der Alte endlich bereden ließ und einwilligte.

Man muß das Eisen schmieden, wenns warm ist, dies wußte Hans Jakob gar gut; nun war vor ein paar Tagen der Bauer bei ihm gewesen, der vorm Jahr die Dukaten von ihm bekommen hatte, als er mit seiner Schwester auf dem Wege in Hofmanns Gesellschaft gewesen war. Er hatte ihn vertröstet, er wolle ihm helfen, hatte auch schon darüber nachgedacht; jetzt fiel ihm ein, der Bauer sey wohl der rechte Mann zum Pachter, denn er war ehrlich und fromm, und sein Vater kannte ihn, er schlug ihn also vor; Ehrenfried erinnerte sich seiner, und Dietrich war wohl damit zufrieden. Kurz! der arme Bauer wurde aufs Gut gesetzt, und der Kammerrath blieb so lang da, bis der Pachtkontrakt in Richtigkeit war.

Dietrich zog nun etliche Wochen nach seiner Frau Tod auf den Blumenhof, allwo er sein übriges Leben zu beschließen gedachte; nun gab er auch dem Hans Jakob seinen Segen, rüstete ihn aus, gab ihm Geld, und dieser wanderte nun mit tausend Freuden fort.

Da Hans Jakob von der Linden eine Hauptperson in dieser Geschichte ist, so muß ich ihn auf allen seinen Schritten und Tritten verfolgen, und nun fleißig erzählen, was sich mit ihm zugetragen hat. Er ging zu Fuß nach Rheinau, wohin sein Koffer schon vorausgegangen war; mit einem erweiterten und frohen Herzen trat er zum Erstenmal in seiner Schwester Wohnung hinein, er machte gewaltig große Augen, als er Alles so prächtig und glänzend ausgerüstet fand; seine Schwester Theodore lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn, desgleichen auch sein Schwager, endlich

bewillkommte ihn auch Clementine, die des vorigen Abends von ihren Eltern zurückgekommen war, welche nur acht Stunden von Rheinau wohnten; sie war gewohnt, so hin und her zu ziehen, dann war sie etliche Wochen bei ihren Eltern, dann wieder etliche bei ihrem Bruder.

So drollicht auch Hans Jakob in dieser Geschichte erscheint, so war er doch nichts weniger als grob; Dietrich hatte nach seiner Art seine Kinder recht fein erzogen, z. B. sie mußten grad am Tische sitzen, und nie sich mit den Ellenbogen darauf legen; wenn sie an einem fremden Orte aßen, so waren sie abgerichtet, niemals Alles aufzuessen, was man ihnen vorlegte, denn Dietrich sagte: es stehe übel, wenn man Alles rein vom Teller abäse, gerad als wenn man nicht satt werden könnte; sie durften auch nicht überlaut lachen, nicht viel reden, und wenn sie in einem fremden Bett schliefen, so mußten sie des Morgens beim Aufstehen das Bettzeug in Ordnung legen, denn der Vater glaubte, es sey unanständig, wenn das Nachtlager eines Menschen des Morgens gerad so aussähe, als wenn die Schweine darin gewühlt hätten. Dieser Regeln waren unzählig viele, welche alle von Hans Jakob und Theodoren genau beobachtet wurden. Gesetzt nun auch, daß viele vor der ehrbaren Welt unnöthig und lächerlich schienen, so fielen sie doch Niemand beschwerlich, im Gegentheil, man hatte die beiden Leute gern, Theodoren kostete es auch gar keine Mühe, unter der Führung ihres Mannes und ihrer Schwägerin das vortrefflichste Frauenzimmer zu werden.

Hans Jakob war nun der väterlichen Aufsicht entgangen, er war nun ganz frei, er jauchzte im Gefühl dieser Freiheit, und bat seine Freunde alle Drei, jetzt sollten sie ihm rathen, er wollte gern Alles seyn, was sie aus ihm zu machen gedächten. Diese hatten aber schon lange den Plan entworfen, es fehlte nur noch an der Ausführung, er bestand darinnen: Hans Jakob sollte nach Utrecht reisen, wo Ehrenfried einen nahen Anverwandten hatte, bei diesem sollte er logieren, und dann sich mit den Sprachen, der Philosophie und andern nützlichen Wissenschaften bekannt machen, und da

Ehrenfrieds Vetter ein beträchtlicher Kaufmann war, so wars schon mit ihm abgeredet, daß der Junge von der Linden auf seinem Comptoir arbeiten und die Handlung erlernen sollte. Alles dieses gefiel dem Hans Jakob ungemein, und es war gerad auch für einen solchen Jüngling der beste Weg zum Glück. Er war aber noch nicht mit gehörigen Kleidern und andern Nothwendigkeiten versehen, wofür nun Clementine und Theodore sorgten; sie machten nichts weniger als einen jungen Stutzer aus ihm, sondern sie kleideten ihn als einen verständigen deutschen Jüngling, und versahen ihn mit genugsamer feiner holländischer Wäsche. Während dieser Zeit beschäftigte er sich beständig mit Lesen, hielt sich, so viel er konnte, in Gegenwart des Frauenzimmers auf, welches beständig an ihm musterte, so daß er nach und nach anfing, ein recht leidlicher junger Mensch zu seyn, ohngefähr wie Puf van Vlieten in seinen Jahren gewesen seyn mochte.

Nun war am Rheinauer Hof ein Kanzleidirektor, Namens Böhling, ein Mann nach gewöhnlichem Schlag, ziemlich dick, satt und ungefühlig, die Routine war sein Wegweiser, und dieser folgte er ganz getreulich, da mochte ihm nun eine arme Wittwe, oder ein reicher Wucherer in den Wurf kommen, Beide wurden nach dem Schlendrian behandelt, ungerecht war er nicht, aber ohne Gefühl. Konnte eine arme Wittwe nicht erfüllen, was er haben wollte und was er glaubte, das recht war, so jagte er sie ohne Barmherzigkeit fort. Es ging bei ihm, nach Dietrich Sprichwort, Alles seinen Gang; er hatte einen einzigen Sohn, welcher ebenfalls nach dem Schlendrian seines Standes war erzogen worden, das heißt, er hatte gar keine Erziehung bekommen, bis ins fünfzehnte Jahr hatte er sich mit dem blauen Mantel herumgeschleppt, hatte fünf Jahr zu Helmstädt und Göttingen den akademischen Degen getragen, darauf drei Jahre in Straßburg und Paris den Damen aufgewartet, und hatte nun seit einem halben Jahr den Acceß auf der Kammer zu Rheinau, und hieß Herr Lizentiat Böhling.

Dieser junge deutsche Franzos hatte Clementinen kennen gelernt, sie gefiel ihm wegen ihres Geldes und wegen ihrer Schönheit, weil sie aber sehr bescheiden und eingezogen war, so konnte er keinen rechten Zutritt zu ihr bekommen, sie war ihm immer zu feierlich, und jedesmal, wenn er in ihrer Gesellschaft war, so flößte sie ihm Ehrfurcht ein, daß er ihr nicht so viel Schönes sagen konnte, als er vorher ausstudiert hatte. Indessen kam er fast täglich in Ehrenfrieds Haus, denn er hoffte sie endlich noch durch Beständigkeit zu gewinnen. Dieser Herr kam also auch verschiedenemal, als Hans Jakob da war; anfänglich kehrte er sich an ihn nicht, nach und nach aber merkte er, daß ihm dieser junge deutsche Mann im Weg stehen könnte, besonders als er überlegte, daß er Theodorens Bruder, sehr reich, sehr schön sey und allenfalls auch gesunden Menschenverstand hätte. Dieser Gedanke war ihm unausstehlich, und er ergrimmte in sich selbst, wenn er bedachte, daß er nicht nur mit einem solchen Bauernjungen in ein Parallell gesetzt, sondern noch wohl gar zurückgeschoben werden könnte.

An einem Nachmittag, als der Kammerrath Ehrenfried in Geschäften ausgegangen war, Theodore, Clementine und Hans Jakob aber vertraulich im Wohnzimmer beisammen saßen und von allerhand redeten, trat der Lizentiat Böhling in die Stube; nach den gewöhnlichen Komplimenten setzte man ihm einen Stuhl neben den Hans Jakob, er setzte sich und fragte mit gewöhnlicher französischer Höflichkeit, was macht denn das Frauenzimmer da schönes?

Clementine. Wir rüsten da unsern Bruder zu seiner Reise aus.

Böhling. Um Vergebung, wo werden denn der Herr von der Linden hinreisen?

Clementine. Nach Utrecht auf die Universität.

Böhling. Was! Sie wollen noch studieren?

Hans Jakob. Wills Gott! Ich will noch studieren.

Der positive Ton, womit er dieses sagte, beleidigte den Lizentiaten, er hohnlächelte und fuhr fort: dazu rieth ich

nun nicht, wenn ich zu rathen hätte; ist nicht der Vater ein Kornhändler?

Theodore. Ja, Herr Lizentiat! Glauben Sie denn, daß des Vaters Kornhandel des Sohns Studieren hindere?

Böhling. Das wohl eben nicht, aber die Väter pflegen doch gemeiniglich ihren einzigen Sohn in ihren eigenen Beruf zu setzen, und so stellte ich mir die Sache auch mit Ihnen vor, und da däuchte es mir, daß das Studieren bei so reifen Jahren etwas ungewöhnlich sey.

Hans Jakob. Ungewöhnlich mags wohl seyn, Herr Lizentiat! aber eben darum möchte ich gerne studieren, ich hab nichts lieber als das Ungewöhnliche. Sehen Sie! so gings auch meiner Schwester da, es ist gar zu ungewöhnlich, daß ein Bauernmädchen einen braven Kammerrath heirathet, weil sie aber das Ungewöhnliche liebt, so machte sie, daß sie den Vogel fing, und schauen Sie, Herr Lizentiat! da probier ichs jetzt gerad so, will versuchen, ob ich auch so glücklich hinauspringen und solch einen Vogel haschen kann, wie meine Schwester, gelt, Herr Lizentiat, das ist eben nicht so sehr zu verwerfen.

Die beiden Frauenzimmer lachten laut, Hans Jakob sah mit ernster Miene gegen das Fenster, und Böhling drillte sein seidenes Stockband und guckte vor sich nieder. Nach ein Paar Minuten stand er auf, empfahl sich und ging fort.

Clementine bewunderte in der Stille den jungen von der Linden und dachte nach, was aus ihm bei aller seiner Kraft werden könnte, denn ob sie gleichwohl einsah, daß er den Lizentiaten etwas zu deutlich und zu stark abgefertigt hatte, so freute sie sich doch in der Seele über ihn, sie fand, daß er in Gottes Welt auf dem rechten Fleck stand, und daß ein Mann aus ihm werden würde, der ein ganzes Fürstenthum zittern und auch glücklich machen könnte. Die beiden Schwestern führten ihm zu Gemüth, daß er etwas zu hart gewesen sey, und daß er sich ein andermal mehr mäßigen müßte, indessen konnten sie doch nicht aufhören zu lachen und öfters alle seine Worte zu wiederholen; ja, sie kamen

endlich so weit, daß sie ihn beide küßten und umarmten und ihm die zärtlichste Liebe bezeugten. Hans Jakob empfand Himmelswonne in diesen Umarmungen, er stand eilends auf, die Thränen drangen ihm in die Augen, er ging hastig die Stube auf und ab und sagte: hm! ich sollte zu viel gesagt haben! — Nein bei Gott nicht! — Das hab ich nicht. Der Bursche ist aus Zucker und Beutelmehl zusammengeknetet, kann keine Nässe vertragen, ein Mensch ist ein Mensch und der bin ich, wills Gott! auch einer. Ja, Bruder! versetzte Theodore, sein Vater ist aber Kanzleidirektor, er gilt viel bei dem Fürsten, es ist doch klug gehandelt, wenn wir uns die Leute nicht zu Feinden machen. Hans Jakob antwortete: wie, Schwester! du hast doch unter deiner hohen Haube nicht den Muth verloren, bist ja Dietrichs von der Linden Tochter, guck, Mädchen, es mag auch aus uns werden, was da will, wir müssen uns auf die Zähne sehen lassen, wo's gilt, ich weiß wohl, man muß den Vornehmen aus ihren Nestern bleiben, aber hol mich Gott! in mein Nest laß ich mir auch vom Fürsten nicht kommen, oder ich beiß um mich. Dabei schützt mich Gott. Aber, versetzte Clementine, da wird Bruder Hans Jakob etwas in der Welt zu thun bekommen und seine Clementine oft in Leiden und Unglück stürzen. Hans Jakob seufzte und antwortete: ja, von dem Fleck müßt Ihr mir wegbleiben, Schwester! sonst werd ich matt, da kann ich nicht viel vertragen, helft mir, ich werde wohl lernen, Maaß und Ziel halten. Nein, erwiederte Clementine, Ihr gefallt mir so, ich verlang Euch nicht anders als Ihr seyd.

Jetzt trat der Kammerrath herein, Theodore erzählte ihm von Wort zu Wort, was sich zugetragen hatte, Ehrenfried lachte herzlich, erinnerte aber doch seinen Schwager, sich in Acht zu nehmen.

Endlich war nun Hans Jakob bereit, zu verreisen, die beiden Frauenzimmer weinten die letzten Tage beständig, er aber weinte nicht, sondern war immerfort um seinen Schwager, um ihn in allen Stücken wegen des akademischen Lebens, wegen seinem Studieren und Einrichtung um Rath

zu fragen; oft beschwerte sich Clementine gegen ihn, daß er ihr seine letzten Stunden nicht ganz widmete. Schwester! gab er ihr dann zur Antwort, alles, was ich thue, geschieht ja aus Liebe zu Euch, ich würde Euch, weiß Gott! nicht lieben, wenn ich Euch beständig da an der Seite hing und ein schiefes Maul machte. Sie fühlte nicht allein, daß er Recht hatte, sondern sie fing auch an, Ehrfurcht für ihn zu empfinden, mit Einem Worte, sie wurde gewahr, daß in ihrem Herzen die weibliche Liebe lichterloh aufzuflammen begann.

Ich muß Euch doch sagen, nach Standesgebühr geehrte Leser, warum ich das Wort weibliche Liebe unterstrichen habe, dazu hab ich höchst wichtige Ursachen; ich wills durch ein Exempel erklären: Jungfer Martha, ein Mädchen von 36 Jahren, hat durch viele Erfahrung Vieles gelernt, Philipp, ein junger Mann von 23 Jahren, hat aber noch nicht viel erfahren, es hat seine Ursachen, daß er sich in Martha verliebt, und Martha hat ihre Ursachen, daß sie gegen das Ende ihres Mädchenstandes nimmt, was sie bekommen kann. Martha liebt den Philipp von Herzen und Philipp die Martha auch; hier ist also die Liebe auf beiden Seiten herzliche Liebe, und doch hat diese Liebe so einen unangenehmen Nachgeschmack, ungefähr so wie das Süßholz. Martha liebt, aber nicht weiblich, sondern männlich, und Philipp liebt nicht männlich, sondern weiblich. Jetzt will ich alles mit Einem Wort erklären: die Liebe des Frauenzimmers muß etwas Aehnliches haben mit der Empfindung einer Taube, welche zu ihrem Schlag heraus guckt und vor dem schleichenden Iltis sich geschützt findet. Ihre Liebe muß mit dem Wonnegefühl gepaart gehen, jetzt hab ich hülfloses Geschöpf eine Stütze in diesem Erdenleben, sie schlingt sich um ihren Mann hinan, und das macht ihre Liebe unumschränkt, das heißt weibliche Liebe. So konnte aber Martha nicht lieben. Eben so wird die männliche Liebe dadurch unendlich erhöht, wenn der Mann empfindet, wie glücklich seine Frau, das holde, schuldlose, zarte Geschöpf

unter seinem Schutze ist, er trägt und pflegt sie; männliche Liebe ist erbarmende, wonnevolle Liebe gegen das herrlichste Geschöpf Gottes; so konnte aber Philipp nicht lieben.

Clementine liebte bei ihrer ersten Bekanntschaft den von der Linden nicht weiblich, sondern männlich, und da war's kein Wunder, daß sie noch einen ecklen Nachgeschmack in dieser Liebe fand; nun aber, da Hans Jakob anfing, seine Kraft zu fühlen, Clementine ihre Stütze wachsen sahe, da sank sie zurück ins Mädchen=Element, wurde zärtlich, liebreizend, schmiegend, und nun erst weiblich liebend, und nun befand sie sich wohl. Ein Mann, der die Obermacht seiner Frau fühlt, ist auch bei aller seiner Liebe doch nicht im rechten Gleis, es fehlt ihm immer was, es ist jeden Augenblick etwas da, das ihn roth macht. So mochte es auch ungefähr Hans Jakob gehen, und ich glaube fast, ich kann den Zeitpunkt auf die Minute angeben, wo er erst anfing, das Glück der männlichen Liebe zu empfinden; es war gerad dazumal, als ihm Clementine die Erinnerung gab, er sey gegen den Lizentiaten Böhling zu heftig gewesen, er werde seine Clementine noch unglücklich machen, wie er diesen Vorwurf mit Erbarmen fühlte und Mitleid bezeugte, sie aber doch protestirte und sagte: nein, er gefiele ihr gerad so, und sie verlange ihn nicht anders, als er sey. In diesem Augenblick fühlte sich Hans Jakob, fühlte, daß er Mann war.

An einem Montag früh stand Clementine auf, sie erschrack, als sie erwachte, denn es war ihres Geliebten Abschiedstag. Sie stand auf, kleidete sich an und machte noch ein zierliches Souvenir, nebst einem schönen Etui zurecht, welches sie dem von der Linden zum Andenken schenken wollte, sie vergoß viele Thränen und schickte heiße Seufzer zu Gott für den edeln Jüngling. Indem sie nun eben im Begriff war, aus ihrer Kammer zu gehen, so trat die Magd herein mit einem Paket, sie gab's ihr mit einem Kompliment vom Herrn von der Linden; Clementine erschrack, sank auf einen Stuhl, erbrach zitternd das Pakat und fand folgenden Brief:

Herzlich geliebte Clementine!

Seit ich da bei euch gewesen bin, ist mir der Schwester- und Brudername verleidet, mag auch nicht mehr Ihr sagen, sondern: Du bist mein Herzens-Mädchen! das klingt anders, das möcht ich wohl tausendmal sagen, so herzinniglich freut mich's. Nun nimm mir nicht übel, daß ich schon fort bin, wenn du dieß liesest; ich dachte: warum sollen wir da zusammen uns am Hals hangen und weinen, besser, ich geh stillschweigend fort, hab's auch so mit meinem Schwager und mit meiner Schwester gemacht, nimm mir's nicht übel, Mädchen! daran hättest du Unrecht. Doch du bist ja verständiger als ich.

Hier schick ich dir so ein paar Kleinigkeiten, einen Trauring, ist gutes Gold und gute Steine, gerad so aufrichtig, als mein Herz. Dabei liegen dann auch ein Paar Armbänder, wo du mein Gesicht drauf sehen wirst, kannst sie aber zurück legen, bis du mein Gesicht sehen lassen darfst, bis dahin trägst du die andern, die dabei liegen. Es kann leicht seyn, daß das Dings nicht so ganz nach deinem Kopf ist, denn ich hab niemand in Rath genommen, als ichs kaufte, ich wollte halt seh'n, ob ich selber Grütz genug dazu hätte, nun bitte ich mir aus, daß du mir sagst, ob's alles so recht und gut sey.

Nun leb wohl, goldenes Mädchen! darauf kannst du dich verlassen, daß ich dein bin, wo ich gehe und stehe, und daß ich nichts thun werde, dessen du dich zu schämen brauchst, aber sey so gut und bleib auch die Meinige, hörst du! Ich bin

Dein
Joh. Jak. von der Linden.

P. S. Ich werde dir auch schreiben, sobald ich zu Utrecht bin.

Clementinen wars doch nicht recht, daß er schon fort war, sie weinte rechtschaffen und bat Gott recht inbrünstig, daß er den guten Jüngling in seinen Schutz nehmen möchte. Nun besah sie auch die Sachen, die er ihr geschenkt hatte, alles gefiel ihr recht wohl, er hatte gerad nicht die neueste

Mode gewählt, aber man sah wohl, daß er einen natürlichen guten Geschmack hatte: alles war kostbar und mehr solid als glänzend.

Nachdem sie sich nun allmählig in die Umstände geschickt hatte, so stand sie auf und lief zu Theodoren, die auch ihr Stückchen geweint hatte, der Kammerrath aber billigte es, daß Hans Jakob so still weggegangen war, und tröstete sie beide; nun besahen sie alle sein Geschenk, bewunderten seine Art, zu handeln, und plauderten so lange zusammen von ihm, bis sie vergnügt und ruhig waren.

Nach von der Lindens Abschiede fand sich Böhling fleißig ein und fing nun an, sein Gesuch bestimmter zu entdecken; allein er wurde nach und nach höflich abgewiesen und ihm alle fernere Hoffnung benommen.

Hans Jakob reiste indessen ohne fernere merkwürdige Vorfälle nach Utrecht, meldete sich bei seines Schwagers Vettern, dem Herrn van der Gracht, welcher ihn auf holländische Art, ohne viel Ceremonien, aber freundschaftlich empfing und in sein Haus einquartirte. Er richtete sich in wenig Tagen ganz ein, fing an zu studieren und auf dem Comptoir zu arbeiten; er schrieb nun an alle seine Freunde, besonders an Clementinen, und erzählte ihnen umständlich, wie er lebte und was er machte. So verfloß ein Vierteljahr ruhig fort, ohne daß weiter etwas Merkwürdiges vorfiel.

Während dieser Zeit kam Prinz Albert von Rheinau zu Rheinau an, er war Capitain in holländischen Diensten und ein Bruder des regierenden Fürsten, er wollte sich bis nächstes Frühjahr daselbst aufhalten. Der Fürst empfing ihn brüderlich und stellte allerhand Lustbarkeiten um seinetwillen an, unter andern wurde auch ein maskirter Ball veranstaltet und befohlen, daß sich die ganze Dienerschaft mit sämmtlichen Frauenzimmern dabei einfinden sollte, die Frau Kammeräthin Ehrenfried mußte also nebst Clementinen auch dahin gehen; es war beiden gar nicht angenehm; denn obgleich Theodore während ihrem Ehestand auf Antrieb ihres Mannes noch Tanzen gelernt hatte, so hatte sie doch

von jeher einen natürlichen Widerwillen dagegen, indessen mußte sie des Fürsten Befehl gehorchen.

Der Ball wurde gewöhnlich im Schloß auf einem großen Saale gehalten, er war für dießmal sehr glänzend und zahlreich, auch war der benachbarte Landadel dazu eingeladen. Die Fürstin war eine Liebhaberin vom Tanzen und diesen Abend besonders heiter und lustig. Während einer Ruhezeit, als sie mit Theodoren in Gesellschaft getanzt hatte, die sie sehr wohl leiden konnte, nahm sie dieselbe an der Hand und ging mit ihr zu den Erfrischungen. Die Fürstin drückte ihr die Hand, hieß sie neben sich sitzen und fragte sie ganz gnädig um alle ihre Umstände; indem sie so da saßen, erschien eine Maske, mit einem schrecklichen Buckel und ungeheuern Nase, diese forderte Theodoren auf; die Kostbarkeiten, welche diese Maske an sich hatte, ließen sie etwas vornehmes vermuthen, sie konnte den Tanz nicht wohl ausschlagen, sie folgte also; als der Tanz aus war, so nahm die fürchterliche Maske eine Flasche Limonade, schenkte ein und präsentirte Theodoren ein Glas, sie nahms mit einer Verbeugung an und stellte es hin, weil sie die Fürstin wieder anredete und zum Sitzen nöthigte; die bucklichte Maske hielt sich indeß immer in der Nähe auf, so daß die Fürstin endlich aufmerksam auf sie wurde. Darauf fing die Fürstin zu Theodoren an: mein Kind, schenken Sie mir ein Glas Limonade ein; flugs sprang die Maske herbei, ergriff ein Glas, schwenkte es in einem Winkel aus, schenkte es voll, stellte es auf einen Präsentirteller, fiel auf ein Knie und sagte mit veränderter heißerer Stimme: Euere Durchlaucht geruhen diesen Trunk von einem ehemaligen sehr treuen Diener anzunehmen. Die Fürstin nahms an und bat ihn, die Maske wegzuthun, er verbat sichs aber unterthänigst, und versicherte: er werde Ihro Durchlaucht in Kurzem aufs angenehmste überraschen. Die Fürstin erstaunte und vermuthete, es müßte einer von ihren Herrn Brüdern seyn, der sie plötzlich überfallen wollte, sie wurde darinnen bestärkt, weil sich die Maske im Augenblick verlor; sie setzte das Glas an den Mund, und weil sie sehr erhitzt war, so schlürfte sie nur einen kleinen Mund

voll ein; sie glaubte etwas Widriges zu schmecken, sie erschrack, stellte das Glas hin und sagte: mein Gott! ich glaube man hat mich vergiftet; dieß Wort drang Theodoren durch Mark und Bein; still, still! fuhr die Fürstin fort, mir wird ganz übel, rufen Sie einen Bedienten; in dem Augenblick hatte ein Anderer etwas an der Fürstin gemerkt, es gab Unruhe im Saal, der Fürst und Prinz Albert, welche oben auf einem Sopha saßen, hörten ein Gemurmel von der Fürstin, sie erschracken, sprangen auf, liefen herzu und fanden sie in einem heftigen Erbrechen, Theodore hielt ihr das Haupt und weinte bitterlich; der Fürst liebte seine Gemahlin über die Maßen, er war also so betäubt, daß er an nichts dachte, indessen fand sich der Leibarzt, welcher von einer kleinen Reise gerad zurückgekommen war, dieser machte nun alle nöthige Anstalten, und gab ihr die gehörigen Mittel ein, versicherte auch, daß es hoffentlich nichts zu sagen haben würde. Während dem Tumult schlich ein Laquai heran, der verstohlen nach der Fürsten Glas griff, um es wegzuputzen. Theodore bemerkte es; so wie er daher reichte und das Glas angriff, rief sie: Ihro Durchlaucht! lassen Sie den Kerl setzen! Der Fürst schaute hin, aber in dem Augenblick war er schon gepackt: denn Ehrenfried, der auch bei der Hand war, und bei der herzlichen Betrübniß, die er als ein treuer Diener um die Fürstin hatte, doch Seelenfreude empfand, als er sein gutes Landmädchen an einem so guten Posten sahe, war auf seiner Gattin Ruf wie ein Blitz bei der Hand, damit der Kerl gepackt würde; der Fürst befahl, man sollte ihn aufs strengste bewachen und verwahren. Indessen spürte die Fürstin einen starken Frost, und verlangte, man sollte sie zu Bette bringen; man brachte eine Sänfte, sie ergriff Theodoren an der Hand und sagte: liebe Kammerräthin! bleib Sie doch bei mir so lang ich krank bin. Theodore küßte ihr die Hand und antwortete: dieß Vertrauen Euer Durchlaucht ist das größte Glück meines Lebens. Sie folgte also der Sänfte, der Fürst zog ihr die Maske vom Gesicht und sagte: braves Weibchen! ich will erkenntlich seyn; Theodore neigte sich tief und ging.

In allem Tumult hatte man vergessen nachzufragen, wer der Fürstin zu trinken gegeben hätte; Ehrenfried, der noch immer auf dem Saale war und alles beobachtete, was vorging, bemerkte ein paar Leute, welche gesehen hatten, wie die bucklichte Maske der Fürstin den Trunk präsentirt hatte, er ersuchte sie, still bei der Hand zu bleiben, ging zum Kanzleidirektor Böhling, der aber gerad den Abend nicht zu genießen war, denn er hatte epps zu viel getrunken, wie er sich ausdrückte: indessen setzte man ihn doch an einen Tisch, die Räthe, welche anwesend waren, setzten sich auch, und Ehrenfried führte das Protokoll; wer nun etwas gesehen und gehört hatte, das zur Sache etwas beitragen konnte, der wurde abgehört. Sobald das geschehen war, eilte er zur Fürstin Zimmer und begehrte den Fürsten zu sprechen. Als die Fürstin im Bette hörte, daß Ehrenfried da wäre, so befahl sie, man sollte ihn herein kommen lassen; als er herein trat, sagte sie: nicht wahr! Sie gönnen mir ihr Weibchen, so lang ich krank bin? Er antwortete: sie ist Ihro Durchlaucht Dienerin, und ich schätze mirs fürs größte Glück, daß sie die Gnade hat, Euer Durchlaucht zu gefallen. Theodore saß vor dem Bett und die Fürstin hatte ihre Hand gefaßt. Nun zeigte Ehrenfried dem Fürsten das Protokoll, auch fragte er seine Theodore ab, die nebst der Fürstin alles erzählte, was vorgegangen war; der Kammerrath setzte sich hin, schrieb alles auf und ging nun wieder in den Saal; indessen hatte der Leibarzt das Glas Limonade, aus welchem die Fürstin getrunken hatte, zu sich genommen, um zu sehen, was darinnen sey; Ehrenfried trieb ihn alsofort nebst den übrigen beiden Stadtärzten, den Versuch zu machen, um der Sache gewiß zu seyn: das geschah, und man entdeckte bald, daß Arsenik in der Mischung war. Der Fürst zitterte vor Schrecken, und flehete den Arzt, sein Bestes zu thun, auch bat er ihn, noch erfahrne und berühmte Aerzte zu sich zu nehmen, damit ja nichts versäumt werden möchte. Ueber diesen Geschäften ging ein guter Theil der Nacht hin, Einer verlor sich nach dem Andern, endlich ging auch Prinz Albert fort, der Fürst aber blieb bei seiner Gemahlin im

Zimmer, welche nun in ein hitziges Fieber verfiel und irre redete. Ehrenfried war indessen bei den Bedienten im Vorzimmer; sobald aber der Fürst gewahr wurde, daß er da war, so kam er selbst, führte ihn hinein und sagte: halte Er mir aus, Kammerrath! es rührt mich sehr, daß Ers so treu mit mir meynt, theile Er mein Leid mit mir, so wie mein leidender Engel dort mit Seiner Frau. Ehrenfried blieb stumm und küßte seinem Fürsten die Hand mit größtem Feuer. Ach! fuhr der betrübte Herr fort: wie schwinden die Vorzüge des Standes in solchen Fällen! wie fühlt man da die menschliche Natur! glückselig ist der Fürst, der dann Freunde hat. Ehrenfried antwortete: genug! genug! Ihro Durchlaucht! diese Gnade ist zu schwer für mein Herz, ich halte es nicht aus, indessen will ich nach meinem geringen Vermögen alle meine Kräfte zu Ew. Durchlaucht Diensten verwenden. Bei allem dem hatte der Kammerrath noch etwas auf dem Herzen, er hätte gern Nachforschungen wegen der bucklichten Maske angestellt, er hielte dafür, der Bösewicht sey vielleicht jetzt noch zu erhäschen, dieser Gedanke war eigentlich die Ursache, die ihn ins Vorzimmer der Fürstin getrieben hatte, er eröffnete dem Fürsten seine Gedanken, und dieser gab ihm Vollmacht, nach Gefallen zu verfahren; Ehrenfried empfahl sich augenblicklich und ging fort.

Während dieser Unruhe haben wir die Clementine vergessen, auch sie hatte schon früh vor der Vergiftung einen merkwürdigen Vorfall gehabt, der aber im Verfolg erst erzählt werden soll.

Die Fürstin ruhete die Nacht nicht wohl, sie schlummerte und phantasirte. Der Fürst verließ sie keinen Augenblick, er unterhielt sich mit Theodoren, und so erschien endlich der erquickende Morgen. Die hohe Kranke befand sich etwas besser, und der Arzt gab Hoffnung, daß sie vielleicht das Gift gleich abgebrochen habe, und also gar nichts zu befürchten stände. Dennoch wurden alle nur mögliche Maaßregeln genommen, auch das, was etwa in dem Magen geblieben seyn könnte, unschädlich zu machen und abzuführen. Theodore war indessen immer Krankenwärterin, und sie war es

gern. Ein Jeder, der das menschliche Herz auch nur nach der Oberfläche kennt, kann leicht begreifen, warum?

Jetzt muß ich die Fürstin verlassen und sehen, wo der Kammerrath geblieben ist, was Clementine für ein Abenteuer gehabt hat, und wie sich der Hof überhaupt bei der Sache verhält. Denn wenn man eine Geschichte erzählt, so muß man jede Gruppe bis auf die entferntesten Gegenstände ausmalen, damit die Hauptgegenstände in vollem Glanze der Wahrheit da stehen und gehörige Wirkung thun können. Den Lesern, welchen etwa angst seyn möchte, die Fürstin sey gestorben, dient mittlerweile vorläufig zur Nachricht: daß sie an der Vergiftung nicht starb; sie können deßhalb ruhig mit mir gehen, wir werden die liebe Kranke zu seiner Zeit wieder besuchen.

Die Stadt Rheinau ist eben nicht sonderlich groß, aber ziemlich befestigt. Sie hat drei Thore; Eines geht auf den Rhein und heißt das Rheinthor, das Andere heißt das holländische Thor, und das Dritte das Oberthor oder Schloßthor. Ehrenfrieds erste Sorge war, dem wachhabenden Offizier aufzutragen, daß er keine lebendige Seele hinauslassen, auch des Morgens nach Eröffnung der Thore alle Hinausgehende auf das strengste examiniren möchte; das wurde ins Werk gerichtet. Nun durchstrich der Kammetrath die Stadt und beobachtete alles aufs schärfste, wo jemand ging und stand, zugleich überlegte er, ob es nicht möglich sey, jemand auszuspähen, der die ungestaltete Maske noch irgend an einem andern Orte, als auf dem Balle gesehen, wo er also näher auf die Spur kommen möchte. Bei dieser Gelegenheit nun machte er manche Nebenentdeckung, bald jagte er hier, bald da ein Paar auseinander, die des Nachts am liebsten beisammen sind; wo er Licht sahe, da lauerte er von Weitem und Nahem, und sah manch wunderlich Schauspiel, das uns aber hier nichts angeht; in der Hauptsache entdeckte er übrigens nichts. So strich er herum und gerieth endlich auch an seine Thür, er war vielleicht schon ein paar mal diese Nacht da vorbei gegangen, hatte es aber nicht bemerkt bis jetzt, und daran war ein Umstand

schuld, den er bei dem ersten schwachen Lichte der Morgenröthe entdeckte, seine Thüre war nicht geschlossen: er erschrack von Herzen, denn er hatte Depositogelder bei sich liegen, auch sonst noch Sachen genug, für welche ihm bange war, sie möchten ihm gestohlen worden seyn, besonders da sich Diebe und Räuber gerade der Verwirrung zu bedienen pflegen, die bei solchen Gelegenheiten unvermeidlich sind. Mit pochendem Herzen ging der Kammerrath in sein Haus, er schlich leise auf den Zehen, guckte überall hin, fand aber nichts in Unordnung; er ging die Treppe hinauf, und zuerst auf sein Arbeitszimmer; doch auch hier war alles, wie er es den vorigen Abend verlassen hatte. Nun erinnerte er sich, daß er seine Schwester auf dem Balle noch eine Zeitlang vor dem Tumulte nicht mehr bemerkt hatte; er lief also nach ihrem Zimmer und fand sie ruhig schlafen. Der Morgenglanz strahlte durch das Fenster auf ihr Angesicht, er stellte sich hin und weidete seine Seele an dieser ruhenden Unschuld. Da lagen ihre Kleider, aber nicht hingeworfen, auf einander und über einander her, sondern jedes Stück zusammen gefalten und in Ordnung, so als wenn sie des Morgens früh einpacken wollte, jeder Möbel war an seinem Orte, was glänzen sollte, das glänzte, was hängen mußte, das hing, und was seiner Natur nach liegen mußte, das lag, nichts war schmutzig, nichts zerrissen, sondern alles in der schönsten Ordnung; sie selbst aber lag da, das Deckbett über die Brust unter jeden Arm gespannt, ihr Anzug war schneeweißer Barchent, mit rosenfarbenen Schlüpfen; ein blaßrother seidener Schleier fest um den Hals, und hin und wieder mit Nadeln befestiget, verdeckte ihre Brust; ihre Haare hingen nicht verworren hervor, sondern sie waren glatt aufgekämmt, und mit einem bleichrothen Bande war die Schlafhaube umstrickt; so lag sie da, die Arme über das Deckbett ausgestrecket, und der Odem ging sanft und langsam aus und ein, und bewegte eine Pflaumfeder, die sich durch den zizenen Ueberzug durchgearbeitet hatte. Ehrenfried stand gegenüber, ein heiliger Schauer durchdrang ihn, er vergaß eine Weile Vergiftung, Ausspähen, Gefahren,

Hoffnung und alles, was in seiner Seele arbeitete. Welch ein Engel ist ein solches Frauenzimmer? dachte er bei sich selbst, und welch ein Teufel muß der seyn, der ein solches Heiligthum entweihen kann, ja der nur von Weitem daran denken kann, auf Unkosten eines solchen Meisterstückes des Schöpfers sich lustig zu machen? — Jetzt stellte er eine strenge Prüfung über sich selbst an, er durchdachte alle seine durchlebten Jahre, und fand sein Herz oft am Rande des Sturzes, ohne doch jemals einen Sturz gethan zu haben. Innig demüthigte er sich vor Gott wegen seiner Schwäche, und innig dankte er ihm, daß er dem Frauenzimmer das furchtbare Siegel der Scham an die Stirne gedrückt habe, damit es nicht Jeder tödten möchte, der es fände: denn er entdeckte jetzt erst, daß ihn fast allemal dieß Siegel zurückgescheucht habe, wenn Vernunft und Religion der Macht der Lüste hatten weichen müssen. Ja aber, fiel ihm ein: ein Mädchen, das dieß Siegel von der Stirn wegwischt? — Geschieht ihr nicht recht, daß sie dann zum zertretenen Weg wird? — Nein! durchdrang ihn die starke Stimme der innern Ueberzeugung; nein! dann breite der Mann seinen Mantel über sie aus und schütze sie gegen den Sturm des Verheerers, er sey ein Cherub mit dem Flammenschwert, und Gott wird ihn einen Engel seyn und bleiben lassen! Ein Mann, der das feinste Weibsbild mißbraucht, ist nicht ein Haar besser, als ein Räuber, der in eine wehrlose Stadt bricht und Greise und Säuglinge mordet!

Darf Stilling ein Wort dazu sagen? Mich dünkt ja, es wird einmal eine Zeit kommen, wo ein solcher Wollüstling einem Gewitter, mit lauter Blitzen geladen, gegenüberstehen wird, zur Seiten zittert der arme Wurm, mit dem er seine Lust büßte; zur Rechten steht der furchtbare Engel des Todes, und um ihn her ein Heer ungeborner Kinderseelen, alle laut über ihn klagend: dieser greuliche Wütherich sey schuld, daß sie nie geboren worden, daß sie nie ein Leben wirksam zum Dienste Gottes und der Menschen hätten führen können, und also im unnützen Bestreben nach dem Werden verschmachten müßten, dann wird die arme verlassene Seele

zur Linken alle Blitze zur Rache gegen ihren Verführer aufrufen, und ihr Ruf wird erhöret werden.

Als nun Ehrenfried so da stand, seine Schwester segnete und von ihr zu seiner ehrwürdigen Mutter in Gedanken hinaufstieg, die doch eigentlich durch ihre Erziehung den Engel gebildet hatte, so überkam ihn ein Husten; Clementine fuhr in Schrecken auf, daß sie zitterte, nun sah sie ihren Bruder, lächelte, legte sich wieder, kehrte sich gegen ihn, und sagte: Bruder! was bringst du so früh? Der Kammerrath nahm einen Stuhl, setzte sich und fing nun an zu erzählen, was diese Nacht alles passirt war. Clementine fuhr bald zusammen, bald verwunderte sie sich, bald trat ihr eine Thräne in die Augen, wie es dann zu geschehen pflegt, wenn man einer theilnehmenden Seele Sachen von Wichtigkeit vorträgt; endlich kam er auf seine Bemühungen, den gräulichen Thäter ausfindig zu machen; Clementine hörte ihm aufmerksam zu, sie lag eine Weile in tiefen Gedanken, endlich fuhr sie auf, wie von einem blitzenden Gedanken gerühret, der einem durch Mark und Bein dringt. Mein Gott! rief sie, da fährt mir ein Gedanke durch die Seele, Bruder! ich muß dir etwas sagen: hast du den italienischen Bauern bemerkt?

Ehrenfried. Freilich! war das nicht Böhling?

Clementine. Ja der wars; nun höre, was mir passirt ist: er war äußerst zudringlich gegen mich, jeden Augenblick forderte er mich zum Tanze auf, so daß man schon anfing uns zu bemerken, ich entschloß mich daher, keinen Tanz mehr zu thun und schützte eine Unpäßlichkeit vor; ich setzte mich also hin, und dachte darauf, wie ich mit guter Manier wegkommen könnte; indessen entdeckte ich eine geheimnißvolle Bewegung, oft schlich Böhling hinaus, guckte oft nach der Thür, wenn dann ein gewisser Laquai zum Vorschein kam, so schlupfte er zu ihm, lispelte ihm ins Ohr; dann schaute der Laquai ernst umher, als ob er fürchtete, belauscht zu werden. Das Geschäft, welches sie unter sich betrieben, schien kein Spaß zu seyn, denn alles kam mir so wichtig vor; indessen bekümmerte ich mich nicht weiter darum, ich dachte nur darauf, mich weg zu schleichen; dies gelang mir auch,

wie ich glaubte; eine gewisse Angst trieb mich fort, und mein Herz dachte nicht daran, daß Böhling ein so scharfes Aug auf mich haben würde; weil es nun sehr finster war, scheute ich mich nicht, maskirt über die Straße zu gehen. Ich war schon beinahe auf der Hälfte des Weges, als ich Jemand hörte schnell hinter mir kommen, ich schritt stärker, aber ich wurde eingeholt; es war Böhling, der meinen Arm ergriff, mir die Hand küßte und mich begleitete; ich ließ das, wiewohl ungern, geschehen; als wir an unserer Thüre waren, so erwartete ich, er würde nun umkehren, allein er trat mit herein, riß mir die Larve vom Gesicht, griff mich in die Arme und wollte mich küssen, ich drehte mich ihm mit Gewalt aus den Armen, stieß ihn mit der Linken zurück, und mit der Rechten zog ich einen so derben Streich über das Gesicht, daß er forttaumelte; nun flog ich die Treppe hinauf und legte mich schlafen. Jetzt vermuthe ich fast, daß er in dieser Sache verdächtig ist.

Ehrenfried war blaß von Entsetzen. Schwester! fragte er: kannst du mir sagen, wer der Laquai war? Ja, antwortete sie: es ist der, den der Prinz Albert verwichenen Herbst dem Fürsten geschickt hat.

Das war nun gerade derjenige, der unvorsichtig genug war, das Glas wegputzen zu wollen, worüber ihn Theodore ertappte und Ehrenfried also fort setzen ließ; jetzt war es dem Kammerrathe sehr wahrscheinlich, daß eine geheime Kabale bei Hofe wirksam sey, in welche sich der junge Böhling habe einflechten lassen; hier sahe er nun das Ende dieser Kette der schwärzesten Bosheit, er schaute in Gedanken die Glieder hinauf, und vermuthete das andere Ende an einem Orte zu finden, wo er nicht einmal hinblicken, geschweige untersuchen durfte. Er erkundigte sich ferner, ob seine Schwester keine Anstalten zu der bucklichten Maske bemerkt habe? Sie besann sich, konnte sich aber nichts erinnern. Indessen war das alles unnöthig, denn die ganze Sache nahm für dießmal ein schleuniges Ende. Ehrenfried hatte beim Hereintreten in sein Haus die Hausthüre verschlossen, er hörte schellen, er lief heraus und schaute

durch das Fenster, da sahe er den Kanzleirath Thiele vor der Thüre stehen, er sprang herab, machte auf und führte ihn herein in das Ansprachzimmer. Erstaunen, Schrecken, Verwunderung und alles, was nur schreckliche Leidenschaften ausdrücken kann, war auf seinem Gesichte gemalt, so daß Ehrenfried gerade das Allerschlimmste vermuthete; Herr Rath! rief er, ist sie todt? Nein, antwortete Thiele, sie ist nicht todt, sie lebt, und, Gott sey Dank! der Doktor sagt, sie habe keine Gefahr. Nun war es dem Kammerrathe wieder wohl: denn alles Uebrige schien ihm außerdem jetzt eine Kleinigkeit zu seyn.

Nun setzten sich beide, und der Kanzleirath fuhr fort: nein, Gott Lob! sie lebt, aber ich bringe Ihnen doch erstaunliche Neuigkeiten, wornach einem Hören und Sehen vergehen möchte. Diesen Morgen, als Sie vom Fürsten weggegangen waren, vermuthete ich gleich, was Sie im Schilde führten. Ha! dachte ich, du darfst da auch nicht müßig sitzen; denn ich strich als noch immer im Schlosse herum, Theils um zu hören, was die Fürstin mache, vornehmlich aber um zu spioniren, ob man nicht von Weitem ein Fünkelchen Licht in der verworrenen Sache entdecken könnte. Endlich fiel es mir heiß auf das Herz, man dürfe doch wohl hier nichts versäumen, man sollte den gefangenen Laquaien im ersten Taumel, in der ersten Verwirrung abhören, ehe er sich auf künstliche Antworten besinnen könne, und dann dacht ich, wenn man ihn zum Geständnisse brächte, so könnte man vielleicht den ausgeflogenen Vogel noch erhaschen. Ich lief also gleich zum Kanzleidirektor und schellte an der Thür, polterte und rasete, bis sich endlich Jemand fand, der mir aufmachte; nun ließ ich den Herrn wecken, allein da war kein Fortkommen, dem that es so weh, daß man ihn in seinem Schlafe störte, so daß der tiefste Aerger aus seinen halb offenen Augen hervor blinzelte; indessen war ihm doch die Sache zu gefährlich, liegen zu bleiben; er kleidete sich also an, zog einen weißen und einen schwarzen Strumpf an, warf einen Ueberrock um sich, behielt aber die Schlafkappe auf, denn die Perücke mit den zween Zipfeln vergaß er. Ich lief schon früher fort, um

noch die Andern, nebst dem Secretair zu wecken; endlich kamen wir denn zusammen. Das Kollegium sah gar wunderlich aus; denn die zween Justizräthe hatten Schlafröcke an, der eine Kanzleirath kam im Mantel, und ich war noch vom Ball angezogen; wir setzten uns, und da der Direktor nicht zur Sprache zu bringen war, so schlug ich vor, man sollte dem Laquaien völlige Gnade versprechen, wenn er alles frei und offen bekennen würde, ausgenommen, wenn er selbsten die Limonade vergiftet hätte. Dies wurde einhellig beschlossen, und nun der Laquai vorgeführt. Man sah ihm an, daß er Willens war, streng zu läugnen; ich fing gar sanft mit ihm zu reden an, und sagte ihm, man habe schon sichern Verdacht auf ihn, so daß ihm alles Läugnen nicht mehr helfen würde; daher sollte er nur frei alles sagen, was er wüßte: denn dieß sey das einzige Mittel, wodurch er nicht nur sein Leben retten, sondern sogar ungestraft davon kommen könne.

Der Kerl schien darüber gerührt zu seyn. Er fiel auf seine Knie und dankte uns demüthig für die Gnade. Aber, fuhr er weiter fort; ist es denn auch gewiß, daß mir nichts geschehen soll, wenn ich alles sage, was ich weiß? — Freilich darf ich so nicht reden; denn ich bin ohnehin schuldig, Alles zu sagen; aber weil die Herren doch so gnädig mit mir verfahren, so will ich sie doch auf den Knieen gebeten haben, verschonen Sie meiner um meiner braven Eltern und Geschwister willen, ich will auch alles sagen. Wir wollen ihm Wort halten, antwortete der Justizrath Gold, nur in dem Falle können wir es nicht, wenn er selbst die Limonade vergiftet hat. —

Jetzt spitzen Sie die Ohren, Herr Kammerrath, denn sie werden Ihnen gellen. — Er antwortete: ich habe die Limonade nicht vergiftet, aber ich wußte, daß es geschehen würde, ich habe das Pulver dem Lizentiat Böhling gebracht, und der hat es gemischt.

Jetzt hatte das ganze Verhör ein Ende; denn der Zustand, in welchen der Direktor bei diesen Donnerworten gerieth, beschäftigte uns so, daß wir den Gefangenen wieder wegführen lassen mußten. Der gute Alte riß sich in den Haaren, schrie

laut, dann sank er wieder halb betäubt hin; während der Zeit hatte doch Einer von uns die Vorsicht gebraucht, die Wache zu bestellen, um des Direktors Haus damit zu besetzen; indessen kamen wir mit der Sänfte, worin der arme Mann nach Hause getragen wurde. Er bekümmerte sich jetzt um die Wache nicht, ich glaube nicht einmal, daß er sie bemerkt hat, indessen gingen wir alle mit ihm und versiegelten seines Sohnes Zimmer. Welch ein Jammer und Wehklagen in dem Hause entstand, davon mag ich nichts sagen; der Lizentiat aber war fort, und niemand weiß wohin. Jetzt gingen wir auseinander, und so wie ich daher zu Ihnen gehe, so jagt Prinz Albert mit allen Sechsen zum holländischen Thor hinaus. Riechen Sie jetzt Lunten, Herr Kammerrath? Ja, die habe ich schon ehe gerochen, antwortete Ehrenfried: denn diesen Morgen hat mir meine Schwester ihre Ballgeschichte erzählet, und da bin ich auf Spuren gekommen (hier erzählte er alles, was er von Clementine gehört hatte) und setzte noch hinzu: Sie wissen, daß der Lizentiat oft in mein Haus kam, da hat er es gar herrlich wissen an den Mann zu bringen, wie hoch er bei Prinz Albert angeschrieben stehe. Aber das ist mir ein Räthsel, was Albert beim Tode der Fürstin für einen Profit sucht? Thiele wußte das auch nicht zu errathen; indessen hoffte er, es würde sich noch aufklären.

Nun hatte der Kanzleirath noch etwas auf dem Herzen; daher fing er an: Herr Kammerrath! darf ich Ihnen eine nützliche Erinnerung geben? Sie wissen, ich bin Ihr Freund, bin länger bei Hofe gewesen, als Sie, und kenne die Schliche. Ehrenfried hatte wohl bemerkt, daß ihm Thiele immer freundlich begegnet war, allein er hatte noch keine Proben von einer wahren Freundschaft, denn so viel Empfindung hatte er doch von der Hofluft, daß die Freundlichsten oft die Gefährlichsten sind; daher antwortete er: Herr Kanzleirath! Ihre Erinnerung soll mir sehr angenehm seyn: denn ich bin freilich noch sehr wenig an Höfen gewesen, und habe also sehr wenige Kenntnisse von dem Betragen eines rechtschaffenen Mannes am Hofe.

Thiele antwortete: nun so will ich Ihnen denn im Vertrauen sagen, daß Ihr Betragen bei der Begebenheit auf dem Balle diese Nacht Ihnen alle Hofleute feind und neidisch gemacht haben.

Ehrenfried erstaunte, besann sich und sagte: das kann wohl seyn, ich muß gestehen, ich war zudringlich, nahm mich der Sache zu sehr an, mehr als michs anging, griff Andern ins Amt; aber auf einer Seite war denn doch meine tiefste Hochachtung gegen die Fürstin so bei mir zur Leidenschaft geworden, daß es mir gerade war, als wenn ich alles allein thun müßte; und hernach war mir die Gnade, die meiner Frau ganz ohne ihr Suchen widerfuhr, so angenehm, daß ich aus dieser Ursache nicht recht wußte, was ich that. Allein, liebster Herr Kanzleirath! was soll man denn machen? Hätten meine Frau und ich den Laquaien nicht bemerkt, was wäre denn daraus geworden, die Sache wäre nicht herausgekommen, man hätte den schrecklichen Versuch mit mehr Behutsamkeit wiederholt, und bedenken Sie die Folgen.

Ganz richtig, versetzte Thiele, Sie konnten alles thun, was Sie gethan haben, ohne so zudringlich zu scheinen; Jedem las man es auf der Stirne, daß er dachte, der Ehrenfried ist ein wahrer Suppenverdiener, und damit kocht schon Verrath, Gift und Galle in der Seele des Hofmannes; denn jetzt denkt ein Jeder und glaubt es schon gewiß zu wissen, daß Sie in höhere Stellen sich hinauf zu schwingen gedenken. Sie waren so vollkommen glücklich, von dem Fürsten bemerkt zu werden, daß Sie jetzt nur wählen können, was Sie werden wollen, und Sie sind es. Z. B. der alte Böhling hat Feierabend, denn der wird gewiß seine Stelle niederlegen wollen und müssen; Sie haben nur ein Wort zu verwenden nöthig, so sind Sie Kanzleidirektor, und wenn noch zehn ältere Räthe da wären. Ihre Frau Gemahlin darf nur die Fürstin darum ansprechen, so brauchen Sie nicht einmal zu scheinen, als wenn Sie es gerne werden wollten.

Ehrenfried antwortete: davor wird mich aber der Himmel behüten, so etwas zu beginnen.

Thiele fragte; warum wollen Sie nicht? der Kammerrath

erwiederte: darum nicht, weil noch viel verdientere Männer da sind, als ich.

Thiele. Wenn es Ihnen aber ohne Ihre Bemühung angeboten würde.

Ehrenfried. So würde ich mich sehr dafür bedanken und es ganz gewiß nicht annehmen.

Thiele. Steht das so in Ihrer Seele geschrieben, wie Sie da reden?

Ehrenfried. Ja ganz gewiß, warum fragen der Herr Kanzleirath so dringend?

Thiele. Jetzt will ich es Ihnen sagen, Sie sind ein rechtschaffener Mann, Sie verdienen Präsident, ja Sie verdienen Minister bei einem noch größern Fürsten zu werden. Ihre Pflicht ist es auch, zu werden, was Sie können: aber nur auf dem Wege der Menschenliebe und Tugend, nicht aus Ehrgeiz und auf Unkosten anderer auch braver Leute. Gesetzt, Sie würden jetzt Kanzleidirektor, so wären Sie es gewiß nicht lange, man würde Sie noch viel tiefer stürzen, als Sie gestiegen sind: denn man wüßte, Sie wollten es werden, wollten andern vorlaufen, und suchten sich nur über Andere zu erheben, und das gebieret am Hofe tödtlichen Haß. Wenn Sie aber Ihrem jetzigen Berufe, den Ihnen ein Jeder gönnet, recht getreu sind; so werden Sie nach und nach Ihre wahren Verdienste erheben, und Sie werden ein großer Mann werden. Nun muß ich Sie noch um etwas ersuchen, und Sie müssen mir versprechen, daß Sie es thun wollen.

Ehrenfried. Ich bin Ihnen zu allen Diensten verbunden.

Thiele. Der Justizrath Schwalbenau verdient das Amt in allem Betrachte, er war immer das lastbare Thier, dem man alle Commissionen auftrug, und der dem Rheinauischen Hause die wichtigsten Dienste geleistet hat; Jeder weiß das, auch selbst der Fürst, und dennoch bezahlt man ihn nur, aber man belohnt ihn nicht; man haßt ihn zwar nicht, aber man liebt ihn doch auch nicht, und das rühret daher: er erscheint sehr selten am Hofe, und wenn es einmal

geschiehet, so bleibet doch sein arbeitsamer Geist zu Hause, er ist immer zerstreuet, bemühet sich nie, Jemanden zu gefallen, auch selbst dem Fürsten nicht, beleidiget aber auch Niemand. Sie sollten ihn nur einmal beobachten, wenn er in Gesellschaft des Fürsten ist, das ist oft zum Todtlachen; der Fürst neckt ihn auf eine edle gutmüthige Weise, Schwalbenau versteht nun gar keinen Spaß, und schleicht still fort, so wird er überall vergessen. Nun wünschte ich, daß dieser Mann Kanzleidirektor würde, aber dazu muß Hand an das Werk gelegt werden, denn von selbst kommt der Fürst nicht darauf, daher ersuche ich Sie, liebster Herr Kammerrath! jetzo, da sie bei dem Fürsten Etwas vermögen, helfen Sie dazu, daß er es wird, denn der Mann hat auch viele Kinder und wenig Einkommen, es ist also ein Werk der Barmherzigkeit, und Sie werden sich bei dem ganzen Hofe wieder außer Verdacht setzen, wozu Sie Anlaß, und zwar gegründeten Anlaß, gegeben haben.

Ehrenfried erkannte von ganzem Herzen die Treue des Herrn Thiele, er dankte ihm dafür, versprach ihm aufs genaueste zu folgen, und Beide schloßen diesen Morgen einen genauern Freundschaftsbund zusammen.

Jetzt finden wir den Herrn Kammerrath Ehrenfried in einer glücklichen und hoffnungsvollen Lage. Er und seine Gattin bedienten sich der Gnade des Hochfürstlichen Paares, wie man sich einer stark wirkenden und stärkenden Arznei bedienet, sparsam und zu rechter Zeit, damit sie ihrer desto länger genießen könnten; sie schlugen jede Beförderung aus, und befestigten sich solcher Gestalt auf alle Weise in der Gnade des Fürsten und in der Liebe und Hochachtung des Hofes.

Während der Zeit, daß diese Geschichte zu Rheinau vorging, war die menschliche Natur auch auf dem Blumenhofe nicht müßig; sie spielte da ihre gewohnten Rollen eben so gut, als am Hofe.

Ehrenfried und Theodore entschloßen sich, nach diesem ihrem Landgute zu fahren, denn die Fürstin war jetzt vollkommen wieder hergestellt. Sie kamen gegen eilf Uhr

daselbst an, und fanden den alten Osterfeld in seinen gewöhnlichen Beschäftigungen; das ist: er saß am Tische zwischen Büchern. Den Dietrich von der Linden sahen sie nicht, sie fragten also gleich: wo ist der Vater? Osterfeld lächelte und antwortete, indem er aufstand und durchs Fenster guckte: er wird wohl nicht weit seyn, ich denke, er meditirt, denn er hat jetzt sehr viel Bedenken. Die Beiden wurden neugierig, setzten sich, und verlangten zu wissen, was es bedeute, daß er so geheimnißvoll antwortete. Osterfeld erwiederte: ich hab es wohl gedacht, es ist etwas Besonders um den Menschen; jetzt, glaub ich, würden wir keiner List bedürfen, wenn ein Kammerrath seine Tochter frei und öffentlich verlangte. Indem sich Beide ansahen und verwunderten, so trat Dietrich zur Thüre herein; er hatte einen damastenen Schlafrock an, mit dunkelblauem Grunde und hellblauen Blumen, eine weiße baumwollene Kappe auf, und sein rundes halbgraues Haar war schön und zierlich geschnitten und gekämmet; jetzt war er ein schöner Mann. Daß sich sein Schwiegersöhn und seine Tochter nicht auf den Kopf stellten, das war ein Wunder, denn es kam ihnen vor, als wenn sich die ganze Welt nun umgedreht hätte. Sogar versuchte Dietrich ein Kompliment, und er empfing seine Kinder fast neumodisch. Der gute Alte merkte, daß sie sich verwunderten; ja, sagte er: ich muß mich jetzt ein wenig anders aufführen, nachdem ich einen Kammerrath zum Schwiegersohne habe, denn ich mag doch nicht haben, daß ihr euch meiner schämt, dazu wird ja auch mein Sohn ein Herr, und da muß doch Alles seinen Gang gehen. Die Kinder billigten sein Betragen, vermutheten aber, es müßt noch etwas Anders dahinter stecken, sie suchten daher Gelegenheit, mit Osterfeld allein zu reden, der ihnen dann Alles umständlich entdeckte. Die Sache verhielt sich folgender Gestalt:

Etwa eine Stunde vom Blumenhofe war ein Kirchdorf Namens Sonnenberg, daselbst wohnte eine verwittibte Frau Pfarrerin, nebst ihrer einzigen Tochter; sie schrieb sich Stoßin, ein Weib, wie es viele gibt, deren Seele immer beschäftiget seyn muß, es mag auch kosten, was es will:

Sie hatte ein kleines Kapitälchen, von dessen Interessen, nebst einem kleinen Wittwengehalt sie sich mit genauer Noth durchbrachten. Ihr seliger Mann hatte mit dem alten Osterfeld studiert und beständige Freundschaft mit ihm gehalten, das wußte die gute Frau; als sie nun hörte, daß sich dieser Freund auf dem Blumenhof aufhielt, so ging sie zuweilen hin, um ihn zu besuchen, dies geschah nun auch wieder vor etlichen Wochen; es ist der Mühe werth, daß ich diesen Besuch umständlich beschreibe.

Die Frau Stoßin hatte gehört, daß der reiche Dietrich von der Linden Wittwer sey und nun auf dem Blumenhofe wohne; es fuhr ihr ein warmer Gedanken durch die Seele, sie fühlte sich dadurch in allen Gliedern gestärkt, und fand nun in dem Augenblicke, daß sie noch jung und stark genug sey, wieder zu heirathen, sie war nur 45 Jahr alt, und ihre Tochter 24. Nichts deuchte ihr bequemer zu seyn, als wenn sie den Dietrich heirathete, sie kannte ihn von Person, er war sehr reich, hatte einen braven Sohn, dem sie dann ihre Tochter zuzuschanzen gedachte, und damit wären sie ja Beide vortrefflich versorgt. Alsofort hielt sie den Gedanken für eine göttliche Eingebung. Karoline! fing sie im Muttertone an: rüste dich, wir müssen diesen Nachmittag noch einmal den alten Osterfeld besuchen, und meine Mutterplage läßt auch ganz nach. Karolinen war es so ganz recht: denn ob sie gleich dort wenig Nahrung für ihre Seele fand, so kam sie doch heraus in die freie Luft, und das war ihr schon genug. Kurz, die Mutter zog sich schön und nett, doch sehr ehrbar an, so, wie sie glaubte, einen gesunden sechszigjährigen Mann locken zu können. Die Tochter aber, wie sie in solchen Fällen gewohnt war; in ihrer Seele lag noch nichts weiter, als der allgemeine Grundtrieb, dermaleins eine ehrliche Frau zu werden. Netze warf sie noch nicht aus, denn sie sahe noch keine Fische.

So wanderten beide gute Seelen zu Fuß nach dem Blumenhofe, und kamen Nachmittag um 2 Uhr daselbst an; sie wurden höflich empfangen und Anstalten zum Kaffee gemacht. Dietrich, der sich wenig im Hause aufhielt, sondern

gewöhnlich auf dem Felde herumstrich, kam endlich auch. Um aber die Wirkungen dieser Zusammenkunft mit allen ihren Ursachen recht einsehen zu können, damit man nicht ohne Noth auf ein Wunderwerk verfalle, muß ich auch sagen, was in Dietrichs Seele vorging. So lang seine gute Eva lebte, ging Alles seinen Gang ohne Beschwerlichkeit fort, nachdem sie aber todt war, so fand sich nach und nach ein Etwas in dem innersten Winkel seines Herzens, das er weder in seinem ledigen Stande, noch nachher, folglich niemals, gewahr geworden war. Seine Seele blinzelte zuweilen seitwärts nach dem Etwas hin, wandte aber den Blick sogleich wieder weg und ward roth; denn die Seelen können auch geistlichroth werden, und das ist noch immer ein gutes Zeichen; denn es bedeutet, daß der Herr Registrator Gewissen noch in guter Aktivität ist. Dem Allem ungeachtet fand Dietrichs Seele doch für gut, dies Etwas unter einem strengen Incognito wirken zu lassen. Das war also die entfernte Ursache seiner großen Veränderung; die verschiedenen Larven und Farben, unter welchen sich diese Ursache dem Publikum darstellte, zeigt die Geschichte selber. Kurz, Dietrich fing an zu glauben, es sey nothwendig, daß er wieder heirathete, er sey ja nur erst 60 Jahr alt, sein Vater habe 75 Jahre gelebet, sein Großvater 80, und sein Urgroßvater sogar 90, und es sey gar wohl möglich und kein Wunder, wenn auch er 90 Jahr alt würde, denn das sey ja schon mehr geschehen, und da könne er ja noch wohl heirathen, Kinder zeugen und Enkel von ihnen erleben. Wenn er dann so dachte, so probirte er es im Hofe, ging geschwind, sprang über den Zaun, und fand, daß er seit 40 Jahren fast nichts an Kräften verloren habe. Ausgemacht war es also, daß er wieder heirathen wollte, nun waren aber noch zween Posten zu bedenken. Der erste betraf seine Kinder, besonders scheute er den Kammerrath: denn er vermuthete doch noch immer, daß er seine Tochter mehrentheils um seines Geldes willen genommen habe. Da nun die Summe in mehrere Theile getheilt werden würde, denn er sah schon im Geiste ein Häufchen Kinder um sich her laufen: so konnte er sich nichts anders vorstellen, als daß Ehrenfried eine

saure Miene machen und es Theodoren entgelten lassen würde; um seine beiden Kinder bekümmerte er sich weniger. Allein nach und nach überwand er auch diese Schwierigkeit, denn er fühlte seine Vaterwürde und die Pflicht seiner Kinder, und darnach dachte er auch, sie sollen sich wohl nach und nach zufrieden geben, wenn einmal Alles wieder seinen Gang geht. Aber der zweite Punkt war eine härtere Nuß für seine alten Zähne; die Frage war nämlich: wo find ich eine Frau, die sich für mich schickt? Da hatte er nun bald hieher, bald dort hinaus gedacht, und nirgends fand er Etwas, das ihm recht war, oder da er sichs zu wagen getraute. Jetzt fühlte er recht tief in seiner Seele, daß er ein altfränkischer Geck sey, alle Wahrheiten, die man ihm sonst darwider gesagt hatte und die er nie glauben und begreifen können, wurden ihm nun zur hellen anschauenden Erkenntniß, und er ärgerte sich recht über sein Betragen bei der Heirath seiner Tochter: denn er fand jetzt, daß sie recht wohl und nach seinem Geschmacke verheirathet war; er nahm sich also vor, von nun an alle Gelegenheiten zu bemerken und keine entwischen zu lassen.

Nun fand also Dietrich nothwendig, sich etwas modischer zu betragen. Osterfeld, der Menschenkenner, merkte schon an seinem Odem jenes Etwas, das in der Seele brütete, er nahm daher die Klugheit zur Hand, deren sich der Vernünftige in solchen Fällen bedient, das ist: er ließ sich nichts merken, und lebte ihm doch zu Gefallen, so daß in Dietrichs Seele nicht der fernste Gedanken kommen konnte, man merke Etwas an ihm. Als er daher dem Osterfeld vortrug, es beginne ihm doch nach und nach einzuleuchten, daß seine bisherige Lebensart anstößig gewesen sey, und er wolle sich modischer kleiden, er möchte ihm doch mit Rath und That beistehen, damit er sich nicht lächerlich mache; so blieb Osterfeld ganz treuherzig und zeichnete ihm genau den Mittelweg aus, der sich für ihn am besten schicken würde. So weit war schon Dietrich in der Aufklarung und Verfeinerung vorgerückt, als die Frau Pfarrerin, Stoßin, mit ihrer Tochter den Besuch ablegte, von dem ich jetzt reden will.

Er trat in die Stube und stutzte, die beiden Frauenzimmer

da zu sehen. Frau Stoßin stand auf, lächelte ihn freundlich an und machte ihm nach ihrer Art ein Kompliment, ihre Tochter thats auch, und Osterfeld erklärte ihm mittlerweile, daß diese Freundin eine Frau Wittib Stoßin, die Pfarrerin von Sonnenberg, nebst ihrer Tochter sey. Dietrich hatte sich ehender in ordentliche Kleider stecken, als einen guten Umgang lernen können; doch leitete ihn Osterfeld auch darin so, daß er, ohne lächerlich zu werden, nach und nach nicht mehr auffallend war. Es ist nicht zu sagen, wie der Alte jetzt so behaltsam und so fähig zum Lernen war.

Dietrich mochte wohl allerhand denken, ob er gleich nichts sagte. Die Pfarrerin dachte auch allerhand, nur kams noch drauf an, wie sie's geziemend an den Mann brächte, ohne sich blos zu geben, und doch eine gute Wirkung hervor zu bringen. Als daher der Kaffee aufgetragen war, so fing Frau Stoßin an: der Herr von der Linden werden wohl hier auf Besuch seyn?

Dietrich. Nein, Frau Pfarrerin! ich wohne jetzt immer hier.

Fr. Stoßin. Mit der Frau Liebsten?

Dietrich. Meine Frau ist todt.

Fr. Stoßin. Behüt der Himmel! was! — Ihre Frau Liebste todt?

Dietrich. Ja, Frau Pfarrerin! es geht Alles seinen Gang, sie ist gestorben.

Fr. Stoßin. Nun da dauern Sie mich doch von Herzen. Ach lieber Vater! ich weiß, wie's einem in den Umständen zu Muth ist! so einsam, ohne Rath und Trost.

Dietrich. Ja, was soll man machen, man muß zufrieden seyn, es geht Alles seinen Gang.

Fr. Stoßin. Ja wohl, lieber Vater! Ach ja! aber Sie sind noch ein Mann recht in ihrem Besten. Haben Sie denn keine Haushaltung mehr?

Dietrich. Nein! ich habe meine Haushaltung aufgegeben.

Fr. Stoßin. Ei! Herr von der Linden! das hätt' ich doch nicht gethan; Sie können ja heirathen, wo Sie wol=

len, nur eine Hand in den Haufen gesteckt, an jedem Finger bleibt Ihnen eine Frau hängen.

Dietrich lachte. Meynen Sie, Frau Pfarrerin? —

Fr. Stoßin. Ei, ganz gewiß. Herr jeh! die müßte ja ihre fünf Sinne nicht mehr beisammen haben, die eine solche Parthie ausschlüge.

Dietrich. Ja, ich bin aber doch schon ein alter Kerl.

Fr. Stoßin. Pfui, Herr von der Linden! solch ein flinker Mann! Was gilts, Sie werden noch nicht weit über 65 Jahr seyn?

Dietrich. Behüte! ich bin erst sechszig Jahr alt.

Fr. Stoßin. Was! — erst sechszig? — Du lieber Vater! — das ist ja kein Alter. Doch es schickt sich nicht (schmunzelnd) daß ich als eine Wittwe so mit Ihnen spreche; vergeben Sie mirs, ich vergaß mich in der That. Sie könnten einen Verdacht bekommen, als wenn ich Etwas mit dem Gespräche gemeynt hätte; wir wollen von Etwas Anderm reden.

Dietrichen gefiel die Frau ungemein; denn alles, was sie da gesagt hatte, schien ihm ganz richtig und wahr zu seyn, und dann däuchte ihn, sie habe das alles so anständig gesagt, daß nichts darüber ging. Nun, was brauch ich denn lang drum herum zu gehen, wie die Katz um den heißen Brei. Genug, beide wurden verliebt, wiewohl aus verschiedenen Ursachen. Osterfeld fand für gut, sich nicht in die Sache zu mischen und ließ also Dietrichs Gang gehen. Jetzt, da ihn nun seine Kinder besuchten, da war er schon etlichemal zu Sonnenberg gewesen und die Heirath war schon so gut als geschlossen.

Als nun Ehrenfried und Theodore eine Weile geschwiegen hatten und nicht wußten, was sie sagen sollten, fing Osterfeld an, zu vermuthen, sie möchten unwillig werden, daher begann er schon vorzubauen; das war aber nicht nöthig, denn Ehrenfried unterbrach ihn bald und sagte: Theurer Freund! denken Sie nur nicht, daß michs verdrießt, wenn mein Schwiegervater heirathet, nein! Gott weiß es, ich freue mich von Grund meiner Seele darüber;

was liegt mir an meines Schwiegervaters Geld, genug, daß ich seine Tochter habe, die ist mir alles. Aber daß sich ein Mensch so plötzlich verändern, seinen ganzen Charakter so ganz umschaffen kann, das macht mich erstaunen!

Theodore fügte hinzu: und darüber wundere ich mich nicht so sehr, mein Kind! denn ich weiß, welche Veränderung die Liebe bei mir gemacht hat; aber mit welchem Abscheue mein Vater oft von der zweiten Ehe gesprochen hat, das ist nicht zu sagen, und kann doch nun selber und so bald zur zweiten Ehe schreiten!

Ehrenfried antwortete: eben darum sage ich, ich kann's nicht begreifen, wie sich ein Mensch so ganz verändern kann.

Osterfeld erklärte die Sache nach der Wahrheit: Leib und Seele ist bei der ehelichen Liebe gar sehr interessirt, sie bleibt immer das größte Geschenk des Himmels auf der Welt, wenn sie anders rechter Art ist. Alle Leibes- und Seelenkräfte drängen sich von den Jünglingsjahren bis ins Alter auf diesen Zweck des Lebens zu, und da ists gar kein Wunder, daß die ganze Natur eine ganz andere Richtung nimmt, wenn sie durch gewisse Umstände gehindert wird, geraden Weges zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Ehrenfried glaubte nun, es sey seine kindliche Schuldigkeit, in dieser Sache seines Schwiegervaters Vertrauter zu werden, und ihn zu dem Ende zu bewegen, daß er ihm sein Vorhaben entdeckte. Er redete von dieser Sache mit Theodoren; sie war mit ihm einstimmig; daher nahmen sie ihren Vater allein und der Kammerrath fing an:

Schwiegervater! Sie werden mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen einen Vorschlag thue: Sie sind noch ein starker, gesunder Mann, Ihre Kinder haben Sie nicht mehr bei sich, Sie können noch lang leben, und ich halte dafür, daß es angenehmer und zuträglicher für Sie wäre, wenn Sie sich eine brave Gattin von mittlerem Alter wählten; Sie haben Vermögen und lassen Sie sichs nur nicht einfallen, als wenn Ihre Kinder, um dieser nichtigen Vortheile willen, scheel dazu sehen würden, wenn Sie wieder heirathen. Ist irgend in Ihrer Seele schon ein Gedanken von der Art aufgestiegen,

so entdecken Sie ihn uns, wir wollen Ihnen beistehen, Ihnen helfen, damit Sie je eher, je lieber zum Zwecke kommen mögen. Theodore setzte ihr Scherflein noch hinzu: Ja, Vater! Ihr könnt gewiß versichert seyn, sagte sie, daß wir Euch von Herzen Glück wünschen und Eure zweite Frau wie eine wahre Mutter verehren werden; sagt uns nur Eure Gedanken.

Dietrich erstaunte über diesen Vortrag; Thränen drangen ihm in die Augen, sein väterliches Herz wallte seinen Kindern entgegen. Nun, fing er an, es geht doch alles seinen Gang! Ja, ich hab den Gedanken, wieder zu heirathen, und jetzt freue ich mich von Herzen, daß Ihr Kinder mit mir eines Sinnes seyd; nun es soll euch nicht reuen, gewiß nicht, es soll alles seinen Gang gehen. Ich will euch nun alles erzählen, wie es steht, denn ich bin schon weiter, als Ihr wißt und denkt.

Nun erzählte er seinen Kindern die ganze Geschichte mit der Frau Stoßin. In seinen Augen war sie schon mehr als Mensch, sie war ein Engel. Indessen werden wir in Zukunft sehen, wie dieser Engel und ihre Tochter in dieser Geschichte gewirkt haben. Es gibt Menschen, deren Leben ein wahres Meisterstück der Vorsehung ist, da macht sie schon in der Ferne ihre geheimen Plane, stellt ihre Werkzeuge nach und nach auf ihren wahren Standpunkt, und gerade da, wo sie der rechten Wirkung nicht verfehlen können, da fangen sie an zu arbeiten. Freilich geht dann alles ganz natürlich zu, aber wer machte diese Natur?

Der Mensch handelt in jedem Augenblicke so, wie ihn die gegenwärtigen Umstände bestimmen, und daran thut er auch wohl. Vernünftig ist der Mann, der diese Bestimmung nach den weisesten Gesetzen der Wahrheit und der Religion einrichtet! — Indessen ändern sich auch oft seine Gesinnungen; was er heut für fest und unumstößlich ansieht, das ist ihm morgen ein wahrer Irrsatz, und er wundert sich oft sehr, wie er so kindisch habe denken und handeln können. Indessen folgt hier die erhabene Vorsicht ihrem unbegreiflichen Plane, sie führt alles so weislich und wunderbar aus, daß

man doch am Ende findet, wie unsere Fehler sogar in ihren Plan gehört haben, indem sie oft gerade die nützlichsten Folgen nach sich ziehen. Dietrichs von der Linden Geschichte beweist dieß deutlich. Als seine Frau gestorben war, so fand sich in seiner ganzen Einbildungskraft kein Zug, keine Spur zur zweiten Heirath; die Vorstellung, ein so sorgenfreier Wittwer zu bleiben, sich in Gedanken bis an sein Ende mit dem seligen Geiste seiner Eva zu vereinigen, ihr nachzuseufzen, so lang, bis der Tod auch die Bande seines Lebens getrennt und seine Seele mit seiner Eva würde vereiniget haben, hatte seinen Geist und sein Herz so erfüllt, daß er gezürnt haben würde, wenn man ihm nur von ferne zu verstehen gegeben hätte, diese Gesinnung könnte sich wieder ändern; daher kams auch, daß er willig Haus und Hof verpachtete und sichs leicht und unwiderruflich vorstellte, auf dem Blumenhofe den Abend seines Lebens ruhig zuzubringen. So bestimmten die gegenwärtigen Umstände Dietrichs Handlungen. Nun aber, da seine ganze Seele wieder mit einer zweiten Heirath angefüllt, sein Gut aber in fremden Händen war, so konnte der kurzsichtige Nachbar, wie er glaubte, mit vollem Rechte sagen, der Dietrich war doch wohl ein großer Narr, daß er sein Gut verpachtete und seine Haushaltung aufgab, denn er hätte doch wohl denken können, daß sich seine Gedanken wieder ändern würden. Dem ersten Anblicke nach hat der Nachbar recht, aber im Grunde hat ers doch nicht; denn es fand sich nachher, daß es im Ganzen viel besser gewesen, so wie ers gemacht hatte. Daß aber Ehrenfried zu der Verpachtung gerathen hatte, er, der doch Weisheit genug besaß, zu vermuthen, daß sein Schwiegervater könnte seine Gedanken wieder ändern, das scheint anstößig zu seyn; aber im Grunde war es doch nicht zu tadeln, dieß wird aus dem Verfolge erhellen, denn auch Ehrenfried hatte planmäßig gehandelt. Doch ich höre auf zu raisonniren und erzähle.

Dietrich und Frau Stoßin schlossen also ein Eheverbündniß zusammen, und vollzogen es auch, sobald sie konnten. Die nunmehrige Frau von der Linden suchte nun

alle nur möglichen Beweggründe hervor, ihren Mann zu überzeugen, daß sie ihn nicht wegen seines Reichthums, sondern blos aus Neigung und Uebereinstimmung beiderlei Gesinnungen geheirathet hätte; Dietrich glaubte das auch gerne, weil es seinen Wünschen am Angemessensten war und er doch auch, noch zur Zeit wenigstens, keine Ursache fand, anders zu denken.

Ehrenfried und Osterfeld brachten auch während den Brauttagen die künftige ökonomische Verfassung in Ordnung, die in folgenden Hauptstücken bestand: Dietrich und seine Frau sollten auf dem Blumenhofe wohnen, sie bekamen etliche schöne Zimmer im Hause, die für sie und eine Magd hinlänglich waren, dazu wurde ihnen ein schöner Gemüsgarten eingegeben, in welchem sie erziehen konnten, was zur Küche nöthig war, Milch und Butter wurde ihnen gereicht, so viel sie brauchten, und für das alles bezahlte dann Dietrich jährlich ein gewisses Stück Geld an seinen Schwiegersohn; Osterfeld aber behielt immer die landwirthschaftliche Verwaltung und Haushaltung wie vorher. Da nun die ersten Monate hindurch Dietrichs ganze Geschichte sehr einförmig ist, so lasse ich billig diese neu angehenden Eheleute in Ruhe und erzähle wichtigere Dinge, als in ihren Paar Zimmern vorgingen.

Die Vergiftungsgeschichte am Rheinauer Hofe hatte wenigstens vor den Augen der Welt ein Ende, die Fürstin war wieder vollkommen hergestellt, und was man sich unter einander ins Ohr sagte, hatte weiter keine Folgen, denn wenns auch der Fürst vermuthete, so entdeckte er sich doch gegen niemand; es ist sehr wahrscheinlich, daß er den rechten Mann in Verdacht hatte, weil er auf keine weitere Untersuchung drang, denn der junge Böhling war fort und niemand wußte, wohin; sein Vater nahm seinen Abschied und setzte sich auf ein entlegenes Landgut, wo er seine übrigen Tage vergrämte.

Der Kanzleirath Thiele hatte indessen Ehrenfrieden die Wahrheit gesagt; von jener fatalen Nacht an spürte letzterer handgreiflich, wie der größte Theil der Hofleute

und Beamten ihm mit falscher Höflichkeit schmeichelten, ihn als den Günstling des Fürsten ansahen, den man fürchten, äußerlich verehren, heimlich aber untergraben müßte. Der Kammerrath fühlte diese Lage ganz, sie wurde ihm nach und nach so peinlich, daß er auch ohne die Warnung seines Freundes gewiß alle Beförderungen verbeten haben würde. Es ist eine sehr wichtige Bemerkung, die ich oft und vielfältig aus der Geschichte und der Erfahrung abgezogen habe: sobald als ein Mann die Gunst und Gnade des Fürsten sich durch eine oder andere Gelegenheit erworben hat, so soll er sich derselben nie bedienen, um zu steigen, sondern andere würdige Menschen, die es verdienen, zu erheben; er selbst soll immer zurück bleiben. Dieß ist das sicherste Mittel, nach und nach empor zu kommen, denn da er jetzt nicht beneidet werden kann und nicht steigt, so kann er auch nicht gestürzt werden; seine Verdienste und die dauerhafte Gnade des Fürsten erheben ihn dann doch allmälig und setzen ihn fest; alles, was jählings aufgethürmt wird, das stürzt auch bald wieder ein. Dieß war Ehrenfrieds Grundsatz. Ehrliebe kann man ihm nicht absprechen; er suchte freilich nach und nach empor zu kommen, aber weil er ein Christ war, so schlug er den rechten Weg ein; und wer diesen geht, dem kann es nie fehlen.

Einsmals, als am Hofe Ruhe und Ordnung wieder hergestellt und der alte Böhling nun auf sein Gut gezogen war, ließ die Fürstin Theodoren zu sich rufen; dies geschah öfters, denn es schien, als wenn ihr die Zeit lang würde, wenn die Kammerräthin nicht in ihrer Gesellschaft war. Um allein beisammen seyn zu können, nahm sie die Fürstin mit in den Garten und ließ alle ihre Frauenzimmer zurück. Hier spazierten nun Beide vertraulich zusammen, so wie zwei Freundinnen zu thun pflegen; die Fürstin schüttete dann ihr Herz aus und verlangte, daß es Theodore auch thun sollte. Als sie nun im Lustwandeln hinten in ein einsames Wäldchen gekommen waren, in welchem sich eine anmuthige Einsiedelei befindet, so ging die Fürstin in dieselbe hinein und zog die Kammerräthin am

Arme nach sich; Beide setzten sich da auf von Binsen geflochtene Stühle, und nun fing die erhabene Dame an: meine theuerste Theodore! so will ich dich hinführo heißen, ich habe dich mit hieher genommen, um ein Bündniß mit dir aufzurichten. Jetzt in diesem Augenblicke gebiete ich dir als deine regierende Landesfürstin, daß du nichts dagegen einwendest, und damit du nicht über diese feierliche Rede erschrickst, so will ich dir geschwind und in einem Odem sagen, was es für ein Bündniß seyn soll; siehst du dies schlechte Häuschen mit seinem einfachen Hausrathe, siehst du dies Wäldchen umher? — Dies Haus und dies Wäldchen soll von nun an das Privilegium haben, daß wir Beide, so oft wir hieher kommen, alle Verhältnisse der Welt vergessen und blos als Freundinnen leben dürfen; sobald wir Beide durch jenes Pförtchen hereingetreten sind, so verliere ich allen Rang von dir, ich bin dann deine Lotte und du bist meine Dore; sobald wir aber wieder hinaus sind, so gehören wir wieder in die Welt, dann bin ich wieder Fürstin und du Kammeräthin; darauf gebe ich dir aber auch mein Ehrenwort, daß Alles, was wir hier reden werden, nicht jenseit den Grenzen dieses heiligen Ortes kommen, nicht einmal seine Wirkungen weiterhin erstrecken soll: und eben so mußt du mir auch schwören, daß du, wenigstens so lang ich lebe, kein Wort gegen irgend Jemand auf der Welt von diesem Bündnisse sagen und eben so wenig entdecken willst, was wir hier mit einander reden, es sey denn, daß wirs unter einander ausmachen, was gesagt oder nicht gesagt werden darf. Dore, ich habe dich geprüft, und gefunden, daß du allein würdig bist, mit mir in ein so enges Verhältniß zu treten. Theodore erstaunte, stand, schlug die Augen nieder und weinte; die Fürstin fuhr fort: wie, findet dein Herz deine Lotte nicht würdig, deiner Freundschaft theilhaftig zu werden? Gott! — Gott! — rief Theodore, damit umschlang sie ihre Lotte mit ihren Armen, die Fürstin empfand die Wonne der Freundschaft, die bei Menschen ihres Standes so selten ist, in so hohem Grade, daß sie mit Theodoren niedersank. Beide hielten

sich in ihren Armen halb ohnmächtig, unter tausend Küssen beschworen sie das Bündniß, von welchem sie sich unendliches Vergnügen versprachen; endlich erhoben sie sich von den Knien und setzten sich wieder auf ihre Stühle. Nun fing die Fürstin an: jetzt, liebstes Dorchen! jetzt hab ich an deinem Herzen ein geheimes Kabinet, in welches ich meine verborgenste Anliegen verschließen darf. Ich kann nun meine Wünsche und meine Klagen in deinen Schooß schütten, und du wirst mich dann trösten, ohne mir zu schmeicheln; hier darfst du meine Fehler mir vorhalten und mich bessern: denn wer sagt den Fürsten ihre Fehler? — Ich beschwöre dich, thue es! — denn das gehört mit zu unserm Bündnisse. Ja, meine beste Lotte! antwortete Theodore, dies heilige Bündniß will ich so anwenden, daß es uns durch alle Ewigkeiten durch Freude machen soll, so wahr mir Gott helfe! Dieser Zug in deinem Herzen macht einer Fürstin Ehre, und nie soll es dich reuen, an mir so gehandelt zu haben. Taumelnd für Freude über diesen nie gehörten Ton, fiel ihr die Fürstin wieder um den Hals und schluchzte für Freuden.

Theodore gestand mir, als sie mir ihre Geschichte erzählte, daß sie in dieser Stunde den zweiten Emporzug gefühlt habe; der erste war, als sie ehmals Hofmann kennen lernte. Sie drückte sich so aus: es gibt gewisse Zeitpunkte im Leben des Menschen, wo alle Umstände zusammen wirken, ein Herz zu erweitern; sobald dies geschieht, so kann man sich auch darauf gefaßt machen, daß es die ewige Liebe ausfüllen will; dies geschieht oft mit solchem Uebermaaße, daß man glaubt, man würde zu den Sternen empor gezogen, und in solchen Zeiten rückt man dem Mittelpunkte der Vollkommenheit allemal tausend Meilen näher.

Es war ein schöner Nachmittag, kein Wölkchen trübte den Himmel, kein Lüftchen bewegte ein Blättchen in dem heiligen Haine, in welchem sich die zwei vertraute Seelen befanden, alles Getümmel des Hofes und der Stadt war fern; der heilige Schauer der Natur, den man so oft im entfernten Dunkel des Waldes empfindet, in welchem vermuthlich die

trauernden Schutzengel lasterhafter Menschen himmlische Luft schöpfen und sich wieder erquicken, wenn ihnen der Dunstkreis der Sünden wehe gemacht hat, umwehte Lotten und Theodoren, und reinigte ihre Phantasie von allen flatternden Bildern nichtsbedeutender Vorstellungen; erhabene Bilder der Vergangenheit, der große Weg der Vorsehung, den die Fürstin bisher gewandelt hatte, ging vor ihrer Seele vorüber, sie athmete langsamer, Majestät breitete sich über ihr Gesicht aus; Theodore, fing sie an, noch nie habe ich einer lebendigen Seele meine Schicksale erzählet, und ich werde selten ein Herz treffen, dem ich sie entdecken kann; bis dahin bist du die einzige Freundin, der ich so ganz trauen darf, laß mich meine Geschichte in deine Seele gießen, dann werde ich dir hinführo immer meine Leiden klagen können, und du wirst meine Klagen verstehen.

Theodoren wars bei dieser Rede zu Muth, als wenn ehmals ein Prophet ein Gesicht sahe, und die glänzende Gestalt eines Engels sich zu hohen Weissagungen rüstete; Lotte, antwortete sie, mir schaudert für Verlangen, deine Geschichte zu wissen, und ich werde sie tief in meiner Seele verborgen halten, alles, was dir eine Freundin seyn kann, das fordere von mir: denn ich wills seyn, bis auf den letzten Tropfen meines Blutes. Nun fing die Fürstin an:

Du weißt, ich bin die Tochter des Fürsten von Traubenheim, meine zwei Brüder sind die ältesten, ich das mittlere, und meine Schwester Elisabeth das jüngste Kind dieses Herrn. Meine Mutter war eine Gräfin von Ballenburg, und mein Vater hatte sie blos um ihrer Reichthümer willen geheirathet, denn ihrer übrigen Tugenden waren sehr wenig. Ich konnte dennoch den Fürsten, meinen Vater, nicht so ganz tadeln, er hielt es für nöthig, bei seiner Heirath auf Geld zu sehen, weil das Land wegen den vielen Ausschweifungen meines Großvaters äußerst verschuldet war. Indessen mißlang ihm seine Absicht ganz; eine durchaus unglückliche Ehe ließ ihn keine frohe Stunde genießen, und ein elender Hang zur Alchymie verzehrte nicht nur die Reichthümer, die ihm meine Mutter zugebracht hatte, sondern er verursachte

noch überdas eine kaiserliche Commission, wodurch er mit seiner Familie in eine traurige Lage gesetzt wurde. Doch ich will dir Alles umständlicher erzählen.

Mein Vater war von Natur ein rechtschaffener guter Mann, er liebte die Religion, aber nach seiner Art. Er kannte ihre gereinigte Grundsätze gar nicht; denn ein mystischer sehr strenger Hofprediger, der auch an und für sich selbst ein frommer Mann war, aber nicht Weisheit genug hatte, einen Fürsten zu leiten, hatte sein gänzliches Vertrauen. Diese Denkungsart meines Vaters zog, wie's gewöhnlich zu geschehen pflegt, allerhand seltsame Menschen an den Hof; der Eine war ein wegen seinen Grundsätzen vertriebener Prediger, der Andere ein wunderlicher Arzt, der Dritte ein Laborant, der Vierte ein Separatist, der Fünfte ein Reformator, der die großen Anstalten zum tausendjährigen Reiche zu machen, von Gott in die Welt gesandt war, der Sechste war ein außerordentlicher Bußprediger, der auf Wegen und Straßen predigen mußte, und was für sonderbare Menschen mehr da waren, den Allen mein Vater Brod und Unterhalt gab. Dies wäre nun so sehr nicht zu tadeln gewesen, denn solche wunderliche Menschen zu ernähren, mag doch immer eben so gut seyn, als ganze Käfige voll rarer Thiere; wenn sie nicht so vielen Einfluß auf seine Denkungsart gehabt hätten. Ich mag mich mit allen wunderlichen Anstalten in unserem Fürstenthume, die aus dem geheimen Rathe jener eingeschränkter Köpfe entsprossen waren, nicht aufhalten, denn davon könnte man ein ganzes Buch schreiben; ein Plan war thörichter als der andere, jeder wurde ausgeführt, und jeder gab der Glückseligkeit des Volkes einen Stoß, und eben so den wenigen noch übrigen Einkünften, so daß auf allen Seiten des Elendes immer mehr wurde. Ich will lieber mit meiner Erzählung näher auf mich selbst kommen, und also nur desjenigen gedenken, was darauf unmittelbare Beziehung hat.

Meines Vaters Charakter kennst du nun schon beiläufig, beste Theodore! Du wirst ihn aber im Verfolge noch besser kennen lernen; meine Mutter hingegen war stolz und

geizig. Beide Fehler waren zugleich mit allen den Lastern verbunden, die ihre natürliche Folgen sind. Doch glaube ich, daß man sie von der Untreue in ihrem Ehestande ganz frei sprechen kann; Alles, was nur Wollust hieß, war ihr zuwider; hingegen sparen und Alles vermeiden, was Geld kostete, das war ihre höchste Freude. Auch mein Vater hatte das Geld lieb, wenigstens suchte er nach seiner Art alle Mittel herbei, dessen zu bekommen; aber nicht aus dem Grunde meiner Mutter, um Schätze zu häufen, sondern um Schulden zu bezahlen, und noch mehr, um seinen Nebenmenschen wohl zu thun, denn das muß man sagen, er hatte das beste Herz von der Welt; nichts fehlte ihm, als ein vernünftiger Mann, der ihn den rechten Weg leitete. Eben diese Neigung verführte ihn auch dazu, den Stein der Weisen zu suchen; er verwendete Alles darauf, was er nur beibringen konnte, und das stürzte ihn endlich ganz.

Meine Mutter bekam uns vier Kinder bald nach einander; im letzten Kindbette aber litte sie so viel, daß sie zu fernerem Kindergebähren unfähig wurde. Wir wurden von einer alten französischen Mamsell erzogen, die von Allem, was man mit Kindern von diesen Jahren beginnen soll, nichts verstand; sie war im Grunde eine erzliederliche Person, hatte aber einen frömmelnden Ton und eine Sprache der Sparsamkeit angenommen, wodurch sie sich in unserer Eltern Gunst bis an ihren Tod erhalten hat. Ich könnte eben nicht sagen, daß sie uns verdorben hätte, sie ließ uns so aufwachsen, wie es die Natur mit sich brachte, sehr oft ließ sie uns auch allein und ging ihren geheimen Lüsten nach, wo wir uns dann vollends überlassen waren. So verflossen unsere Kinderjahre ohne merkwürdige Vorfälle. Meine beiden Brüder bekamen nun ihre Hofmeister, in deren Wahl mein Vater bei aller seiner Phantasterei nicht unglücklich war. Wir beiden Prinzessinnen bekamen auch einen, und mit diesem Zeitpunkte geht die merkwürdige Geschichte meines Lebens an.

Wir hatten einen gewissen Mann an unserm Hofe, dem unsere Familie viel zu verdanken hatte, es war der Hofrath Heimburg. Ich glaube gewiß, Theodore! daß du schon

seinen Namen hast nennen hören: denn er ist weit und breit, sowohl wegen seiner Gelehrsamkeit, noch mehr aber wegen seines rechtschaffenen Charakters und wegen seiner Schicksale bekannt. Dieser Mann wohnte zu meinen Zeiten in einem Privathause in der Stadt Traubenheim, er lebte und wirkte in Geheim, aber desto fruchtbarer. Seine Geschäfte forderten ihn wöchentlich einmal an den Hof, dann kam er, that, was er zu thun hatte, und dann sah man ihn nicht wieder, bis es sein Beruf wieder erforderte. Mein Vater konnte den Hofrath nicht recht leiden, denn er widerrieth ihm fast alles, was er that; daher fragte ihn der Fürst endlich nicht mehr, und Heimburg wurde beinahe vergessen; auch meine Mutter konnte ihn nicht leiden, denn auch ihr widerrieth er alles, wohin ihr Hang ging.

Einsmals, als ich und meine Schwester auf der Gallerie ohne Aufsicht hin und her spazieren gingen, und Heimburg, ich weiß nicht aus welcher Ursache, in Gedanken da am Fenster stand und in die weite Welt schaute, so blieb ich im Vorbeigehen stehen. Ich war beinahe eilf, und meine Schwester neun Jahr alt. Der Hofrath bemerkte uns, machte eine Verbeugung und sagte: womit beschäftigen sich Ihre Durchlaucht? — Ich antwortete: mit nichts. Heimburg versetzte: große Seelen müssen niemals müßig seyn; zählen Sie einmal siebenzig Jahre, schwerlich werden Sie so alt werden, und nun haben Sie schon zehn Jahre, das ist der siebente Theil dieser Zeit zurückgelegt, und noch haben Sie nichts gethan, nichts anfangen zu thun. — Das Leben fürstlicher Personen ist tausendmal kostbarer, als das Leben anderer Menschen, denn sie haben Pflichten auf sich, die unendlich schwer sind. Diese Worte gingen mir durch Mark und Bein. Es kann seyn, daß der Ton und die Art, womit sie Heimburg sagte, den mehrsten Antheil an dem tiefen Eindrucke hatten, die sie auf meine Seele machten; genug, mir liefen die Thränen die Wangen herab. Heimburg sahe das, und auch ihm drangen die Thränen in die Augen. Gnädigste Prinzessin! sagte er und küßte mir die Hand, ich will laufen, und Ihnen einen Mann besorgen, der wird Ihnen

sagen, was Sie thun sollen. Ach, thun Sie das, Herr Hofrath! rief ich aus. Von dem Augenblicke an fühlte ich einen Trieb zu Wissenschaften und zur Erkenntniß meiner Pflichten in mir, dem ich gar nicht widerstehen konnte, und ich brannte vor Verlangen, Unterricht zu bekommen.

Heimburg ging den Augenblick fort zum Hofprediger. Diesem stellte er die Nothwendigkeit vor, daß wir einen rechtschaffenen Hofmeister haben müßten; zugleich schlug er ihm seinen eigenen Sohn vor; der Hofprediger hatte zu gutem Glücke eine vortheilhafte Meynung von dem jungen Heimburg, weil er öfters in seine Predigten kam, sonst still und eingezogen lebte und nicht nach Aemtern und Ehren strebte. Da nun der Hofprediger alles bei meinem Vater vermochte, so versprach er dem Hofrathe, daß sein Sohn Hofmeister bei den Prinzessinnen werden sollte. Die Sache wurde betrieben und beschlossen, und acht Tage hernach bezog schon der junge Heimburg zwei Zimmer in unserm Schlosse, und fing zugleich seine neue Bedienung an zu verwalten.

Sobald ich den Hofmeister sahe, sobald gewann er mein Herz. Stelle dir eine Person vor, an der vom Scheitel bis zu den Fußsohlen auch die allerdelikateste Männerkennerin nicht ein Pünktchen zu tadeln finden würde. Ich darf wohl sagen, er war das höchste Ideal männlicher Schönheit, zugleich aber von so gesetztem und feierlichem Wesen, daß ihn Jeder fürchten und verehren mußte, sobald er ihn nur sahe. Heimberg fing seinen Unterricht auf eine ganz sonderbare Art an. Sobald als er sich auf seinen Zimmern ordentlich eingerichtet hatte: denn bis auf die Zeit betrug er sich gegen uns als ein Fremder, der uns gar nichts anging, so kam er modest, aber sehr niedlich angekleidet zu uns auf den Saal, wo wir bei etlichen Hofdamen saßen, und — nichts thaten. Heimburg trat mit Würde herein, und sein Ansehen stahl ihm aller Anwesenden Herzen; mich und meine Schwester ersuchte er zum Spaziergange, wir nahmen ihn willig an, und er führte uns hinter dem Schlosse den Wald hinauf auf den Berg, auf dessen Spitze das alte ruinirte Stammhaus unserer Familie liegt. Es ging gegen Sonnenuntergang zu,

Heimburg redete den ganzen Weg über nichts mit uns, ausgenommen wenn wir ihn um etwas fragten, so antwortete er mit lauter einzelnen Sylben, aber das bemerkte ich an ihm (denn ich betrachtete ihn ganz genau), daß er immer in sich gekehrt wandelte, und wie ich lange nachher erfahren habe, für uns zu Gott betete.

Als wir oben an den alten Mauern anlangten, so stand die Sonne über den westlichen blauen Gebirgen noch, wie man zu sagen pflegt, eines Baumes hoch; unsere Schatten schossen Ruthen lang über den Rasen hin, und aus Osten fächelte ein Lüftchen und wiegte die bald verblühten Königskerzen, die da der Reihe nach auf den berasten Wällen standen.

Da sind wir! sagte Heimburg so ganz ernsthaft, dort blicken Sie hinauf meine Prinzessinnen! da sehen Sie in der Mauer zwei Löcher neben einander, die ehemals Fenster waren, da strahlt jetzt die untergehende Sonne in öde leere Winkel, Alles ist da still — da feiern jetzt die Wohnungen Ihrer Voreltern den ewigen Sabbath. — Ihre Großmütter haben da ihre Pflichten vollendet; die Mauern da haben jetzt nichts mehr zu thun — auch sie haben ihre Pflicht vollendet. — Da spanne Margarethe von Traubenheim mit eigenen Händen ihren Flachs, den sie dort in dem jetzt mit Ginster bewachsenen Garten selber gesät und gezogen hatte, ließ ihn von ihren treuen Unterthanen zu feinem Tuche weben, und dann nähte sie selber ihrem Herrn Egmund von Traubenheim Hemder aus dem Tuche — die er unter seinen eisernen Harnisch anzog. Die Hemder stärkten ihn dann, daß er in der Schlacht für zwei Leben kämpfen konnte.

Das erzählte Heimburg mit einer solchen Art, daß uns Beiden die Thränen in den Augen standen. Herr Hofmeister! fing ich an: wissen Sie denn die Geschichte von der Margrethe und von dem Egmund, erzählen Sie uns doch alles, was Sie wissen.

Setzen Sie sich da neben mich auf den Rasen, fuhr Heimburg fort, und betrachten Sie da die alten Gemäuer wohl, ich kann ein Liedchen von der Margrethe und von dem

Egmund, die Ihre Voreltern waren, das Liedchen will ich Ihnen singen. Wir setzten uns, und er sing mit einer männlichen angenehmen Stimme an:

Es äugelte der Morgenstern
Im blauen Osten hoch,
Als Egmund, Graf von Traubenheim,
In ferne Länder zog.
Und Margreth, die Gemahlin sein,
Vergoß viel milde Thränen,
Im goldnen Becher bracht sie Wein
Und sprach mit vielem Sehnen:

Mein Egmund, Gott geleite dich,
Er geb dir Muth und Kraft,
Im goldnen Becher bring ich dir
Hier edlen Rebensaft.
Trink nun den Abschieds = Trunk mit mir,
Den ich mit Thränen mische;
Denk stets an Weib und Kind allhier,
Bei deiner Väter Tische:

Nie wird ein Freuden = Trunk allhier
Margrethen eingeschenkt,
Bis Egmunds Roß in seinem Stall
Wird von mir selbst getränkt.
Bis ich vom blanken Harnisch dir
Der Feinde Blut abwische,
Und du dann wieder trinkst mit mir
An deiner Väter Tische.

Graf Egmund drückte ihr die Hand
Und schwung sich auf sein Pferd,
Auch seine Knappen folgten ihm,
Er schwung sein blankes Schwert.
Er schwung es dreimal um sein Haupt,
Die Knappen thätens alle;
Der große Rappe stampft und schnaubt,
Es scholl durch Egmunds Halle.

Nun zogen hin die Reiter all',
Graf Egmund ritt voran,
Die Gräfin aber stieg betrübt
Ihr Kämmerchen hinan.

Da flehte sie zum lieben Gott!
Um ihres Egmunds Leben:
Und daß ein heiliger Friedensbot
Ihn möge stets umschweben.

Nun ging zur gelben Spindel sie,
Zu ihren Jungfrau'n hin,
Und sprach: jetzt werd't ihr Mägde sehen,
Wie ich so fleißig bin.
Ein feines Gärnchen spinnen wir,
Graf Egmund zu bekleiden,
Wenn er, der edlen Helden Zier,
Heim kömmt mit seinen Leuten.

Nun sponnen sie viel Wochen lang
Der feinen Faden viel,
Die jungen Gräfchen trieben dann
Ihr kindlich Ritterspiel.
Die Frauen waren wohlgemuth,
Sie scherzten treu und bieder,
Und sungen dann mit frohem Muth
Viel alte Heldenlieder.

Vier keusche Knaben webten nun
Das feinste Flachs-Gewand,
Und edle Mädchen legten es
Aufs grüne Rasen-Land,
Begossen's aus der Silberquell,
In warmen Sonnenblicken,
Das Leinwand wurde weiß und hell,
Es glänzte zum Entzücken.

Der trübe Herbst schlich nun heran,
Gelb färbte sich der Wald,
Und alle Boten zeigten an:
Graf Egmund käm nun bald.
Die Gräfin ging am Abend hin
Zu ihrer weißen Bleiche,
Sie war betrübt in ihrem Sinn,
Das Herz war ihr so weiche.

Sie schaut' so eben auf das Tuch
Und wurde hoch erschreckt,
Das schön Gewand war überall
Mit Kreuzchen ganz bedeckt.

Voll Traurigkeit schlich sie hinweg,
Im blassen Mondesschimmer,
Mit tausend Thränen klagte sie:
Ich sehe Egmund nimmer!

In dunkler Dämmerung sah sie nun
Ein Dunstbild vor sich stehen:
Aschgrau, hohlaugig, fürchterlich,
Und schrecklich anzusehen.
Mit dumpfer Stimme sprach das Bild:
Egmund hat überwunden,
Durch viele Wunden hat sein Geist
Den Todesweg gefunden!

Nun wankt die Gräfin still und matt
Zu Egmunds stiller Halle,
Sank hin und stöhnt aus enger Brust:
Hin sind die Freuden alle!
Indem hört man der Rosse Huf
Im blassen Mondschein stampfen;
Doch still, und ohne Freudenruf,
Sah man die Rosse dampfen.

Die Knappen traten nun herein,
Mit hangendem Gesicht,
Sie brachten ihren Herren mit,
Allein er lebte nicht.
Margrethe nahm sein Todenkleid
Von ihrer grünen Bleiche,
Sie senkten in der Väter Grab
Die hochgeliebte Leiche.

Die Gräfin gab das schöne Tuch
Den Armen zum Gewand,
Der Armen Mutter hieß man sie
Umher im ganzen Land.
Gekränkt durch Kummer starb sie bald,
Sie liegt an Egmunds Seiten,
Und ihre Seel erquickt sich dort,
Im Reiche ew'ger Freuden.

Die ernsthafte Melodie, der Inhalt des Liedes, der Schauplatz der Geschichte in den alten Ruinen vor uns, der feierliche Hofmeister und endlich die scheidende Sonne, alles das

wirkte zusammen so heftig auf uns, daß wir nicht mehr wußten, ob wir in oder außer dem Leibe waren, der Eindruck dieses Abends bleibt ewig in meiner Seele das Fundament aller guten Vorsätze; so oft er mir einfällt, so wird mein Herz über alles Irdische erhoben, und ich fühle Lust und Muth, alles zu werden, was Gott und gute Menschen aus mir machen wollen.

So wie Heimburg die letzte Zeile ausgesungen hatte, blieben wir starr und still, und zogen den Odem so leise, daß er sich endlich mit einem gewaltigen Seufzer aus der Brust heraus drängte. Der Hofmeister merkte, daß seine Arznei die gehörige Wirkung that, er stand nun auf und ersuchte uns, mit ihm über den Wall zu spazieren; dieß thaten wir mit Freuden, immer aber sahe ich Egmund und Margrethen vor mir, und meine Lust zum Flachs ziehen und spinnen war in dem Augenblicke die größte, die ich empfand. Ueber dem Spazierengehen äußerte ich dieses Verlangen, Heimburg billigte das, doch sagte er: gerade die Flachsarbeit, theuerste Prinzessin! ist eben nicht das, was Großmutter Margrethen ehrwürdig machte; überhaupt der wirtschaftliche Fleiß ist es, der auch den erhabensten Damen wohl ansteht; heut zu Tage hat sich die Sache geändert, jetzt können die Fürstinnen viel nützlichere Sachen lernen. Ich wollte gern diese nützliche Sachen gleich wissen; allein Heimburg antwortete: das sind heilige Geheimnisse, die ich Ihnen erst nach und nach sagen darf, Sie fassen das alles nicht auf einmal, aber Sie sollen alles wissen, so wie sich Ihr Verstand aufklären wird; jetzt wollen wir einmal um uns her schauen, sehen Sie, wie die Sonne jetzt hinter den Berg sinkt, wie sie jetzt so sanft und lieblich daher strahlt? — Sehen Sie alle die Berge, alle die Thäler, alle die Wälder, Felder, Gärten, Wiesen, mit all den mannigfaltigen Bäumen, Kräutern und Blumen, und nun knien Sie nieder und betrachten Sie die Erde genau: ob Ihnen nicht alle Augenblicke ein lebendiges Thierchen in die Augen fällt, und dann — hier ein Vergrößerungsglas! betrachten Sie das Thierchen, mit allen seinen Füßen und Gliedern, sehen Sie einmal das

alles von der Sonne bis zum Wurm durch, und denken Sie dann, was das für ein Meister seyn muß, der das alles gemacht hat — dessen Kraft alles bewegt, und wo sich etwas bewegt, da ist Er, der große Meister, gegenwärtig. — Denken Sie, wie groß, wie mächtig ist Gott! — Darüber denken Sie nur einmal nach, das soll Ihre erste Lektion seyn — darnach gehen wir weiter. Sie haben jetzt Trieb bekommen, brav, wie Ihre Voreltern, zu werden; dieser Trieb ist recht, nun will ich Ihnen dazu helfen, darum fange ich zuerst mit der Erkenntniß der Größe Gottes an, und so gehen wir immer weiter.

Wir wollten nun wissen, was wir denn weiter lernen sollten, aber der Hofmeister antwortete: ich darf Ihnen nie sagen, was ich zukünftig lehren muß, bis Sie das Gegenwärtige gefaßt haben.

So spazierten wir eine Weile, bis es anfing ganz dunkel zu werden. Jetzt, meine Prinzessinnen! fing nun Heimburg an, jetzt wollen wir zum Erstenmal zusammen den Vater aller Dinge anrufen, knien Sie nieder! wir knieten, er kniete auch, — nun betete er, — er betete so, wie ichs noch nie gehört hatte; wie uns zu Muthe war, das läßt sich nicht sagen; still und ohne ein Wort zu sagen, aber voller laut schallender hoher Empfindungen wanderten wir nach Haus.

Hier war mir jetzt alles klein, ich empfand meinen Rang und den Unterschied zwischen mir und meinem Kammermädchen nicht anders, als wenn man von einem hohen Kirchthurme herab einen großen Mann und einen Knaben neben einander gehen sieht, der Unterschied der Größe scheint nur ein Finger breit zu seyn. Ich und meine Schwester, wir waren beide so stille und so feierlich, als wenn wir Gesichte gesehen hätten, so daß es auch meine Mutter bemerkte und mich um die Ursache fragte. Ich erzählte ihr die Geschichte dieses Abends; blos der wirthschaftliche Zug vom Flachsspinnen war die Ursache, daß sie zur Noth zufrieden war; übrigens aber war ihr nichts recht, und sie führte uns sehr streng zu Gemüthe, daß wir uns mit dem Hofmeister nicht

zu gemein machen müßten, wir müßten immer bedenken, daß wir Prinzessinnen und er nur ein gemeiner Mensch sey; das Spazierengehen könne sie auch nicht leiden u. s. w. Jetzt empfand ich erst etwas Tadelhaftes an meiner Mutter, der Vergleich zwischen uns und Heimburg war mir so auffallend und eckelhaft, daß ich mich kaum enthalten konnte, ihr keine Widerworte zu geben. Heimburg war in meinen Augen ein so würdiger und vollkommener Mann, daß ich mir nichts Erhabeneres denken konnte, folglich machte mich die Ermahnung der Fürstin nur kalt gegen sie, weiter hatte sie keine Wirkung.

Ich mag mich weiter mit der Methode unsers Hofmeisters, deren er sich in seinem Unterrichte bediente, nicht aufhalten, sie war, mit einem Worte, höchst edel und unvergleichlich. Der Fürst bekümmerte sich wohl nicht sehr um uns, doch aber, wenn er mit uns redete, so brach er in Lobsprüche über Heimburg aus. Dieser junge Mann hatte auch zugleich die herrliche Gabe, sich Jedermann zum Freunde zu halten, ohne sich etwas zu vergeben, er war duldend, nachgebend und von Herzen demüthig, er strebte nie nach Ehre und Rang, überall war er der niedrigste, und so vermied er allen Neid und Haß der Hofleute. Er sagte uns oft: wer Nutzen schaffen will unter den Menschen, der muß Allen Alles werden und Jedermann nachgeben. Dennoch aber gerieth er endlich für alle seine treuen Dienste in die äußerste Verfolgung, und dieß ist es eben, was ich dir erzählen will, weil es mit meinen Schicksalen in der genauesten Verbindung steht.

Vier Jahre lang war alles in Ruhe, wir beiden Schwestern lernten in der Zeit unsere Pflichten und unsere Bestimmung kennen, und Heimburg wurde von Jedermann geschätzt und geliebt. Wenn auch die Fürstin zuweilen etwas gegen ihn einzuwenden hatte, so war das doch von keiner weitern Folge, ihre Verweise vertrug er geduldig, bekümmerte sich weiter nicht darum und that, was seine Pflicht war. Als ich nun vierzehn Jahre alt war, so trug sichs zu, daß Prinz Albert von Rheinau an unsern Hof kam, er war eben in holländ-

dische Dienste getreten, und just im Begriffe dahin abzugehen. Nun hatte ihm sein Herr Vater, der damals noch lebte, eine Commission an unsern Hof aufgetragen, zu deren weitern Befolgung der alte Böhling mitgeschickt wurde. Der Prinz wurde sehr höflich empfangen, er machte uns auch seine Aufwartung; und weil ich damals schon ausgewachsen war, so machte ich augenscheinlichen Eindruck auf ihn, er konnte seine Liebe nicht verbergen, und er gab mir sie so deutlich zu verstehen, daß ich ungemein in Verlegenheit gesetzt wurde, was ich ihm antworten sollte. Er hielt sich meinetwegen acht Tage länger auf, als sein Vorhaben war, und ich glaube, ich würde ihn haben lieben können, wenn ich nicht seine wollüstige und ganz verdorbene Seele noch zeitig genug hätte kennen lernen: denn keine Kammer- und keine Küchenmagd war vor ihm sicher, so daß ihm jedes nur ein wenig züchtiges Weibsbild schon von weitem aus dem Wege ging. Dieß bemerkte ich noch zu rechter Zeit, und dadurch bekam meine Seele einen solchen Abscheu vor ihm, daß ich ihn nicht mehr vor meinen Augen sehen konnte. Heimburg war der erste, der mir diese abscheuliche Lebensart entdeckte und mich darauf aufmerksam machte. Während allen seinen Ausschweifungen machte er mir dennoch die größten Carressen, und ich bemerkte, daß seine Liebe zu mir nach und nach zur Wuth wurde. Mein Hofmeister verdoppelte seine Aufmerksamkeit und seine Warnungen gegen ihn; nun mochte Albert bemerkt haben, daß ihm Heimburg nicht günstig war; dieß machte ihn rasend, und um sich recht an ihm zu rächen, so stellte er der Fürstin die Gefahr vor, in welcher ich stände, indem ich ein geheimes Liebesverständniß mit dem Hofmeister unterhielt, und er allein die Ursache wäre, daß ich ihm kaltsinnig begegnete, denn Prinz Albert hatte meine Mutter ganz auf seiner Seite, weil das Haus Rheinau wegen seiner weltbekannten guten Oekonomie sehr reich ist. Nun entbrannte die Fürstin vor Zorn gegen Heimburg, sie verfügte sich im Augenblick zu meinem Vater, stellte ihm die ganze Sache mit solcher Wuth und mit solcher Vergrößerung der Umstände vor, daß er auch aufgebracht wurde. Heimburg wurde

noch denselben Tag in ein enges Gefängniß gesperrt, und ich bekam eine Wache vor mein Schlafzimmer, so daß ich ebenfalls in strenger Gefangenschaft gehalten wurde.

Prinz Albert hatte es also schon weit gebracht. Ehe er nun verreiste, so hielt er bei meiner Mutter an, mich noch einmal besuchen zu dürfen. Ich saß an einem Nachmittag und stickte Etwas, um meine traurige Zeit zu verkürzen, mein Kammermädchen hatte ich ausgeschickt, um in der Stadt Etwas für mich zu kaufen; auf Einmal öffnete ein Laquai die Thüre, und Prinz Albert trat herein; ich entsetzte mich, daß ich blaß wurde, doch erholte ich mich wieder, und empfing ihn so höflich, aber auch so kalt, als ich konnte. Mit verdoppelter Freundlichkeit fing er seine Liebesanträge mit solcher Heftigkeit an zu betreiben und vorzutragen, daß ich mich länger nicht mehr enthalten konnte, der Zorn überlief mich, und ich fühlte, daß ich feuerroth im Gesichte wurde; Prinz Albert! fing ich an: Ihre Methode zu freien ist gar nicht nach meinem Geschmacke, so wie Sie mich behandelt haben, können Sie sich ja leicht vorstellen, daß von meiner Seite auch die geringste Liebe zu Ihnen unmöglich ist, dies ist meine Erklärung, die ein für allemal unveränderlich ist, darauf verlassen Sie sich, und nun reisen Sie in Gottes Namen zu Ihrer Bestimmung.

Albert wurde blaß im Gesicht vor Zorn, und entfernte sich im Augenblicke. Sein rachsüchtiger Geist trieb ihn an, noch vor seiner Abreise dem guten Heimburg den allerempfindlichsten Stoß zu versetzen; er schlug nämlich vor: er wolle ihn mit sich nehmen und ihn dort unterbringen, allem Ansehen nach aber würde es dem braven Mann erbärmlich übel gegangen seyn, wenn Albert hätte durchdringen können; vermuthlich hätten meine Eltern eingewilliget, allein der alte Hofrath, sein Vater, der Wind von der Sache bekam, erschien am Hofe und begehrte Audienz bei meinem Vater in Gegenwart des Prinzen Alberts, welches ihm auch verstattet wurde. Nun sagte der Hofrath zum Fürsten: Ew. Durchlaucht haben meinen Sohn gefänglich einziehen lassen, ich bin Vater, und hab das Recht zu fragen, warum? Wie

Jahre lang hat er sein Amt mit Ruhm und ohne Tadel verwaltet; ohne ein bekanntes Verbrechen begangen zu haben, sitzt er in enger Verwahrung, ich begehre jetzt die strengste Untersuchung seiner Handlungen, wird er schuldig befunden, so werde ich der Erste seyn, der ihm das strengste Urtheil spricht, ist er aber unschuldig, so fordere ich auch die strengste Genugthuung gegen seinen Kläger, er sey wer er wolle; und damit Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werde, so flehe ich Ew. Durchlaucht meinen gnädigsten Herrn unterthänigst an, ihn nicht eher los, oder in andere Hände kommen zu lassen, bis seine Sache ins Reine gebracht ist.

Der Fürst antwortete: Hofrath! Er hat recht, sein Sohn bleibt in Sicherheit, und was Er verlangt, das soll geschehen. Prinz Alberten war das gar nicht recht; Herr Hofrath! fing er an, es gibt Umstände, die sich weder genau untersuchen, noch ins Reine bringen lassen, am besten wär es, wenn ihr Sohn entfernt würde, ich kann ihm zu Ehren helfen, und werde es gewiß auch thun, wenn er sich würdig macht.

Durchlauchtigster Prinz! antwortete der Hofrath ernst und feierlich, wenn ich bei meiner Untersuchung finde, daß die Umstände so beschaffen sind, wie Sie sagen, so bin ich der Mann, der es am deutlichsten einsieht, daß mein Sohn auf immer von hier entfernt werden muß, und dies zu bewerkstelligen, dazu habe ich unstreitig das nächste Recht, ich danke also für Ew. Durchlaucht gnädiges Anerbieten, und bitte nochmals inständig meinen gnädigsten Herrn, ihn so lange hier zu behalten, bis die Sache in Ordnung ist. Prinz Albert kochte Rache, und mein Vater bestätigte sein Versprechen.

Nun reiste der Prinz unverrichteter Sache ab, ich sah ihn diesmal nicht wieder, und der Hofrath betrieb nun seines Sohnes Sache mit solchem Ernste, daß er bald wieder auf freien Fuß kam, mein Vater wollte ihn wieder in sein voriges Amt einsetzen; allein Vater und Sohn verbaten sich das, ich sah auch Heimburg nicht wieder, er reiste alsofort ab, und ich weiß nicht, wo der edle Mann hingekommen ist.

Kurz hernach bekamen wir wieder einen Hofmeister, er war

ein guter Werktags-Mann, von dem ich weder Gutes noch Böses zu sagen weiß. Indessen gingen alle unsere Sachen den Krebsgang, meine Mutter grämte sich so sehr darüber, daß sie ein hitziges Gallenfieber bekam, und auch daran starb. Wir bekamen eine kaiserliche Kommission, alle unnütze Brodesser wurden vom Hofe weggeschafft, die Landesregierung wurde von der Kommission übernommen, und mein Vater bekam ein abgelegenes Lustschloß zu seinem Aufenthalte, wohin wir ihm folgten, und wo uns ein kümmerlicher Unterhalt gereicht wurde; meine Brüder traten in fremde Dienste, ich aber und meine Schwester blieben bei unserm Vater, jede hatte ihr Mädchen, dazu wurde uns eine alte ehrwürdige Predigerswittwe zur Gouvernantin gegeben, und ich kann mit Wahrheit bezeugen, daß die zwei Jahre, welche ich dort gelebt hatte, einige wenige schreckliche Tage ausgenommen, die zufriedensten meines Lebens waren. Auch der Fürst lebte recht vergnügt, er schickte sich in seinen Zustand, las erbauliche Schriften, beschäftigte sich mit der Chemie, und starb drei Jahre hernach auch.

Ein Jahr waren wir auf unserm einsamen Schlosse gewesen, als der Prinz Wilhelm von Rheinau uns besuchte; ich gestehe es, schon der Name eines Prinzen von Rheinau machte mich schaudern, indessen konnten wir doch den Besuch nicht ausschlagen; ich sahe den Prinzen, er gefiel mir im ersten Augenblicke; ich gefiel ihm, und jetzt empfand ich zum Erstenmal in meinem Leben, was das vorbestimmende Gefühl des Ehestandes ist. Des Prinzen große und edle Seele wirkte so stark auf mein Herz, daß er schon bei der ersten Unterredung ganz mein war, mein Vater hing auch mit ganzer Seele an ihm, folglich wurde unser Ehekontrakt schon bei dem ersten Besuche beschlossen, und die ganze Vollziehung unserer Vermählung nach einigen Wochen festgesetzet.

Acht Tage hernach kam auch ganz unvermuthet Prinz Albert zu uns, er kam aus Holland zurück, um sich einige Zeit zu Rheinau aufzuhalten, er wußte von meiner Verbindung mit seinem Herrn Bruder noch kein Wort, und wurde

wie vom Donner gerührt, als es ihm mein Vater sagte, doch schien er sich zu beruhigen; aber er schien es auch nur, denn daß ers nicht war, das zeigten seine schrecklichen Maaßregeln. Er blieb nur Eine Nacht bei uns, betrug sich ordentlich, und des andern Morgens reiste er schleunig wieder ab. Ich ahnete lauter Unglück aus seinem drohendem Gesichte, denn er schien mir innerlich Gift und Galle zu kochen, sein Abschied von mir war kurz und heimlich drohend, ich vermuthete alles Böse von ihm, was sich nur vermuthen läßt, daher beschloß ich für mich, wohl auf meiner Hut zu stehen, und gar nicht auszugehen, für meinen Prinzen aber war ich am meisten besorgt, denn ich fürchtete, Prinz Albert möchte zu ihm eilen und ihn unverwarnter Sache umbringen. Daher schickte ich einen vertrauten Bedienten mit einem Briefe an ihn ab, dieser ritte am Abend desselbigen Tages fort, als Albert den Vormittag weggereist war, ich befahl ihm ernstlich, er solle einen unbekannten Weg nehmen, und eilen, so sehr er könnte. Der Bote ritte fort, und kein Mensch hat ihn je wieder gesehen, mein Prinz bekam den Brief nicht, und mit aller Mühe und der genauesten Ausforschung haben wir weiter nichts heraus gebracht, als daß ihn ein Bauer hat schnell durch den Altenburger Wald reiten sehen; da war er also noch auf dem Wege nach Rheinau; wo der gute Kerl hingekommen seyn mag, das weiß Gott, sein Verlust kränkte mich aus der Maßen, besonders weil ich Schuld daran war. Nach vier Tagen merkte ich, daß der Bote unglücklich gewesen seyn müßte, denn ich bekam Briefe von Rheinau, die von ihm keine Meldung thaten. Nun wurde ich noch vorsichtiger, und um meinen Prinzen war ich ängstlich besorgt, denn jetzt schloß ich nicht ohne Grund, daß Prinz Albert den Boten aufgefangen, meinen Brief erbrochen und gelesen, und nun erst böse Entschlüsse gefaßt haben würde, und darin hatte ich mich auch nicht betrogen, wenn Gott nicht sonderlich gewacht hätte, so wäre Prinz Wilhelm des Todes gewesen. Albert reiste nämlich in aller Stille von uns, und auf Rheinau zu; eine Stunde vor der Stadt stieg er in einem Dorfe an einem Wirthshause ab, ließ seinen Wagen daselbst stehen,

setzte sich auf das Pferd seines Couriers, jagte fort, und befahl seinen Leuten, auf den ersten Wink sich zur schleunigen Abreise fertig zu halten, so kam er in vollem Galloppe auf dem Schlosse zu Rheinau an. Zu allem Glücke sah ihn Prinz Wilhelm durchs Fenster in den Hof sprengen, ihn durchdrang eine schauderhafte Ahnung, er entwich an einen abgelegenen Ort, und entging also Alberts erster Wuth. Dennoch aber war Wilhelms Meynung nicht, ihm immer aus dem Wege zu gehen; er wußte durch Nachrichten von mir, daß Albert in mich verliebt war, er kannte auch seines Bruders unersättliche und höllische Rachbegierde, daher traute er ihm nicht das Geringste, und war auf seiner Hut, aber er fürchtete ihn nicht; denn sobald als Albert im Pallaste war und seinen Bruder nicht fand, auch durch Nachfragen nicht finden konnte, so ging er in den Garten spazieren. Wilhelm sahe ihn, legte seinen Degen an, und ging auch in den Garten zu ihm. Sobald Albert seinen Bruder sahe, zog er den Degen und drang auf ihn ein, Wilhelm zog auch und defendirte sich nur eine Zeitlang, endlich aber drang er auf ihn ein, entwaffnete ihn und sagte: hier bin ich Herr und regierender Fürst, geh mir im Augenblicke aus dem Gesichte, und laß dich nicht wieder sehen, oder ich werde Leute kommen lassen, die dich wegschaffen. Albert ging weg, und nahm mit der Drohung Abschied, daß er immerhin alle seine Kräfte anstrengen würde, seinen Ehestand unglücklich zu machen. Wilhelm antwortete auf diese Drohung nichts, doch nahm er sie wohl zu Herzen, er blieb im Garten und dachte nach, was Albert denn nun wohl beginnen würde; auf Einmal fiel ihm heiß ein, daß ihn seine Wuth vielleicht zu mir treiben und mich unglücklich machen könnte. Dieser Gedanke wurde so lebhaft in ihm, daß er alsofort Ordre gab, sein bestes Pferd zu satteln, und daß sich zwanzig Mann von seiner Leibgarde beritten machen und zur schleunigen Abreise gefaßt halten sollten. Das Alles geschah so zu sagen in einer Viertelstunde, und eh eine halbe Stunde verflossen war, so befand sich schon mein Prinz mit seinen

Leuten auf dem Marsch zu mir, sie nahmen einen unbekannten Weg und ritten Tag und Nacht fort.

Auch Prinz Albert war augenblicklich wieder von Rheinau weggeritten, in jenem Dorfe setzte er sich wieder in seinen Wagen, und gab Befehl, spornstreichs und in vollem Galloppe nach unserm Schlosse zu fahren; da er nun den geradesten und gebahntesten Weg vor sich hatte, so langte er einen ganzen halben Tag früher an, als sein Bruder. Die göttliche Erbarmung fügte es so, daß ich um halb zwölf Uhr gerad auf dem Balkon stand und mich an der schönen Aussicht weidete; von ungefähr schaute ich über den Weg hin, und sah eine Kutsche in der Ferne in vollem Gallopp daher jagen. Ich erschrack und ahnete, daß es wohl Prinz Albert seyn könnte, ich fing an zu zittern, und fürchtete, er könnte wohl seinen Bruder umgebracht haben. Dieser Gedanke war ein Pfeil in mein Herz, doch erholte ich mich wieder und faßte so viel Gegenwart des Geistes, daß ich zu meinem Vater lief, ihm die Gefahr vorstellte, und ihn dahin brachte, daß er die acht Mann, die wir zu unserer Wache bei uns hatten, beisammen an die Pforte postirte, und ihnen den gemessensten Befehl gab, keinen Menschen einzulassen, er möchte auch seyn wer er wollte, bis sie Ordre dazu bekämen. Kaum war das alles ins Werk gerichtet, als Albert wieder vor dem Thore hielt; die Wache berichtete, wer da wäre, wir schickten den Schloßverwalter an ihn ab, ließen ihm glückliche Reise wünschen, und zugleich bedeuten, daß er sich entfernen möchte, weil wir ihn durchaus nicht sprechen könnten. Allein er stieg aus und logierte sich in ein Wirthshaus, das nahe am Schlosse an der Straße stand.

Die Angst, in welcher ich mich befand, war unaussprechlich, vorzüglich marterte mich die Ungewißheit, ob nicht mein Prinz durch ihn unglücklich geworden seyn möchte? Den ganzen Nachmittag blieb die Wache am Thore stehen, Albert versuchte es ein paarmal mit guten Worten, ob er nicht Audienz bekommen könnte, aber wir schlugen es ihm jedesmal ab.

Gegen Abend langte Prinz Wilhelm bei uns an; mit welcher

Freude wir ihn empfingen, das ist unbeschreiblich. Er schickte alsofort ein versiegeltes Billet an seinen Bruder, worin er ihm befahl, augenblicklich abzureisen, oder er würde ihn arretiren lassen. Dieß that seine Wirkung, Albert fuhr noch denselbigen Abend fort, und mein Prinz schickte ihm ein paar Reiter nach, die ihn so lang beobachten mußten, bis er weit genug entfernt war. Jetzt war also die Gefahr vorüber, wir vermählten uns, und ich habe nun seit vier Jahren die Süßigkeit einer vergnügten Ehe ununterbrochen genossen.

Aus dieser Geschichte siehest du, liebste Theodore! meine Schicksale, und wie sehr Prinz Albert zu fürchten ist. Er versöhnte sich hernach mit meinem Gemahl, aber die letzte Vergiftungsgeschichte beweist, daß seine Rache noch nicht gelöscht ist. Man wird selten einen Menschen finden, der diesem an höllischer Rachsucht und an Bosheit gleichet, und mir ahnet schwer, daß wir doch endlich noch durch ihn unglücklich werden, er hat gar zu viele geheime Absichten und Plane, in deren Ausführung ich ihm hinderlich bin; denn ob ich gleich noch keinen Erben habe, so ist doch alle Hoffnung da, daß ich ihrer noch bekommen werde, eine gewisse Kränklichkeit war schuld, daß es noch bis daher nicht geschehen ist. Ich glaube also, daß nebst der Rache einer verachteten Liebe, das Gerücht: ich sey schwanger, die Ursache seiner letzten Anherokunft und seiner veranstalteten Vergiftung war: denn wenn ich einen Prinzen gebähren sollte, so würde ihm das einen häßlichen Strich durch seine Rechnung machen; wäre ihm sein teuflisches Vorhaben gelungen, so würde mir mein Gemahl bald nachgefolget seyn, und es nimmt mich ewig wunder, daß er da seinen erschrecklichen Versuch nicht zuerst gemacht hat. Mir dünkt immer, es liegen noch andere Geheimnisse der Bosheit in seinem Betragen verhüllt, die sich erst nach und nach entwickeln werden. Indessen kann ich es nicht anders erklären, als daß ihn die Furcht, ich möchte mit einem Erbprinzen schwanger seyn, vorzüglich zu meiner Vergiftung verleitet habe.

Theodore, die bisher aufmerksam zugehört hatte, war voller

Erstaunen über den erschrecklichen Charakter des Prinzen Alberts, sie kannte auch den jungen Böhling, der sich zum Werkzeuge jener schwarzen That hatte gebrauchen lassen, und der nun wahrscheinlicher Weise seinem Anführer nachgefolget war, sie äußerte daher der Fürstin ihre Besorgniß: daß beide noch die allerentsetzlichsten Plane versuchen würden, daß es daher höchst nöthig sey, alle Behutsamkeit zu gebrauchen, übrigens aber mit gänzlicher Uebergebung an die göttliche Bewahrung und Vorsehung, ohne deren Willen doch kein Haar von unserm Haupte fallen könne, den Weg der Tugend und Rechtschaffenheit getrost fort zu wandeln. Die Fürstin billigte das auch, und hielt diesen Rath für den besten, den man geben könne.

So verfloß dieser Nachmittag unter vertraulichen Gesprächen, und die Fürstin versicherte, daß er einer der vergnügtesten ihres Lebens gewesen sey. Theodore war über denselben ganz wonnetrunken, sie ahnete an ihrer Seite eine merkwürdige und erhabene Zukunft, die freilich durch große Leiden, aber auch durch desto fruchtbarere große Handlungen sich unter vielen Tausenden auszeichnen würde.

Indem nun Beide noch da saßen und bald im Begriffe standen, wieder wegzugehen, so naheten sich der Fürst und Ehrenfried, sie waren in einem sehr ernsthaften Gespräche begriffen, und wurden die beiden Frauenzimmer nicht eher gewahr, bis sie nahe vor der Einsiedelei waren. Die Fürstin und Theodore standen auf und gingen ihnen entgegen; der Fürst lächelte mit Verwunderung und sagte: ich glaube, beste Lotte! daß dir die Kammerräthin das ist, was mir ihr Mann ist: ich habe ihm heute die Geschichte in Ansehung meines Bruders vertraut, wir haben treue Leute nöthig, die uns mit Rath und That in dieser kitzlichen Familienangelegenheit an die Hand gehen, und mir dünkt, ich hätte noch nie einen Mann gefunden, der sich besser für uns schickte, als eben Ehrenfried. Die Fürstin antwortete: das ist denn doch wahrlich eine sonderbare Fügung, denn ich habe zu eben der Zeit seine würdige Frau zu meiner Vertrauten gemacht und ihr eben die Geschichte erzählt. Hastig ergriff der Fürst seine Gemahlin an der Hand, führte sie in die Einsiedelei, rief auch

Ehrenfried mit seiner Theodoren herzu und sagte: das ist auch wahrlich eine Fügung Gottes, die wir nun alle Vier gehörig und behutsam benutzen müssen; indessen muß ich mir den Kammerrath nothwendig näher rücken, er soll Kanzleidirektor seyn. Ehrenfried antwortete: Ew. Durchlaucht erlauben mir gnädigst, bei dieser Sache einige wichtige Anmerkungen zu machen: sobald ein Fürst einem seiner Diener seine Gnade und Vertrauen schenkt, so entstehen so viele Neider als Hofleute da sind, und eben so viele Laurer. Nun ist aber der weiseste und frömmste Mann nicht im Stande, so behutsam zu wandeln, daß man nichts an ihm tadeln, und kein Fürst so scharfsichtig, daß er Herzen und Nieren prüfen könnte; daher ist gewöhnlich das Steigen eines Hofmannes der Weg zu einem Sturze, und wenn er ein rechtschaffener Mann ist, auch der Weg zur Unthätigkeit, und das ist erschrecklich; ich bitte also Ew. Durchlaucht inständigst, erlauben Sie mir, Kammerrath zu bleiben, bis mich Rang, Alter und langwieriger treuer Dienst zum Steigen berechtiget, indessen schenken mir Dieselben Dero beständigste und vertrauteste Gnade, so lang ich es verdiene, und auf diese Weise können wir Beide, ich und meine Frau, Ew. Durchlauchten beiderseits, treue, wahre und desto nützlichere Dienste leisten.

Der Fürst erkannte die Richtigkeit dieser Gesinnung Ehrenfrieds in ihrem ganzen Umfange, er bestätigte also Alles mit seinem Beifalle, und sagte: wen erkennt Er aber für den Geschicktesten, Kanzleidirektor zu werden? Ehrenfried antwortete: Ew. Durchlaucht haben einen Mann am Hofe, der von jeher wohl am weisesten und nützlich gearbeitet hat, ohne daß er dafür gehörig belohnt worden, weil seine Aussenseite ihn nicht empfiehlt; aber zum Wohl des Staates und zum Interesse Ew. Durchlaucht weiß ich kein tauglicheres Subjekt, als eben diesen Mann. Der Fürst unterbrach ihn und versetzte: Er meynt den Justizrath Schwalbenau; ich weiß nicht, ich habe immer etwas gegen den Mann, ohne es nennen zu können, aber das muß ich gestehen, daß er vielleicht der allergeschickteste Mann zu diesem Amte ist, und es auch wohl schon lange verdient hat; er soll also Kanzlei-

direktor werden, noch heute will ich ihm das Patent ausfertigen lassen. Dann aber wird die wichtige Stelle eines Justizrathes erledigt; wen nehmen wir denn dazu? Ehrenfried antwortete: ich rathe den Kanzleirath Thiele, der ist am allergeschicktesten dazu, sowohl was seine Wissenschaft als seine Aufrichtigkeit und Gerechtigkeitsliebe betrifft. Der Fürst war über diesen Vorschlag ganz vergnügt; Kammerrath! fing er an: Er hat eine vortreffliche Gabe, Diener auszusuchen; ich werde ihn da immer brauchen, nur Schade, daß er immer selber dabei zurück bleibt. Ich bleibe nicht zurück, Ihro Durchlaucht! erwiederte Ehrenfried, ich und meine Frau sind beide wohlhabend, daß ich um Brods willen nicht zu dienen nöthig habe; mithin kann ich nur noch zwei Ursachen dazu haben, entweder den Trieb, um Nutzen zu schaffen, oder Ehrgeiz; letztern verwandle ich in Ehrliebe, und befriedige sie in dem Triebe, Nutzen zu schaffen; je mehr ich also Nutzen stiften kann, desto mehr wahre Ehre habe ich davon bei Gott und Menschen. Nun kann ich aber den allermehrsten Nutzen schaffen, wenn ich Kammerrath bleibe, mithin habe ich auch die mehreste Ehre in diesem Stande. Der Fürst lächelte, und fügte hinzu: und ich werde ihn zu meinem vertrautesten Freund machen, und mich seiner in allen Stücken bedienen.

Die Fürstin freute sich über die Gnade ihres Gemahls gegen den Kammerrath, weil sie dadurch auch ihre eigene Gesinnung gebilligt fand; daher fing sie an: machen Sie es, mein Gemahl! mit dem Kammerrathe, wie ich es mit seiner Frau gemacht habe; hier erzählte sie die ganze Geschichte ihres Bündnisses mit Theodoren. Dem Fürsten gefiel dieser Gedanke ausnehmend; nun denn, sagte er: so baue ich mir auch eine Eremitage in dieses Wäldchen, wo ich mit meinem Ehrenfried mich unterhalte, während der Zeit du deine Theodore bei dir hast. Kammerrath! da räth Er mir dann wie ein wahrer Freund, ich verspreche Ihm, daß da im Kabinete alles eh beschlossen werden muß, eh etwas ausgeführet wird, nur muß Er mir eben so, wie Seine Frau, die strengste Verschwiegenheit schwören.

Ehrenfried versprach Alles, und freute sich höchlich über die herrliche Gelegenheit, die er nun bekam, viel Gutes in der Welt zu stiften. Jetzt wurde nun unter diesen zwei Paar Menschen, die das irdische Verhältniß so weit, die Uebereinstimmung der Geister und Herzen aber so nah zusammen rückte, ein festes Freundschaftsbündniß geschlossen, dessen praktische Ausführung aber blos in die Gränzen des heiligen Wäldchens und seine Hütten eingeschränkt war; aber die Wirkungen dieses Bundes beglückten Land und Leute. Die Einsiedelei des Fürsten wurde nun hundert Schritte von der vorigen gebaut.

Der Mann mit dem Ritterbande und dem Stern auf der Brust, wenn er etwa das, was ich bisher daher erzählt habe, mit flüchtigem Auge überliest, mag wohl eine ernste Miene machen, und sagen: der Fürst von Rheinau habe sich gewaltig compromittirt, und Stilling sey ein — ein N . . .; allein wenn das geschieht, so stelle ich mich hin an die Spitze der Menschheit und schreie überlaut, daß es ganz Deutschland hört: möchte jeder Fürst einen Ehrenfried und jede Fürstin eine Theodore haben, und dann — möchten Beide ein Bündniß von der Art mit ihnen aufrichten! Ich versichere, Greise und Jünglinge werden solche Fürstenpaare segnen, und sagen: Gott lohne ihnen!

Die Geschichte der Theodore nähert sich immer mehr und mehr großen Scenen, und ich werde mich freuen, sie hier zu erzählen, um die Herzen meiner Leser zu erweitern und sie zu edlen Thaten empfänglich zu machen.

Lebensgeschichte

der

Theodore von der Linden.

Zweiter Theil.

Lebensgeschichte

der

Theodore von der Linden.

Die Folgen der Gnade, welche Ehrenfried mit seiner Gattin bei dem Fürstenpaar genoß, waren groß und fruchtbar. Bei Hofe wurde das Bündniß nicht bekannt. Jeder wußte wohl, daß der Kammerrath hoch angeschrieben war; allein da er sich dessen gar nicht rühmte, ganz und gar nicht merken ließ, daß wenn er den geringsten Einfluß hätte, auch bei allen Gelegenheiten den bescheidenen demüthigen Mann zeigte, vorzüglich aber, weil er nicht steigen wollte, so wurde ihm nun diese Gnade gar nicht mißgönnt, im Gegentheil, Jeder freute sich darüber, als über ein Mittel, wodurch man glücklich werden könne, wenn man nur Ehrenfrieden gewinnen könne, und das konnte Keiner, ohne die strengste Tugend, einen guten Kopf, vorzüglichen Fleiß und das beste Herz. Das ganze Fürstenthum empfand diese Verfassung des Hofes als eine fruchtbare Quelle von vielen heilsamen und gesegneten Verordnungen, und jeder rechtschaffene Unterthan segnete seinen Fürsten, und wünschte ihm, nicht aus Schmeichelei, sondern von Herzen ein langes Leben.

Clementine lebte während der Zeit immer im Stillen fort, sie nahm allen Antheil an dem Glücke ihres Bruders, zuweilen reiste sie zu ihren Eltern, dann kam sie wieder; so wechselte sie mit ihrem Aufenthalte ab, theils ihre Pflichten zu erfüllen, theils auch um sich die Zeit der Abwesenheit ihres Geliebten immer kürzer zu machen. Sie schrieb auch

dem jungen von der Linden alles, was am Hofe zu Rheinau vorgegangen war, und erhielt dagegen um diese Zeit von ihm die wichtigsten Briefe, aus deren Inhalt ich nun den Faden meiner Geschichte fortspinnen kann.

Der Herr van der Gracht war ein recht ehrlicher Holländer, das heißt: er war im strengsten Sinne der reformirten Kirche, oder vielmehr der niederländischen zugethan. Die Dordrechtischen Synodalschlüsse waren die Norm, nach welcher er sich die Bibel erklärte, er glaubte die Gnadenwahl steif und fest, und es hielt hart, wenn er andern christlichen Religionspartheien die Möglichkeit, selig zu werden, zugestehen sollte; d'Oufreins Erklärung des Heidelbergischen Katechismus und Doktor Lampens Schriften waren seine tägliche Lektüre; dabei war er aus der Maßen pünktlich im Wort halten, und eben das forderte er auch von denen, die mit ihm umgingen; Alles, was er sagte, war im strengsten Sinne wahr. Sechs Tage in der Woche arbeitete er sehr fleißig, aber den Sonntag feierte er sehr streng, und ging so oft in die Kirche, als nur gepredigt wurde. Eben so wie er lebte, so hielt er auch alle seine Hausgenossen, sogar Hans Jakob mußte sich aufs Genaueste nach ihm bequemen; diesen sahe er nicht als einen Akademisten, sondern als seinen Vetter und Comptoirbedienten an, von dessen Aufführung er Rechenschaft zu geben schuldig war. Der junge Mensch hatte, wie meine Leser wissen, ein feuriges Temperament, das sehr zur Freiheit geneigt war, daher fiel ihm oft der Zwang schwer, in welchem er lebte, besonders da er sahe, wie seine Mitstudierenden alle Freiheit genossen; oft fühlte er auch sein Geld, seinen Reichthum, und dann gings ihm im Kopf herum; gern hätte er zuweilen hinten ausgeschlagen und sich frei gemacht, allein der Briefwechsel mit Clementinen, mit Ehrenfried und Theodoren hielt ihn immer in den Schranken; denn so oft er über seine gezwungene Lage klagte, so oft gaben ihm alle Drei in ihren Briefen den dringendsten Rath, geduldig auszuhalten, weil eben dieser Zwang seine Seele im Gehorsam übte, der doch

jedem Menschen zu seinem Glücke und zu einem ruhigen und vergnügten Leben so nöthig sey.

Ich weiß wohl, daß man in Geschichten lieber Thatsachen, als die eigenen Gedanken des Schriftstellers liest; allein ich kann mich doch zuweilen nicht enthalten, auch mein Scherflein dazu zu thun, wer's nicht lesen mag, der schlage es über. Die ganze Erziehungskunst, was die Bildung des Herzens betrifft, beruht auf einem Hauptpunkte, auf der Brechung des Eigenwillens. Der Mensch hat von Jugend auf sehr lebhafte Neigungen, von diesen läßt er sich leiten, besonders weil es ihm noch an Vernunft und Erfahrung fehlt; jene Neigungen gehen aber immer auf sinnliche Vergnügen aus; denen jagt der Mensch nach und wird nie gesättigt; wird nun dem Kinde von Jugend auf der Wille ganz gelassen, so setzt sich die Neigung fest und wird herrschend; daher setzt sich Eigensinn und Eigenliebe auf den Thron und beherrscht Geist und Herz mit der größten Tyrannei. Solche Menschen sind nun ihr ganzes Leben durch unglücklich. Der Gang der Dinge und des Schicksals in dieser Welt ist so beschaffen, daß unmöglich die Neigungen eines Jeden befriedigt werden können, denn sie laufen gar zu oft gegen einander; wenn nun einem so eigenliebigen Geiste sein Wille nicht geschieht und nicht geschehen kann, so ärgert er sich und bedienet sich aller oft der unerlaubtesten Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen. Das sind die Folgen der sich selbst überlassenen menschlichen Natur, bleibt sie in ihrem Laufe ungestört, so bildet sie den Menschen zum Satan; dies bestätigt die tägliche Erfahrung und die Vernunft, und dieses ist auch der unwiderlegbarste Beweis vom allgemeinen Verderben der menschlichen Natur.

Wird aber dem Kinde von Jugend auf der Wille gebrochen, wird es von der Wiege an gewöhnt, das, was es mit Leidenschaft will, nicht zu bekommen, sondern dem Willen eines Andern zu folgen; wird also jede eigenwillige Neigung getödtet und zugleich der Verstand nach den Regeln der Vernunft und der Religion ausgebildet, so gewöhnt sich der Wille und das Herz allmälig zum Gehorsam an die Stimme

des Gewissens, und beide gehorchen gerne. Solche Menschen sind biegsam, und das erhabene Vergnügen, welches die Seele in dem aus dem Gehorsam und aus der Erfüllung seiner Pflichten fließenden innern Frieden empfindet, gibt endlich der Sache den Ausschlag, es leitet den Menschen immer mehr zur Ergebung in den Willen der Vorsehung, zur Sanftmuth, zur Demuth und zu allen christlichen Tugenden. Ei! man bemerke nur, wie Gott die frommen Menschen nach und nach zu Engeln bildet; man lese nur ihre Geschichten, so wird man finden, wie eine immerwährende Kette von lauter Leiden, Kreuz und Trübsalen ihren Lebensgang durchschlingt, immer ihren Eigenwillen durchkreuzt und sie nach und nach zu wahren Menschen bildet, die dann fähig werden, nicht nur vortreffliche Nachbarn und hülfreiche Freunde, sondern auch vortreffliche Bürger der zukünftigen Welt zu werden.

Dieß alles ist eine so reine Wahrheit, daß es nicht zu begreifen ist, warum sie nicht allgemein erkannt wird und wie man noch so blind seyn kann, daß man in der natürlichen Freiheit des Willens die beste Erziehungsmethode sucht? Doch ich kehre wieder zu meiner Geschichte.

Alles, was ich da gesagt habe, das wurde dem guten Hans Jakob so weitläufig und so klar von seinen dreien Korrespondenten vordemonstrirt, daß er sich zufrieden gab und seinen Lastkarren geduldig fortschob. Ich glaube aber, daß doch wohl die Furcht, seiner Clementine zu mißfallen, noch den größten Antheil an seiner Geduld und Unterwerfung haben mochte. Indessen seine Beweggründe mochten seyn wie sie wollten, genug er bildete sich von Tag zu Tag zu einem immer edlern und würdigern Mann; sein Geist klärte sich auf durch den Fleiß, den er aufs Studieren wandte, er gewöhnte sich an eine strenge Ordnung, die fast bis zur Pedanterei in van der Grachts Hause herrschte, und sein Herz wurde immer mürber und biegsamer durch den strengen Gehorsam, den sein Herr von ihm forderte, jeden Augenblick wurde ihm durch den Sinn gefahren und sein Eigenwille gebrochen, wodurch er allmälig ein sanfter, thätiger und edler Jüngling ward, denn sein ohnehin vortreff-

licher Charakter erhielt dadurch die herrlichste Temperatur und Richtung.

Hans Jakob pflegte wohl des Sonntags Nachmittags bei schönem Wetter spazieren zu gehen, allemal mußte er aber vorher seinen Herrn fragen, der es ihm dann erlaubte oder nicht erlaubte, je nachdem er es für gut fand. Nun trug sichs zu, daß einsmals ein guter Freund zum von der Linden kam und ihn zu einem schönen Buytenplaats einlud; Hans Jakob erhielt Erlaubniß dazu und die Beiden gingen nun zusammen fort. Der Weg führte sie durch einige abgelegene Gassen, besonders weil sie ihn etwas abkürzen und eher beim Thor seyn wollten; während der Zeit aber, daß sie von Haus weg waren, hatte sich eine trübe Wolke über der Stadt zusammen gezogen, diese fing an, mit aller Kraft ihre Last herabzugießen, so daß beide Obdach suchten. Nun war in der Nachbarschaft ein Kaffeehaus, welches dem Freunde unsers Hans Jakob wohl bekannt war, er schlug vor, da hinein zu gehen, eine Tasse Kaffee zu trinken und eine Pfeife Tabak zu rauchen, bis der Regen vorüber seyn würde; dieß war dem von der Linden nicht zuwider. Sie traten also da hinein und fanden daselbst eine große Gesellschaft von allerhand Menschen, wie denn an solchen Orten gewöhnlich ist. Von der Linden lief mit flüchtigem Blicke alle Gesichter durch, und als er herum war, da fiel ihm ein, er habe eins gesehen, das ihm nicht nur bekannt war, sondern ihm auch eine unangenehme Erinnerung gemacht hatte; dieß machte ihn neugierig, er übersah also noch einmal aufmerksam alle Gesichter, und bald entdeckte er mit Schrecken einen Offizier, dessen ganzes Ansehen ihm einen tiefen Eindruck machte; er hatte mehr gesehen, und doch fiel ihm nicht ein, wer der Mensch war. Der Offizier hatte ihn indessen auch entdeckt und mit scharfem Blicke betrachtet. Kaum hatte sich Hans Jakob mit seinem Freunde gesetzt, so war der Offizier fort. Dieß machte den von der Linden noch stutziger und jetzt fiel ihm ein, daß es der junge Böhling war. Dieser war seinem Patron, dem Prinz Albert, nach Holland gefolgt, hatte unter seinem

Regiment Dienste genommen, und man kann leicht denken, daß ihn Albert auf alle Weise unterstützte und beförderte. Allein was machte Böhling hier? denn das Regiment des Prinzen Albert lag ziemlich weit von Utrecht in Garnison; doch die Frage machte Hans Jakob weiter keinen Kummer, er trank mit seinem Freunde Kaffee, und so wie es aufhörte zu regnen, so gingen sie zusammen fort. Den folgenden Morgen schrieb er an seinen Schwager Ehrenfried nach Rheinau, in welchem Zustand er den jungen Böhling angetroffen habe.

Obs nun Ahnung oder weise Vorsicht war, weiß ich nicht, genug dem Kammerrath, seiner Frau und Schwester schlug das Herz bei dieser Nachricht, sie schrieben ihm alle Drei recht angelegentlich wieder und warnten ihn aufs Dringendste, auf seiner Hut zu seyn, damit er nicht von Böhling in die Falle gelockt würde; denn sie vermutheten, daß sein Aufenthalt in Utrecht ihn selbst zum vornehmsten Augenmerk haben könnte. Der Prinz sowohl als Böhling mußten den jungen von der Linden fürchten, denn das gräuliche Laster der beiden war unläugbar, und Böhling wenigstens, als der eigentliche Thäter, hätte dem Fürsten von Rheinau müssen ausgeliefert werden. Zudem mußte den rachsüchtigen Böhling noch der Vorzug, den Clementine dem Hans Jakob vor ihm gegeben hatte, in der Seele schmerzen, und dieß allein konnte seinem bösen Herzen Anlaß genug seyn, sich an ihm zu rächen. Alle diese Betrachtungen zusammen genommen machten obige Drei für ihren Freund in Utrecht besorgt, denn Böhling hatte ein böses Gewissen und konnte wohl vermuthen, daß Hans Jakob auf Veranlassung seines Schwagers als ein Werkzeug gerechter Strafe gebraucht werden könnte. Alle diese Vermuthungen waren auch nicht vergebens, denn es währte keine drei Wochen nach dem Empfang obigen Briefs, so erhielt Ehrenfried die schreckliche Nachricht von dem Herrn van der Gracht, daß der gute Hans Jakob verloren sey, er sey nämlich von einem Unbekannten abgeholt worden und seit der Zeit nicht wieder gesehen worden. Ehrenfried hielt diese Nach-

richt vor seiner Frau und Schwester geheim, er stellte sich so froh und munter, daß niemand etwas merkte. Alsbald nach diesem Brief verfügte er sich zum Fürsten und klagte ihm den Vorfall. Der Fürst nahm sich der Sache an, es wurden alle Mittel vorgekehrt, um den guten Menschen wieder aufs Freie zu bringen, die hochfürstliche Regierung schrieb in den Haag und an die Magistrate der vornehmsten Seestädte und bat, alle nur mögliche Mühe anzuwenden, um den edlen Jüngling aus den Klauen der fürchterlichen Rache zu erretten. Der Fürst selber unterstützte alles mit den freundschaftlichsten Handschreiben, und Ehrenfried schrieb auch an alle seine Freunde, die er in den Niederlanden hatte, alle ihre Kräfte zu dem Zweck anzustrengen.

Bei allen diesen Verfügungen wars nun nicht möglich, das Unglück länger verschwiegen zu halten, sowohl Theodore als Clementine erfuhren es noch allzufrüh. Es ist leicht zu denken, welche Folgen dieß alles in den Gemüthern dieser beiden Frauenzimmer hatte; ich mag mich mit Beschreibung aller Klagen und des Gemüthszustandes derselben nicht aufhalten, das Alles kann sich jeder Empfindsamer leicht dazu denken, ich verfolge nur den Gang der Geschichte.

Sechs Wochen trauerte und sorgte man zu Rheinau um den Hans Jakob; auch sein Vater, der alte Dietrich, dem mans auch bekannt gemacht hatte, fing an, auf der alten Leier zu spielen und zu behaupten, das alles wäre nicht geschehen, wenn man ihn bei seinem Vater gelassen hätte, und das sey die göttliche Strafe wegen des Hochmuths seines Sohnes, dem es in seines Vaters Haus nicht mehr gut genung gewesen sey. So schließen die Menschen, ein Jeder nach seiner Denkungsart; Ehrenfried und mit ihm die beiden Frauenzimmer glaubten indessen, es sey eine göttliche Prüfung für den guten Jüngling, um ihn desto besser zu seinem Zwecke zu leiten. Sechs Wochen hatte man so getrauert, gesorgt, geschlossen und raisonnirt, als auf einmal ein Brief vom Hans Jakob selbst, und zwar aus dem Hause des Herrn van der Gracht datirt, dem allem ein Ende machte und jeden wieder in Ruhe und Freude ver-

setzte. Ich will hier den ganzen Brief von Wort zu Wort abschreiben, um desto besser meinen Lesern zu zeigen, wie viel der junge von der Linden in einem Zeitraume von drei viertel Jahren in der Aufklärung und besserm Geistesgange zugenommen hatte; freilich muß man nicht nach Holland gehen, um deutsch zu lernen; allein in Utrecht wird viel hochdeutsch gesprochen, und Ehrenfried empfahl und besorgte ihm immer die besten deutschen Schriften, welche sein Schwager in seinen Nebenstunden las und sich also auch darinnen ziemlich bildete.

Utrecht, den ..sten — —

Liebster Herr Bruder!

Ich möchte diesem Blatt Flügel wünschen, damit es bald nach Rheinau zu Kammerrath Ehrenfrieds Haus fliegen könnte; denn ich kann doch wohl denken, daß Ihr alle um mich bekümmert seyd. Nun seyd es nicht mehr, Ihr lieben Leutchen! ich sitz da wieder ruhig zwischen meinen vier Wänden und bin, Gott sey Lob und Dank, mit einem blauen Auge davon gekommen. Es ist ein vertrackt Ding um die Liebe, wär da Clementine nicht gewesen, so hätt' ich über den Spaß gelacht, aber so konnt ich nicht lachen, doch geweint hab ich auch nicht, aber mein Herz war doch so geschwollen, daß ichs mit meinen eigenen Ohren in meinem Leib schlagen hörte, immer sagte mir ihr Bild, das so bedauerlich vor meinen Augen herumschwärmte, du armer Hans Jakob, und dann sah ich mit meinen Geistesaugen, wie das arme Bild die Hände rang und weinte, und per Sympathie wurde es mir dann auch so zitternd warm zwischen den Augenliedern.

Nun will ich Ihnen erzählen, wie es mir ergangen ist; am Freitag vor sechs Wochen kam ein Mensch mit rund geschnittenem Härchen, einen dreispitzigen Hut, braunen Rock, schwarzen Weste, Hosen und Strümpfen zu mir aufs Comptoir, der Mensch sah so sehr ehrbar und so mennonistisch aus, daß ich ihm gleich traute; er grüßte mich freundlich und mit sanfter Stimme und mischte jeden Augenblick den Namen Gottes und Christi unter seine Reden, dem sollte der H...

nicht getraut haben. Nun, sagte der Mann zu mir: hören Sie, mein Herr und Freund! da draußen liegt ein Oberländer, Ihr Landsmann, in einem Wirthshaus, er ist sehr unglücklich gewesen, der liebe Herr hat ihn mit einer schweren Krankheit heimgesucht, er liegt da recht in Kedars Hütten, in der Fremde und winselt wie ein Kranich und girrt wie eine Taube. Nun weiß er, daß Sie hier sind, und da verlangt er recht nach Ihnen, denn er weiß nicht genug zu erzählen, wie viel Gutes Sie immer denen erzeigt haben, die im Schmelzofen des Elends sitzen, und was er alles daher sagte. Kurz und erbaulich! er wollte mich mithaben, auch beredete er mich, etwas Geld mitzunehmen, um den Armen damit zu erquicken. Ich ließ mich nicht lange bitten, denn in solchen Fällen kribelts mir unter den Füßen, ich ging mit, so wie ich da ging und stand. Der fromme, ehrwürdige, feine Mennonist führte mich kreuz und quer und brachte mich endlich ans Ende der Welt in ein großmächtiges Haus, wo es kunterbund durcheinander ging, da waren auf allen Seiten Stuben und Kammern voller Leute von allerhand Schlag. Lieber Herr! fing da der Mennonist an, wie ist doch die Welt so verdorben, Ihr Freund muß hier fort, sobald er kann, denn man muß ja befürchten, daß das Haus, wie die Rotte Korah, Dathan und Abiram von der Erde verschlungen wird und lebendig in den Höllenschlund hinunter fährt. Ich ließ das so gut seyn und folgte ihm ein Paar Treppen hinauf, dann hin und her über lange Gänge, dann wieder ein Paar Tritte herab, dann krumm herum wieder hinauf, und nun stand ich da und fand vier Soldaten und ein Weibsstück in der Karte spielen und einer von ihnen war — denken Sie, um Gotteswillen! war Böhling. Jetzt merkte ich, wo das Ding hinaus wollte; ich erschrack, das kann ich nicht läugnen, aber ich fühlte doch inwendig so etwas — wie soll ichs nun eigentlich heißen? — Wenn man eine Weiberbrust mit den Fingern drückt, so läuft sie über und die Milch dem rothwangigen Buben ins Mäulchen; gerad so wars mit meinem Herzen beschaffen, es wurde in dem Augenblick rechtschaffen gedrückt, aber es quoll ein Saft heraus,

der mir Leib und Seel erquickte; ich fühlte — ja wahrhaftig! ich hörte es nicht, sondern ich fühlte es, daß innerlich einer zu mir sagte: sey getrost, Hans Jakob! du bist auf deines guten Gottes Heerstraße, da kann dir nichts Böses widerfahren, dein Vater im Himmel will dich nur einmal probieren, ob du auch im Unglück auf Ihn trauen kannst! — Das Ding machte mich so muthig, daß mir nicht recht Angst werden konnte.

Wie ich nun so da stand und nun da war, so zog sich der Mennonist aus, und seine Soldatenkleider wieder an, und damit fing er an zu fluchen, so sehr er nur konnte; man sah es ihm so recht an, wie sauer es ihm geworden war, nur eine Stunde fromm zu seyn. Guter Gott! dachte ich, warum verwundert man sich doch, daß du eine Hölle geschaffen hast? Sie ist ja eben so nöthig wie der Himmel: denn da könnten ja solche Leute nicht ausdauern, sie müssen eine Welt haben, die sich für sie schickt, und das ist die Hölle.

Böhling ließ den armen Sünder, Hans Jakob, eine Weile so da stehen, wie irgend ein Beamter den Bauren, und spielte erst sein Spiel aus; nun drehte er sich zu mir und sagte: Nun junger Kornhändler! hat er schon ausstudiert? Nein, antwortete ich, bins aber, wills Gott! Willens, noch zu thun. So sagte er: Hör Bube! spar nur hier deinen Witz, wir sind hier nicht in deines ehrlichen Schwagers Haus, hier hab ich ein gutes dauerhaftes Rohr, das kann dir den Kitzel vertreiben. Ha! dacht ich, es ist doch wohl wahr, was Salomo sagt: daß auch das Schweigen seine Zeit habe, ich schwieg also. Nu! fuhr er fort, hast du denn keine neue Nachrichten von deinem Schätzchen der H... Clementine? (ich schwieg) — gelt ich kann dirs vertreiben, du sollst sie dein Lebtag nicht wiedersehn, du Bauernschlingel durftest dich unterstehen, mir ins Gesicht zu trotzen, wart, jetzt sollst du mirs büßen; laßt uns nur einmal an einen Ort kommen, wo ich dein Geschrei nicht zu fürchten brauche, da sollst du kraischen, wie Oel in der Pfanne, wenn man Wasser hineinspritzt.

Zu dem Allem sagte ich kein Wort, ich kann nicht sagen,

daß mir bei diesen Drohungen sehr Angst wurde: denn so wie er redete, so fühlte ich ein innerliches Zutrauen, recht herzlich und innerlich zu beten, und nun war es mir, als wenn ich in einer wohlverwahrten Festung wäre.

Sagst du kein Wort, Hund? so fuhr er mich an: ja, antwortete ich: ich will reden, ich bin jetzt in Ihrer Gewalt, Herr Böhling! aber das sag ich Ihnen, sehen Sie da meine ganze Person, wie ich vor Ihnen stehe, und fürchten Sie sich, Sie sind ein Mensch, und kein Gott, hier hilft Menschenhülfe nichts, aber der große Allgegenwärtige, vor dem Sie ein Federchen im Wind sind, ist um mich her, Sie können mir nicht mehr thun, als Er zuläßt; sehen Sie mich, wie ich da stehe, ich bin ein armer Sünder, aber ein ehrlicher Mann, keine Blutschuld drückt mich, und ich weiß gewiß, daß Sie mir nicht mehr thun können, als Ihnen Gott zuläßt.

Böhling wollte lachen, aber es hatte doch so keine rechte Art, er zwang so heraus, Lari! fari! sag, was du willst, ich thue, was ich will. Nun sollte ich mit fort, die Kerl nahmen mich zwischen sich und führten mich zu einer Hinterthür hinaus durch enge Gäßchen, und sofort zum Thor hinaus.

Jetzt wirds über meinen Buckel, und vielleicht über mein Leben hergehen, dachte ich, und doch wurde mir nicht recht bang, so daß ich mich über mich selbst verwundern mußte. Man gab mich am Thor für einen Rekruten aus, es fiel mir ein, ob ich nicht Hülfe rufen sollte; allein ich fürchtete, wenns nicht hälfe, so würde meine Sache eher schlimmer als besser dadurch, ich beschloß also, mein Schicksal geduldig abzuwarten.

Unser Weg ging längs den Kanal bei der Ziegelhütte vorbei, hier wars noch nicht wohl möglich, daß man mir etwas zu Leide thun konnte, aber wir marschirten stark, um bald von der Landstraße zu kommen: denn sobald als der Herr van der Gracht erfahren würde, daß ich so behandelt worden, so würden wir auf allen Straßen verfolgt werden; so urtheilte vermuthlich Böhling. Sobald wir uns ein wenig entfernt

hatten, so schlugen wir einen Nebenweg ein, der uns seitwärts abführte; nun fing mirs doch an etwas übel zu werden, indessen mir geschahe noch immer nichts; Böhling schwieg ganz stille und redete kein Wort, sogar seine Kameraden waren so still und so ernst, daß ich mich darüber verwunderte; ich erfuhr aber bald die Ursache dieses Stillschweigens. Wir langten nach Verlauf einer Stunde in einem einsamen Hause an, das mir sehr verdächtig vorkam, hier kehrten wir ein, man wies uns oben und hintenaus ein Zimmer an; kaum waren wir auf demselben angelangt, als Böhling anfing mit den Zähnen zu knirschen und die erschrecklichen Worte herauszuschnauben: jetzt Hund! mache dich bereit, eine gute und derbe Tracht Prügel zu bekommen, du Korporal! weißest, was du zu thun hast. Der Korporal rührte sich nicht, Böhling wurde bestürzt, was! fing er an, parirst du nicht! — Verzeihen Sie, Herr Lieutenant! antwortete der Korporal, daß ich für dießmal nicht gehorche, ich bin ein ehrlicher Kerl, und kann mich nicht entschließen, einen Menschen zu prügeln, der so brav, als Einer in der Welt ist.

Ha! Ha! dacht ich, da erscheint Gottes gnädige Bewahrung sichtbarlich; der Lieutenant fing an zu rasen; allein der Korporal bekam Gesellschaft, noch zween Gemeine schlugen sich zu ihm, so daß er und sein Helfershelfer, der Mennonist, allein standen.

Nun fing der Korporal an: Herr Lieutenant! wir sind jetzt an dem Orte, wo wir reden dürfen, und unser sind auch gerad genug dazu: sehen Sie, wir wissen gar wohl, wie's um Sie und um unsern Kapitän aussieht, wir mußten mit Ihnen fort, wußten aber nicht, wozu wir gebraucht werden sollten, ich hätte mich sonst, bei meiner Seel! lieber arquebusiren lassen, als daß ich hätte den ehrlichen Hans Jakob von der Linden fangen helfen. Ich kenne ihn von Jugend auf, wir sind Nachbarn, und ich leide es nicht, daß ihm Etwas geschieht, diese meine ehrliche Kameraden sind auch Rheinauer, und die denken so wie ich. Nun wissen wir gar wohl, daß wir nicht wieder zum Regiment gehen dürfen,

da würde uns übel gelohnt werden, mithin desertiren wir hier auf der Stelle und setzen unsern Landsmann in Freiheit.

Diese ehrlichen Landsleute kannte ich Alle nicht, wurde es aber hernach gewahr, wo sie her waren, ich erinnerte mich auch, daß ich den Korporal gekannt hatte. Du lieber Gott! dachte ich, wie wunderlich kannst du einen doch bewahren! und wie gut ist es, wenn man sich von Jugend auf fromm und ehrlich aufführt. Jetzt drangen mir die Thränen in die Augen, ich umarmte und küßte Einen nach dem Andern und dankte ihnen recht herzlich für ihren Beistand.

Böhling schien sich ganz zufrieden zu geben; nun so seyd denn ruhig, fing er an, wir wollen hier auf der Stelle Alles vergessen, ich geb euch meine Parole, daß ich nichts von dem Allem bei dem Regiment gedenken will, so laßt uns denn zusammen bleiben, wir wollen hernach dann den Burschen wieder laufen lassen.

Der Korporal und seine zween Kameraden schienen sich auch nun zufrieden zu geben, und so war Alles in Ordnung; ich armer Schöps hatte indessen Alles geglaubt, und meynte, ich würde die künftige Nacht wieder zu Utrecht in meinem Bette schlafen; allein so weit waren wir noch lange nicht.

Nun fing Böhling an: wir müssen doch zu essen und zu trinken haben, du Flinder! (das war der Mennonist) geh wacker, bestelle was. Flinder ging, und auf dem Fuße folgte ihm Böhling nach. Was denken Sie wohl! sie gingen und sollen noch wieder kommen, denn seit der Zeit hab ich sie nicht wieder gesehen.

Wir merkten endlich Unrath, als sie so lang ausblieben, einer von uns ging heraus, fand aber zu seinem Erstaunen die obere Treppenthür von außen verriegelt. Da saßen wir nun, die drei Soldaten waren äußerst bestürzt, mir war auch nicht wohl bei der Sache, und doch hatte ich so einen innerlichen Muth, so daß ich meine Kameraden trösten konnte. Wir guckten zu den Fenstern hinaus, allein da wars auch unmöglich, weg zu kommen, theils war es zu hoch zum Sprin-

gen, und theils hinderte uns auch eine große Mauer, weiter zu kommen, als in den Garten. Was war zu thun? wir mußten eben Geduld haben; indessen weinten die Kerl wie die Kinder; ich tröstete sie, so gut ich konnte, und bat sie, gutes Muths zu seyn. Ja, ich fing an, ihnen zu predigen, daß Gott noch lebe, wir wollten Ihm vertrauen, fleißig beten, und so seine Hülfe erwarten; anfänglich hatten sie keine Ohren für so Etwas, nach und nach aber thats gut, die Leute wurden so geschmeidig wie Wachs an der Sonne, wir kamen gar so weit, daß wir Morgens und Abends Betstunde hielten.

Doch ich will erzählen, was weiter geschah. Als wir ohngefähr eine Stunde so gesessen und Kalender gemacht hatten, so kam ein Kerl zur Thür herein, ich kann ihn mein Lebtag sehen. Stellen Sie sich einen kurzen untersetzten Mann vor, auf dem Kopf hatte er eine rothe wollene Kappe, unter derselben einzelne gelbrothe Härchen, sein Gesicht war roth, kupfrig und platt, die Augen groß und blaß, ich kann die Augen nicht beschreiben, er klotzte Einen damit an, als wenn der leidige Satan dahinter gesessen und heraus geguckt hätte. Die Nase hatte ihre Stütze verloren, daher war sie ganz platt beigefallen, unter derselben war ein Maul gräulich anzusehen, die Lippen waren blau, dick und voller weislichter Geschwüre, er trug einen dunkelblauen etwas abgetragenen Rock mit glatten messingenen Knöpfen, darunter ein altes scharlachenes Westchen, ebenfalls mit messingenen Knöpfchen, darauf folgte ehemals schwarz gewesene lederne Hosen, dann weiße wollene Strümpfe, und nun alte niedergetretene Schuhe, das war unser Wirth. Mit einer heißern dumpfen Stimme röchelte er durch die Nase: wir sollten nur befehlen, was wir essen und trinken und haben wollten, denn Alles stände zu unserm Befehl.

Ich muß gestehen, mir eckelte so vor dem Manne, daß ich an Essen und Trinken fast ohne Grausen nicht denken konnte, denn ich schloß von dem Wirth auf die Wirthin, und ich ahnete lauter Gräuelsuppen. Indessen vom Wind ließ sich auch nicht leben, und wir vier arme Bursche waren schon

so mürbe, daß wir uns Alles gefallen ließen. Wir sagten ihm: er solle uns nur zu essen und zu trinken geben, was er habe. Der Wirth ging wieder fort, und kurz darauf kam ein Mädchen. — Nun das Mädchen machte einen ganz besondern Eindruck auf mich. Clementine darf nicht erschrecken, von der Art der Eindrücke war der meinige nicht, sie war etwas lang, schön gebildet, und aus ihrem Gesichte leuchtete so Etwas hervor — Ja, da happerts, wie soll ichs nennen? — Ich hab' wohl so das erste Mondsviertel sehen untergehen, die ganze Welt war still, kein Lüftchen wehte, kein Wölkchen war am Himmel, und da senkte sich dann das zweihörnichte blasse Licht so auf den Wald hin, als wollte es sagen: guck mich noch einmal an, Freund! bald ists stockfinster, grausende Nacht? — so wars mir, als das Mädchen den Tisch deckte. Nein! rief mein Herz in mir, da griff ich, hol mich Gott! den Mond an den Hörnern, reiß ihn herum und laß die Welt sein volles Antlitz schauen, den ganzen Vollmond, und so stell ich ihn dann da droben in Osten und laß ihn Berg und Thal erleuchten. Der Gedanke schritt mir so stark durchs Gehirn, daß ich aufstand, und eben so stark im Zimmer auf und ab schritt.

Es ist etwas Besonders um ein Mädchen; so wie sie in das Zimmer trat, so ging bei uns Allen eine Veränderung vor, die meinige hab ich gesagt, die der Andern weiß ich nicht, der Eine sagte: Guten Tag, Jungfer! und lächelte, der Andere sahe sie freundlich an, der Dritte blinzelte sie nur an, u. s. w. Ich sagte und that aber nichts, als was ich so eben gesagt habe.

Der Wirth und seine Tochter trugen wechselsweise auf, was wir haben sollten, und ließen uns dann allein; jetzt schlug ich meinen Kameraden vor, wir wollten suchen, das Mädchen auf unsre Seite zu bringen, so daß sie uns los hülfe und mit uns fort ginge, ich wollte dann für sie sorgen, daß sie glücklich würde; das gefiel den Burschen.

Nachdem wir gegessen und getrunken hatten, so kamen Vater und Tochter wieder, und trugen wieder ab. Nun ging ich mit dem Vater heraus, drückte ihm zwei Dukaten in die

Hand und sagte: er möchte doch erlauben, daß uns seine Tochter zuweilen besuchte und uns die Zeit verkürzte, ich wollte ihm Bürge dafür werden, daß sie nicht verunehrt werden sollte. Meinetwegen! schnob der Kerl, und zog sein Maul so, als wenn er lachte. Es dauerte nicht lang, so kam auch das Mädchen und brachte Etwas zu Nähen mit, sie mochte sechszehn Jahr alt seyn, in wiefern sie aber noch unschuldig war, das weiß ich nicht, genug, sie hatte die beste Anlage zu einer recht braven Hausmutter, nur mußte sie aus diesem Hause, denn da war sie in der Höllen Rachen.

Ich gab mich mit ihr ins Gespräch, ich redete freundlich, aber ernstlich von der Tugend eines Weibsbildes, und wie sie so glücklich mache; ich sagte ihr: ich könnte sie zwar nicht heirathen, aber wenn ich sie nur in meinem Vaterlande hätte, so wollte ich eine Frau aus ihr machen, die eine Art hätte, und was ich ihr als weiter sagte. So redete ich ihr täglich zu, auch meine Kameraden beredete ich, daß sie nichts Unanständiges in ihrer Gegenwart sagten. Kurz, wir machten dem Mädchen so große Lust, fromm und brav zu werden, daß sie gar bald herzlich wünschte, mit uns fort gehen zu können; besonders da wir leicht denken konnten, daß Böhling wieder kommen, und dann wars sehr ungewiß, was es mit uns geben würde. Zudem mußten wir ihn ja auch alle Augenblicke gewärtig seyn, denn wir hatten gar keinen Grund zum Nachrechnen, ob er über lang oder kurz wieder kommen würde, doch das Letztere schien uns immer am wahrscheinlichsten.

Indessen ging ein Tag nach dem andern hin, und eine Woche nach der andern, unser Jungfer Lieschen konnte nicht zum Zweck kommen, wie sehr sie es auch wünschte, und uns allen wurde die Zeit Jahrs lang, besonders weil wir immer in Angst und Furcht sitzen mußten. Das begreif ich aber auf die heutige Stunde noch nicht, woher es kam, daß man uns so lang dort sitzen ließ, denn wollte Böhling nichts weiter mit uns machen, so konnte er uns ja laufen lassen, denn wir lagen doch da auf seiner Kost; wollte er uns aber

noch zu etwas anders brauchen, warum ließ er uns dann an einem so unsichern Ort so lang sitzen? doch was liegt mir dran, genug wir kamen endlich weg.

Der Zugang zu unserm Zimmer vorn auf dem Gang war nicht allein von außen verriegelt, sondern der Wirth unterhielt auch eine Wache von vier Mann vor der Thür, die beständig und ordentlich abgelöst wurde; was das für Kerl waren, das weiß Gott! genug, es war da eine Mördergrube, wo mancher schon sein Leben eingebüßt haben mochte.

Es ist sonderbar, oft ist eine Sache ganz leicht, wenn man nur auf den rechten Sprung kommt; da hatten wir nun sechs Wochen lang alle unsere Erfindungskräfte angestrengt, wie wir wegkommen wollten, und jetzt auf Einmal fiel mirs ein, ich fragte Lieschen: ob sie nicht allein wegkommen könnte? Sie bedachte sich ein wenig, endlich sagte sie: das läßt mein Vater nicht zu; ei! fragte ich weiter: so gehe Sie ohne ihres Vaters Willen! — das darf ich auch nicht, versetzte sie, denn sobald man mich vermißt, sobald traut man nicht, und bringt Euch entweder fort, oder gar ums Leben, denn weil ich so viel mit Ihnen umgehe, so traut man mir desto weniger. Nun, sagte ich ferner, so mache Sie, daß sie Schlafkraut (Opium) aus der Apotheke bekomme; ich unterrichtete sie, was das für eine Wirkung habe, und bat sie, recht behutsam zu seyn, dazu schenkte ich ihr eine Dukate, um etwas anzuschaffen, und das übrige für sich zu behalten. Nach zwei Tagen kam sie mit Freuden, und hatte so viel Opium, daß man einem Türken damit hätte vergeben können. Das allerschlimmste bei der Sache war, daß ich nicht verstand, wie viel man ohne Gefahr geben dürfe, denn ich wollte niemand ermorden, aber doch auch gern jedem so viel geben, als zu einem langen tiefen Schlaf nöthig war. Ich bat also Lieschen, sich bei einem verständigen Manne erkundigen zu lassen, wie viel man wohl geben müsse. Da war nun wieder guter Rath theuer; aber was vermag Weiberlist nicht? Sie wußte, daß ihr Vater in solchen Sachen recht bewandert war, aber geradezu durfte sie ihn nicht fragen, daher fing sie so an; sie erdichtete eine Geschichte, die ich meinen Kame-

raden erzählt haben sollte; in der Geschichte kams vor, daß einem starken Manne sey ein Schlaftrunk eingegeben worden; und da hab ich behauptet, einer Erbse groß sey genug, die Andern aber hätten gesagt: nein, man müsse wenigstens einer Haselnuß dick nehmen. Nun hatte der Vater gelacht und gesagt: ja, einer Haselnuß dick hätte ihm ewigen Schlaf gemacht. So! — versetzte Lieschen, so hat doch wohl der von der Linden recht? — Ja, antwortete der Vater, er hat mehr recht, als die Andern, aber einer Erbse dick ist auch noch zu viel; doch wenn einer recht schlafen soll, so muß er einer kleinen Erbse dick in dem Leib haben.

Nun wußten wirs, wir berathschlagten uns und beschloßen, Lieschen sollte veranstalten, daß des Abends eine Biersuppe gekocht würde, wir und Lieschen wollten nicht davon essen, die Andern aber alle; nun nahm ich für jede Person so viel Opium, als mir genug däuchte und gabs Lieschen, lehrte sie auch, wie sie es nun ferner machen müßte. Das Ding ging gut, Lieschen richtete die Sache so ein, daß alle sich satt an der Biersuppe aßen, und eh wir uns versahen, so schlief alles im ganzen Hause steif und fest, nur wir Vier und Lieschen waren recht munter, wir kamen also leicht durch. Sobald als Lieschen unten alles im Schlaf hatte und die Wache auch schlief, so riegelte sie auf und holte uns ab. Gott! wie froh waren wir, wir eilten als flögen wir davon, und nahmen unsern Weg auf Utrecht zu.

Die Soldaten aber durften nicht in die Stadt kommen, sie nahmen also Nebenwege und flüchteten fort, ob sie glücklich durchgekommen sind, das weiß ich nicht. Ich und Lieschen aber wir blieben im Gebüsch, bis des Morgens die Thore auf waren, wir gingen nun ungehindert in die Stadt, und ich brachte das Mädchen zu einem guten Freunde bei braven Leuten, denen gab ich sie in Commission, daß sie das Mädchen wie ihr Kind halten und zu allem Guten aufführen sollten, denn ich wolle alles bezahlen. Besonders aber befahl ich ihnen und dem Mädchen, daß sie nicht weit ausgeschickt werden dürfte, um nicht wieder verloren zu gehen, oder weggekappert zu werden.

Indessen Lieschen will nicht in dem Haus bleiben, sie fürchtet ihren Vater, ich bitte Sie also, bester Herr Bruder, nehmen Sie sich des Mädchens an, ich will sie Ihnen zuschicken, machen sie nur etwas rechts daraus, wenns angehen und sich das Ding nur recht schicken will; eigentlich soll sich meine Clementine ihrer annehmen, denn ohne Lieschen wäre es mir vielleicht schlecht gegangen, nun Gott hat geholfen. Ich bin doch froh, daß ich wieder hier bin; jetzt schmeckt mir das Sitzen und Studieren viel besser, aber keine Menschenseele kriegt mich wieder heraus, dafür bedank ich mich. Ob nun Böhling ruhen wird, weiß ich nicht, er mag aber machen was er will, ich bin jetzt sicher. Nebst herzlichem Gruß u. s. w.

Dieß war des ehrlichen Hans Jakobs Brief. Alle Drei wurden nun wieder froh und heiter, und alle Drei dankten Gott herzlich für seine gnädige Bewahrung. Dem Vater wurde auch der Brief zugeschickt, um ihn aus seinem Kummer zu reißen, der wollte aber nun durchaus seinen Hans Jakob wieder bei sich haben; er sagte, es muß alles seinen Gang gehen, der Junge wird mir ganz vornehm, er soll werden was sein Vater ist, ich muß ihn wieder bei mir haben u. s. w.

Daß diese Veränderung bei dem Dietrich von der Linden so ganz unerwartet vorgegangen war, hatte mehr als Eine Ursache: die Erste war: der gute Mann hatte nun wieder all den Glanz, den ihm die Lust zum Heirathen vors Gesicht gemahlt und gezaubert hatte, mit dem herrlichen Paradies, in welches er hoffte versetzt zu werden, verloren; daher fing sein natürlicher Charakter wieder an, die Oberhand zu bekommen, jetzt wünschte er sich oft wieder in seine alte Wohnung, und so ganz wieder in seine alte Lage; allein das ließ sich nun nicht mehr thun: denn seine Frau war keine Eva, sie zankte wohl nicht mit ihm, aber sie verstand, ihn mit Freundlichkeit ganz zu beherrschen, sie lidte nicht, daß er sich altfränkisch kleidete und sonst altmodisch lebte; die süße Zeit war nun für den alten Dietrich auf ewig verschwunden; doch wünschte er seinen Hans Jakob wieder zurück; dazu war aber noch eine Ursache, die ihn bewegte und die

er selbst nicht wußte. Seine Frau hielt sehr zärtlich an, er möchte ihn doch zu sich nehmen, denn sie habe ihn so lieb, sie müsse ihn bei sich haben, sie hätte keine Ruhe, bis sie ihrem Sohn selbst aufwarten und ihre Pflicht an ihm vollführen könnte u. s. w. Mit dergleichen Reden lag sie ihrem Manne beständig in den Ohren, dieser nahm auch alles für wahren Ernst auf, obgleich die Frau von der Linden weit andere Absichten hatte, die sie so reden machten, ihre Karoline war die verborgene Ursache davon, und sie hatte den Plan, dieß Mädchen an den Hans Jakob zu verheirathen, den wollte sie ausführen, es möchte auch kosten was es wollte; indessen hütete sie sich wohl, ihrem Manne das Mindeste davon zu sagen: denn sie vermuthete mit Recht, er möchte wegen der Clementine und seinem von sich gegebenen Wort Einwendung machen; doch glaubte sie gewiß, wenn der Stiefsohn einmal bei ihr im Hause wohnte, beständig mit dem Mädchen umginge und sie ihm dabei alle Liebe erzeigte, so würde er sich endlich gewinnen lassen, die Clementine vergessen, und so wäre die Hauptsache gewonnen. Sie konnte sich herzlich über ihre eigene Klugheit freuen: denn auf diese Weise brachte sie Dietrichs halbes Vermögen an ihre Tochter.

Ehrenfried besuchte seinen Schwiegervater zuweilen, auch wohl in Gesellschaft seiner Theodore, sie bewiesen dann auch der Mutter alle kindliche Ehrerbietung, und Karoline war immer ihre Schwester, die Mutter war auch sehr wohl mit ihnen zufrieden und erzeigte ihnen alle Liebe.

Nun trug es sich zu, daß der Kammerrath und seine Frau auch jetzt nach Hans Jakobs Befreiung einen solchen Besuch bei den Eltern ablegten, sie merkten bald des Vaters Veränderung: denn er fing alsofort von der Zurückberufung seines Sohnes an zu reden, und seine Frau bestätigte das mit den zärtlichsten Ausdrücken.

Ehrenfried kannte die Welt, er hörte die Frau Schwiegermutter von Weitem gehen, er merkte ihren Plan, und daran dachte sie ganz und gar nicht; indessen fand ers doch nicht zuträglich, ihr entgegen zu arbeiten, nur das schien

ihm nothwendig zu seyn, daß er den Vater von der Zurückberufung seines Sohnes abbrächte. Er fing also an: „Schwiegervater! es geht nicht an, daß wir meinen Schwager zurückfordern. Sehen Sie, ich will Ihnen sagen, was ich mit ihm vorhabe: sobald er ein wenig weiter ist und die Kaufmannschaft versteht, auch sonst noch etwas gelernt hat, soll er wieder kommen, und wenn Sie's erlauben, sich auf dem Lindenhof, wo seine Väter gewohnt haben, niederlassen, und dann soll er eine schöne Fabrik anfangen, vielen armen Leuten Brod geben, und so dem Vaterlande ein recht nützlicher Mann werden, dazu gehört aber Wissenschaft, da muß er die Kaufmannschaft verstehen und wissen mit den Leuten umzugehen.“ Dietrich schwieg und dachte nach, seine Frau war vergnügt: denn das war ihrem Plan eben nicht zuwider, nur hätte sie ihn gern erst einige Zeit bei sich gehabt! Ehrenfried beruhigte sich damit, daß er sagte: das kann sich auch noch wohl machen lassen, Frau Mutter!

Während der Zeit saß Karoline ganz still und sahe tief nachdenkend und traurig aus, Ehrenfried und seine Theodore kannten sie noch nicht genau, bei diesem Besuche aber entstand eine neue Zuneigung in ihnen gegen diese Stiefschwester, besonders da sie sie traurig fanden, so daß sie beschlossen, sie mit nach Rheinau zu nehmen und sie einige Zeit bei sich zu behalten; der Mutter war das ungemein erfreulich, der Tochter auch, und dem Vater war es auch lieb.

Am andern Morgen reiste Ehrenfried mit seiner Frau und Karolinen wieder ab. Unterwegs schwieg Letztere immer still, sie seufzte öfters mit verstohlenen Thränen. Theodore drückte ihr die Hand freundlich, und ermahnte sie, offenherzig zu seyn. Der Kammerrath that desgleichen, so daß endlich ihr Herz aufthaute, sie wurde offenherzig und erzählte folgende Geschichte:

Verwichenen Mai wars einmal ein vortrefflicher schöner Tag, es war Sonntag; ich wurde früh wacker, noch eh die Sonne aufging, ich hörte die Nachtigallen so schön singen, daß ich nicht mehr liegen bleiben konnte, ich stand auf, ging ans Fenster, machte es auf und schaute hinaus. Ich weiß nicht,

wie's mir war, mir wurde so wohl, daß es nicht zu beschreiben ist, da grünte und blühte Alles, in der Ferne beschien die aufgehende Sonne die Spitze des Berges, im Thal lag ein dünner Nebel, Alles war still, es wehte kein Lüftchen, und auf allen Bäumen sangen die Vögel.

Nun will ich Ihnen sagen, wie's mir war: ich dachte so nach, wie alle die Vögelchen so fröhlich wären, und wie Alles so munter wäre, auch die Menschen seyen ja munter im Frühling, und machten sich lustig, und ich — ich weiß nicht, wie's mir war, ich konnte nicht recht munter seyn; wie ich so dachte, so mußte ich weinen, und ich wußte doch nicht warum; mir wars, als wenn ich allein in der Welt wäre, und wenn ich auch an meine Mutter, an meinen Vater und an Sie dachte, und mir vorstellte, ich hätte ja Freunde genug, und ich sey ja nicht arm und verlassen in der Welt, so war mirs doch nicht genug, es kam mir doch immer vor, als wenn ich allein wäre. Lieber Gott! dachte ich so in mir selbst, was fehlt mir doch, warum bin ich doch nicht froh und fröhlich, ich bin ja gesund und hab keinen Mangel, gib mir doch ein fröhliches Herz, lieber Gott! und mache mich sonst glücklich. Indem ich so dachte, fiel mir ein, ich wollte wohl eine halbe Stunde von hier, nach Frauenbrück, zur Kirche gehn. So wie mir das einfiel, so wars auch beschlossen, ich zog mich an, und sobald meine Eltern aufstanden, so bat ich sie um Erlaubniß, die ich dann auch gar leicht erhielt. Genug! ich zog mich an, frühstückte und wanderte das Thal hinab. Das kann ich sagen, in meinem Leben ist mir die Welt nie so schön vorgekommen, als den Morgen, mir war so schwermüthig, so traurig wohl, daß ich mich nicht satt weinen konnte. Nun gut! ich spazierte langsam fort, denn es war noch früh genug in die Kirche; der Fußpfad ging längs die schönste Wiese von der Welt mit einem hellen Bach neben dem Gebüsche hin; kaum war ich eine Viertelstunde gegangen, so hörte ich vor mir hin am Weg eine schöne männliche Stimme singen, ich hab mir das Liedchen hernach geben lassen und kanns auswendig, er sang:

Komm süßer Geist in diese stille Wüste,
Und tröste doch mein schmachtend Herz,
Jetzt säuget die Natur und bietet ihre Brüste
Den Kindern dar. Sieh meinen Schmerz,
Laß doch ein Tröpflein Trost in meine Seele fließen,
Und mich ein Tröpflein nur aus deiner Quell genießen.

Soll ich allein bei dieser Fülle schmachten?
Mein Vater! sieh mit Huld mich an,
Wie lange muß ich schon nach dir vergebens trachten,
Durchseufzen meine Lebensbahn?
Unendlich liebst du doch die Wohlfahrt deiner Kinder,
Mit Andern, Gott verzeih! verfährst du ja gelinder.

Ich murre nicht, ich bitte nur um Freuden,
Ein einzig Tröpflein schenk' mir nur,
Dann will ich gern und froh noch manche Trübsal leiden,
Durchgehn des Kreuzes blut'ge Spur.
Du hörst doch mein Gebet, erhör' es ew'ge Güte!
Erfreue meinen Geist erheitre mein Gemüthe.

Ich hörte den Gesang von Anfang bis zu Ende und verstand jedes Wort; ich blieb still stehen, um den Sänger nicht zu stören, und fühlte tief in meinem Herzen, daß der Mensch gerad so sang, als wenn er an meiner Stelle gewesen wäre, so wars mir just, wie er sang; mir flossen die Thränen häufig, und meine ganze Seele sang mit.

Als er aufhörte, so ging ich weiter, und bald sah ich einen Mann vor mir spazieren, er kam auf mich zu, und jetzt will ich ihn beschreiben: er war etwas lang, nicht dick und auch nicht mager, aber so schön gewachsen, als man sich nur etwas vorstellen kann. Seine Kleider waren modisch, aber doch etwas abgetragen, er hatte sehr reinliche und feine Wäsche an, sein Gesicht war das schönste männliche Gesicht, das ich in meinem Leben gesehen habe, nur etwas blaß von Traurigkeit. So wie ich daher ging, schien er sich etwas zu wundern, wie ein Frauenzimmer von meinem Anzug in die ländliche Gegend käme. Er trat aus dem Weg und erwartete mich, ich ging auf ihn zu und machte ihm ein Kompliment. Er beantwortete das sehr ernst und edel, und fragte

mich; um Vergebung, mein Frauenzimmer! gehen Sie nicht nach Frauenbrück? ich antwortete: Ihnen aufzuwarten; so will ich die Ehre haben, Sie zu begleiten, fuhr er fort, denn ich gehe auch dahin. Das edle Ansehen des Mannes, und ich gestehe es gern, weil er mir wohlgefiel, bewog mich, ihm meinen Arm zu geben, so wandelten wir fort. Nun fing ich an, sein Singen zu rühmen, und gestand ihm, daß ich das Lied ganz gehört hätte. So! sagte er: es freut mich, daß Sie das Liedchen rührt, denn obgleich keine Kunst darinnen ist, so geht es doch von Herzen.

Ich. Aber, mein Herr! mir ists gerad so, wie dem, der das Lied gemacht oder gesungen hat, ich konnte mich des Weinens nicht enthalten.

Er. So sind unsere Herzen gleich gestimmt, darf ich fragen, wer Sie sind?

Ich. Ich bin die Tochter eines verstorbenen Predigers, und meine Mutter hat als Wittwe den Herrn von der Linden geheirathet.

Er. Was! den Schwiegervater des Kammerrath Ehrenfrieds?

Ich. Ja der ists.

Der Fremde verwunderte sich, jetzt drückte er mir die Hand und sagte sehr freundlich: es freut mich aus der Maßen, daß Sie mit dem rechtschaffensten Mann auf der Welt so nah verwandt sind.

Ich. Wenn Sie meinen Schwager lieben und schätzen, so müssen Sie selber ein rechtschaffener Mann seyn. Kennen Sie ihn?

Er. Ich kenne ihn blos von Ansehen, und nur aus dem Gerüchte, aber ich nehme mich sehr genau in Acht, daß ich niemand für einen rechtschaffenen Mann halte, bis ichs gewiß weiß, daß ers ist; aber noch vielmehr hüte ich mich, einen schlecht zu halten, bis ich die überzeugendsten Proben davon habe.

Ich. Das ist sehr edel, aber sind Sie denn meinem Bruder bekannt?

Er. Schwerlich.

Ich. Darf ich mir denn nicht Ihren Namen ausbitten?

Er. Ich bin der Sohn des rechtschaffensten Mannes. Tugend und Erfüllung meiner Pflicht machten mich unglücklich, verbannten mich aus meinem Vaterlande, und noch muß ich herumirren und finde kein Plätzchen, wo mein Fuß ruhen kann, ich darf meinen rechten Namen nicht nennen, und bis dahin, daß Gott mein Schicksal ändern wird, heiß ich Dultmann.

Ich weiß nicht, wie mir das Alles so durch die Seele drang, ich spürte das innigste Mitleid mit dem Herrn Dultmann in meiner Seele, ich gab ihm das auch so zu verstehen, daß er bis zu Thränen dadurch gerührt wurde. Kurz, wir wurden ganz bekannt auf dem Wege, und schieden ungern von einander.

Ich muß gestehen, daß mir das Bild dieses Mannes tief in die Seele drang, so daß ich des Mittags noch trauriger nach Hause ging; ich konnte mich den Nachmittag kaum so viel verstellen, daß meine Eltern nichts merkten. Gegen Abend kam ein Knabe, welcher mich allein rief und mir einen Brief überreichte, ich brach ihn auf und las ihn. Gott, welche Gemüthsbewegungen brachte er in mir hervor! er war von Herrn Dultmann; er schrieb: er habe sich nach mir erkundigt, und so viel Gutes von mir gehört, daß er es wirklich für ein Glück halte, in meine Bekanntschaft gerathen zu seyn, er bat mich um meine Freundschaft und versicherte mich der seinigen; ferner schrieb er: wenn mein Herz noch nicht verschenkt wäre, und ich könnte es ihm aufbehalten, bis er einmal öffentlich auftreten und mich ordentlich und mit Ehren von meinen Eltern begehren und ernähren könnte, so würde er sich das fürs größte Glück rechnen; denn er müßte mir gestehen, daß er die Sympathie unserer Geister den Morgen so ganz gefühlt habe, und daß er nicht glaube, eine Person wieder zu finden, die sich so ganz für ihn schicke, u. s. w.

Der Knabe sagte mir, er müßte wieder Antwort haben: ich ging also allein und schrieb ihm ungefähr so: Es sey mir eben so ergangen wie ihm, sein ganzes Daseyn habe

tiefen Eindruck auf mich gemacht, auch sey mein Herz noch frei. Indessen werde er mir verzeihen, daß ich mich mit ihm in keine genauere Freundschaft und genauen Umgang einlassen könnte, bis ich ihn ganz kennte.

Ehrenfried und Theodore hatten während dieser ganzen Erzählung die Karoline angestaunt, sie hatten so viel Geist an ihr von Ferne nicht geahnet, hier an diesem Orte ihrer Erzählung aber unterbrachen sie sie beide, beide fielen ihr in der Kutsche um den Hals, küßten und herzten sie. Das war nun Wonne für Karolinen, sie weinte hart, so daß sie schluchzte, denn die Zurückhaltung der Theodore hatte ihr weh gethan, nun aber flossen die Geister wie zween benachbarte Thautropfen in der Morgensonne zusammen, sogleich schworen sie sich ewige Liebe und Schwesterschaft, und beschlossen sich zu dutzen.

Nun, theure Schwester! sagte Ehrenfried, da haben Sie sehr weislich gehandelt, ein Frauenzimmer kann nicht zu vorsichtig seyn.

So dachte ich auch, fuhr Karoline fort, wir haben uns seit der Zeit noch ein paarmal gesehen und öfters geschrieben. Jetzt steht unsere Verabredung so: sollte ich eine Person finden, mit der ich glücklicher zu seyn glaubte, als mit ihm, sobald sich sein Schicksal änderte, so will er mich nicht hindern, er aber will mich nicht vergessen, sondern mich heirathen, sobald er mich glücklich machen kann. Ob ich nun wohl in meinem Herzen fühle, daß ich ihn heirathen werde, in so fern er der ist, wie er sagt, und daß ich nie einen andern wählen werde, so find ich doch nicht für gut, ihm das zu sagen, bis ich ihn ganz kenne; indessen behandle ich ihn als einen braven und guten Freund. Meinen Eltern habe ich aber noch nichts sagen mögen. Ehrenfried und Theodore billigten alles, und lobten sie wegen ihrer Vorsicht. Unter diesen Erzählungen und Gesprächen langten sie vergnügt und gesund zu Rheinau an.

Die Fürstin Charlotte von Rheinau gehörte unter die Klasse von Frauenzimmer, welchen man einen hohen Grad der süßen Schwärmerei nicht absprechen kann; dies werden

meine Leser schon in ihrer Geschichte bemerkt haben. Theodore, Clementine und nun auch Karoline wurden von dem nämlichen Geiste belebt, sie hatten alle Menschen lieb, und unsern lieben Herr Gott von ganzer Seele dazu; wäre es in ihren Kräften gestanden, so hätten sie die ganze Welt zu einem Blumengärtchen gemacht. Richtig ist es immer, daß das weiche gefühlvolle Herz eines solchen Frauenzimmers, besonders so lang es noch nicht verheirathet ist, einem Lämmchen in einem Wald voll reißender Thiere gleich ist, besonders wenn das Bild der Tugend nicht sehr hoch durch den Glanz der Schwärmerei erleuchtet wird; dennoch aber gestehe ich gern, daß mir ein solches edles, zartes Geschöpf mitten unter seinen Abirrungen unendlich schätzbarer ist, als ein strenges Tugendbild, welches gerad, in der Saloppe, jeden Predigttag daher zur Kirchen steigt, kein Mannsbild ansehen, geschweige anlächeln darf, und bei allem seinem geraden Gang doch endlich mitten in den Morast hinein plumpt. Freilich hütet man sich wohl, daß Niemand das Plumpen erfährt, allein ich habe doch eine so feine Nase, daß ichs schon von Ferne rieche, man mag sich so sehr geschminkt und gewaschen haben, als man will, und der Leute gibts mehr.

Ich stehe Niemanden dafür, daß sich nicht ehmals eine Gattung platonischer Liebe in dem Herzen der Fürstin gegen ihren Hofmeister Heimburg eingenistet hatte; und je platonischer diese Leidenschaft hinauf idealisirt wird, desto gefährlicher wird sie; aber die Vorsehung wachte über das edle Herz, weil es aufrichtig fromm war, und keinen Fehler machen wollte. Theodore war verwahrlost, indem man alle Zugänge zu ihrem Herzen verwahrt hatte, ohne es mit etwas Würdigem anzufüllen, die erste Neigung, die Zutritt zu ihm fand, erfüllte es ganz, zu gutem Glück wars Ehrenfried, der sie anfochte. Clementine wurde freilich von der Liebe nicht überrascht, denn sie suchte ein Fünklein, legte es an den Heerd, wachte sehr ernstlich darüber, daß es nicht auslöschte, bis es ein großes Feuer geworden war: denn sie fand, daß die ganze Sache höchst schicklich war. Dem Allem ungeach-

tet schlich sich doch nun allmälig ein kleiner Schelm von Schwärmer in ihrer Seele ein, der sich an ihrem Feuer wärmte und nährte, und darüber zu einem dicken rothwangigten Jungen wurde. Unter dieser Metaphre verstehe ich ihren Hang, über Land zu streichen, bald hier bald dort bei einem Bauern Milch zu essen, diese Art Menschen zu studieren, und öfters sehr gute Leute zu finden, die sie sich dann zu Menschen der Unschuld im Paradies träumte, und allerhand mit ihnen anfing, das sie Aufklären hieß, und ich (nehmt mir nicht übel, empfindsame Geisterchen!) ich nenne es den Kopf verrücken; sogleich will ich ein Beispiel von ihr erzählen. Karoline endlich war auch an dem empfindsamen Maimorgen, wo ihre ganze Seele lauter Frühling war, von dem Liedchen, hernach von Dultmann selber, wie er da so im Wäldchen stand, umglänzt von der Frühlingssonne und der jauchzenden Natur, dergestalt bezaubert worden, daß sie sich bei Wasser und Brod, mit Dultmann ein Elysium träumte. Dennoch wurde keins von diesen Frauenzimmern unglücklich, ihre Seelen waren voller Unschuld, voller Zutrauen zu Gott, voller Gebet um Bewahrung, darum lenkte Er's auch so, daß ihr Gang für dem Straucheln bewahrt blieb; doch ich erzähle.

Daß Clementine oft Langeweile hatte, das läßt sich leicht begreifen: denn der Zeitraum zwischen Verspruch und Hochzeit kriecht doch schneckenmäßig herum, und wenns auch nur 3 Tage wären. Diese Langeweile zu vertreiben, strich sie oft aufs Land, wie ich so eben gesagt habe.

Nachdem ihr Hans Jakob zu Utrecht wieder in Sicherheit war, so wurde ihr ganz wohl. Ihr Enthusiasmus stieg, und sie glaubte, sie könnte ihre Dankbarkeit gegen Gott nicht besser an den Tag legen, als durch Wohlthätigkeit gegen seine Menschen. Ihr Bruder warnte sie oft und sagte ihr, es sey für ein Frauenzimmer gefährlich, sich so unbeschützt in die freie Welt zu wagen, allein sie lachte darüber und folgte nicht. Jetzt, da sie nun Karolinens Geschichte mit Dultmann wußte, braunte sie vor Verlangen, diesen Mann zu kennen, und wenn sie ihn edel fand, Barmherzigkeit an ihm zu erzeigen; sie entschloß sich also, nach Frauenbrück zu

reisen und sich ein paar Tage dort aufzuhalten. An einem Morgen früh ließ sie ihr ungerisch Wägelchen anspannen, zog ihr Amazonenkleid an, nahm ihren Stab in die Hand, und fort war sie. Einige Tage hernach kam ein Bote und brachte folgenden Brief an Theodoren:

Frauenbrück rc.

Du weißt, holde, süße Schwester! daß ich meine Freude daran finde, wenn ich dir meine ländlichen Reisen beschreiben kann, und ich weiß, daß du diese Art Briefe von mir gern liesest; so ist uns also Beiden geholfen. Ich fuhr am Mittwoch Morgen, mit aller nur möglichen Seelenruhe erfüllt, das herrliche Rheinauer Thal herauf; ich kann mir nichts Schöners denken, als einen Sommermorgen; kein Wölkchen trübte den Himmel, und von Südosten her strich mir ein angenehmer Wind durchs Haar und kühlte mir den Hals, denn ich hatte das Wägelchen zurückgeschlagen. Der Weg geht gegen Mitternacht das Thal hinauf; rechter Hand gegen Morgen streicht ein steiles waldigtes Gebirge fort, an dessen hüglichten Fuß bald Wald, bald Gebüsche, bald Feld, und dann wieder ein Wiesenthälchen die angenehmsten Abwechslungen machen. Längs dieses Gebirges geht mehrentheils der Weg hin; zur Linken hat man die schönsten Wiesen, hin und wieder ein Dorf, dessen Kirch- oder Kapellen-Spitze aus einem Wäldchen von Obstbäumen hervorguckt; das westliche Gebirge ist flächer, und mehrentheils lauter Ackerland. Der Vogelgesang, die Betglocken hin und wieder, das Morgenlied des Ackermanns, das Horn des austreibenden Hirten, das Schellengeklingel seiner braunen scheckigten Heerden, das Rauschen des nahen Bachs, das Geklapper der Mühlen, und endlich das einzelne Bellen hie und da eines zottigten Pommers, Alles das zusammen drang so harmonisch durch meine Seele, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinen Morgengesang mit voller Kehle mit einzustimmen. Guter Gott! dachte ich und sagte es auch zu mir selbst, warum sitzt man doch so oft unempfindlich gegen die Schönheiten der Natur zwischen den vier Wänden und hat Langeweile? ein solcher Morgen, wie der war, empört die ganze Seele zum Wonne-

gesang, zum Gefühl, zur Erhebung über alles Irdische zu Gott; ich sage mit Fleiß — empört — dies Wort schickt sich zum Drang meines Herzens, den ich empfand. Nach und nach stieg die Sonne empor, und brannte so lebhaft auf mich, daß ich nun froh war, die Wagendecke wieder über mich ziehen zu können. Ueberall schlenderten nun die Mäher mit den Sensen auf der Schulter nach Haus, und die Mädchen spreiteten lange Streifen gemähten Grases auseinander, noch an einem andern Orte lagen Mäher und Mädchen im Schatten rund um ein ausgespreitetes Tuch und langten wechselsweis mit ihren hölzernen Löffeln in ein hohes braunes irdenes Töpfchen nach dem warmen süßen Milchbrei, ich hörte sie von Ferne essen, so wohl schmeckte es ihnen; das machte mir auch Appetit. Wir fuhren in ein Dorf, wo ich dem Kutscher ein Glas Branntewein gab, mir aber ein Schüsselchen süßer Weckmilch geben ließ, die mir trefflich schmeckte. Nun reisten wir weiter, und um zwei Uhr Nachmittags kam ich hier in Frauenbrück an; ich kehrte im Wirthshause ein, und ließ nun mein Fuhrwerk wieder zurück kehren. Sey so gut und schicke mir ihn den Montag wieder, damit ich wieder zu euch komme.

Nun will ich Dir auch erzählen, was ich seit den dreien Tagen, die ich hier bin, Gutes geschafft habe. Nachdem ich zu Mittag gespeist hatte, ging ich im Dorfe herum spazieren und guckte so in die Häuser hinein, wo ich vorbeiging; allmählig kam ich ans Ende des Dorfes, wo es an die Wiese und an den Bach stößt; an der Wiese und am Bach steht ein kleines, aber wohlgeweißtes ordentliches Häuschen; auf der einen Seite hat es einen schönen Baumhof, auf der andern ein Gärtchen, vorn ist die Straße, hinter dem Haus der rauschende Bach, jenseit demselben die Wiese, dann Felder, dann ein herrlicher schöner Maibuchenwald, über welchem in dieser Jahreszeit die Sonne aufgeht. Vor der Thüre dieses Häuschens saß eine junge, schöne, sehr reinliche, aber ärmlich gekleidete Frau, sie schälte Kartoffeln und an der Seite stand ein Knäblein im bloßen Hemdchen barfuß, und um den schönen, runden, braunaugigten Kopf hingen

weiße Locken. Ich weiß nicht wie es war, die ganze Gruppe da zog mich an; ich nahete mich der Frau, redete sie freundlich an, der Knabe kam lächelnd und gab mir eine Patschhand und hing sich an meinen Rock. Ich fragte nach den Umständen, und hörte bald, daß sie eine Wittwe war, ihr Mann war ein Schneider gewesen, und sie die einzige Tochter, auch eines Schneiders. Vater und Mutter waren lange todt, sie hatte den Gesellen geheirathet, den Buben mit ihm gezeugt, und nun war er seit einem halben Jahre todt. Die Frau erzählte mir das Alles so rührend, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Dies machte wieder Eindruck auf die Wittwe, so daß sie noch mehr weinte, mir einen Stuhl holte, und mich bat, mich bei ihr zu setzen. Ich fragte sie, ob sie denn ganz allein mit dem Kind in dem Haus wohnte? sie antwortete ja, denn sie hätte keine Magd nöthig, sie könnte sie auch nicht bezahlen, sie habe nichts als das Haus, den Baumhof und das Gärtchen, aber auch keine Schulden, sie nähre sich mit Nähen, so daß sie doch ordentlich mit ihrem Kinde leben könne; ich fragte sie, ob sie noch ein reines hübsches Bett hätte? O ja! sagte sie. Ich wünschte es zu sehen; flugs sprang sie auf und ersuchte mich mitzugehen, ich folgte ihr, und sie führte mich auf ein niedliches Stübchen, mit einem Tisch, ein paar Stühlen und einem guten Federbett mit grünen Vorhängen. Das Stübchen hat zwei kleine Fenster, eins geht gegen Morgen nach dem Bach und der Wiesen zu, das andere aber ist in der Wand nach dem Baumhof hin. Höre sie, fing ich an, es gefällt mir bei ihr, ich gehe oft gern meiner Gesundheit wegen einige Tage aufs Land, und dann will ich hier auf diesem Kämmerchen wohnen, so lang ich hier bin, ich werde sie bezahlen, so daß sie mit mir zufrieden seyn soll, und was das Essen betrifft, da helf ich ihr kochen, und so essen wir mit einander, und was es kostet, das bezahl' ich. Die gute Frau freuete sich sehr über diesen Vorschlag und war von Herzen damit zufrieden; flugs ging ich hin ins Wirthshaus, holte mein Päckchen, und ich zog zu dieser Wittwe. Sieh, Schwesterchen! da hause ich jetzt,

und wirklich schreibe ich hier auf dem Kämmerchen, auf dem schwarzgrauen eichenen Tisch, und zu meiner Linken am Fenster schwabbeln lauter Schatten von Aesten und Blättern in der schönen Morgensonne, gleich wird wohl meine Maria eine Schüssel voll Milchsuppe bringen, wo wir uns dann alle Drei recht satt frühstücken wollen. Ich habe allerhand Plane mit dieser Frau vor, denn sie ist ein braves liebes Weib, und in der That, ich muß und will sie glücklich machen. Freilich sie nährt sich wohl, aber doch kümmerlich, und dann soll eine Frau von 24 Jahren nicht ledig bleiben, wenn sie anders glücklich heißen soll. Nun genug von meiner Maria; aber jetzt spitz' die Ohren, ich kenne auch Karolinens Dultmann schon; ohne mich in ihn verliebt zu haben, muß ich aufrichtig gestehen, daß ich nie einen edlern jungen Mann gesehen habe. Ehegestern weckte mich die Sonne, sie schien schon um halb fünf so schön auf meinen grünen Vorhang, daß ich mir allen Schlaf aus den Augen wischte und aufsprang. Ich zog mich an, und weil Maria gerad unter mir schläft, so hört sie allemal am Gehen, wenn ich aufstehe, sie kam im Augenblick herauf, und fragte mich, wie ich geschlafen hätte? ich antwortete: vortrefflich! die erste Nacht sey mir so angenehm gewesen, daß ich ihrer, beliebts Gott! noch viele so zubringen hoffte, und Maria war sehr vergnügt darüber. Ich stand am Fenster und schauete über die Wiese hin, wie die Mäher das Gras mähten und die Mädchen hinter ihnen her streuten; nun ist gegen die rechte Hand hin eine große hölzerne Brücke über den Bach, auf derselben spazierte ein wohlgewachsener Mann in einem Frack von Bibertuch hin und her und rauchte eine Pfeife Taback, wie es schien, sehr ruhig und zufrieden; ich fragte Maria: wer der Mann sey? sie antwortete: es sey ein fremder Herr, welcher sich seit einiger Zeit da im Dorfe aufgehalten hätte, niemand wüßte aber, wo er her sey, er sey ein gar lieber braver Mann, alle Kinder im Dorfe hätten ihn lieb, weil er ihnen immer allerhand Gutes sagte u. s. w. Jetzt merkte ich, wers sey, heißt er nicht Dultmann? fragte ich; ja, antwortete sie, so heißt er. Nun mit dem muß ich reden,

fuhr ich fort, denn ich habe Bestellung an ihn; ich zog mich geschwind an, spazierte auch hinaus auf die Brücke zu, und that so, als wenn ich bei ihm vorbei spazieren wollte; doch ging ich langsam und grüßte ihn freundlich, er antwortete mir mit Ehrfurcht. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein, und fand, zu meinem Erstaunen, einen erhabenen vortrefflichen, mit vielen Kenntnissen und Religion versehenen Geist an ihm. Kurz, Dultmann ist ein sehr seltener Mann, so wie ich noch wenige kenne; gestern habe ich ihn wieder gesprochen, und meine Hochachtung gegen ihn ist noch um Vieles gestiegen, er muß besondere Schicksale gehabt haben. Ich kann aber nicht das Mindeste aus ihm bringen; doch vermuthe ich nicht, daß er Fehltritte gemacht hat, denn ich merke an allen seinen Reden, daß er reines Herzens ist. So viel schließe ich aus dem, was er mir gesagt hat, daß hohe Personen ihn zum Opfer der Politik gemacht haben müssen. Von Karoline haben wir auch gesprochen, denn ich war so offenherzig, daß ich ihm gleich sagte, ich sey des Kammerrath Ehrenfrieds Schwester, er kennt den Bruder nur aus dem Gerüchte. Ich fragte ihn, ob er denn nicht Hoffnung habe, noch glücklich zu werden? Keine andere als die, antwortete er: daß ich höchst unschuldig bin, und mich in allen Prüfungen fest auf die Vorsehung verlasse, die wird nicht zugeben, daß ich die Talente, die sie mir gegeben hat, vergraben soll, ich traue auf sie, auch in den dunkelsten Stunden, und ich weiß, daß dies Vertrauen nicht unbelohnt bleibt. Er liebt Karolinen wirklich recht sehr, er hat sich insgeheim nach ihr erkundigt, und ist mit ihr sehr zufrieden, ich glaube gewiß, der Mann wird noch eine große Rolle in der Welt spielen und unser gutes Mädchen noch recht glücklich machen.

Meine Maria wünscht mich immer bei sich zu haben. Mir ists auch wohl hier, allein so viel spüre ich doch, daß das so sehr gepriesene Landleben von Ferne größere Reize hat, als in der Nähe; ich wünsche doch bald wieder in deinen Armen zu seyn; hör! bist du denn nicht auch ein Bischen neugierig? möchtest du denn deinen künftigen Schwa-

ger nicht kennen? Komm, hol' mich am Montag ab, mein Bette ist groß genug für uns Beide. Ich küsse Dich, meinen Bruder, und Karolinen im Geist, und bin ꝛc.

Wenn sich ein Ding schicken soll, so muß sich Alles darnach einrichten. Den Samstag Mittag bekam Theodore den Brief über Tisch, sie las ihn ihrem Bruder und Karolinen vor, und Letztere hatte besonders innige Freude darüber. Gleich nach Tisch kam ein Kammerdiener von der Fürstin, und lud die Kammerräthin ein, zu ihr zu kommen; das war nun eine Seelenfreude für sie, denn sie konnte wohl denken, daß es wieder auf eine innige Zusammenkunft in der Einsiedelei angesehen sey. Sie ging also hin, und ihre Vermuthung traf ein.

Als nun die Beiden dort waren und so nach gewohnter Weise vertraulich mit einander redeten, zog Theodore den Brief von Clementinen heraus und las ihn der Fürstin vor. Diese vortreffliche Dame nahm vorzüglich an Dultmanns Schicksal Antheil, sie hatte das Vermögen, dem Manne sein Glück zu machen, und sie brannte für Verlangen, es zu thun. Theodore unterstützte diese Gesinnung aus allen Kräften, und daß ichs kurz mache, die Beiden beschlossen, den Montag ganz incognito nach Frauenbrück zu fahren, Clementinen abzuholen, und zugleich zu sehen, wie dem braven Dultmann zu helfen seyn möchte.

Den folgenden Montag Morgens früh verfügte sich also Theodore an Hof, sie fand schon eine viersitzige Kutsche mit vier Pferden angespannt und den Kutscher auf dem Bock sitzen; sie ging hinauf zu der Fürstin, welche noch eine Tasse Chocolade trank, Theodore trank noch eine mit, und nun setzten sie sich Beide ein und fuhren fort, doch ritt ein Courier, aber ohne Livree, vor dem Wagen her. Gegen Mittag kamen sie zu Frauenbrück an, sie ließen den Kutscher mit den Pferden im Wirthshaus, nahmen ein Mädchen, das ihnen das Haus der Maria zeigen mußte, und wanderten nun Hand in Hand dahin. Die Fürstin hatte sich ganz ländlich angezogen, und kein Mensch dachte

daran, daß es die Fürstin sey. So traten sie in die arme Hütte der Wittwe hinein, auf die Stubenthüre zu. Theodore war voran, öffnete sie und die Fürstin folgte. Hier trafen sie die Maria mit ihrem Buben auf dem Schooß, Clementine saß ihr gegenüber, Beide hatten auf dem ländlichen, reinlich bedeckten Tisch ein Gericht wohlbereiteter Kartoffeln vor sich, daneben stand noch eine hübsche bunte irdene Schüssel voll süßer Milch, steif voll Weck gebrockt, und dann goldgelbe Butter mit starkriechendem Käse und gutes Schwarzbrod dazu, sie aßen ganz vergnügt zusammen. So wie die beiden Damen zur Thüre hereintraten, erschrack Maria und sprang auf. Clementine staunte über den Anblick der Fürstin, doch sie wurde auf französisch von ihrem Incognito unterrichtet und ihr befohlen, sie wie ihres Gleichen zu behandeln. Clementine gehorchte. Jetzt nahm die Fürstin einen Stuhl und setzte sich an den Tisch, Theodore und Clementine setzten sich auch, und alle fingen an zu essen. Maria mußte sich auch wieder setzen, doch sie war schüchtern, bis sie mit überhäufter Freundlichkeit vertraulich gemacht wurde. Die Fürstin kostete erst behutsam das ländliche Gericht, fand es aber so schmackhaft (denn Clementine hatte gekocht), daß sie endlich herzhaft mitaß. Nach dem Essen war die Rede von Dultmann, die Frauenzimmer wünschten ihn bei sich, und sie ersuchten Maria, ihn zu rufen. Während ihrer Abwesenheit äußerte Clementine ihr hohes Vergnügen über die Gnade der vortrefflichsten Fürstin. Weil Clementine eingezogen lebte und selten an Hof kam, so kannte sie die Fürstin nicht genug, jetzt aber lernte sie das edle Mädchen recht kennen und gewann sie aus der Maßen lieb.

Nun kam Dultmann; so wie er in die Stube trat, sahe man in dem Gesicht der Fürstin das frohe Erstaunen aus allen Zügen hervorleuchten. Wenn Sie mich kennen, Herr Dultmann, fing die große Dame an, so verrathen Sie mich nicht. Dultmann stand und starrte sie an, wie ein Mensch aus dem Traume erwacht und nicht weiß, ob er recht sieht; endlich fuhr er zurück, schlug die Hände zusam=

men. Gott im Himmel! rief er, ja, ich kenne — ich kenne Sie! Nun dann, Herr Heimburg, fuhr die Fürstin fort, so setzen Sie sich zu uns, denn in diesem Augenblick hören Sie auf, Dultmann zu heißen. Nun kannte ihn Theodore auch aus der Geschichte der Fürstin, auch Clementine hatte von Theodore so viel vernommen, daß sie auch wußte, wer er war. Heimburg setzte sich also ganz schüchtern herzu; während der Zeit wurde Kaffee gemacht, denn Theodore hatte ihn mit dem Geräthe mitgebracht und Maria konnte ihn zubereiten. Als der Kaffee getrunken war, so schlug Theodore einen Spaziergang vor, der auch von allen Seiten angenommen wurde.

Diese vier Personen spazierten also über die Brücke und über die Wiese hin. Nun fing die Fürstin an: Sagen Sie mir doch erst, Herr Heimburg, warum sind Sie so schüchtern? das waren Sie ja sonst nicht, Sie hatten sonst so etwas Großes an sich, so daß Sie über allen Unterschied des Standes sich weggesetzt hatten; das erklären Sie mir zuerst, und dann muß ich auch ihre ganze Geschichte wissen.

Verzeihen Sie mir, gnädigste Frau! antwortete Heimburg, mir ist in Ew. Durchlaucht Gegenwart nicht mehr so wohl zu Muth, als ehemals, und dazu habe ich gegründete Ursachen. Die Fürstin versetzte: diese Ursachen will ich wissen, Herr Heimburg! reden Sie frei, ich habe für diese Frauenzimmer kein Geheimniß. Heimburg erwiederte: so will ich denn meine Geschichte kurz erzählen; alsdann wird sichs aufklären, warum ich schüchtern in Dero Gegenwart bin.

Ew. Durchlaucht wissen, wie ungerecht ich ehemals bei den Hochseligen Eltern in Verdacht kam, und wer die Ursache davon war. Mein Vater fand für gut, daß ich mich entfernte; allein weil ich kein großes Vermögen hatte, so war nun die Frage, wohin ich mich wenden und was ich anfangen sollte. Nun hatte er einen Freund im Herzogthum C..., der ehemals mit ihm studiert hatte, und von dem er glaubte, daß er ein rechtschaffener Mann sey. Dieser Freund war ein Beamter auf dem Lande, der sehr viel Geschäfte

hatte und sonst sehr reich war. Er hieß Vollenberg. Dieser hatte kurz vorher an meinen Vater geschrieben: er möchte ihm doch einen geschickten Mann schicken, der ihm in seinen Geschäften an die Hand ginge: denn er habe sehr viel mit Gerichtssachen zu thun, zugleich habe er ein großes Rittergut, welches sein Eigenthum sey, und das er gern selber betreiben möchte; und endlich sey er auch noch vielen Edelleuten in ihren Sachen bedient, so daß er mit ein Paar Schreiber nicht auskommen könnte, sondern er habe noch überdas einen Gelehrten nöthig, dem er Sachen zur Ausarbeitung übertragen könnte. Nun hatte ich erst Theologie studiert, fand mich aber zum öffentlichen Vortrag ungeschickt und wandte mich daher zur Rechtsgelehrsamkeit, mithin glaubte mein Vater, diese Stelle sey gut für mich, weil ich mich da im Praktischen recht ausbilden und nach und nach brauchbar machen könnte; wenigstens sahen wirs als eine Fügung Gottes an, die mich jetzt bei diesem mißlichen Vorfall zu versorgen schien. Mein Vater schrieb also an Herrn Vollenberg, erzählte ihm mein Schicksal und ersuchte ihn, mich, seinen Sohn, zu sich zu nehmen. Vollenberg antwortete bald wieder und freute sich über diesen Antrag, er bat meinen Vater, mich je eher je lieber zu schicken; vom Lohn und dergleichen wolle er gar nichts sagen, ich sollte mit ihm zufrieden seyn. Kurz, ich war froh, dankte Gott für diese Gelegenheit und ging. Mein Vater gab mir beim Abschied zehn Louisd'or mit auf den Weg, weinte und sagte: geh, mein Sohn! ich will dir keine Lehren mehr geben, du weißt alles, was ich dir sagen kann, und ich bin mit dir zufrieden, du wirst gesegnet seyn und bleiben; nur das muß ich noch sagen: so viel ich vermuthe, stehen dir schwere Prüfungen bevor, denn du bist zu etwas Großem von Gott ersehen, und da liegen noch so einige Unarten, Steifsinn, Stolz und dergleichen in deiner Seele, die die ewige Güte durch Leiden noch wegbeizen muß, ehe sie dich recht brauchen kann. Diese Worte drangen mir tief in meine Seele, ich werde sie nie vergessen, besonders da es die letzten sind, die mein vortrefflicher

Vater zu mir gesprochen hat, denn er ist seit der Zeit gestorben.

Nun reiste ich fort und kam nach ein Paar Tagen auf meinen neuen Posten. Ich trat kaum zur Thüre hinein, so sah ich schon mein Elend grünen; ich fand den Herrn Rath am Tische sitzen, die Frau Räthin an seiner Seite, darnach folgten ein Paar Töchter und ein Sohn, der etwa vierzehn Jahre alt war. Kein Mensch stand auf, als ich kam. Alle sahen mich an, und der Herr Rath sagte: Er wird der junge Heimburg seyn? Zu dienen! antwortete ich, und stand da wie die Butter an der Sonne; ich brachte ihm Empfehlungen von meinem Vater. Ich danke! ich danke! antwortete er darauf. Die Räthin redete leise mit ihm. Ich verstand aber wohl, wovon die Rede war. Die Frage war, zu entscheiden, ob ich allein oder da am Tische speisen sollte? Letzteres wurde endlich zur Noth beschlossen und darauf klingelte man. Es wurde Teller und Serviette gebracht, und auf Befehl mir ganz unten an den Tisch gestellt. Ich wurde nun durch einen Wink beordert, mich zu setzen; ich schwieg, setzte mich und aß, aber ich redete kein Wort, außer wenn man mich fragte, und das geschah nicht viel. Während dem Essen machte ich meine Anmerkungen über mein künftiges Leben, und wurde recht innig traurig; ich wünschte darauf, man möchte mir zeigen, wo ich schlafen sollte, denn ich sey müde. Eine Magd leuchtete mir zu Bette, ich bekam ein Zimmerchen im dritten Stock, wo es weder warm noch bequem war. Kurz, ich wurde wie die andern Schreiber behandelt, nur daß ich am Tische essen durfte.

Ich will Ew. Durchlaucht nicht mit einer weitläufigen Erzählung aller Kleinigkeiten aufhalten. Ich wurde anfänglich auf alle nur mögliche Weise gemißbraucht; hundertmal war ich fest entschlossen, wegzugehen und Soldat zu werden; allein meines Vaters letzte Rede und sein Segen war so tief in meine Seele gedrungen, und ich war von der Wahrheit seines Satzes so überzeugt, daß ich beschloß, auszuhalten, es möchte auch kosten, was es wolle. Ich fühlte tief in meiner Seele, daß meine Unarten, mein Stolz, den

ich sonst für Ehrliebe gehalten hatte, mich auf immer unglücklich machen würden, wenn ich nicht durch viele Uebungen geprüft und geläutert und so zu allerhand Schicksalen, die auch dem Größten bevorstehen, bereitet würde. Daher gab ich nie Widerworte, ich hielt alles aus; ich that alle Geschäfte unverdrossen, und alles, was ich that, war gesegnet. Dieser Zustand dauerte so zwei Jahre fort; nun starb mein Vater. Jetzt fing Vollenberg an, andere Saiten aufzuspannen, allmälig machte er mich zu seinem Vertrauten: gab mir mehr Lohn und behandelte mich edler; ich glaubte, meine schwerste Prüfungszeit sey nun vorbei; allein zu meinem größten Schrecken fand sich ein Jahr später ein Umstand, der mich in noch größere Leiden stürzte. Die älteste Tochter meines Beamten war ein außerordentlich versäumtes Mädchen, so wie alle seine Kinder: sie war ein gutes Geschöpf, allein ganz ohne Erkenntniß und ohne Erziehung; diese hatte sich mit einem Schreiber zu weit eingelassen; sie wurde schwanger. Die Eltern entdeckten dieß Unglück bald, und glaubten wegen dieser Schande zu vergehen, aber die Maßregeln, welche sie nahmen, waren eben so schimpflich. Einsmals an einem Nachmittag saßen die beiden Eltern zusammen, sie hatten sich eingeschlossen und hielten Rath mit einander. Gegen fünf Uhr wurde ich hinein gerufen, der Vater war nun allein und hatte eine Flasche Burgunder vor sich stehen nebst zwei Gläsern; er war gar freundlich, stand auf, nahm mich bei der Hand und führte mich neben sich auf einen Stuhl. Herr Heimburg, fing er an, Sie sind nun schon lange bei mir, Sie haben mir treu gedient, und nun möchte ich Sie auch gern glücklich machen, jetzt bietet sich eine Gelegenheit dazu dar; damit schenkte er mir Wein ein und ersuchte mich, mit ihm zu trinken. So vertraulich war er noch nie gewesen, ich wunderte mich darüber, und glaubte fast, meine Leiden seyen zu Ende, ich trank ein Gläschen, weigerte mich aber mehr zu trinken; weil ich nie den Wein geliebt habe. So sehr mich mein Beamter nöthigte, so wenig ließ ich mich überreden; und da ich sahe, daß er darüber betreten wurde, so wurde

er mir mit seinen Glücksanträgen verdächtig, und ich fing an, auf meiner Hut zu seyn. Doch wollte er seinen Plan nicht aufgeben, er fing an, von seiner Tochter und von ihrem Unglück zu reden, ja, sagte er, wenn sich jemand fände, der sie heirathete, ich wollte ihm zwanzigtausend Gulden sogleich baar voraus geben. Der Schreiber hatte sich davon gemacht, sobald als die Schwangerschaft sich zeigte, der war also nicht mehr zu haben.

Jetzt verstand ich, was Vollenberg wollte, ich sollte für Geld sein Mädchen ehrlich und mich lebenslang unglücklich machen. Nun fühlte ich aber in meiner Seele nicht die mindeste Pflicht, diesen Antrag anzunehmen, im Gegentheil war es meine Pflicht, es nicht zu thun. Feierlich und ernst fing ich an, nachdem ich ihn ganz verstanden und er mir den Antrag ganz deutlich gemacht hatte: Herr Vollenberg! ich bin der Sohn eines rechtschaffenen Mannes, von gutem ehrlichen Herkommen, aber ohne Vermögen. Mein Vater war nie zwanzigtausend Gulden reich, ich habe nichts als meine Kenntnisse und ein gutes Gewissen vor Gott und Menschen, und noch dazu einen guten ehrlichen Namen; diese meine Lage ist mir lieber, als jede andere in der Welt, und ich werde allen Fleiß anwenden, daß ich ja keinen Schritt thue, der mich reuen könnte; eine Person zu heirathen, die schon einem andern ihr Herz geschenkt hat, ja dessen Frau sie wirklich in den Augen Gottes ist, das wäre eine ehebrecherische Sünde, dafür mich Gott bewahren wird, und überdem schicken wir uns auf keinerlei Weise zusammen. Sparen sie also alle weitere Mühe, denn in diesem Stück bin ich ganz unüberwindlich. Sie wissen, wie treulich ich Ihnen gedient habe, und daß ich niemals in billigen Dingen Ihnen zuwider war, in solchem Fall aber bin ich ein Mann, der seine Würde kennt und sich auf die entfernteste Weise nicht zu Niederträchtigkeiten versteht, die alles Gold der Welt nicht adeln kann.

Vollenberg, der keinen Seelenadel kannte, und glaubte, es sey alles mit Geld auszurichten, weil er noch keine Erfahrung vom Gegentheil hatte, gerieth in eine solche Scham,

daß er bis an die Ohren roth wurde; er wußte nicht, was er sagen sollte, denn er war bestürzt und verwirrt, und auch nicht schlau genug, sich sogleich herauszuhelfen; er schwieg eine Weile, sah vor sich nieder, und ich schwieg auch. Endlich stand er auf und sagte zornig: nun so will ich Sie auch nicht lange bitten; ich meynte es gut mit Ihnen, jetzt können Sie denn auch sehen, wie es Ihnen noch in der Welt gehen wird. Gut! antwortete ich: entlassen Sie mich nur dieses mir widrigen Gesuchs, und erlauben Sie mir nur, meine Geschäfte, wie bisher, ruhig fortzusetzen. Nun so gehen Sie denn an Ihre Arbeit, setzte er noch schnaubend hinzu; ich stand auf und folgte seinem Befehl. Als ich in der Einsamkeit war, so machte ich meine Anmerkungen über meine Umstände, ich wäre gern aus diesem Dienste gegangen, wenn ich hätte wissen an Brod zu kommen. In meinem Vaterlande war's unmöglich, denn dort hatte ich unschuldiger Weise allen Kredit verloren, und anderwärts war auch keine Hoffnung dazu, besonders weil ich da auf dem Lande lag und niemand etwas von mir wußte; auch hütete sich Vollenberg gar sehr, rühmlich von mir zu reden, oder mich zu empfehlen, denn er konnte mich herrlich brauchen, und er wußte gar wohl, was er an mir hatte. Ich wußte also nicht wohin, auch glaubte ich, es sey meine Schuldigkeit, so lange auszuhalten, bis mir die Vorsehung einen Ausweg zeigen würde. Ich spürte nun auch die Wirkungen des Korps, den ich meinem Herrn gegeben hatte, ich wurde nachläßiger behandelt als vorher, und ich hatte sehr Vieles zu leiden. Aber der Schlag, der mich jetzt erwartete, übertraf alle Leiden, die ich noch bis dahin erfahren hatte.

An einem Morgen kam ein Bedienter auf die Schreibstube und rief mich schleunig zum Herrn Vollenberg; mir ahnete nichts Gutes. Ich ging hin und fand ihn, seine Frau und die schwangere Tochter beisammen. Mit einer Miene, die Erstaunen und Grimm anzeigte, redete er mich so an: Nun du Erzheuchler! ist denn doch deine Schande einmal an den Tag gekommen, du hast mein Kind geschwängert, sie überredet, die That auf den armen Schreiber zu wälzen, und

den hast du aus dem Wege gebracht und fortgeschafft. — O das ist abscheulich! abscheulich! du stellest einen Christen, einen Mann von Ehre vor, lügst also allen Menschen ins Angesicht! — du hast mein Haus geschändet, jetzt nimm auch die Schande wieder weg, oder du sollst dein Elend nicht übersehen können, das schwör' ich dir hier bei meinem grauen Kopf! Auch die Räthin that noch ihr Scherflein dazu, indem sie sagte: Pfui, Herr Heimburg! wie konnten Sie mein armes Kind so verführen, das hätt' ich nimmermehr hinter Ihnen gesucht, ich hätte Häuser auf Sie gebaut, machen Sie nun auch Ihre Sache wieder gut! Die Tochter saß während der Zeit da mit niedergeschlagenem und dickgeweintem Gesicht. Und ich, ich war fast wie Loths Weib über dieser gräulichen Bosheit zur Salzsäule geworden! ich wußte nicht, was ich sagen oder denken sollte, mein Blut kochte, aber das half nichts, alle Drei waren von meiner Unschuld überzeugt, mithin half auch keine Entschuldigung; doch wagte ich einen Versuch. Ich trat dem Mädchen unter die Augen, sah sie scharf an und fragte: Können sie das, was Sie da gegen mich zeugen, auch vor dem Gericht Gottes behaupten? Können Sie in Ihrer letzten Todesstunde, die Sie leicht in Kurzem überraschen kann, können Sie da froh abscheiden und sagen: Heimburg ist Vater meines Kindes? Ich merkte, daß sie blaß wurde und zitterte, und doch war die Ueberredung ihrer Eltern, vielleicht auch ein wichtiges Versprechen, oder Geschenk von ihnen, und endlich auch das Verlangen, mich zu bekommen und dadurch ihre Ehre wieder zu erlangen, alles dieß war zu stark und zu reizend für sie, sie faßte sich wieder und sagte mir kühn und keck unter die Augen: ich sey der Mann, der sie entehrt habe, und ich sollte sie jetzt nun auch heirathen, oder sie würde vor der Obrigkeit wider mich zeugen. Ja, fiel der Alte wieder ein, zum Eid lassen wir es nicht kommen, denn ich weiß wohl, daß ein Mann von Eurem Schlag sich wenig aus einem Eide macht, und da wäre mein armes Kind verloren. Nein, so gehts nicht, gestehen Sie mir im Augenblick, daß Sie Vater von der Leibesfrucht meiner Tochter sind. Herr Wollenberg! fing

ich an. Sie haben ihren Plan sehr weislich und pfiffig ausgedacht, wie's aber nun mit der Ausführung gehen wird, das muß die Zeit lehren; ich kann freilich meine Unschuld nicht beweisen, ich bin zu schwach gegen Sie und muß also die Schande tragen, aber das schwör' ich Ihnen vor Gott dem Allmächtigen, unter dessen Gewalt wir alle stehen, daß ich Ihre Tochter in Ewigkeit nicht heirathe, und daß mich keine Gewalt zwingen wird, mich mit einer Person zu verbinden, die frech genug ist, so etwas zu behaupten! Dieß sagte ich mit einer solchen Freudigkeit, daß sie alle Drei die Augen niederschlugen, und vielleicht in dem Augenblick empfanden, daß der Glanz der Wahrheit gegen alle Gewalt unüberwindlich sey.

Gehen Sie denn an Ihre Arbeit, fuhr er fort, und hüten Sie sich, daß Sie mir keine fernere Schwierigkeiten machen, ich werde Sie wohl lehren, was Sie thun sollen, und wenn Sie noch hundert Eide schwüren!

In dieser Lage empfand ich oft eine unaussprechliche Angst, ich wußte mir nicht zu rathen und zu helfen, weglaufen durfte ich nicht, ich konnte aber auch nicht, denn ich wurde Tag und Nacht streng bewacht. Doch, das war sehr unnöthig, durch mein Weglaufen hätte ich mich ja eben so verdächtig gemacht, als der entwichene Schreiber, meine Ehre erforderte also, in diesem Ofen des Elends auszuhalten und alles zu erwarten. Dieser traurige Zustand dauerte etliche Tage, als auf einmal an einem Morgen früh ein Lärm entstand: die älteste Mamsell sey fort, die Eltern kamen fast betäubt aus ihrem Schlafzimmer und lamentirten. Sogleich wurden reitende Boten überall ausgesandt, um sie wieder einzuholen, und ich mußte mich vor den Augen des Hausgesindes schändlich ausschelten lassen, daß ich Schuld an allem sey, ich hätte sie geschwängert, nur läugnete ich die That, darum sey nun das arme Kind desperat geworden und fortgelaufen, ja ich hätte den armen Schreiber auch durch meine List unglücklich gemacht und in Verdacht gebracht u. s. w. Da ich nun wußte, daß hier keine Widerlegung half, so schwieg ich still und trug meine Schmach geduldig. Indessen betete ich

beständig zu Gott und flehte Ihn an um Hülfe und Beistand in diesen großen Nöthen.

Was ich sechs Wochen lang durch Schmähworte und allerhand Behandlungen erfahren habe, das läßt sich nicht genug sagen; oft fehlte es nicht viel, daß ich nicht nach C... wäre ausgeliefert worden, denn ich erfuhr insgeheim von einem getreuen und braven Schreiber, der mir geneigt war und meine Unschuld wohl einsah, daß ich allenthalben mit äußerstem Abscheu genannt, und meiner nur mit Fluch und Vermaledeiung gedacht würde.

Endlich gefiel es Gott, mich aus meiner Noth wunderbar zu erretten, Er ist gerecht und hilft, wenn das Elend am größten ist, ja er weiß Auswege, wo kein Mensch einen ausdenken kann. Unsere schwangere Jungfer war heimlich zu einem benachbarten katholischen Geistlichen geflohen, dem hatte sie entdeckt, daß sie wünsche, katholisch und in ein Kloster aufgenommen zu werden. Dieser hatte sie auf eine sichere Art nach Köln ins Ursulinerkloster geschickt, wo sie auch willig aufgenommen worden. Indessen hatte das gute Kind meinetwegen schwere Gewissensangst, sie entdeckte sich der Vorsteherin, und begehrte, daß mir möchte geholfen werden; es wurden zu dem Ende zween rechtschaffene Geistliche, zween bürgerliche Zeugen und ein Notarius gefordert, welche ein Instrument entwarfen, in welchem die Schwangere die ganze Geschichte mit dem Schreiber, hernach auch das Unrecht, welches mir ihre Eltern angethan und wie sie sie beredet hätten, mich für den Thäter anzugeben, erzählte. Dies Instrument wurde abgeschrieben, das Original nebst einem Schreiben von dem Beichtvater der Schwangeren an die Landesregierung zu C... abgeschickt, mir aber schrieb auch dieser Geistliche, und legte mir eine Copie von obigem Instrument bei. Ich empfing diesen Brief mit tiefer Demüthigung vor Gott. Mein Herr Vollenberg wußte noch von Allem nichts; ich stand bei mir an, ob ich ihm Etwas sagen sollte; allein ich fand endlich für gut, zu schweigen und den Ausgang der Sache Gott zu überlassen; es dauerte nun nicht lange, so erfolgte dieser Ausgang. Herr Vollenberg be-

kam einen Befehl von der Regierung, nach E... zu kommen und mich mitzubringen. Wenn man kein gutes Gewissen hat, so ängstet man sich leicht, ihm ahnete nichts Gutes, er spannte gelinde Saiten auf, fing an demüthig mit mir zu reden, er zog mich nun wieder an seine Tafel, erwies mir alle ersinnliche Freundschaft, auch seine Frau war aus der Maßen betrübt. Sie gestanden mir nun freiwillig, daß sie, um die Ehre ihrer Tochter zu retten und sie durch mich glücklich zu machen, alle diese Künste angewendet hätten, und nun baten sie mich, wenn etwa diese Sache nach der Strenge untersucht würde und es nun auf mich ankäme, daß ich sie doch nicht unglücklich machen möchte. Ich antwortete ihnen: wenn es auf mich ankommen würde, so verziehe ich ihnen von Herzen, besonders weil ich wohl erkannte, daß mir alle Leiden, die ich bei ihnen erduldet hätte, sehr heilsam gewesen wären.

Nun erscholl das Gerücht überall, daß die schwangere Jungfer Vollenberg nach Köln geflüchtet und katholisch geworden, zugleich auch, daß ich unschuldig sey; sogar vergrößerte das Gerücht noch Vieles in der Sache, meine Ehre wurde unter dem gemeinen Volk aufs Beste gerettet, hingegen der Rath Vollenberg und seine Frau verflucht und verwünscht. Endlich erschien der Tag unserer Abreise nach E... Nie hab ich einen Menschen zaghafter gesehen, als meinen Beamten, es fehlte nicht viel daran, daß er sich Galgen und Rad vorstellte, er verließ seine Leute zu Haus in einer Art von Verzweiflung und reiste mit mir fort. Wir mußten Beide vor der Regierung erscheinen, dort wurde ihm das kölnische Instrument von Wort zu Wort vorgelesen, ihm darauf eine vollkommene Kassation angedeutet, und ich wurde gefragt, was ich zur Genugthuung von ihm verlangte? ich antwortete: eine vollkommene Erklärung meiner Unschuld sey Alles, was ich verlange, nichts anders wäre im Stande, mir meine Ehre zu ersetzen, daher wollte ich nichts mehr, als daß Herr Vollenberg hier in Gegenwart des hohen Regierungskollegiums bekenne, daß Alles, was in dem Instrument enthalten, die Wahrheit und ich vollkommen unschuldig sey.

Das böse Gewissen dieses Mannes hatte ihn so betäubt, daß er an kein Läugnen dachte, denn der Präsident fehlte wirklich darin, daß er den Beamten kassirte, ohne seine Verantwortung zu hören, es ist aber bekannt, wie hitzig er in Ausübung der Gerechtigkeit ist. Hätte sich Vollenberg auf die Hinterbeine gestellt, so hätte er dem Präsidenten Etwas können zu schaffen machen; aber das that er nicht, er vergoß Thränen, gestand Alles, bat seinen Landesherrn, das ganze hohe Regierungskollegium und mich um Vergebung, und dankte für die gnädige Strafe, Wir reisten also zurück, und da Vollenberg ein reicher Mann ist, so geht ihm weiter nichts ab, als die Ehre, ein rechtschaffener Mann geblieben zu seyn. Ich suchte in C... Dienste, fand aber nicht nur alle Stellen besetzt, sondern auch noch so viele Exspectanten, daß ich mirs vergehen ließ, ferner in C... zu warten. Indessen hatte mich Herr Vollenberg verlassen, und ich glaubte, er sey schon wieder nach Hause, allein des Abends kam ein Mann mit einem Röllchen von 100 alten Louisd'ors nebst folgendem versiegeltem Billet:

„Ich weiß, mein lieber Herr Heimburg! daß Sie nicht länger bei mir bleiben können und also andere Dienste suchen müssen; ich weiß auch, daß Sie kein Geld zum Ersatz ihrer Ehre annehmen, in dieser Rücksicht schicke ich Ihnen auch beigehendes Päckchen nicht, sondern da Sie durch mich außer Dienst und also auch außer Brod gesetzt sind, so erachte ichs, meine Schuldigkeit zu seyn, Ihnen dadurch so lange Unterhaltung zu verschaffen, bis Sie wieder versorgt sind. Wenn Sie es gutwillig annehmen, so ist mein Gewissen wegen Ihrer beruhigt, darum ersuche ich Sie ernstlich, Ihre Ehrliebe nicht zu weit zu treiben, und diesen Ihren rückständigen, wohlverdienten Lohn von mir anzunehmen. Ich verbleibe ohne Aufhören Ihr

bereitwilliger
Vollenberg.

Diese edle Handlung rührte mich so, daß ich Thränen vergoß und dem guten Mann von Grund meiner Seele Alles verziehe. Der Ueberbringer wartete noch, ich wollte mit ihm

gehen, um Wollenberg meine Dankbarkeit zu bezeugen, aber er war schon fort; ich schrieb also recht höflich, und dankte ihm aufs verbindlichste für seine Güte. Nun nahm ich mir vor, an den Sch...n Hof zu gehen, weil da ein Bekannter von mir in Diensten stand, ich schrieb ihm von C... aus, und bekam Antwort, daß ich ihm willkommen seyn und er mich versorgen würde. Ich machte mich also auf den Weg und kam hier in dies Dorf, wo ich über Nacht bleiben mußte. Nun traf sichs, daß just ein Sch...r Rath hier war, ein Mann, der allgemein für einen rechtschaffenen und großen Gelehrten bekannt ist; diesem sagte ich, daß ich auf Anrathen des Herrn.... Willens sey, an seinen Hof zu reisen; allein dieser Herr erzählte mir so viel von meinem vermeintlichen Freund, von seiner Lage und von der Beschaffenheit des Hofes selbsten, daß mir alle Lust verging, dorthin zu reisen, ich hielte das für einen Wink der Vorsehung und blieb also hier, um zu erwarten, was sie denn nun ferner über mich verhängen würde. Ich habe mich hier bei hübschen Bauersleuten eingemiethet und gehe bei dem Pfarrer in die Kost, dem ich Kostgeld bezahle. Ew. Durchlaucht verzeihen meine langweilige Erzählung. Dafür danke ich Ihnen, antwortete die Fürstin, und jetzt haben also Ihre bisherigen Prüfungen ein Ende. Sie sind durch mich unglücklich geworden, durch mich sollen Sie nun auch desto glücklicher werden, ich habe dem Fürsten schon oft unsere Geschichte erzählt, er wünschte immer Ihren Aufenthalt zu wissen, um Ihnen helfen zu können. Fassen Sie also Muth, Sie fahren morgen mit uns in meinem Wagen nach Rheinau, bleiben einige Tage bei dem Kammerrath Ehrenfried, mittlerweile wird so für Sie gesorgt werden, daß Sie zufrieden und getröstet seyn können.

Während dieses Gesprächs waren die Spazierenden immer vorwärts gegangen, und Theodore hatte stillschweigend und mit Fleiß den Gang auf den Blumenhof zu geleitet, so daß sie da diese herrliche paradiesische Wohnung vor sich sahen, als Dultmann oder nunmehr Heimburg seine Erzählung geendiget hatte. Die Fürstin stutzte und fragte,

wo sind wir? Zu Haus, Ihro Durchlaucht! antwortete Theodore, das ist unser Gut, wo der alte ehrwürdige Osterfeld Verwalter ist und wo sich mein Vater jetzt aufhält. Jetzt erkannte sich auch erst Clementine, denn sie war ja schon ehemals als Bauernmädchen da gewesen. Der Fürstin war dieser Spatziergang und Ueberraschung gar recht, sie drückte Theodoren die Hand und sagte: ich danke dir Mädchen, daß du mich hieher geführt hast. Heimburg konnte nicht ablassen, Thränen über sein Glück zu vergießen, er küßte der Fürstin die Hand mit innigster Rührung, und versprach, sein ganzes Leben und alle seine Kräfte zum Besten eines vortrefflichen Fürstenpaares zu verwenden!

Dietrich von der Linden war eben vom Handel zurück gekommen; denn seinen Kornhandel setzte er noch immer fort. Er hatte sich so eben ausgezogen, stand nun an seinem Fenster und schaute so fürbaß die Wiese herab, und rauchte seine Pfeife Knaster, als er da drei vornehme Frauenzimmer und einen Herrn kommen sah; noch kannte er keine, nach und nach aber bemerkte er seine Tochter, dann Clementinen, die andern beiden aber kannte er nicht. Denk Frau, fing er an, da kommt meine Tochter Kammerräthin und Jungfer Clementine und noch ein Weibsbild, die kenne ich aber noch nicht; die vornehmen Leute haben aber viele Freunde, es mag wohl so eine von den Kostgängern seyn, es geht alles seinen Gang, und der Kerl da ist doch wohl nicht gar mein Hans Jakob, oder er müßte sich verändert haben, nein er ists nicht, jetzt seh ichs. Die Frau von der Linden machte sich nun etwas flink und eilte geschwind mit ihrem Mann heraus, um die Freunde zu empfangen. Osterfeld hatte sie auch bemerkt, der war schon in seinem Schlafrock und weißen baumwollenen Kappe etwas weiter voraus; aber er stand da am Baume, hielt die Kappe in der Hand und war erstaunt. Dietrich hielt die Pfeife in der Hand und guckte den Osterfeld mit aufgesperrtem Maule an. Jetzt waren die Frauenzimmer da, Dietrich eilte auf seine Tochter zu, um sie zu bewillkommen, fuhr aber wieder zurück und stellte sich, die Kappe und Pfeife in der Hand, neben Herr

Osterfeld, und die Frau von der Linden stellte sich hinter die Männer und faltete die Hände vor dem Bauch. Die Fürstin konnte sich des lauten Lachens nicht enthalten. Theodore, Clementine und Heimburg mußten ebenfalls herzlich lachen, denn die drei standen da wie Knaben vor dem Schulmeister, doch ermannte sich Osterfeld am ersten, es war ihm nichts ungewohntes, mit fürstlichen Personen umzugehen, nur war ihm diese Ueberraschung allzu unbegreiflich und unerwartet, er trat also hervor und sagte: Gnädigste Frau! wir werden Verzeihung erhalten, daß wir so unbereitet vor Ew. Hochfürstl. Durchl. erscheinen, denn wir wußten von dieser außerordentlichen Gnade nichts und durften sie uns auch nicht träumen lassen. Welcher ist denn dein Vater, Kammeräthin? fragte die Fürstin. Theodore umarmte und küßte ihn, und mit Thränen sagte sie: sehen Ew. Durchlaucht den ehrlichen Mann hier in Gnaden an, dessen Tochter so unermeßlich glücklich ist, der besten Fürstin zu gefallen. Die Fürstin trat vor den Alten hin, lächelte ihn an und sagte: Ich danke ihm, mein Freund, daß er mir eine so herzensliebe Theodore gezeugt hat, ich danke ihm herzlich, wenn es ihm Freude macht, daß ich seine Tochter liebe, so freue er sich nun so sehr er kann, und weiß er was, heut diese Nacht wollen wir bei ihm herbergen, seine Frau und meine Theodore, und meine Clementine und und — ich — wollen uns selber kochen. Niemals hatte Dietrich mit einer Fürstin geredet, er hatte auch gar keinen Begriff davon, daß ihn eine Fürstin besuchen oder mit ihm reden könnte. Er verstummte, sagte kein Wort, aber die Freudenthränen liefen ihm die Wangen herab; endlich fing er an: nun sey doch Gott im Himmel gelobt, daß ich einmal meine Landesmutter beherbergen soll, ich Esel wollte meine Kinder nicht vornehm haben, ja — da gehts doch seinen Gang, Gott sey Dank, daß sie vornehm geworden, da schaffen sie mir nun die Freude, die nicht auszusprechen ist. Ach Mädchen! er weinte laut und fiel Theodoren um den Hals, o goldiges Mädchen, Gott lohne dir, wie machst du deinen armen Vater so glücklich! — Ja ich bin reich; aber könnte ich jetzt

mein halbes Vermögen in das verwandeln, was meiner Fürstin das beste Vergnügen macht, ich thäts bei Gott! diese Worte trieben der Fürstin die hellen Thränen aus den Augen, sie drückte ihm die Hand und sagte: Vater! kommt mit uns ins Haus, ich will euch sagen, was uns Freude macht.

Die Fürstin, Theodore, Clementine und Heimburg gingen nun ins Haus. Osterfeld, der's verstand, mit vornehmen Leuten umzugehen, erhob sich selbst zur Würde eines Haushofmeisters, Dietrich aber wollte Kassirer seyn: denn die Ehre, seine Fürstin auf seine Kosten zu bewirthen, wollte er sich nicht nehmen lassen; er nahm daher Theodoren und Osterfeld allein, und bat sie, Alles zu fordern, was zum Wohlstand gehörte, damit er sich nicht schämen dürfte. Diese Bitte wurde ihm ohne Anstand gewähret.

Ein schöner Sommerabend auf einem einsamen Bauernhof, und besonders auf dem paradiesischen Blumenhof, ist für gefühlvolle Seelen etwas Herzerhebendes. Die heilige Stille der Natur, die Fülle ihrer Reichthümer, Sonne, Himmel, Erde, die reinere Luft, alles das zusammen genommen, wirkt unwiderstehlich auf ein der Empfindung des Schönen und Guten offen stehendes Herz, und stimmt es zur Harmonie mit der ewigen Liebe und Güte. Der Stadtbewohner, und besonders der Hofmann, ist an Kunst, an Gewühl der Menschen, an Form ohne Wesen gewöhnt, und hier kenne ich meine Leute. Hat der Hof- und Stadtton, der dort gewöhnliche Wirkungskreis, in einem menschlichen Geist das Bürgerrecht erlangt, wird's einem im Genuß der freien Natur weh, hat er dort langeweile, nun so gehe er immerhin wieder in seinen Stadtzirkel, lange wird der Leidende vor seinen Augen herumstöhnen und seufzen, ohne ein Tröpflein Kühlendes auf seine lechzende Zunge von ihm zu bekommen.

Dieser Abend war vorzüglich schön. Das Zimmer, in welchem die Fürstin mit ihren Freundinnen logirte, hatte alle seine Fenster gegen Morgen, unter demselben war der ländliche Garten, dann eine große Flur mit Rübsaat, die just in ihrer prachtvollen gelben Blüthe stand, dahinter lag eine breite Wiese mit einem starken silberhellen Bach, voller Forellen, an welchem jetzt gerad etliche Knechte auf und ab

gingen, um auf die Abendtafel etliche zum Blausieden zu fangen. Dann stieg im Goldglanz der untergehenden Sonne eine mäßige Waldseite in die Höhe, über welcher ein graues mit Gold verbrämtes Wolkengebirge ruhte. Theodore und Clementine standen am Fenster, die Fürstin mitten zwischen ihnen, und schloß in jeden Arm eine ihrer Freundinnen; alle Drei ergötzten sich an der herrlichen Aussicht, heilige Stille ruhte über ihren Seelen, und ihre Worte waren einzelne Ausbrüche des Wohlgefallens; gerne hätte die Fürstin nach der Wiese hin und den Wald hinauf gewandert, wenn nicht ihr müder Fuß der Ruhe bedurft hätte. Indessen stieg der Schatten den Berg hinauf, und Kühlung wehte von Morgen her.

Indessen hielt sich Heimburg bei Osterfeld auf, ihre Gemüther und ähnlicher Beruf stimmten sie zur Harmonie der Geister, sie veranstalteten alles zusammen, und waren die erste Viertelstunde Freunde. Als es nun anfing, dämmernd zu werden, so schlich ein alter, mehr als sechzigjähriger Mann herzu, er hatte einen alten zerrissenen braunen Rock an, sein Silberhaar guckte an verschiedenen Orten durch den verblichenen durchlöcherten Hut, und hing verworren um seinen hageren, verfallenen Kopf, sein Bart, der nur selten konnte geschoren werden, weil seine Heller so weit nicht reichten, stand halb Fingers lang um das Kinn, und an seiner Seite hing ein leinener beschmutzter Brodsack. Kümmerlich und gebückt stand er an der Thür und hielt zaghaft, abschlägiger Antwort gewohnt, um eine Nachtherberge an. Osterfeld war nicht gewohnt, einen solchen Gegenstand des Mitleids abzuweisen. Dietrich eben so wenig, sie standen beide an der Thür, als er kam, und sagten ihm die Herberge zu. Nun trat der arme Alte mühselig herein. Dietrich holte ihm einen Stuhl und setzte ihn an die Thür in die angenehme Abendluft. Während der Zeit gefiel es der Fürstin, im Baumhof herumzuwandeln, sie ging in Begleitung ihrer Freundinnen herunter, und fand den Bettelmann an der Thür sitzen. Ein solcher Anblick durchdrang ihr Herz desto heftiger, da sie dessen weniger gewohnt war; sie stellte sich vor ihn, der gute Alte kannte sie nicht, doch bewog ihn ihr vornehmes Ansehen aufzustehn und seinen Hut abzuziehn. Lieber Alter! fing die

Fürstin an, setzt euch, ihr seyd müde, die Tage müssen euch sauer werden, setzt euch! indessen griff sie in den Sack, um ihm ein Almosen zu geben, auch die beiden andern Frauenzimmer suchten Geld für ihn. Ey, fing Clementine an, ich laß mir so gern die armen Leute ihre Lebensgeschichte erzählen, es liegt immer so viel Lehrreiches darinnen, wollen wir den armen Mann nicht bitten, daß er uns die seinige erzählt? Mir ists recht, sagte die Fürstin, da wirds was zu weinen geben. Heimburg, der nicht weit davon stand, holte Stühle für die Damen, und die beiden Alten stellten sich nun nebst ihm in einiger Entfernung hinter sie. Nun guter Alter! sagte Theodore, erzählt uns doch Eure Lebensgeschichte, es muß Euch wunderlich um den Kopf gegangen seyn. Der Alte, welcher gebückt saß, richtete mit Würde sein Haupt auf, schaute um sich, und sagte in schönem Deutsch und mit gewohnter Zunge: meine Lebensgeschichte gehört für die Ewigkeit — dort wo mein Geist ein entrolltes Buch seyn wird, da wird jeder Selige in demselben erstaunliche Wunder der Vorsehung lesen.

Alle Zuhörer guckten sich an, die Worte schienen ihnen ein hohes Orakel zu seyn. Der Ton und die Würde, womit der Mann sprach, machte sie etwas Sonderbares ahnden, besonders Heimburg wurde blaß von Schrecken und Verwunderung, die Stimme und der Ton, der Accent und Alles kam ihm bekannt vor, doch konnte er sich auf nichts besinnen. Die Fürstin war aber nun noch neugieriger geworden, sie antwortete: warum soll Euer Lebenslauf erst in der Ewigkeit bekannt werden, warum nicht schon hier? Ihr könntet vielleicht durch die Erzählung uns erbauen, und Euch Euer Elend lindern. Mein Leben, versetzte der Alte, war glänzender, als Sie mich da sehen, ich war von jeher gerecht und suchte mich eines frommen Wandels zu befleißigen, und doch verdiene ich mein jetziges Elend, ich wills auch dulden, willig tragen, und mich auf jene Welt freuen. Jetzt stürzte Heimburg herzu, bückte sich über den Alten hin und rief: ich beschwöre Euch bei Gottes Barmherzigkeit, Alter! sagt mir, wer ihr seyd? Gott sey mir gnädig! schrie der arme Mann, das ist ja mein Sohn leibhaftig, wer hat

dich von den Todten zurückgerufen? Ja, ja, stöhnte Heimburg mit seelzagenden Seufzern, ich bin Hofrath Heimburgs Sohn, aber mein Geist fährt mir aus über Ihr Elend, auch ich glaubte Sie todt! Gütiger Gott! welch' Schicksal über uns! Jetzt hingen beide zusammen und weinten stumm. Die Fürstin und beide Frauenzimmer waren erstarrt über diesen Zufall, nach und nach verwandelte sich ihre Verwunderung ebenfalls in Thränen. Während der Zeit war der Ausfluß der Zärtlichkeit in den Herzen des Vaters und Sohnes verbraust, der junge Heimburg riß sich los, und in dem Kummer über seines Vaters Zustand sprang er herum, wußte sich nicht zu fassen, kam endlich und kniete vor der Fürstin nieder, küßte ihr die Hand mit Thränen und sagte: Ach, gnädigste Frau! (hier fuhr der Hofrath auf) erbarmen Sie sich über meinen Vater! Das will ich, Heimburg, rief die vortreffliche Dame, das will ich, nicht ohne Ursache hat die Vorsehung den würdigen Bettler hieher geführt. Der Hofrath erkannte nun erst die Fürstin. Ihro Durchlaucht! fing er an: ich will keine Gnade, verlange keine, zum Theil habe ich mir diesen mühseligen Stand selber gewählt, aus einer Ursache, die ich Ew. Durchlaucht erzählen will, wenn Sie's gnädigst erlauben wollen. Der Sohn rief fast tobend: Gott! nur erst aus den Bettlerskleidern! erst aus dem thränenwürdigsten Elend! und dann erzählen Sie! — Der Hofrath stand mit Würde da; Sohn, fing er an: ob den rechtschaffenen Mann, den Christen, Lumpen oder Sammet decken, das benimmt ihm und gibt ihm nichts, ich bin ein Rechtsgelehrter, ich weiß, daß Christus Erlöser der Menschen ist, aber ich muß restituiren, so viel ich kann, ich habe eine Familie unglücklich gemacht, nicht mit Willen, aber durch Nachläßigkeit, Gott! Gott! deren wir Rechtsgelehrten uns so oft schuldig machen, ich brachte die arme Familie an den Bettelstab, ich erfuhrs, verkaufte alles, was ich hatte, ersetzte, aber es reichte lange nicht zu, noch sind sie im Kummer, ich kann nichts mehr in der Welt besitzen, bis die armen Leute ganz ersetzt haben, was ihnen durch meine Versäumniß verloren gegangen ist;

gebt mir Kleider, gebt mir Brod! sogleich werde ich mich den vorsichtigsten Luchsaugen entschleichen, Kleid und Brod dem Greis bringen, der durch meine Schuld darnach lechzt.

Was für Empfindungen dieß seltene Beispiel der Gerechtigkeit in den Gemüthern der Zuhörer hervorbrachte, das läßt sich mit keiner Feder beschreiben. Die Fürstin sprang auf, ging herum, schlug die Hände zusammen, gütiger Gott! rief sie, das geht einem durch Mark und Bein. Aber Herr Hofrath! jetzt muß ich die ganze Geschichte haarklein wissen, es ahndet mir, daß Sie Ihre Bettlerskleider nicht ausziehen werden, bis auf andere Art geholfen ist, wir wollen sehen, wie wir das können, laßt uns alle wieder sitzen, setzen Sie sich auch, Herr Hofrath! und nun erbitte ich mirs zur Freundschaft, daß Sie uns umständlich erzählen, wie Sie in die Umstände gerathen sind. Der alte Heimburg antwortete: ich gestehe aufrichtig, Ew. Durchlaucht legen mir ein schweres und fast nicht zu erfüllendes Gebot auf; allein ich gehorche — ich gehorche um so viel lieber, da ich weiß, daß die Erzählung einen Entschluß in mir rege macht, der meine Restitution vergrößern kann. Ich war Hofrath und in Diensten an dem Regierungskollegio Dero hochseligen Herrn Vaters. Von der Zeit an, als ich in Jena die Licenz in der Rechtsgelehrtheit erlangt hatte, stand mir immer die Wichtigkeit meiner Pflichten vor Augen, ich glaubte, ein Rechtsgelehrter müsse ein eben so tugendhafter, eingezogener Mann seyn, als ein rechtschaffener und würdiger Theologe; denn dieser verwaltet die Geheimnisse, die Gott durch sein Wort an die Menschen offenbart hat und lehrt sie; der Rechtsgelehrte aber erklärt die Gesetze, die eben der Gott durch die Vernunft und die gesetzgebende Gewalt den Menschen gegeben hat; beide sind also Amtsverwandten, beide schuldig durch ein nüchternes, tugendhaftes Leben andern zum Beispiel zu dienen und ihnen ein untadelhaftes Muster der Nachfolge zu seyn. Soll der Theologe die Moral Jesu Christi beleben und sein würdiger Nachfolger seyn, so muß der Jurist auch durch die Erfüllung des großen Spruchs: Alles, was Ihr wollt, das Euch die Leute thun

sollen, das thut Ihr ihnen, als dem Grundsatz des Naturrechts, getreue Folge leisten. Ich trat meine Dienste an dem Hof Höchstdero Herrn Vaters an, ich heirathete, zeugte gegenwärtigen Sohn, und kurz darauf starb mir meine Frau. Ich muß gestehen, die Verfassung des Hofes, die Ew. Durchlaucht wohl wissen, die Pietisten alle, welche da versammelt waren und der Hofprediger selber, verursachten einen so ängstlichen und gewissenhaften Ton, welcher fast alle Bedienten einnahm, daß man sich über viele unnöthige Kleinigkeiten die größten Gewissensskrupel machte; hingegen oft wichtige Sachen leichtsinnig und gewissenlos genug versäumte. Diese Gesinnung hatte auf mein ohnehin ängstliches Gemüth eine noch ängstlichere Wirkung, ich suchte nun noch mehr die strengste Gerechtigkeit zu erfüllen und aus allzuzartem Gefühl des Rechts oft weiter zu gehen, als es die Gerechtigkeit erfordert. Der Tod meiner seligen Frau trug Vieles dazu bei, denn da sie sehr fromm war, so war mein einziger Wunsch, mich in der Ewigkeit wieder mit ihr zu vereinigen; nun glaubte ich, ich könnte nicht selig werden, wenn ich nicht in allen Stücken die größte Treue und den größten Gehorsam gegen die Gebote Gottes ausübte. Ich gestehe, daß das Verlangen, zu meiner Frau zu kommen, um sehr vieles meinen herzlichen Wunsch, selig zu werden, vergrößerte. Indessen hatte ich noch keinen Umgang mit unsern Pietisten am Hof, denn sie thaten Vieles, das mir nicht gefiel.

Ich erzog meinen Sohn, so gut ich konnte, ließ ihn studiren, und ich fand zu meinem Vergnügen, daß er ein rechtschaffener, guter Mensch wurde. So lebte ich lange Jahre ruhig fort, Ew. Durchlaucht wissen, wie ich mich aufgeführt habe. Nun gingen die bekannten Veränderungen im Vaterlande vor und mein Sohn war abwesend. In der Zeit war ein wichtiger Rechtsstreit bei der Regierung anhängig. Ein armer Bauer besaß ein hübsches Gut von seinen Eltern und Voreltern in Erbpacht, es gehörte einer reichen Abtei, welche, ohne recht nachzusehen, ob der Bauer das Gut in einem Erb- oder Temperalbestand hätte, dasselbe an einen reichen

Landwirth verkaufte; als nun dieser Käufer das Gut in Besitz nehmen wollte, so sagte der Besitzer, er habe es in Erbpacht, der Käufer behauptete, er müsse den Erbpachtskontrakt vorzeigen, das konnte aber der arme Bauer nicht, er konnte nur beweisen, daß seines Urgroßvaters Vater schon auf dem Gut gewohnt und seine Familie von daher bis auf ihn das Gut für eine und die nämliche jährliche Abgabe besessen habe. Dieser Prozeß hatte viele Jahre gedauert, der arme Bauer hatte viele Kosten darauf verwendet, eine Menge Schulden gemacht und war am Ende doch noch nicht einen Schritt weiter gekommen, als im Anfang. Endlich wurde ich Referent in der Sache, und ich gestehe, daß mir damals allerhand Umstände in den Weg kamen, so daß ich mit unglaublichem Leichtsinn darüber weghüpfte. Man ist oft in einer Gemüthslage, wo man die Folgen nicht so genau bedenkt, nicht alles so haargenau abwiegt, kurz, ich eilte davon, um, wie ich dachte, dem alten Quark ein Ende zu machen. Noch war der Erbpachtskontrakt nicht beigebracht, ich entschied zu Gunsten des Käufers, der griff zu, der arme Bauer war matt, er hatte nichts mehr zu prozessen, die Schuldner machten sich nun auch herbei, verkauften dem armen Mann alles und so mußte er von der Wohnung seiner Väter ganz leer abziehen und in die weite Welt wandern. Er ist alt und grau, hat noch eine junge Frau, ein Häufchen kleiner Kinder, die kann er nicht erziehen, sie betteln, die Frau arbeitet im Taglohn, und so ernähren sie den Alten kümmerlich, er weint dem Tag der Rache entgegen, und wehe mir dann! Hier stieg die Beklemmung des Herzens dem guten Hofrath bis in die Kehle, er verstummte und ächzte. Beruhigen Sie sich, sagte die Fürstin, wir wollen den Mann mit seiner Familie glücklich machen, wir wollen alles gut machen, erzählen Sie nur weiter. Der Hofrath wurde durch dieß Versprechen der Fürstin nicht beruhigt, wie man hätte denken sollen und wie sie selber vermuthete; wehmüthig fuhr er fort:

Ich hörte das Schicksal des armen Bauern, noch schlug mich mein Gewissen nicht, mein Herz pochte nicht in meiner

Brust; ich empfand das Elend dieses Mannes tief, aber ich empfand es nur als eine nothwendige Folge der Gerechtigkeit, durch welche Gott oftmals seine Kinder züchtiget, nach und nach dachte ich gar nicht mehr daran. Nicht lange hernach traf mich das Schicksal zum Theil selber: unser Kammerdirektor, der unter der Larve der Heuchelei, in welcher er Mücken säugte und Kameele verschlang, ein Spitzbube war, hatte von jeher sich die verworrene Haushaltung des Hofs zu Nutzen gemacht, und bei dem Anfang der kaiserlichen Kommission ein Kapital von acht tausend Thaler aus dem Landesfond unterschlagen, man murmelte hin und wieder davon, aber niemand durfte sich an einen Mann wagen, der bei der Kommission alles galt, er traktirte sie, wurde wieder traktirt, und ob er gleich außer Wirksamkeit gesetzt wurde, so geschah das doch nur zum Scheine, im Grunde dirigirte er alles, unter dem Vorwand, er sey des Landes kundig. Ich mußte Vieles leiden; denn jeder sah mich für einen gefährlichen Mann an, der auf alles Acht hätte und aus dem Weg geräumt werden müßte. Nun kam ich ungefähr über gewisse Rechnungen, aus welchen die Betrügereien des Kammerdirektors augenscheinlich erwiesen werden konnten. Ein gewisser Kammerrath, der auch ehrlich dachte, kam zu mir, brachte sie mir und bat mich um Beistand. Wir griffen die Sache klug an und doch scheiterten wir, man machte Gegeneinwendungen, hörte uns nicht, mit einem Worte, man machte uns zu Schanden. Nun kam die Reihe an mich; ich war nicht lange vorher noch bei der Regierung des hochseligen Fürsten in einer wichtigen Kommission auf dem Lande wegen eines Ritterguts gebraucht worden, das die Regierung wegen versäumter Lehnspflichten einziehen wollte; ich half der armen adeligen Familie nach Recht und Billigkeit, daß sies behielt. Damals blieb die Sache so, jetzt aber suchte man sie hervor, machte mir den Prozeß und eine Rechnung, daß mein Bischen Habseligkeit nicht zureichte, ich wurde entsetzt, verjagt und behielt nichts als ein Kleid auf dem Leibe und einen Stab in der Hand, und damit mein Unglück vollkommen würde, so bekam ich einen schwarzversiegelten Brief vom

Herrn Vollenberg, meinem alten Freund, mein Sohn sey an einem hitzigen Fieber gestorben; jetzt, da er noch lebt, begreife ich gar wohl, warum man das gethan hat. Vollenberg hat sich bestechen lassen und mir die Nachricht zugeschrieben, damit ich meinen Sohn nicht um Hülfe anflehen und zu ihm eilen möchte.

Nein, fiel ihm der junge Heimburg in die Rede, ich glaube vielmehr, es war, um Sie nur zu kränken, ich erhielt auch die Nachricht von Ihrem Tod um die nämliche Zeit, man hat nur aus Rache uns unglücklich machen wollen. Und doch, fuhr der Hofrath fort, müssen noch andere Absichten darunter gesteckt haben, die wir aber nicht mehr untersuchen wollen. Dieß schlug mich vollends nieder, betäubt, und fast meiner Sinnen beraubt, taumelte ich nun in meinem Alter fort in die weite Welt, ohne zu wissen, wohin ich ging. Kam ich des Abends in ein Dörfchen, war ich hungrig, müde und matt, nur ein paar Gulden hatt ich bei mir; jetzt drang mich mein Bedürfniß, Obdach zu suchen und meinen Hunger zu stillen. Indem ich so durch die Straße forttaumelte, so kam ich vor eine armselige Hütte, ich fand da einen alten grauen Mann, dem der Kummer tiefe Trauerfurchen ins Gesicht gegraben hatte. Der Mann kam mir bekannt vor, ich grüßte ihn, fragte ihn, wo ich herbergen könnte? er antwortete: hier im Dorfe ist kein Wirthshaus. Ich fuhr fort: lieber Alter! es scheint mir, Ihr habt viel in der Welt gelitten, ich auch; ich will bei Euch bleiben, Ihr habt wohl etwas Stroh in Eurem Haus, ich will Euch bezahlen, was ich verzehre. Der Alte antwortete: wenn Sie vorlieb nehmen wollen, Sie scheinen mir aber einer solchen Herberge nicht gewohnt zu seyn. Kurz, wir wurden einig, ich blieb da, die Frau brachte mir einen Stuhl und ich setzte mich zu dem Alten; er fing an, mir seine Geschichte zu erzählen; gütiger Gott! wie erschrack ich, er war der Tillmann Groß, der durch meine Schuld ehemals von seinem väterlichen Erbe war vertrieben worden, ich sahe, wie er die schweren trüben Blicke zum Himmel wie eine Centnerlast emporhob, wie er alles seinen Kummer auf mich wälzte, ohne zu wissen, daß

ichs selber war. Während der Zeit, daß er erzählte, wars mir, als einem Wanderer im Hagelgewitter, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag traf mein armes Herz, ich fand Hölle um mich her, nur fehlten noch die drohenden Gestalten alle, mit ihren grinzenden Larvengesichtern, ich staunte, verstummte. Der Alte erzählte fort, wollte seinen Kummer in mein Herz ausleeren, er thats auch; aber ohne Trost zu erlangen, ich schwieg, bis er ausgeredet hatte. Nun stand ich auf, taumelte vor ihn hin, faßte ihn an der Hand und sagte: Tillmann! hier seht Ihr den Mann, den Hofrath Heimburg, der Euch ins Unglück gestürzt hat, ich hab' keine Geschenke genommen, vor Geld habe ichs nicht gethan; aber ich bekenne vor Gott und Euch, ich ging zu leichtsinnig darüber weg, jetzt kann ich Euch nicht mehr helfen, hätte ich noch Vermögen, all' gäbe ichs Euch, hälf Euch und lidte selber Hunger; aber ich habe nichts mehr, bin so arm als Ihr, verzeiht mir um Gottes Barmherzigkeit willen, ich will gehen, betteln und so meine Sünde büßen, für Euch beten, daß Euch Gott noch glücklich machen möge. Der Alte hub sich mühsam auf, legte seine dürre Rechte an seine Kappe, wollte reden, that den Mund auf, stammelte, konnte aber nicht; ich ergriff ihn am Arm, halt! rief ich, nur den leidenvollen Graukopf vor mir nicht entblößt! ich bin ein armer Sünder und bitte nur Euch, ehrwürdiger — durch Leiden ehrwürdiger Vater! um Vergebung. Jetzt ermannte sich Tillmann, stark stund er da, er sagte nämlich: lassen Sie mich denn doch meine Kappe abziehen — wills ja vor unserm Herr Gott thun. — Sehen Sie! gedacht hab' ich als oft, unser Herr Gott wolle es doch dem Mann zu erkennen geben, der Schuld an meinem Unglück ist; aber wahrhaftig und Gott! geflucht habe ich ihm nie, und nun habe ich so viel vom Herrn Hofrath gehört, er solle ein so braver Mann seyn, da dacht ich nun nicht dran, daß er mich ins Unglück gestürzt hätte. Sehen Sie, Herr Hofrath! da verzeih ich ihm von Grund meiner Seele, für mich soll er wahr und wahrhaftig nicht betteln, hätt' ich selber was, ich theilts doch mit ihm, wenn einen ein Fehler

reuet, so verzeiht ihm unser Herr Gott, warum ich nicht? Habs wohl mit meinen Sünden verdient, ich armer Sünder.

Weiter konnte ich ihn nicht reden lassen; schleunig schlich ich um die Ecke herum, wanderte fort aus dem Dorf in stiller Nacht; die feurigen Kohlen brannten mir auf dem Kopf, ich ruhte nicht, bis ich in einem dunkeln Gebüsch mich verkroch, und, ungeachtet meines Hungers und Durstes, einschlief. Nach Mitternacht erwachte ich, ich befand mich etwas ruhiger im Gemüth, der Mond neigte sich zum Untergang, und nun beschloß ich, meine Kleider für Bettlerskleider zu vertauschen, und so umher, mein Brod heischend, für meine Sünden zu büßen, am Mondschein schlenderte ich auf ein einsames Bauernhaus zu, das dort vor mir lag. Dort erreichte ich meinen Zweck, und seit der Zeit gehe ich herum, suche mein Brod an den Thüren und mir ist wohl dabei.

Alle Anwesenden vergossen Thränen über die Erzählung des würdigen Mannes, nur er wahr ruhig. Osterfeld suchte ihm seine melancholische Grille auszureden, besonders da doch seinem Tillmann Groß durch eine solche enthusiastische Lebensart nicht gedient wäre; allein er ließ sichs nicht ausreden, er behauptete: Tillmann müßte durch ihn völlig restituirt werden, eher dürfte ers nicht besser haben als jener, da nun dazu kein Rath mehr wäre, so sey auch keine Hoffnung für ihn, vor seinem Ende noch aus seinem Elend zu kommen.

Die Fürstin gab sich auch alle Mühe, ihn zu überreden, sie erbot sich, aus ihrer Schatulle den Bauern zu versorgen und auch ihm wieder aufzuhelfen. Der Hofrath dankte aufs gerührteste, verbat sich aber ernstlich diese Gnade: denn er behauptete, er selbst müsse den Bauern aus eigenen Mitteln wieder in seinen vorigen Stand versetzen, so erforderte es die Gerechtigkeit.

Nun sahe ein Jeder ein, daß er die Sache zu weit trieb; wir wollen weiter nicht davon reden, fuhr die Fürstin fort, jetzt sollen Sie sich diese Nacht nur einmal erquicken, morgen wollen wir dann sehen; nehmen Sie sich des würdigen

Mannes an, Freunde! und Sie, Herr Heimburg, trösten Sie ihren Vater.

Dieser sonderbare Vorfall beschäftigte die Herzen Aller, die auf dem Blumenhof versammelt waren. Die Fürstin, Theodore und Clementine speisten zusammen oben auf dem Zimmer, Osterfeld, Dietrich, Heimburg und der alte Hofrath unten, mit großer Mühe brachte man ihn dahin, daß er mitspeiste; aber seine Bettlerskleider legte er nicht ab, ob ihn gleich sein Sohn mit Thränen darum bat. Die Fürstin überlegte nun mit ihren Freundinnen einen Plan, der fähig wäre, den Hofrath von seiner Grille abzubringen; allein sie konnten nichts erdenken, wobei ihnen nicht einleuchtete, daß es der Hofrath nach seiner Seelenlage nicht annehmen könne. Sie ließen den jungen Heimburg kommen, dieser hatte sich nun mit seinem Vater genauer unterredet und sein Herz ausgekundschaftet; er trat mit äußerster Bekümmerniß und roth geweinten Augen ins Zimmer, die Fürstin fragte ihn, was er wohl dächte, wie seinem Vater zu helfen wäre, es möchte auch kosten was es wolle? Heimburg antwortete: er habe alle Mittel angewendet und die Restitution selbst übernommen, sich erboten, dem Bauern das Gut wieder zu schaffen und ihm seine bisherigen Leiden zu vergüten. Aber darauf hatte der Hofrath versetzt: du hast nichts, mein Sohn! du kannst nichts ersetzen, und wenn dir Ihro Durchlaucht, die Fürstin, so viel Geld geben, als nöthig ist, so ersetzt sie, aber du nicht, ich nicht, mithin ists mir unnütz. Von dem Gedanken ließ sich der Hofrath nicht abbringen. Der Sohn hatte dagegen geantwortet: dadurch wird aber doch dem Bauern geholfen, er wird versorgt. — Nun ja, erwiederte der Hofrath, und doch bleibt in dem Fall meine Sünde, was sie ist, sie bleibt gethan, ich kann sie nicht ungethan machen. Könnte ich aber durch meinen Fleiß so viel verdienen, besäß ich so viel, daß Tillmann entschädigt würde, alsdann wäre der Gerechtigkeit ein Genügen geschehen. Kannst du, mein Sohn! durch die Gnade der Fürstin dem Bauern helfen, wohl! das beruhigt mein Herz; aber dann bin ich noch eben der

Schuldner wie vorher; kann ichs der Fürstin nicht wieder geben, weil sie's nicht annehmen würde, so bin ichs den Armen schuldig. Das Verdienst des Erlösers hat ferner der Sohn seinem Vater vorgehalten, aber auch das half nicht: denn der Hofrath behauptete, daß dieß Verdienst niemand zu gut kommen könnte, bis er nach Möglichkeit die Restitution zu bewerkstelligen gesucht habe, wo es hernach an Kräften fehle, da ersetze Christus.

Das alles erzählte der junge Heimburg mit größter Herzenswehmuth; es war also keine Auskunft zu finden; die Fürstin beschloß endlich, ihn mit Gewalt mitzunehmen, dem Bauern Ersatz zu thun, und so hoffte sie, er werde sich nach und nach von seiner betrübten Seelenlage loswinden. So verfloß der Abend, den sich Alle so süß geträumt hatten, sehr traurig, niemand konnte die Nacht über ruhen, so sehr waren alle Gemüther mit Kummer erfüllt.

Des Morgens fand sich der Hofrath nirgends mehr, man hatte ihm auf einem Kämmerchen ein Bett zurecht gemacht, aber er hatte sich nicht hineingelegt, sondern war in der Stille wieder fort gewandert. Sein Sohn war über das Schicksal seines Vaters untröstlich, man konnte ihn kaum halten, denn er wollte fort und seinen armen Vater suchen. Endlich brauchte die Fürstin Ernst, sie befahl ihm, bei dem Verlust ihrer Gnade, bei ihr zu bleiben, sie wollte Leute genug schicken, um den Hofrath zu suchen. Was ist Ihrem Vater damit geholfen, sagte die herrliche Dame, wenn Sie nun da herumstreichen und endlich eben so ihr Herz überspannen, wie der würdige Mann, der in seinen Bettlerskleidern mehr Größe besitzt, als ich je von einem Menschen gehört habe; bei dem Allem aber doch im Grunde verrückt ist: denn wenn ers nicht wäre, so würde er alle Mittel ergreifen, welche ihm angeboten werden, um sich und den Bauern, der eigentlich die Ursache seines Unglücks ist, glücklich zu machen. Ich will hier nicht untersuchen, ob die Fürstin ganz recht hatte, wenn sie sagte, der Hofrath sey verrückt; mehrere werden ihn mit ihr dafür halten, ich will nicht urtheilen. Gesegnet sey die Asche dieses redlichen Mannes! der gewiß nicht ins

Gericht kommen wird, weil er zu genau wog; er that der Sache zu viel, es ist wahr, aber sein Fehler wird ihm zur Gerechtigkeit gerechnet werden. Der junge Heimburg folgte der Fürstin, besonders als sie ihm vorstellte, daß sie Alles dazu beitragen und nicht ruhen wollte, bis sein edler Vater gerettet wäre.

Osterfeld hatte den Wagen der Fürstin den vorigen Abend noch von Frauenbrück nach dem Blumenhof kommen lassen; der Hofrath hatte alle Gemüther so beschäftigt, daß alle Plane, welche Theodore auf dem Blumenhofe auszuführen gedachte, zu nichts wurden. Um aber doch einigermaßen ein Namensgedächtniß dieses Tages zu stiften, so hielt sie bei der Fürstin an, sie möchte sich doch gefallen lassen, diesen Tag noch da zu bleiben, und um sie ehender dazu zu bewegen, so schlug sie vor: man möchte die benachbarten Bauernsöhne aufbieten, daß sie umherstreifen und den Hofrath aufsuchen möchten; wenn sie nun den Tag noch da blieben, so hätte man vielleicht noch heute das Vergnügen, den armen Alten wieder zu sehen. Sie bediente sich dieses Mittels der Ueberredung darum, weil sie wußte, daß das Herz der Fürstin mit der Sache, die gegenwärtig Eindruck auf sie machte, nur allein sich so lang beschäftigte, bis ihr Wunsch berichtigt oder im Fall der Unmöglichkeit beruhigt war. Die Fürstin ließ sich auch leicht bereden, man sandte aus, brachte, nebst den Blumenhofer Knechten, in Zeit von einer Stunde zehn junge Männer zusammen, welche sich rund umher vertheilten und die Gegend auf drei Stunden durchstreifen mußten; sie hatten Befehl, den armen Mann, den man ihnen genau beschrieb, auch gegen seinen Willen, nach dem Blumenhof zu bringen, im Fall er sich widersetzen und nicht gutwillig mitgehen wollte.

Nachdem dies nun Alles eingerichtet war, so wurde Jedes in so fern beruhigt; selbst Heimburg heiterte sich wieder auf. Dietrich dachte wieder darauf, wie er die vornehmen Gäste heute bewirthen möchte, Osterfeld leistete ihm Gesellschaft; doch beschäftigte sich sein Geist mehr mit der

Kur des alten Hofraths, er wollte ihn auch zu sich nehmen und ihm seine alten Tage versüßen helfen.

Die Fürstin aber verlangte den jungen Heimburg in ihre Gesellschaft, um sich mit ihm theils wegen seiner zukünftigen Versorgung, theils auch wegen der neuen Angelegenheit seines Vaters zu unterreden. Sehr Vieles wurde da gewünscht, verabredet, in Plane gebracht und beschlossen, das hernach durch die Leitung der Vorsehung weit anders und viel besser ging, als man's sich nur hatte vorstellen können.

Nachdem des Mittags die Tafel aufgehoben worden, so fing Theodore an: mein Vater ist ein reicher Mann und so voller Freude, daß er jetzt zu etwas recht Gutem fähig wäre. Was glauben Ew. Durchlaucht, wäre es nicht schön, wenn wir diesen ländlichen Besuch durch eine nützliche Anstalt verewigten? Mein Vater soll zwei tausend Gulden auszahlen, ich zahle auch zwei tausend, und gebe hier auf dem Blumenhof Platz zu Haus und Garten her. Wollen wir nicht ein kleines Waisenhaus anlegen und dem alten Osterfeld die ganze Einrichtung übertragen? Das würde so seine Seelenfreude seyn, wenn er noch vor seinem Ende eine solche Sache könnte ausführen helfen.

Die Fürstin heiterte sich bei diesem Vorschlag ganz auf, sie umarmte Theodoren und sagte: ich gebe gleich vier tausend dazu her, laßt uns gleich die beiden Alten heraufkommen und mit ihnen reden. Theodore rief sie. Indessen stand Clementine am Fenster, in ihren Augen zitterten Thränen, sie schwieg und schaute durch's Fenster über die Fluren hin. Die Fürstin bemerkte das, sie lief zu ihr, drückte ihr die Hand und sagte: was fehlt Ihnen, meine Clementine? Ach, Ihro Durchlaucht! antwortete sie: es thut mir so leid, daß ich an der Stiftung keinen Antheil nehmen kann, ich habe noch kein Vermögen in Händen. Geben Sie sich zufrieden, erwiederte die Fürstin, vielleicht sind Ihnen noch größere Freuden von der Art aufbewahrt. Jetzt traten Osterfeld, Dietrich und Theodore zur Thüre herein, und nun fing Letztere an: nicht

wahr, Vater! Ihr freut euch recht über diesen Tag? Ja wohl, antwortete Dietrich, es geht Alles seinen Gang, wie's Gott in seinem heiligen Rath beschlossen hat, ich hätte mir's mein Lebtag nicht vorgestellt, daß ich noch so viel Freude an meinem Goldmädchen haben würde; da darf ich so nicht recht reden, wie ich gerne wollte, weil die gnädigste Landesmutter bei mir ist. Ja, wenn ichs nur so recht ausdrücken könnte, wie mir's um Herz ist! (die Thränen drangen ihm in die Augen.) Seht, ich habe die gnädigste Fürstin so lieb und weiß nicht, wie ich mich dabei anstellen soll, daß sie's so recht gewahr wird, wie's in meinem Herzen ist, sag' mirs doch, Theodore! — Diese bat die Fürstin, sie möchte ihm doch erlauben, daß er ihr die Hand küssen dürfte. Nein! nein! rief Dietrich, laßt mich da weg; es geht Alles seinen Gang, ich sollte mit meinem Bart die Hand berühren, ich weiß ja nicht, wie man das macht. Die Fürstin stand, Thränen der Zärtlichkeit floßen auf ihre Wangen, sie fühlte den Himmel ganz, den eine würdige, nicht erniedrigende Herablassung der Landesherrschaft genießen läßt. In diesem Wonnegefühl lief sie auf den alten Greis zu, schloß ihn in die Arme und küßte ihn auf beide Wangen. Dieser sonderbare Ausfluß des Herzens machte alle Anwesende bestürzt und alle Augen voller Thränen. Dietrich sank halb ohnmächtig auf die Knie, mit nassem Auge blickte er in die Höhe, breitete seine Arme aus: Herr! rief er schluchzend, Herr! nun rufe Deinen Diener zu Grabe, wann Du willst, da habe ich einen Vorgeschmack des Himmels gehabt. Theodore fiel ihm so knieend um den Hals, küßte ihn zärtlich und weinte fast laut; nun hob sie ihn auf und sagte: Ihro Durchlaucht, es weht ein Geist um uns her, wie er zu unserm Vorhaben sich schickt; im Angesicht der reinen Geister, die jetzt mit himmlischen Blicken sich an unserer Seligkeit weiden, gelobe und schenke ich zwei tausend Gulden, nebst einem Platz zu Haus, Hof und Garten hier auf dem Blumenhofe, zur Errichtung eines Waisenhauses für wahre arme elternlose Kinder; und ich, setzte die Fürstin hinzu, schenke zu eben dem Zweck vier tausend Gulden.

Jetzt stand Dietrich da und horchte. Theodore trat vor ihn; nicht wahr, Vater! sagte sie: ihr gebt auch zweitausend her, wir wollen zum Andenken dieses glücklichen Tages hier auf dem Blumenhofe ein Waisenhaus stiften, ich habe mir in meine Spardose zweitausend Gulden gesammelt, die gebe ich her. Hör' Mädchen! fing er an und setzte sich in eine Stellung, welche man an ihm gewohnt war, wenn er etwas Wichtiges beschließen wollte: es geht Alles seinen Gang, immer hats mir so im Sinn gelegen, daß ich vor meinem Ende noch gern so etwas recht Gutes thun möchte, und da konnte ich nie so recht drauf kommen, jetzt hilfst du mir dazu, guck! wir machens so: ja, ich geb' für mich zweitausend Gulden, für meinen Hans Jakob auch zweitausend — und — ja, das ist so eine Sache, Karoline ist wohl mein Fleisch und Blut nicht, allein es muß doch Alles seinen Gang gehen, sie ist mein Kind, also gebe ich für Karolinen auch zweitausend. Brav! brav! rief die Fürstin, das sind ja schon zwölftausend, damit läßt sich schon Etwas thun. Theodore fiel wieder ihrem Vater um den Hals und dankte ihm. Jetzt bekam Clementine auch Muth, mit rothgeweinten Augen drehte sie sich um, schlich herbei zu Dietrichen und sagte: habt ihr nicht noch eine Tochter, Vater? Ja, ja! fiel Dietrich ein, das ist bei Gott wahr, daran dachte mein Herz jetzt nicht. Halt! versetzte Clementine, so will ich nicht, ich habe jetzt keine zweitausend Gulden in meiner Gewalt, ich werde sie auch bekommen, ich begehre sie nur gelehnt. Dietrich antwortete: das wollen wir hernach wohl machen, es geht Alles seinen Gang; gut! ich zahle also acht baare tausend Gulden, sobald es seyn muß. Das ist ein herrlicher Mann, Kammerräthin! sagte die Fürstin, eines solchen Vaters darf sich kein Mensch schämen. Clementine aber schwamm im Vergnügen, daß sie doch auch nun Theil an der Sache bekam. Nun wurde dem Herrn Osterfeld aufgetragen, den Plan von der ganzen Einrichtung zu machen. Die Fürstin nahms auf sich, bei dem Fürsten um ein gutes Haus anzuhalten, denn sie sagte: mein Gemahl muß auch Theil an unserer Freude haben.

Ich will meine Leser nicht mit dem besten Plan eines guten Waisenhauses aufhalten, ich erzähle nur Fakta. Der Fürst baute kein prächtiges, aber bequemes Haus auf dem Blumenhof, er schenkte aus seiner Schatulle noch sechstausend Gulden. Osterfeld wurde Oberaufseher des Instituts. Anfänglich wurden zwölf arme Kinder aufgenommen, nach und nach aber stiegen die Einkünfte durch allerhand Wege, so daß es jetzt bis sechszig Kinder erhält, die ihre besondere Lehrer und Aufwärter haben.

Am Abend kamen die nach dem Hofrath ausgeschickten Leute wieder, sie hatten ihn nicht gefunden, es wurde nun beschlossen, des andern Morgens wieder über Frauenbrück nach Rheinau zu fahren und von dort aus die besten Anstalten zu verfügen, um den armen Mann wieder herbei zu bringen. Der junge Heimburg betrübte sich gar sehr über das Schicksal seines Vaters, und sein höchst empfindsames Herz trieb ihn immer, ihn persönlich aufzusuchen; die vernünftigen Vorstellungen aber der Theodore und der Clementine, daß er ja kein Vermögen habe zu reisen, daß er dadurch sein und Karolinens Glück aufhalten, selbst wenn er seinen Vater fände, ihm nicht helfen, und daß ers besser könnte, wenn er in Dienste des Fürsten träte, stimmten seine Seele ganz anders; er fühlte nun den hohen Trieb in sich, der Welt zu nutzen, er wünschte lange zu leben, nur um viel Gutes thun zu können, und kam so in die gehörige Seelenlage des großen und würdigen Mannes. Des Morgens also fuhr die Fürstin mit ihren Begleiterinnen und Heimburg nach Frauenbrück, sie kehrten bei der Wittwe Maria ein. Die Fürstin fragte sie, ob sie nicht wieder Lust zu heirathen hätte? die gute Frau wurde roth, schlug die Augen nieder und sagte: ja wer wird eine arme Wittwe mit einem Kinde heirathen. Clementine aber wußte schon besser um ihr Geheimniß. Es war ein Schneidergesell im Dorf, ein junger, wackerer, braver Mensch, den liebte sie und er sie auch; allein es fehlte am Vermögen. Clementine entdeckte es der Fürstin, alsbald wurde der junge Mensch gerufen, er mußte sich alsofort mit der Wittwe versprechen,

und die Fürstin versprach ihnen, gleich nach ihrer Rückkunft dreihundert Gulden zum Heirathsgeschenk zu schicken. Die guten Leutchen schwammen im Vergnügen. Das Geld wurde hernach geschickt, sie heiratheten sich und waren glücklich. So bezeichnete die Fürstin diese Spazierfahrt mit Wohlthaten, welche einen bleibenden Segen auf Kinder und Kindes-Kinder hatten. Nun fuhr sie wieder nach Rheinau, sie verfügte sich alsobald zum Fürsten und erzählte ihm die ganze Geschichte ihrer kleinen Reise. Theodore und Clementine nebst Heimburg aber trafen Ehrenfried und Karolinen beisammen in der Wohnstube an. Karoline und Heimburg stutzten, als sie sich sahen; nach dem ersten Willkommen setzten sie sich beisammen, und Theodore erzählte die ganze Geschichte ihrer Reise. Das Erste, was man nun vornahm, war die Versorgung des jungen Heimburgs, wobei man zugleich auf seine Heirath mit Karolinen Rücksicht nahm. Man beschloß, daß Heimburg im Hause des Kammerraths so lange logiren und an den Tisch gehen sollte, bis sich sein Schicksal entwickelt hätte.

Ehrenfried dachte nun darauf, wie er den guten Heimburg bei dem Fürsten empfehlen wollte; allein die Fürstin hatte schon so sehr zu seinem Vortheil gesprochen, daß der Fürst des andern Tages den Kammerrath und Heimburg fordern ließ. Beide kleideten sich an und gingen an Hof. Der Fürst empfing Heimburg sehr gnädig in seinem Kabinet und sagte: meine Gemahlin hat mir so viel Gutes von ihm erzählt, Herr Heimburg, daß ich Verlangen trug, ihn zu sprechen, ich möchte ihn gerne anständig versorgen. Nun weiß ich wohl, daß er ein Rechtsgelehrter ist; aber ich wünschte doch zu wissen, in welchem Fach er am liebsten arbeiten möchte? Heimburg hatte sich schon lange einen Plan ausgedacht, in dessen Ausführung er sein größtes Glück und Vergnügen zu finden glaubte. Als ihn daher der Fürst so fragte, so entschloß er sich, denselben ohne Anstand und kurz vorzutragen, daher antwortete er folgender Gestalt:

Ew. Durchlaucht erzeigen mir die hohe Gnade, sich nach der Neigung meines Geistes zu erkundigen, dies macht

mich so kühn, dieselbe offen und freimüthig vorzutragen: Ein Landesfürst, wenn er denkt wie Ew. Durchlaucht, kennt kein größeres Vergnügen als seine Unterthanen, sein Volk auf Zeit und Ewigkeit glücklich zu machen. Ich weiß, daß dieser hohe Zweck den großen Geist Ew. Durchlaucht ganz erfüllt, und daher bin ich so frei, den besten Weg zu jenem glänzenden Ziel vorzutragen, und wenn Ew. Durchlaucht denselben einzuschlagen geruhen werden, so kenne ich kein größeres Glück, als in der Ausführung dieses Plans meine Kräfte bis an meinen Tod zu verzehren.

Der Fürst lächelte und sagte: ich gestehe, daß er mich durch seine Anrede neugierig gemacht hat, laß er einmal seinen Plan hören.

Sehr gerne, fuhr Heimburg fort: das größte Glück eines Volkes besteht darinnen, wenn ein jeder Hausvater sein Brod reichlich findet, und noch dazu Gelegenheit hat, Etwas für seine Kinder zu ersparen; dies Alles aber muß er in Ruhe, Sicherheit und Freiheit, ohne Druck und Zwang thun können, und dann muß es ihm frei stehen, nach dem Trieb seines Gewissens ohngehindert, öffentlich und heimlich seine Religion auszuüben, in sofern er dadurch dem Staat nicht schädlich wird. Dies Alles zu bewerkstelligen, däucht mir, sey eigentlich Dasjenige, was man eine rechte gute Regierung heißt.

Ich gestehe, redete der Fürst ein, daß das eigentlich mein Zweck ist, nur die Ausführung? Gott segne Ew. Durchlaucht für diesen gnädigen Beifall, fuhr Heimburg fort: die Ausführung ist nicht so schwer, wenn mans am rechten Ort anzugreifen weiß. Ich bin so frei, Ew. Durchlaucht meine unterthänigste Meynung vorzutragen: das Land muß durch eine blühende Landwirthschaft nach und nach so angebauet und bevölkert werden, daß keine Hand breit Boden mehr unbenutzt bleibt, und daß die Bauerngüter nicht größer sind, als bei ihrem besten Anbau, zur Ernährung und zum Wohlstand einer ordentlichen Baurenfamilie erforderlich ist. Diesen allgemeinen Flor der Landwirthschaft erreicht man durch Anlegung und Unterstützung der Fabriken und Hand-

lung. Dies ist das Hauptstück, wenn das einmal im Gang ist, so wird durch andere untergeordnete Mittel, Beispiele und Aufmunterungen vollends leicht geholfen; diese aber ohne jene Unterstützung helfen nichts.

Gut! Gut! sagte der Fürst, das Alles wissen wir schon, der Kammerrath Ehrenfried hat mir das schon längst begreiflich gemacht, und wir sind wirklich im Begriff, unsern Plan auszuführen; nur weiter!

Heimburg fuhr fort: wenn Ew. Durchlaucht diesen Plan zu Dero Regierung schon entworfen haben, so ist dem Land aber auch nie geholfen, denn nun komm' ich auf meinen Punkt: wenn Ew. Durchlaucht obigen Plan ganz ausführen, so fehlt doch noch ein Hauptstück, und dies ists eigentlich, was ich sagen will. Blühende Gewerbe bringen allgemeine Aufklärung unter das Volk, das ist wahr, aber erst langsam und spät, während dieser Zeit wird Vieles versäumt, und der ganze Gang der Glückseligkeit oder der Staatsvervollkommnung ist höchst langsam und mühselig. Laßt uns das Volk ehender physisch und moralisch aufklären, laßt es uns zur Glückseligkeit empfänglich machen; wenigstens sollen diese Anstalten mit der allgemeinen Vervollkommnung der Gewerbe in gleichem Schritt gehen. Wie sehr wird die Verbesserung der Landwirthschaft, der Fabriken und Handlung zunehmen, wie schnell wird sie fortrücken, wenn alle Kinder des gemeinen Mannes erst in den dazu nothwendigen mathematischen und physischen Begriffen unterrichtet und ihnen alle Gegenstände der drei Reiche der Natur bekannt gemacht werden, die in ihre Gewerbe gehören! — würden nur die Kinder nicht durch Jahrelanges Auswendiglernen ihrer ohnehin so kostbaren Zeit beraubt, würde nur ihr Geist, ihr Herz, ihr Gedächtniß, mit den Grundwahrheiten der Religion durch deutlichen, mündlichen Vortrag erfüllt, so wäre mehr Wirkung davon zu hoffen, und man hätte in den Schulen Zeit genug, den Kindern auch noch andere höchst nützliche Wahrheiten beizubringen.

Der Fürst antwortete: auch darüber haben wir schon Plane entworfen, denn es wird wirklich Anstalt gemacht,

hier in der Stadt ein Schulmeisterseminarium zu errichten, in welchem immerfort sechs Jünglinge zum Schuldienst erzogen und gebildet werden sollen.

Das ist vortrefflich! fuhr Heimburg fort; aber wenn ichs wagen darf, Einwendungen zu machen, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ein solches Seminarium nicht die erwünschte Wirkung thun wird, bis jede Dorfschule nach dem Verhältniß ihrer Größe eine Stiftung hat, die jährlich so viel einträgt, daß ein Schulmeister mit Frau und Kindern ordentlich bürgerlich, fast so wie auch der Pfarrer, davon leben kann. So lang diese große, wichtige Einrichtung nicht gemacht ist, so lang helfen die Seminarien, ja ich darf wohl sagen, alle Aufklärungen und Gewerbverbesserungen nicht sonderlich, wenigstens geht Alles sehr langsam von statten.

Der Fürst lächelte wieder, und wendete ein: woher, mein guter Herr Heimburg! woher soll man aber die Kapitalien zu jenen Stiftungen nehmen?

Heimburg antwortete: wie viel Schulen oder Ortschaften sind im Fürstenthum Rheinau?

Ehrenfried sagte: zwei hundert und vierzig. Nun denn, fuhr Heimburg fort, ich will das Schulmeistergehalt im Durchschnitt auf dreihundert Gulden ansetzen, kleinere Schulen geben weniger, größere mehr, die geringste Schule kann hundert Gulden geben, die größte fünf hundert. Auf die Weise kann man auch Eifer unter den Schulmeistern erwecken, so daß sie nach größerer Beförderung streben und also ihr Bestes thun, um einen guten Ruf zu bekommen. Es wären also zwei und siebenzig tausend Gulden jährlicher Revenüen nöthig, womit man ein solches unschätzbares Werk zum Wohl und zur Glückseligkeit des ganzen Volks bestreiten könnte. Zu dieser Summe würde ein Kapital von einer Million und vier hundert und vierzig tausend Gulden erfordert. Bedenkt man nun, daß mancher Fürst blos um seines Vergnügens willen mehr als noch einmal so viele Schulden auf ein weit kleineres Land, als das Fürstenthum Rheinau ist, gemacht hat, und daß Ew. Durchlaucht keine Schul-

den, wohl aber Vorrath an Geld haben, so läßt sich die Möglichkeit leicht einsehen, einen solchen göttlichen und unvergleichlichen Plan auszuführen.

Der Fürst bedachte sich eine Weile; endlich fing er an: es ist wahr, ein solches Werk wäre mein höchster Wunsch; allein die Ausführung ist, wie ich fürchte, zu schwer, gemeiniglich fehlts den besten Vorschlägen an der Möglichkeit der Ausführung.

Heimburg antwortete: wollen Ew. Durchlaucht erlauben, Ihnen meine Meynung unterthänigst vorzutragen?

Meine größte Freude und mein höchster Wunsch wäre es, diese Sache auszuführen. Würden mir Ew. Durchlaucht eine ordentliche Besoldung zulegen, wobei ich als ein ehrlicher Mann bestehen könnte, so wollte ich alsofort jedes Dorf, jede Stadt, oder jeden Schulort besuchen, die Zahl der Kinder, die Stiftungen, die etwa die Schulen schon haben, die Gemeingründe, welche noch unbenutzt liegen, nebst allen Quellen getreulich aufschreiben: mit einem Wort, ich wollte mich nach allen Umständen, die in dieser Sache nützlich seyn können, aufs genaueste erkundigen, alles notiren, und dann Ew. Durchlaucht meine Vorschläge ferner unterthänigst zu Füßen legen. Ich zweifle nicht, ich werde es bald dahin bringen, daß eine mäßige Abgabe, welche man nach dem Schatzungsfuß dem Lande nur auf etliche Jahre auflegt, nebst den Stiftungen und andern Quellen, die ich finden werde, zu jenem Kapital vollkommen hinreichend seyn wird.

Dem Fürsten gefiel Heimburgs Plan ungemein, und da er von der Rechtschaffenheit des jungen Mannes überzeugt war, so willigte er in Alles, er gab ihm den Titel als Kammerrath, legte ihm ein jährliches Gehalt von tausend Gulden, nebst vier Gulden täglicher Diäten zu, wenn er, seinem Plan gemäß, aufs Land reisen müßte, und übergab ihm die Vollmacht, Alles so zu machen, wie er vorgeschlagen hätte, zugleich bekam er aber auch Befehl, von Zeit zu Zeit getreulich von allem Bericht abzustatten. Auf diese Weise wurde Heimburg versorgt; er freuete sich von Herzen darüber; denn nun konnte er als ein ehrlicher Mann leben,

seine Karoline heirathen, und den größten Wunsch seines Herzens, der Menschheit nützlich zu seyn, erfüllen. Ehrenfried und Heimburg küßten dem Fürsten die Hand, dankten ihm unterthänigst, machten auch der Fürstin ihre Aufwartung und gingen nun nach Haus.

Theodore, Clementine, und besonders Karoline freueten sich aus der Maßen über Heimburgs Glück, nun war ihm ja geholfen. Ehrenfried, der, als ein guter Kenner der Rheinauischen Finanzverfassung, leicht einsahe, daß die Ausführung des Heimburgischen Schulplans gar nicht schwer sey, besonders da fast alle Dorfschulen kleine Stiftungen hätten und sonst noch unbenutzte Quellen genug vorhanden seyen, munterte ihn auf und versprach ihm, durch guten Unterricht in der Landesverfassung behülflich zu seyn. Heimburg bedachte sich nun nicht lange, er brannte für Verlangen, seinen heißen Wunsch zu erfüllen. Daher fing er alsofort seine Excursion aufs Land an, und kam immer mit den herrlichsten Entdeckungen, die die Sache beförderten und erleichterten, zurück. In diesem gesegneten Beruf mag er sich nun eine Weile beschäftigen, wir wollen indessen unsere Geschichte verfolgen.

Während der Zeit, daß Obiges geschah, wurden Befehle an alle Aemter und Dörfer auf der Kanzlei ausgefertiget, worinnen der Hofrath Heimburg beschrieben, seine Umstände bekannt gemacht und Jedermann aufgetragen wurde, sich seiner auf eine höfliche und anständige Weise zu bemächtigen und ihn nach Rheinau zu liefern. Eben so ersuchte man auch die benachbarten Aemter und Obrigkeiten um die nämliche Gefälligkeit, daß aber alle diese Mühe vergeblich gewesen sey, das wird sich im Verfolg aufklären.

Hans Jakob von der Linden war nun schon ungefähr zwei Jahre in Utrecht gewesen, als er anfing zu wünschen, daß man ihm die Erlaubniß geben möchte, wieder nach Haus zu kommen. Sein fähiger Kopf und sein Fleiß, indem er alle seine Stunden aufs Beste verwendet hatte, gaben ihm die gegründete Hoffnung, man würde nunmehr einsehen, daß er Manns genug sey, um Clementine glück-

lich zu machen. Diese Entscheidung kam am meisten auf Ehrenfried an, denn Theodore, Clementine und Dietrich hätten ihn schon ehender wieder kommen lassen, wenns der Kammerrath nicht zurück gehalten hätte; doch dieser glaubte nunmehr selbst, er wüßte genug, um ein rechtschaffener Kaufmann zu werden, daher schrieb er ihm, er solle kommen und seinen Weg über Marschen im Gülcher Land nehmen, seinen und Clementinens Vater besuchen und bei ihm um Letztere anhalten, er habe schon an ihn geschrieben und den rechtschaffensten Mann zu dem Antrag vorbereitet. Hans Jakob schwamm im Vergnügen, er packte seine Sachen zusammen, machte seine Kleider und Wäsche vollständig, denn er hatte gut hausgehalten, konnte also Etwas thun, und nachdem er sich vom Herrn van der Gracht beurlaubt hatte, so reiste er fort.

Zu Marschen langte er bald an, er logierte im Wirthshaus, wo er des Abends spät ankam. Des Morgens zog er sein schönes flohfarbenes Kleid an, mit einer aschfarbenen seidenen Weste und Hosen, weißen seidenen Strümpfen und schönen silbernen Schnallen auf den Schuhen, sein kastanienbraunes Haar war rund um abgeschnitten und krollte sich schön um seinen runden Kopf, seine Wäsche war schön auf holländische Manier, Manschetten und Halskrause waren von Battist und mit den feinsten schmalen Brabanter Spitzen besetzt; so erschien er vor dem Hofrath Ehrenfried, um seine Tochter von seiner Hand zu begehren. So wie der Jüngling zur Thüre hereintrat, so gewann er das Herz des braven Mannes. Er war schon sehr für seine Schwiegertochter Theodore eingenommen, und der Aufzug des jungen Menschen nebst seinem schönen Vermögen und sein vortreffliches Herz machten ihn schon zur Erfüllung des Antrags, den von der Linden zu thun hatte, bereitwillig. Hans Jakob wurde zum Sitzen genöthiget, aber er antwortete: Herr Vetter: sitzen kann ich nicht, bis mein Gemüth beruhigt ist. Was haben sie denn für Unruhe? Herr Vetter: fragte der Hofrath. Mit Thränen in den Augen fuhr Hans Jakob fort: sehen Sie, Herr Vetter! meine Schwester

hatte das Glück, meinem vortrefflichen Schwager Ehrenfried zu gefallen, und ich — ich weiß noch nicht, obs Glück oder Unglück ist, warf einen Blick auf Jungfer Clementine, sie gefiel mir, ich war ein dummer Junge, und um Etwas zu lernen, ging ich nach Utrecht auf die hohe Schule; jetzt kehre ich zurück, möchte nun gerne Gott und der Welt Etwas nützen; ich meyne aber, ich könnte das am besten, wenn ich nach meinem Wunsch verheirathet wäre. Der Hofrath antwortete: dazu wünsch ich Ihnen von Herzen Glück, Herr Vetter! — Geben Sie mir das Glück! versetzte Hans Jakob voller Sehnsucht. Ja, ja, erwiederte Ehrenfried, wenn mein Mädchen ihr Glück ausmachen kann, so haben sie's schon; damit umarmte er den jungen von der Linden und sagte: Sie sind von nun an mein Schwiegersohn. Jetzt war Hans Jakob vollends vergnügt, nur Einen Tag wollte er sich halten lassen; während der Zeit schrieb sein Schwiegervater an seinen Sohn, den Kammerrath, an Theodoren und an Clementinen, und wünschte ihnen allen Glück und Segen zur Verbindung des jungen von der Linden mit Clementinen. Nun reiste Hans Jakob von Marschen ab und kam bald nach Rheinau, wo er mit tausend Thränen und Umarmungen empfangen wurde. Clementine fand in ihrem Bräutigam nun den kraftvollen vortrefflichen Mann, wie sie sich ihn von jeher gewünscht hatte; ihre Liebe wurde daher auf den höchsten Grad gestimmt, so wie er keine größere Seligkeit in dieser Welt fand, als mit Clementinen ewig verbunden zu seyn.

Dietrich von der Linden war schon einige Wochen vorher von der baldigen Ankunft seines Sohnes benachrichtiget worden, er freuete sich innig darauf, denn er liebte seine Kinder, so sehr es einem Vater möglich ist. Seine Frau, ob sie gleich wußte, daß ihr Stiefsohn Clementinen heirathen sollte, auch schon von weitem Plane dagegen entworfen hatte fing nun an wirksamer zu werden. Karoline war verschiedenemal von ihr zurückbegehrt worden; allein man wollte sie ihr nicht abfolgen lassen. Nun aber drang

sie mit Ernst darauf, denn sie wußte von Heimburgs und Karolinens Liebe noch kein Wort und ihr Mann eben so wenig; sie mußte also dem Befehl ihrer Mutter folgen und wieder nach dem Blumenhof ziehen. Nun, als auch Hans Jakob wieder angekommen war, so verlangte sie auch ihren Stiefsohn zu umarmen. Dietrich hatte schon lange ihr Vorhaben gemerkt, ihr aber nicht gerade zu widersprochen: denn er war ein großer Freund des lieben Hausfriedens, und er hatte schon erfahren, daß seine Frau nicht so zu Allem ja sagte, wie seine selige Eva. Jetzt ward ihm angst: denn er fürchtete, sie möchte sich sperren und ihm Ungelegenheit machen, wenn sie sähe, daß Hans Jakob Karolinen nicht heirathen könnte, er hatte auch darum so wenig von seines Sohnes Verbindung mit Clementine gesprochen, als möglich war.

Hans Jakob war einige Tage zu Rheinau gewesen, als er nun auch den Trieb heftiger fühlte, seinen Vater zu umarmen. Heimburg sehnte sich auch, bei aller verborgenen Melancholie wegen des Zustandes seines Vaters, von dem man noch immer nichts wußte, ungeachtet aller Zerstreuung, die ihm seine Geschäfte verursachten, nach Gewißheit wegen seiner Heirath mit Karolinen. Mit ihr, mit Ehrenfried und Theodoren war er schon auf dem Reinen. Nun fehlte ihm noch die Einwilligung der Eltern, die er sich gar nicht schwer vorstellte; er beschloß daher, mit Hans Jakob nach dem Blumenhof zu gehen und seine Sache zu Ende zu bringen. Der Kammerrath und seine Frau gaben ihm auch Empfehlungsbriefe an die Eltern mit, worinnen sie ihm einen guten Stuhl zu setzen hofften.

Die beiden reisten also an einem frühen Morgen nach dem Blumenhof, und kamen daselbst Vormittags an. Dietrich lief seinem Sohn mit offenen Armen entgegen, und in der Trunkenheit seiner Freude umarmte er auch den Kammerrath Heimburg, dessen Erhöhung er durch seine Kinder erfahren hatte. Nun gab sich die Frau von der Linden alle nur mögliche Mühe, ihren Stiefsohn zu gewinnen; sie sagte ihm so viel Schönes und Zärtliches, daß

er davon ganz bezaubert wurde. Nun wußte er Heimburgs Vorhaben und glaubte, seine Mutter würde es auch schon wissen, daher ahndete ihm nicht von Weitem, was sie eigentlich mit ihm vorhabe; er nahm also ihre Schmeicheleien für baare Münze an und war ebenfalls freundlich. Indessen redete der Kammerrath Heimburg mit Dietrich wegen seines Vorhabens. Dieser gab alsofort seine Einwilligung; nun entdeckte er ihm auch seine Besorgniß, daß er bei der Mutter vielen Widerstand finden würde, weil sie ganz andre Absichten mit ihrer Tochter hätte. Dem ungeachtet wendete er sich doch an sie, bekam aber abschlägige Antwort. Heimburg wurde darüber ganz niedergeschlagen, und da sie Karolinen strenge verbot, mit Heimburg ferner zu reden, und die Hoffnung, ihn zu bekommen, zu nähren, so wurde auch diese höchst schwermüthig. Beide suchten also Zuflucht bei dem Vater, welcher mit seinem Sohne im Garten spazierte, und nun, nach so langer Abwesenheit, Seelenfreude empfand, daß sie wieder, wie ehemals, zusammen eine Pfeife Taback rauchen konnten. Selbst Mordax war von der Gesellschaft, er spazierte treulich vorn und hinten und ließ sich nicht von ihnen trennen, außer wenn ihn ein feindliches Insekt nöthigte, sich eine Minute auf den Hintern zu setzen und hinter den Ohren zu kratzen.

Dietrich war übrigens recht mit seinem Sohn auf seinem Schicke, wie er sich ausdrückte: denn er fand den Hasenfuß nicht aus der Tasche hervorgucken, wie er befürchtet hatte, kurz er fand ihn ganz nach seinem Geschmack. Sie redeten just von dem Plan der Mutter; Hans Jakob erzählte mit Entzücken, wie freundlich sie ihn empfangen habe, dagegen gab ihm sein Vater Nachricht von dem, was sie eigentlich dadurch suchte. Dieß machte dem braven Jüngling bang, und er war just im Anhalten und Flehen begriffen, daß ihr sein Vater kein Gehör geben möchte, als Heimburg mit seiner Karoline ganz traurig herbei schlich.

Jetzt will ich wieder das ganze Gespräch wörtlich hier mittheilen, welches diese Personen unter den Bäumen des

Blumenhofs mit einander hielten, so wie ichs in Herrn Heimburgs Taschenbuch gefunden habe.

Heimburg. Herr von der Linden, Sie haben mir leider recht geweissagt, ich hab einen sehr großen Korb bekommen.

Karoline. Ach bester, bester Vater! laßt euch doch erbitten und helft uns!

Dietrich. (Nachdem er einen ganzen Mund voll Rauch in die Höhe geblasen hatte) Hört! das Ding geht mir im Kopf herum, er wird mir bald warm, es muß doch, bei Gott! auch alles seinen Gang gehen; ich liebe den Hausfrieden, aber er muß mich doch auch nicht zu viel kosten, sonst schaff' ich mir selbst Frieden.

Hans Jakob. Vater! ihr wißt, ich war mit Clementinen schon auf dem Reinen, ehe wir von der Mutter etwas wußten und ehe ich Schwester Karolinen kannte. (Er lief zu Karolinen, umarmte, küßte und herzte sie, und sagte:) Schau Mädchen! ich liebe dich so zärtlich, als je ein Bruder geliebt hat, aber auch nur als Bruder, nicht ein Jota anders; liebe deinen edlen, braven Heimburg, wie sichs gehört, und dann sollst du erfahren, daß ich dein Bruder bin. Alles ist so gut und so recht nach Wunsch vom lieben Gott incaminirt worden, daß es ja eine Schande wäre, wenn eine arme Menschenseele einen Querstrich dadurch machen wollte.

Dietrich. Ja, bei Gott! es soll alles seinen Gang gehn, und hier Herr Kammerrath! da ist Karolinens Hand, ich bin Vater, da haben Sie sie, jetzt seyd still, laßt euch nichts merken, ich werd's wohl mit der Mutter in Ordnung bringen, und damit ihr noch vergnügter seyn könnt, so geb ich Karolinen, weil sie ein braves Mädchen ist, zehntausend Gulden, die soll sie von mir erben, wenn ich sterbe, vielleicht auch noch mehr, je nachdem sie mir Freude macht, und gleich jetzt bekommt sie zwei Tausend mit auf den Weg; Hausrath, Leinwand und dergleichen, dafür mag meine Marthe sorgen. Es muß alles seinen Gang gehn!

Hans Jakob. Nun da weiß ich denn doch wahrlich nicht,

wer binnen der Zeit mehr gelernt hat, ich oder mein Vater, das ist ja ein Meisterstück eines edlen Mannes. (Er fiel seinem Vater um den Hals, küßte ihn und sagte:) so ists recht, eure Kinder werden auch noch wohl das Ihrige thun, so viel sie können.

Heimburg und Karoline drängten sich nun auch herzu, und vergossen Thränen der Rührung und des Danks, beide umarmten und küßten den Vater.

Während dieser zärtlichen Scene kam die Mutter mit starken Schritten und voller Zorn: denn sie hatte von Weitem zugesehen und die Geschichte größtentheils errathen. Karoline! rief sie schäumend, scher' dich ins Haus!

Dietrich. Bleib hier, Karoline! du hast an mich appellirt, und ich bin eine höhere Constanz! bleib! bleib! und gehe mir keinen Schritt.

Frau von der Linden. (blaß von Zorn) Was! du willst mir mein Kind verführen? — ich sollte nicht mehr Herr über meine einzige Tochter seyn?

Dietrich. O ja, Weibchen! wenn alles seinen Gang geht; sobald ich aber vor Augen sehe, daß du dein Kind an seinem Glück hindern willst, sobald greif ich zu, und sieh! dann muß alles seinen Gang gehen; von der Seite kennst du mich noch nicht.

Frau von der Linden (weinend). Ach du gütiger, gerechter Gott! —

Dietrich. Gib mir Verstand! — Hör' mich nur einen Augenblick ruhig an: eh ich dich hatte, war schon Hans Jakob mit Clementinen versprochen; nun dagegen wirst du wohl nichts haben?

Frau von der Linden. Warum hast du mir das nicht gesagt?

Dietrich. I! I! weil ich nun deinen Rath nicht mehr brauchen konnte und nun alles seinen Gang gehen mußte; denn sieh: ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann! sieh, das gilt bei mir.

Frau von der Linden. Aber du wirst dich doch nicht unterstehen, meine Tochter gegen meinen Willen zu verhei-

rathen? mach mit deinem Sohn, was du willst, ich mach aber mit meiner Tochter, was ich will.

Dietrich. Hör weiter, Kribelkopf! Hans Jakob heirathet Clementinen, das ist schon längst beschlossen. Der Herr Kammerrath Heimburg ist ein rechtschaffener, frommer Mann, der unserer Fürsten Schulmeister war und den die Landesmutter lieb hat, wer weiß, was noch aus ihm wird, wenn alles seinen Gang geht, der will deine Tochter heirathen, und du willst nicht? — Ein Mann, der jährlich seine baare tausend Gulden Einkommens hat und noch brav dazu verdient, dem willst du deine Tochter nicht geben? — Nein! nein! da greif ich zu und brauche Gewalt. Hier, Herr Kammerrath! hier haben Sie meine Karoline: denn jetzt muß ich Vater seyn, sonst gings übel. Willst du deinen Segen geben, Frau! oder nicht? ich hab ihn schon gegeben und zehntausend Gulden dazu. — Brausend lief das Weib ins Haus und schrie zurück: ich geb' ihnen meinen Fluch!

Starr stand Dietrich da, schaute um sich und sagte: was sagt das Weib da? Die andern alle guckten sich ernst und feierlich an und schauderten. Mit jenem Wort aber fuhr Satanas in das Weib: denn von nun an wurde sie zum Teufel.

Die Frau von der Linden war eine von den Personen, bei denen viele verborgene Eigenschaften nicht entwickelt werden, weil sie noch kein Anlaß, kein Reiz dazu gefunden hatte. Je länger aber diese unentfalteten Keime in ihrem Gehäuse verschlossen ruhen, desto mehr erstärken sie in sich selbst; wenn sie dann endlich einmal zum Ausbruch kommen, so wirken sie mit all ihrem Gift unaufhaltbar und tödten gleichsam, wie der Basilisk, durchs Anschauen. Dieß Weib war von ihren Eltern ganz nach ihrem eigenen Willen erzogen worden, sie hatte keinen Anlaß gefunden, weder gut noch bös zu werden. Endlich heirathete sie den Pfarrer, einen rechtschaffenen guten Mann, der ließ sie wieder gehen, was sie that war gut, weil sie nichts offenbar Böses that: denn es kam nie dazu, daß sich ihre verborgene Lieblingsneigung ent-

wickeln konnte, es fand sich kein Anlaß dazu, bis sie Dietrich von der Linden heirathete. Nun entdeckte sich etwas in ihrer Seele, das sie vielleicht selbst vorher nicht bemerkt hatte. Ein mit Ungestümm emporsteigender Hochmuth, den sie anders nicht als durch vieles Geld befriedigen konnte, wurde Herr und Meister über ihr Herz. Ehre und Ansehen reizte sie nicht sonderlich, sondern vielmehr eine reiche Frau zu heißen, niemand nach den Fingern sehen zu dürfen, selber Herr und Meister zu seyn, Andern zu befehlen, ohne sich selbst befehlen zu lassen; das wars, was sie suchte. Dieser süße Traum bemächtigte sich ihrer mit solcher Heftigkeit, daß sie in demselben ihr ganzes Glück fand. Nun wußte sie, daß nach den dortigen Landesrechten der letztlebende Ehegatte alle fahrende Habe, worunter auch das Geld gehört, erbte. Da es nun in ihren Gedanken ausgemacht war, daß Dietrich vor ihr sterben würde: denn er war ja älter als sie, wenigstens schiens ihr sehr wahrscheinlich, so freute sie sich schon voraus auf den Besitz eines so großen Reichthums: denn in dem Fall hätte sie alles geerbt, außer dem Gut, welches Dietrich verpachtet hatte, und das war ihres Wunsches nicht werth, wenn sie sich all das Geld dachte, das sie dereinst besitzen würde. Nun war ihr gleichfalls nicht unbekannt, daß reiche Wittwer der Wittwen, welche viel Geld hatten und zur zweiten Ehe schritten, oft ihr Geld zu Stock und Stamm machten, das ist: durch ein Vermächtniß ihren Kindern erster Ehe wenigstens einen großen Theil des Vermögens zuwendeten. Sie trauete in diesem Fall ihrem Dietrich nur halb, daß er nicht in einer zärtlichen Stunde ein Testament machen und sie höchstens nur mit den übrigen Kindern zu gleichen Theilen gehen lassen würde; alsdann hätte sie nur ein Drittel des Vermögens bekommen und ihre Tochter nichts, ausgenommen, was ihr ihr Vater etwa aus freiem Willen geben würde. Auf diesen Fall gründete sich nun ihr Plan mit der Heirath des Hans Jakobs mit ihrer Tochter: denn wär' diese vor sich gegangen, so hätte ihre Tochter das halbe Vermögen bekommen, und sie als Mutter glaubte dann doch so viel über ihre Tochter zu vermögen, daß sie die Herrschaft

führen dürfte. Da nun dieser Plan so plötzlich zu nicht wurde, so verzweifelte sie an ihrer ganzen Hoffnung, der Zorn bemeisterte sich ihrer dergestalt, daß sie es nicht bergen konnte: und nun war sie völlig überzeugt, daß nach dieser Aeußerung ihr Mann seinen Kindern sein Vermögen durch ein Testament um so viel gewisser versichern würde. Dieser Gedanke brachte sie vollends zur Verzweiflung, daß sie sich nicht zu fassen wußte, und also alles Uebel ärger machte. Hätte sie sich jetzt gemäßigt und nachgegeben, so hätte Dietrich den Fehler vergessen; aber in ihrer Wuth konnte sie das nicht.

Dietrich war von dem Fluch, den seine Frau zurückgedonnert hatte, ganz betäubt, Hans Jakob grimmig bös, Karoline traurig und Heimburg voller Verachtung. Stille und ohne ein Wort zu reden, schlichen sie alle Viere ins Haus, die Treppe hinauf und auf die Stube. Die Frau fand sich hier nicht. Dietrich ging eine Weile auf und ab und sagte kein Wort, endlich trieb ihn sein Herz, seine Frau zu suchen. Er suchte sie überall, fand sie aber nicht, bis er sie endlich auf ihrem Schlafzimmer bemerkte, jetzt ging er zu ihr. Frau! fing er an: du stellst dich heute sehr unartig, das hätte ich hinter dir nicht gesucht, du fluchst deiner Tochter, Fi! das ist ja abscheulich. Geh! rief das rasende Weib, und spie ihm vor die Füße: mich soll der T... holen, wenn ich je einen Fuß wieder zu dir strecke. — So kalt auch Dietrich je in seinem Leben gewesen war, so warm, so dauerhaft und beständig warm war er, wenn er einmal warm gemacht wurde. Mich nicht!!! antwortete er: aber ich bin Dietrich von der Linden nicht mehr, wenn ich dich darum bitte. Ganz ruhig ging er wieder fort zu seinen Kindern und sagte: Eure Mutter hat sich in dem Augenblick von mir geschieden, auch gut! — es geht alles seinen Gang; aber sie soll warten, bis ich ihr wieder gute Worte gebe, Karoline, geh und sorge, daß wir etwas zu Essen bekommen. Karoline ging in die Küche; nach einer kleinen Weile hörte man sie erbärmlich schreien. Alle drei liefen die Treppe herunter und fanden sie, am Kopf blutend und ohnmächtig da liegen; die Frau aber stieg angezogen den Hof

hinauf und wanderte fort. Wie vom Donner gerührt stand Dietrich bei dem jämmerlichen Schauspiel. Osterfeld kam auch herzu; man suchte Karolinen zu erquicken, sie kam endlich wieder zu sich selbst, und man fand, daß sie nur einen flachen Schlag mit dem Kochlöffel über den Kopf bekommen, daß ihr weiter kein Schaden geschehen, und daß sie vorzüglich durch Schrecken und Alteration ohnmächtig geworden war. Jetzt erlosch bei Dietrich der letzte Funken Liebe gegen seine Frau, und er schwur hoch und theuer, daß er nie wieder mit ihr unter einer Decke schlafen wolle. Karoline machte nun, ungeachtet ihrer Betäubung, das Essen fertig. Sie aßen zusammen; allein alle waren doch tiefsinnig und es wollte Keinem recht schmecken, Karoline war am traurigsten. Nach Tisch fing Dietrich an: hört, Kinder! hier ist meines Bleibens nicht mehr, ich fürchte mich vor allen Wänden, laßt anspannen, ich fahre mit euch nach Rheinau noch diesen Nachmittag, dort wollen wir unser Leid vergessen. Dieser Vorschlag gefiel allerseits. In dem Gedanken munterte sich Dietrich so auf, daß es schien, als sey sein Gemüth ganz ruhig, er ließ Osterfeld heraufkommen und erzählte ihm den ganzen Vorfall. Das Geld, welches in der Kasse vorräthig war, packte er ein, Karoline mußte ihm Kleider, Wäsche und was er zu einem langen Aufenthalt in Rheinau brauchte, zusammen in ein Koffer packen, woran Hans Jakob und Heimburg fleißig halfen. Ihre eigenen Sachen suchte sie ebenfalls zusammen und nahm es mit. Nun, Herr Osterfeld! fing Dietrich an: wenn meine gewesene Frau wieder kommt, so sagt ihr: sie könne ihre Kleider alle zusammen suchen und mitnehmen; sonst aber hat sie hier nichts zu suchen, bleiben Sie bei ihr und gehen Sie ihr nicht von der Seite, bis sie wieder fort ist; will sie aber hier bleiben, so sagen Sie ihr, daß alles seinen Gang gehen müßte, und daß sie sich erst mit ihrem Mann aussöhnen müßte. Osterfeld empfing alle Schlüssel, ohne ein Wort weiter zu sagen, als: ich wills aufs Beste besorgen. Die Seele des ehrwürdigen grauen Weisen war über diesen Punkt noch nicht aufgeklärt genug, um gesund

urtheilen zu können; zudem wußte er wohl, daß in der Stunde der Leidenschaft vernünftige Einreden vergeblich seyen; er schwieg also und hoffte, Zeit und Umstände würden alles bald wieder ins rechte Gleis bringen.

Dietrich, Heimburg, Hans Jakob und Karoline fuhren also mit ihrem ziemlich bepackten Wagen den nämlichen Tag noch nach Rheinau und kamen ziemlich spät daselbst an. Ehrenfried und seiner Frau war dieser Besuch ganz unerwartet, sie wußten nicht, was sie sagen sollten; sie wurden aber bald von der ganzen Geschichte unterrichtet. Ehrenfried saß still und starrte vor sich hin. Karoline, die den ganzen Nachmittag geweint und noch ihren Kopf verbunden hatte, schaute ihren Schwager mit Augen voller Thränen an, sie saß neben ihm, sie faßte ihm die Hand, drückte sie und sagte: Herr Bruder! mir ist nicht wohl! Ehrenfried drückte ihr wieder die Hand und antwortete: ich sehe es, legen Sie sich nieder. Nein, Herr Bruder! erwiederte sie: ich fühle, daß meiner Mutter zu weh geschehen ist, das grämt mich in der Seele. Wie! fiel ihr Dietrich in die Rede: hab ich dirs denn nicht recht gemacht? O ja! ja! versetzte sie; aber wären wir nur nicht so schnell zugefahren! wäre es nicht besser gewesen, wenn wir langsam die Mutter zu gewinnen gesucht hätten, sie hätte sich allmälig darein geschickt und mir dann auch nicht geflucht; Gott, sie hat mir geflucht! wenn sie nun noch nichts gewahr worden wäre, so hätte sich der Bruder nach und nach verheirathet, dadurch wäre ihre Hoffnung vergeblich geworden: dann würde sie's auch nach und nach erlaubt haben, daß ich meinen Heimburg heirathen dürfte.

Das gute Mädchen mochte wohl zum Theil recht haben, Ehrenfried, Theodore, Heimburg und sogar Hans Jakob fühlten, wie ihnen das Herz warm wurde, Dietrich allein blieb standhaft, und doch hätte man denken sollen, er als Mann würde am zärtlichsten seyn. Er schaute um sich und sagte: es geht alles seinen Gang, ich glaube wohl gar, am Ende soll ich der Sünder seyn! ich bedank mich gar schön! nein, das Ding kenn' ich besser. Schau,

Mädchen! sie ist deine Mutter, du hast recht, daß du sie liebst; aber ich kenne sie schon lang, sie hat ihre großmächtigen Raupen. Wie oft hat sie mir flattirt, ich wills jetzt nur sagen, es geht alles seinen Gang; daß ich kein Testament machen möchte, da wußte sie so fromm und so heimlich herumzuschleichen; aber Dietrich ist so dumm nicht, sie erwischt mich nicht. Kurz und erbaulich: sie hat mich nur um meines Gelds willen genommen und um meines Gelds willen mir geschmeichelt, und um meines Gelds willen meinen Hans Jakob an Karoline kuppeln wollen, damit sie nur ihre Finger recht tief hätte hineinstecken können. Ich habs wohl gemerkt; aber um des lieben Hausfriedens willen hab ich geschwiegen, und um eben des lieben Hausfriedens willen mag ich nicht mehr bei ihr wohnen, ich kann sie doch nicht mehr lieb haben: denn jetzt hab ich so recht tief in ihre Seele hinein geguckt. Doch damit ihr seht, daß ich ehrlich bin, so will ich der Frau alle Jahr vier hundert Gulden zahlen, damit sie ehrlich leben kann, sie mag dann wohnen, wo sie will, sie ist meine Frau, es muß alles seinen Gang gehen, ich will sie ernähren, aber nicht mehr mit ihr hausen, sie hat mich zuerst abgeschworen, das muß gehalten werden. Ich bin nun alt, Hans Jakob soll meine Handlung übernehmen, dazu weise ich ihm dreißig tausend Gulden an, mein Sohn Ehrenfried bekommt auch dreißig tausend Gulden, die kann er auf Zinsen austhun; dreißig tausend nehm ich für mich, die lehn ich auch, von den fünfzehn hundert Gulden Interessen zahl ich dann meiner Frau vier hundert, ich behalte eilf hundert, davon geb ich meinen Kindern Kostgeld, ich ziehe dann zu dem, wo es mir am besten gefällt; ich behalte dann noch brav übrig, davon verspar ich mir wieder ein Kapitälchen, thue Gutes damit, wo ich kann, und so will ich mein Leben ruhig und vergnügt beschließen. Nun ist noch Geld da, außer dem, was ich zum Waisenhaus und den zehn tausend Gulden, die ich für Karolinchen bestimmt habe. Nun muß doch alles seinen Gang gehn, sagt mir, Ihr Kinder, Ihr habt doch für den Anfang genug, was mach ich denn damit? Ehrenfried.

Theodore und Hans Jakob schauten sich an, keins wollte zuerst reden. Schwester, fing der junge von der Linden an: du bist das älteste, red zuerst. Theodore lächelte und sagte: darf ich einen Vorschlag thun? — Alle erlaubten ihr das. Nun! fuhr sie fort, so soll ein Jedes von uns dreien seine Meynung auf ein Blatt Papier schreiben, das Blatt dem Vater bringen, der Vater zerreißt dann alle Blätter, sobald er sie gelesen hat und sagt niemals, was seine Kinder geschrieben haben. Dieser Vorschlag wurde angenommen; eins ging nach dem andern an den Pult, schrieb seine Meynung auf ein Quartblatt und brachte es Dietrichen. So wie er sie alle gelesen hatte, so sprang er auf und sagte: da geht denn doch, bei Gott! alles seinen Gang; hört! ich darf sie alle drei lesen. Also erst deins, Theodore!

„Der Vater muß Karolinen uns andern Kindern gleich setzen, wenn nicht mehr so viel da ist, so stehen wir andere um so viel zurück, bis wir alle drei gleich sind.“

Nun auch das Ihrige, Herr Sohn!

„Mir dünkt, es sey anständig, wenn der Vater das noch Rückständige unter seine zwei Kinder vertheilte und jedem Freiheit ließe, nach Gefallen damit zu schalten, meinen Theil würde ich alsdann Karolinen schenken.“

Jetzt kommt mein Hans Jakob:

„Der Vater soll Karolinen das Uebrige geben, wir andern haben genug.“

Nun will ich auch sagen, wie ich dachte, fuhr Dietrich fort, mir lags auf der Seele, daß ich gern Karolinen wie mein eigenes Kind halten wollte; doch dacht ich auch, es müßte alles seinen Gang gehen, ich wollte meine zwei Kinder nicht gern mürrisch machen, daher theilte ich mein baares Vermögen in vier gleiche Theile, gab jedem Kind ein Viertel, mir ein Viertel und Karolinen zehn tausend Gulden, die übrigen zwanzig tausend behielt ich mir nun vor, darüber wollt ich Eure Meynung hören; jetzt seh ich, daß alles seinen Gang geht. Mit Thränen ging Dietrich zu Karolinen, welche nebst ihrem Heimburg verstummt

und bestürzt da stand, er umarmte sie und sagte: guck, Mädchen! jetzt siehst du, wie lieb wir dich haben. Hans Jakob, Theodore und Ehrenfried umarmten und küßten beide, wünschten ihnen Glück und schwuren ihnen ewige Liebe. Heimburg und seine Braut kamen endlich aus ihrer Betäubung zurück, sie wußten nicht, was sie für Freuden und Dank beginnen sollten; so verstrich dieser Abend. Des andern Morgens war auch Karoline munterer; denn sie hatte mit Heimburg verabredet, daß sie die Mutter zu sich nehmen wollten, wenn es anders recht wäre. Bei Karolinen sprach Herz und Blut für die Mutter; ihre Vernunft aber für den Vater dreimal mehr, sie war indessen froh für sie, daß sie doch nun jährlich vier hundert Gulden hatte und also nicht Noth leiden durfte, wenn sie auch ihren Haß gegen Heimburg so weit treiben würde, daß sie seine Hülfe ausschlüge.

Diesen Tag führte Dietrich sein Vorhaben aus, er machte ein in aller Form rechtskräftiges Testament, genau so, wie ers den vorigen Abend mündlich verordnet hatte. Eine Abschrift davon wurde hinters Gericht gelegt und das Original behielt Dietrich, doch stellte er jedem Kind eine Kopie davon zu. Auch ließ er eine für seine Frau verfertigen und behielt sie, bis daß er wüßte, wo sie sich aufhielt.

So bezeichneten diese edlen Menschen einen Tag nach dem andern mit Wohlthaten. Hans Jakob kaufte sich ein Haus in der Stadt Rheinau, Heimburg auch. Beide heiratheten ihre Mädchen und Dietrich blieb bei seinem Sohn, um ihm durch seine Erfahrung in der Handlung beizustehen. Das alles wurde schleunig ausgeführt und in Zeit von acht Wochen vollendet.

Aber während der Zeit begannen Satan und Adramelech zu wirken. Wenn eine Familie oder gar ein ganzes Land glücklich ist, so können diese beiden Urbösewichte unmöglich ruhig dabei seyn. Mir dünkt immer, das Daseyn des Teufels könne nicht besser bewiesen werden, als wenn ein Schicksal durch viele Menschen zum Verderben ausgeführt wird, ohne daß diese Werkzeuge der Bosheit den Plan dazu

entwerfen, sondern die Sache gleichsam durch ein höheres böses Wesen geleitet und begünstigt wird. In dieser Geschichte ist wohl dieser Beweis nicht so ganz einleuchtend; es ist aber jetzo mein Zweck nicht, mich mit den Teufelsläugnern einzulassen.

Die Frau von der Linden nahm ihren Weg schnurgerad zu dem alten Böhling, als sie vom Blumenhof wegging, um mit ihm Rath zu pflegen; denn sie kannte ihn von ihres seliges Mannes Zeiten her, welcher noch von weitem mit ihm verwandt war; doch würde diese Verwandtschaft wenig gethan haben, aber er hatte ihnen in Familienangelegenheiten viele Dienste geleistet, und die Frau von der Linden hatte ihm manchen Hasen in die Küche gejagt. Dazu kam aber noch eine Bewegursache, welche die beiden vorigen überwog, sie wußte nämlich die ganze Vergiftungsgeschichte, wie Ehrenfried eigentlich die Hauptursache gewesen, daß der junge Böhling entdeckt worden und wie Theodore auch das Ihrige dabei gethan habe; sie schloß also nicht ohne Grund, das väterliche Herz des Alten müßte nothwendig gegen ihre Stiefkinder und ihren Mann übel gesinnt seyn, sie faßte daher das Zutrauen, er würde ihr rathen können, wenn er auch nicht helfen könnte, denn sein Einfluß war gänzlich gehemmt.

Der alte Böhling empfing die Frau von der Linden ganz höflich, hieß sie sitzen und fragte sie, was sie Gutes brächte? Das Weib erzählte ihre Geschichte mit aller möglichen Bitterkeit des Herzens und gewöhnlichen Vergrößerungen. Nun saß aber ein merkwürdiger Fremder da, welcher sich schon etliche Wochen in aller Geheim da aufhielt; er hatte wichtige Aufträge an den alten Böhling vom Prinzen Albert und seinem Sohn, und just in dieser Zeit schmiedeten sie an einem höllischen Plan, der aber durch die Dazwischenkunft der Frau von der Linden verändert wurde. Dieser Fremde, der sich Patriz nannte, hörte den Namen von der Linden zu verschiedenen Malen aussprechen, er bemerkte auch, daß von einem Hans Jakob dieses Namens geredet wurde, der in Utrecht sich aufgehalten habe,

nun aber wieder zu Haus sey. Da er nun bei diesem Namen ehemals interessirt gewesen, so mischte er sich ins Gespräch und sagte: Herr Böhling! der Frau muß geholfen werden. Ja, antwortete der alte ehrenlose Greis, das solls auch. Hören Sie, Frau Base! jetzt ist noch nichts Rechts zu machen, wenn Sie aber noch eine kleine Zeit warten, so kann ihnen Recht verschafft werden, dafür stehe ich ihnen, so eklatantes Recht, daß sie ihres Mannes ganzes Vermögen besitzen soll. Die Frau fuhr auf, voller Herzensfreude rief sie: ist das gewiß? Herr Vetter! er antwortete: so gewiß, als ich Böhling heiße. Ja! versetzte sie: Sie wissen aber, daß ich mein Bischen meinem Mann zugebracht habe, wovon soll ich so lang leben? Böhling bedachte sich ein wenig; endlich fing er an: sehen Sie, damit Sie erkennen mögen, wie ichs mit Ihnen meyne, so sollen Sie so lange bei mir bleiben und an meinem Tisch essen, bis ich Ihnen zu des reichen Dietrichs Vermögen geholfen habe, da können dann seine Kinder betteln, wo sie wollen. Das alles war nun Wasser auf die Mühle des bösen Weibes, sie freute sich aus der Maßen und sagte: das soll Sie nicht reuen, Herr Vetter! denn Sie wissen, daß Dietrich sehr reich ist. Gut! gut! versetzte er, ich halte mich empfohlen. Der Fremde kam auch herzu, küßte ihr die Hand und sagte: und ich empfehle mich auch, Frau von der Linden: denn ich werde mehr zu ihrem Glück beitragen können, als Sie sich vorstellen. Ja! ja! setzte Böhling hinzu, das ist gewiß wahr, der Herr da wird auch ein gutes Trinkgeld verdienen. Nun flossen ihr die milden Thränen; ach, ihr Herren, rief sie, helfen Sie doch einer armen verlassenen Frau! Beide versprachen ihr das mit völliger Gewißheit; das konnten sie aber auch; denn sie waren ihrer Sache völlig sicher.

Die Frau von der Linden schickte nun einen Expressen nach dem Blumenhof, um alle ihre Kleider zu holen, diese wurden ihr auch willig von Osterfeld eingehändigt. Dieser aber schrieb nun also seinem alten Freund Dietrich, und zeigte ihm an, wo seine Frau wäre. Dieser Aufenthalt machte Ehrenfried einiges Nachdenken: denn er konnte wohl er-

achten, daß der alte Böhling ein schlimmer Rathgeber für sie seyn würde. Dietrich aber bekümmerte sich nicht drum, er schrieb ihr einen trockenen, doch aber höflichen Brief, schickte ihr die Abschrift seines Testaments zu, und zugleich das erste Quartal seines Vermächtnisses, nämlich hundert Gulden. Die Frau nahm auf Anrathen des Herrn Böhlings Alles an: sie antwortete ihm aber nichts, sondern ließ ihrem Mann nur mündlich sagen: es sey Alles gut.

Etliche Tage nachher kam eine alte Frau aus Rheinau auch zum alten Böhling, sie war lange Hebamme und zwar die vornehmste in der Stadt gewesen. Sie hatte mit ihrem Schwager einen schweren Prozeß gehabt, welchen der alte Böhling, als er noch in Geschäften stand, lange Zeit aufgehalten hatte: denn weil sich die Hebamme gut mit ihm hielte und ihm manchen fetten Bissen in die Küche jagte, so schob er die Sache auf, so lange er konnte, weil sie im Besitz des Kapitals und der Handschriften war, welche die Ursache des Rechtsstreits ausmachten. Nachdem aber nun die große Veränderung am Hof vorgegangen war und andere Leute hinter ihre Sache kamen, so half sie kein Bitten und Flehen mehr, es wurde Recht gesprochen, und ihr armer Schwager, der bisher jämmerlich gedarbt hatte, wurde nun in sein rechtmäßiges Erbe eingesetzt. Die Hebamme wurde fast rasend, sie kam zu ihrem alten Gönner, und in Hoffnung der Durchsetzung seines Plans, versprach er ihr ebenfalls völlige Hülfe. Im Betracht nun ihrer ehemaligen Freundschaft und Liebe zu ihm, lud er sie auch ein, so lange bei ihm zu bleiben, bis er ihr würde helfen können.

Meine Leser werden sich hier über den alten Böhling verwundern, daß er jetzt anfängt, eine solche Rolle zu spielen, besonders da ich oben bei seinem ersten Auftritt von ihm sagte: er sey nicht ungerecht gewesen. Das Wort: ungerecht, hat mancherlei Bedeutungen. Böhling ließ sich nicht bestechen: d. h. er nahm kein baar Geld; allein dagegen Alles, was in die Küche diente, und wenns auch ein fetter Ochse gewesen wäre. Er sprach Niemand Recht zu, wer Unrecht hatte; aber wenn er sich wohl bei der Ver-

zögerung befand, so ließ er die Sache ruhen, das ist, er vergaß sie im Schwoll seiner Geschäfte. Einen solchen Mann heißt die Routine nicht ungerecht, wohl aber der Menschenfreund und Christ. Er handelte also nach Eigennutz, und war nur in sofern gerecht, als es ein gutes Gerücht und der öffentliche Leumuth erforderte; aber ganz und gar nicht aus Gewissenstrieb. Bei dieser Gesinnung und in der jetzigen Lage, worinnen er sich befand, ists ganz begreiflich, wie ein äußerlicher scheingerechter, innerlich aber ganz gewissenloser Mann sich in die gefährlichsten und schrecklichsten Plane einlassen konnte, in sofern er sich versichert hielt, daß der Erfolg auf einer Seite gewiß, auf der andern aber seiner verlornen Ehre und Glück höchst schmeichelhaft war.

Die beiden Weiber wurden bald gute Freunde, ein ähnlicher Verdruß und eine ähnliche Hoffnung, vielleicht auch die Aehnlichkeit ihrer Charaktere, vereinigten ihre Herzen sehr innig. Nun schliefen sie beisammen in einem Bett, weil Böhling daran keinen Ueberfluß hatte. Einsmals lagen sie so beisammen und plauderten von allerhand. Die Hebamme gerieth auf Einmal in ein tiefes Nachdenken; hören Sie, Frau Base, fing sie an: denn sie hießen sich Base blos aus Freundschaft: was mag doch der Fremde hier machen? Oft verschließen sich die Beiden in das Eckzimmerchen dahinten und bleiben Stunden lang da beisammen, jetz' sind sie gewiß wieder da: denn ich habe die Magd Wein hineintragen sehen, als ich zu Bette ging. Die Frau von der Linden versetzte: wollen wir nicht einmal horchen. Den Henker! antwortete die Hebamme, wenn Einer heraus käme, das würde uns übel bekommen! Ey, wir wollens wagen, beschloß die von der Linden; damit standen sie Beide auf, schlichen vor die Thüre und mit dem Ohr ans Schlüsselloch. Nun hörten sie, daß der Fremde sagte:

„Es kann uns nicht fehlen, Herr Böhling, Ihr Herr Sohn kommt nebst dem Prinzen nach Köln, in dreien Tagen können sie da seyn. Nun habe ich schon einen Getreuen erkauft, der auf den Fürsten wohl Acht gibt, wo er sich wendet und kehrt, ich werde wohl Gelegenheit finden, ihm in aller

Sicherheit den Rest zu geben.“ Hierauf antwortete Böhling: Kurz! das Ding gefällt mir nicht, daß der Prinz so nahe ist, er kommt dabei in Verdacht, daß er Schuld an seines Bruders Tod ist; wär' er in Holland geblieben, so hätte man nach der That, von Seiten der Regierung, ohnehin zu ihm geschickt und ihn berufen. Der Fremde erwiederte: „dafür ist gesorgt: denn Albert hält sich so verborgen, daß ihn kein Mensch errathen kann: denn gesetzt! es käme Etwas heraus, es würde einer von uns gefangen, es würde auf den Prinzen bekannt, daß er die Triebfeder von Allem sey, so wäre er in Holland nicht sicher, wohl aber zu Köln im Kloster. Nein! erlauben Sie mir, da hat Ihr Herr Sohn bessere Kniffe im Kopf, der hat Alles so eingerichtet, der ist ja bei dem Prinzen und wird Alles gut machen.“ Jetzt flohen die Weiber zurück wieder in ihre Kammer, sie krochen ins Bett und nun hatten sie Stoff genug, zu schwatzen. Nachdem sie sich lange gekreuzigt, gesegnet und verwundert hatten, so fingen sie nun an, die Dinge zu erwägen, welche auf den Tod des Fürsten folgen würden. Es fiel ihnen nicht ein, den gräulichen Anschlag zu verrathen: denn sie ahneten Beide zu viel bei der Sache. Denken Sie nur, Frau Base! sagte die Frau von der Linden, wenn Prinz Albert Fürst ist, dann kommt gewiß Böhling wieder ans Brett und dann genade Gott den von der Lindischen, denen wirds übel gehen: da kann Ehrenfried mit seiner wohlweisen Frau wohin er will, und mein Mann wird dann auch seinen Gang gehn, der ihm nicht gefallen wird, da bin ich Hahn im Korb; und ich, setzte die Hebamme hinzu, komm' dann auch wieder zum Meinigen, ja, wenn Böhling den Fürsten nicht gefürchtet hätte, so hätte er mir längst geholfen. Wissen Sie auch, Frau Base! daß ich die Prinzen, Albert und Wilhelm, empfangen habe? Ey, um Gottes willen! sagte die von der Linden. Ja! ja! fuhr die Hebamme fort: sie sind Zwillinge, Wilhelm ist eine Stunde älter als Albert; ja es hätte wohl anders gehen können. Es war einmal ein Gemurmel am Hof, man wollte den Albert für den ältesten

ausgeben: denn Wilhelm war immer schwächlich, still und blöde; Albert aber war immer flink. Ich denk' mein Lebtag dran: als er so ein Bube war, da mußte er immer Etwas zu thun haben, da lief er einmal im Hofe herum: nun kam ein Hündchen, so ein Bleffertchen, der bellte ihn an; was hat der Prinz zu thun? er kriegt mir den Hund am Hals, drückt ihm so lang die Kehle zu, bis er krepirt war. Das war so seine Herzensfreude, etwas Lebendiges todt zu machen, wenns auch nur eine Mücke an der Wand war, das Zappeln der armen Thiere war ihm eine Seelenfreude! Der ganze Hof hatte sein Pläsir an dem Buben, der Eine sagte: das gibt einmal einen großen Helden; der Andere sagte dies, der Dritte das.

Höre Sie, Frau Base! fing die Frau von der Linden hastig an, da fällt mir Etwas ein: Sie ist Hebamme bei den Prinzen gewesen, könnte Sie nicht noch sagen, Albert sey der Aelteste, es sey damals ein Irrthum vorgegangen? waren nicht noch mehr Leute dabei? Herr Jeh! antwortete die Hebamme — ja ich glaube gar, daß Albert wirklich der Aelteste ist, ich weiß es bei meiner Seel' nicht recht, ich habe hernach nicht mehr auf die Kinder Acht gegeben: denn die Hofdamen hatten sie nun unter der Hand. Ja, der selige Fürst war selbst bei der Geburt beider Prinzen, hernach noch der selige Doktor Edelmann. Beide Kinder waren sehr schwach, sie wurden gleich vom seligen Hofprediger Seelbach getauft, aber die Leute sind nun alle todt.

Das ist vielleicht gut, erwiederte die von der Linden: man wird ja da Etwas ausprakticiren können, ich muß einmal morgen mit dem Böhling reden, es wäre doch besser, wenn der Fürst nicht umgebracht würde, das gäbe einen abscheulichen Lärmen und das ganze Land würde doch den Albert in Verdacht haben. Wenn Albert der Aelteste ist, so muß ihm doch der Fürst weichen, das ist ja natürlich, und man kanns ihn lehren, wenn er nicht will. Ich will morgen mit Böhling darüber reden. Ja, aber um Gottes willen! versetzte die Hebamme: daß sie nur nichts merken, daß wir

gelauſtert haben. Laßt mich ſorgen! ſagte die von der Linden.

So brachten die beiden Weiber die Nacht zu. Kein Schlaf kam in ihre Augen über alle die ſüßen Hoffnungen, die ſie ſich machten: denn nun kam noch dazu, wie glücklich ſie seyn würden, wenn Albert erführ', daß ſie Beide ihm zur Regierung geholfen hätten.

Eine ſolche gräuliche Handlung, wie die beiden Weiber ausbrüteten, iſt blos die Geburt der Gelegenheit. Sie waren von Natur ſo bös nicht, daß ſie ſo Etwas hätten denken können, wenn ſie fähig geweſen wären, alle die ſchrecklichen Folgen einzuſehen. Sie waren ärgerlich über ihre mißlungene Glücksumſtände, das feuerte ſie zur Rache an; dieſe war ihnen alſo jetzt ſüß, ſie ergriffen die erſte beſte Gelegenheit, ohne zu bedenken, daß ſie auf dieſem Weg an einem ganzen Fürſtenthum, an vielen tauſend Menſchen zu eingefleiſchten Teufeln würden. O, wie Mancher iſt am Galgen geſtorben, der als ein ehrlicher Mann ſein Ziel würde erreicht haben, wenn die Gelegenheit ihn nicht verleitet hätte! Wie groß und wahr ſind die Worte des hohen Apoſtels: ſeyd nüchtern und wachet, das iſt: nehmt euch in Acht für Allem, was die Beobachtung eurer ſelbſt, eurer geheimſten Neigungen ſchwächt, und gebt Acht auf alle eure Gedanken, Lüſte und Begierden: denn euer Widerſacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und ſuchet, welchen er verſchlinge: denn das mächtige Weſen, welches Gott in der Schöpfung duldet und ihm zuläßt, auf das freie Geſchöpf der Menſchen zu wirken, damit er durch Kampf und Proben der Seligkeit würdig werden könne, iſt immer geſchäftig, gibt immer Acht, wo ihr am ſchwächſten ſeyd, und bedient ſich aller Gelegenheiten, wie ein auf den Raub lauernder Löwe, um euch zu verderben. Doch ich fahre fort zu erzählen.

Des Morgens früh eilten die beiden Weiber zu Böhling, ſie ließen ihm ſagen: ſie hätten etwas Höchſtwichtiges mit ihm zu reden. Böhling ließ ſie alſofort auf ſein Zimmer kommen, wo Patriz ſchon wieder bei ihm

saß, dieser wollte weggehen; allein die von der Linden hieß ihn bleiben: denn er müsse es mit anhören. Nun, fing sie an; denken Sie! die Frau Base da ist Hebamme bei der seligen Fürstin gewesen und hat den Prinz Albert und den Fürsten empfangen. Nun glaubt sie, Albert sey unter beiden Zwillingen der Aelteste.

Hastig rief Patriz: wer war bei der Geburt? Die Hebamme antwortete: der hochselige Fürst, der Doktor Edelmann, etliche Hofdamen und ich: es lebt aber Niemand mehr als ich. Tausend T... fuhr er fort, und sprang auf: Herr Böhling! ist nichts Geschriebenes von der Sache in der Welt? — So viel ich weiß, nichts: antwortete der Alte; sollte man denn nichts Geschriebenes machen können? versetzte die von der Linden. Die beiden Männer sahen sich an und sagten: was wollen sie damit? die Frau sah gar geheimnißvoll aus und erwiederte: hören sie, ihr Herren! sie haben hier zwo Freundinnen, auf die sie sich verlassen können, wir können schweigen wie ein Stein, wir haben gemerkt, was vorgeht, von ungefähr hat Herr Patriz einmal ein Wort gesagt, das hat uns Nachdenken gemacht; kurz, sie sind Willens, dem Prinz Albert an die Regierung zu helfen, und da haben wir Beide die Sache so in unserer Einfalt überlegt: das Ding ließ sich wohl am besten thun, wenn man beweisen könnte, daß Albert der Aelteste wäre.

Böhling und Patriz erschracken, als sie hörten, daß die beiden Weiber ihren Anschlag wußten, und nun war ihnen sehr daran gelegen, daß sie sich die Beiden genau verbanden und sie mit in ihren Plan verwickelten, sie lobten daher die Weiber, und Böhling schien sich so darüber zu freuen, daß er Beiden herrliches Essen und Trinken, und wenn Albert Fürst wäre, das größte Glück von der Welt versprach. Die beiden Frauen schwammen im Vergnügen und wünschten nur noch jung zu seyn, damit sie des Glücks recht lange genießen möchten.

Nun lebte in Rheinau ein alter Rechtsgelehrter, ein Mann von Böhlings Charakter, vielleicht noch Etwas

schlimmer: er war Titularrath und von gegenwärtiger Regierung nicht ohne Ursache außer Aktivität gesetzt worden, doch genoß er noch einen Gnadengehalt von vier hundert Gulden, bediente noch Partheien als Advokat und half sich so kümmerlich genug hindurch. Dieser Rath Bösewein war ehemals geheimer Kabinetssekretär des vorigen Fürsten gewesen; dies fiel dem alten Böhling ein, vorzüglich erinnerte er sich, daß Bösewein die größte Geschicklichkeit besaß, fremde Hände nachzumachen, die Gesellschaft beschloß also, den Rath dahin einzuladen und ihm ihren Anschlag zu entdecken. Alsbald wurde ein Expresser abgeschickt, und Bösewein war schon da, ehe man ihn erwartete.

Bei diesem fanden sie nun Alles, was sie suchten; und damit ich nicht ohne Noth in meiner Erzählung weitläuftig bin; so melde ich nur kurz, daß Bösewein unter seinen Papieren einen alten unbeschriebenen Bogen suchte und fand, darauf mit einer falschen altscheinenden Dinte eine Verordnung niederschrieb, in welcher der verstorbene Fürst seinen Sohn Albert, als den ältesten, zum Erbprinzen erklärte. Indessen da ihm Alberts Charakter von Jugend auf nicht gefallen habe, so sey Wilhelm immer für den ältesten ausgegeben worden; damit aber doch den Gesetzen des Hauses nicht zuwider gehandelt würde; so habe der Fürst dieses Instrument verfertigt, und zu Köln bei einem sichern Mann niedergelegt, welcher es dereinst Alberten einhändigen sollte, in sofern er seine Aufführung ändern würde. Bösewein wußte dieß Alles so scheinbar einzurichten, daß es keinem Zweifel unterworfen seyn konnte. Alle freueten sich über diesen Einfall, besonders als sich Böhling erinnerte, es sey damals schon ein allgemeines Landgespräch gewesen: Albert sey der älteste. Die Hebamme fügte hinzu, sie glaube es auch in Wahrheit; sie wisse aber auch, daß man am Hofe gemurmelt habe: man wolle Albert für den ältesten ausgeben, weil Wilhelm in seiner Jugend schwächlich war. Das dient zur Sache nicht, versetzte Patriz, davon muß sie nicht mucksen. Bei Leibe! sagte die Hebamme: dafür sorgen Sie nicht. Nun war aber dem Böhling noch

eine Schwierigkeit bei der Sache im Wege, er wendete ein: man hat aber doch Wilhelmen von der Wiege an als den Aeltesten erkannt. Da nun gegenwärtige Verordnung viel später eingerichtet sey, so finde sich keine Ursache, warum man gleich vom Anfang an Wilhelmen für den Aeltesten ausgegeben habe; da man doch zu der Zeit vom Charakter der Prinzen noch nicht habe urtheilen können. Dieser Umstand müsse nothwendig Verdacht erwecken.

Dieser Gedanke war einleuchtend; es mußte also noch ein Mittel gefunden werden, wodurch man dem verstorbenen Fürsten einen Beweggrund andichtete, warum er gleich bei der Geburt den Prinzen Wilhelm für den Aeltesten ausgegeben habe.

Böseweín fand dazu bald Rath. Aus tiefen Gedanken erwachend, sagte er zur Hebamme: hatte Albert nicht einen Nabel- oder Darmbruch oder so Etwas an sich, daß man befürchtete, er möchte bald sterben? Die von der Linden stieß die Hebamme an und sagte leise: Ja! Ja! Die Hebamme bedachte sich eine Weile, ja! versetzte sie, er war in der That schwächlich, denn ich weiß noch gar wohl, daß seine Fontenelle auf dem Kopf so groß wie ein Laubthaler war, und man in den ersten Tagen immer zweifelte, er würde sterben.

Das ist ja vortrefflich! rief Böseweín, jetzt haben wir weiter nichts mehr nöthig. Nun zerriß er seine erste Verordnung, suchte abermals einen alten weißen Bogen und schrieb eine neue mit der nemlichen Dinte: der vorige Fürst habe wegen der Schwächlichkeit des Prinzen Alberts gleich nach der Geburt Wilhelmen für den Aeltesten ausgegeben, auch die Sache dabei beruhen lassen, weil Alberts Charakter ihm nicht gefallen habe. Damit aber doch die Rechte seines Hauses nicht gekränkt werden möchten, so erkläre er hiemit den Prinzen Albert für den Aeltesten und den wahren Erbprinzen, und wolle, daß dieses Instrument bei dem Herrn von L.... zu Köln, als seinem guten Freund, niedergelegt würde, mit dem Bedeuten, daß er dereinst dem Prinzen

Albert eingehändigt werden solle, wenn etwa Wilhelm übel regieren, oder sich Albert bessern würde.

Nun war es allgemein bekannt, wie viel der Fürst auf den Herrn von L . . . gehalten hatte, da nun auch dieser Herr todt war, so ließ sich Alles vortrefflich einrichten. Nun wurde aber der Hebamme ernstlich empfohlen, daß sie bei ihrer Aussage beständig bleiben und ja sagen solle: Albert sey der Aelteste und er sey bei seiner Geburt schwächlich gewesen. Die Hebamme erbot sich, so oft darauf zu schwören, als mans verlangen würde. Nun mußte noch die Unterschrift des Fürsten nachgemacht und sein Kabinetssiegel darauf gedruckt werden. Diesen Punkt einzurichten war dem Rath Bösewein ein Leichtes. Jetzt wurden nun auch die besten Maßregeln, die man zu ergreifen habe, ausfindig gemacht. Die Hebamme bekam brav Geld, damit mußte sie wieder in ihre stille Hütte nach Rheinau zurück kehren, damit ihr Aufenthalt bei Böhling keinen Verdacht erwecken möchte, dabei wurde sie ermahnt, wenn sie der jetzige Fürst fodern ließ, standhaft bei ihren Worten zu bleiben: denn es könne ihr ja Nichts geschehen; hernach solle sie sehen, wie glücklich sie werden würde. Eben so wollte sich auch Bösewein verhalten: denn weil er als ehemaliger Kabinetsgeheimschreiber auch scharf könnte examinirt werden, so wollte er ganz stille seyn, und warten, bis er gerufen würde. Böhling und Patriz beschlossen, mit dem Instrument nach Köln zu Prinz Albert zu reisen, damit sie eines Theils in Sicherheit seyen, wenn etwa die Hebamme plauderte, oder sonst etwas Widriges auskäme, und die von der Linden mußte mit gehen, damit sie auch sicher wäre, oder doch nicht plaudern möchte.

Bösewein verfügte sich nun auch nach Haus und bediente sich jenes niedrigen und bekannten Kunstgriffs, ein Siegel nachzumachen. Die fürstliche Unterschrift gerieth meisterhaft; unten an die Ecke unterschrieb er sich selbst, und nun schickte er die Schrift versiegelt seinen Gesellen in der Bosheit zu. Diese vollzogen ihren Plan und reisten nach Köln.

Während der Zeit, daß etliche Personen am Untergang eines vortrefflichen Fürstenpaars, vieler Familien und am schrecklichsten Unglück eines ganzen Landes arbeiteten, bestrebten sich Fürst Wilhelm, seine Gemahlin und so viel rechtschaffene Menschen, so viel Gutes zu thun, als möglich war. Sie träumten sich eine süße Zukunft, und entwarfen alle zusammen solche vortreffliche Plane, als sie nur edle und große Geister erdenken können. Der tiefsinnige Forscher göttlicher Geheimnisse scheitert oft an dem Gedanken: wie es möglich sey, daß die Vorsehung, welche doch aller Menschen Wohl will, durch solche Werkzeuge ihr Glück manchmal auf immer vernichten könne? Allein man darf nur aufs Ende und auf die Folgen sehen, so scheitert man nicht mehr.

Einsmals, als Ehrenfried mit seiner Theodore und dem alten Dietrich hinter dem Haus im Garten in einer Laube saß und sie alle Drei göttlich ruhig und vergnügt zusammen waren, so kam ein Laquai von Hof, und brachte Ehrenfried einen Befehl, augenblicklich zum Fürsten zu kommen.

Ehrenfried erschrack, daß er zitterte, es ahnete ihm nichts Gutes; er lief also fort, zog sich geschwind an und ging ins Kabinet des Fürsten. Dieser saß da traurig, betäubt und mit Thränen in den Augen. So wie Ehrenfried zur Thüre hinein trat, reichte er ihm eine Schrift, ohne ein Wort dabei zu sagen. Der Kammerrath las, ward blaß und taumelte hin und her. Ueber eine Weile ermannte sich der Fürst, er stand auf, griff Ehrenfried an der Hand und sagte: ruhig, mein Freund! wir gehen, sobald wir können und theilen unser Schicksal zusammen; ich glaube nicht, daß er mit seiner Familie hier bleibt, wenn Albert zur Regierung kommt. Wie! rief Ehrenfried mit Schrecken und Erstaunen, Ew. Durchlaucht wollen dem erdichteten Schelmenstück glauben? es ist wahrlich falsch und der Teufel hat wieder sein Spiel dabei gehabt. Wie kommen Ew. Durchlaucht zu dem fatalen Ding? Der Fürst antwortete: ein Syndikus von Köln nebst dem Herrn von Zittern, sind von meinem Bruder mit der Schrift an mich abgesandt worden;

vor einer Stunde waren sie hier, begehrten Audienz und überreichten mir das Original, mit der Nachricht, daß es von Köln von Notarius und Zeugen sey abgeschrieben und dort dem Rath in Verwahrung gegeben worden. Zugleich sagten sie mir, daß Albert in Köln sey: denn die Schrift sey unter den Papieren des Herrn von L... gefunden und dem Prinzen zugeschickt worden, darauf sey er dorthin abgereist, und er läßt mir nun sagen: daß ich mich gutwillig an einen mir gefälligen Ort retiriren möchte, damit er nicht nöthig habe, Gewalt zu brauchen. Kammerrath! ich glaube, die Sache hat ihre Richtigkeit, ich habe in meiner Jugend zuweilen ein und anderes gehört, das mich fürchten macht, Albert habe recht. Ich will ihm nicht im Weg stehen, ich will die Regierung niederlegen. Um Gottes willen! erwiederte Ehrenfried: seyn Ihro Durchlaucht nicht zu rasch, laßt uns erst die Sache untersuchen, es liegt so vieler Menschen Glück und Unglück in derselben verborgen, daß es in der That eine Gewissenssache ist! Der Fürst antwortete: wenn Gott meinen Bruder zur Regierung durch die Geburt bestimmt hat, so können wir nichts dawider, mir kömmt sie dann nicht zu. Geh Er nur, mein Freund! untersucht zusammen, was zu untersuchen ist, ich will zu meiner Gemahlin gehen und sie zu dem Schlag vorbereiten. Ehrenfried bat, der Fürst möchte befehlen, daß der Hof, die Regierung und die Kollegia zusammentreten möchten; damit Jeder von dem Vorfall benachrichtigt würde, vielleicht fände sich noch jemand, der Aufklärung in der Sache geben könnte: denn er zweifelte noch immer, sie sey nicht ganz richtig. Der Fürst nahm den Rath an, er ließ den Hof zusammen kommen. Die Regierung, die Kammer und die andern Kollegien versammelten sich; und einem Jeden wurde bekannt gemacht, was der Fürst für Nachrichten bekommen habe. Anstatt der bisherigen Ruhe und Friedens bemächtigte sich nun Bestürzung und Unruhe aller Herzen; sehr Wenige, die im Trüben zu fischen hofften, waren innerlich zufrieden, ob sie sich gleich äußerlich verlegen anstellten. Nun wurde die Schrift untersucht, man erkundigte sich, wer bei der Geburt der Prinzen gegen-

wärtig gewesen, und fand, daß Alle, bis auf die Hebamme, todt waren. Diese ließ man rufen, sie kam vor die Regierung, man fragte sie, ließ sie schwören, die Wahrheit zu sagen, und sie bekannte getrost: Albert sey unstreitig der Aelteste; weil er aber schwächlich gewesen, so hätten alle Gegenwärtige viel Geld bekommen, daß sie alle sagen sollten, Wilhelm sey der Aelteste. Nun wurde die Frau entlassen und der Rath Böseweín vorgefordert. Dieser mußte nun die Schrift besehen und sagen, ob er sie zu der Zeit, wie der unterschriebene Datum ausweise, auf des hochseligen Fürsten Befehl entworfen habe? Bösewein stellte sich traurig und bestürzt. Gott! rief er aus: muß denn dieß unselige Ding gerad jetzt zum Vorschein kommen! wie gern möchte ich sagen, ich hätte es nicht geschrieben! er stellte sich an, als wollte er nicht reden; allein er mußte. Nun bezeugte er mit der größten Umständlichkeit, wie der hochselige Fürst ihn in der größten Gewissensruhe ins Kabinet habe kommen lassen und ihm aufgetragen habe, die Verordnung zu entwerfen, und daß er selbst sie nach Köln zum Herrn von L.... habe bringen müssen; es sey auch eine Kopie davon versiegelt in die Kabinetsregistratur gelegt worden, sie habe sich aber verloren, und er wisse nicht, wo sie hingekommen sey. Jetzt zweifelte Niemand mehr an der Gewißheit der Sache. Alles gerieth in Verwirrung, man suchte im Archiv, in den Registraturen, man beschloß, man verwarf wieder, und es blieb bei dem Alten.

Während der Zeit brachte der Fürst seiner Gemahlin die traurige Nachricht bei; er fand sie aber entschlossener und standhafter, als er selber gewesen war, sie fügte sich in den Willen Gottes und stellte sich ihr zukünftiges Privatleben sehr ruhig und angenehm vor. Nun mußte Theodore zu ihr kommen, sie hatte freilich ihre Augen roth geweint, aber doch lächelte sie ihrer Freundin entgegen. Komm, Theodore! rief sie zärtlich; komm hier neben mich auf den Sofa! ich bin nicht mehr deine Fürstin, aber deine Freundin — sie weinte wieder und erzählte ihr, was vorgegangen war. Theodore erschrack, als wenn sie vom Donner gerührt

wäre. Die betrübten Folgen von Alberts Regierung standen ihr alle vor der Seele, und zudem sahe sie, daß nun alle ihre Herrlichkeit zu Rheinau ein Ende habe. Doch faßte sie sich auch, denn sie verließ sich, nächst Gott, auf ihr Vermögen, sie konnte, nebst ihrem Mann, und wenn sie auch Kinder bekommen würde, reichlich leben; überdas war ihr die Gnade der Fürstin, oder ihre Freundschaft, unschätzbar; und da sie in Zukunft beisammen leben wollten, so träumten sie sich Beide in die angenehmste Zukunft hinüber, weil sie dann die Verhältnisse des Hofs nicht mehr hindern würden, und wurden also auf ihrem Sofa ganz ruhig.

Indessen machte nun jeder seine eigenen Plane: der Fürst nahm sich vor, nach Hamburg zu ziehen und dort ein Privatleben zu führen; Ehrenfried, der jetzt beständig um ihn war, wollte erst seine Sachen in Ordnung bringen und ihm dann dorthin folgen; die übrige Dienerschaft war in der äußersten Verwirrung, Viele wären auch gern weggezogen, aber sie hatten kein Brod und grauten also vor den Dingen, die kommen würden.

Die Abgeordneten von Köln wurden nun abgefertiget, der Fürst schrieb seinem Bruder und trat ihm förmlich die Regierung ab. Solchergestalt ging die ganze Veränderung ohne die mindeste Unruhe vor sich; das ganze Land aber trauerte, als ein Edikt von der Regierung angeschlagen wurde, worinnen man die ganze Sache dem Staat bekannt machte. Nirgends wurden Freudenanstalten gemacht, überall war feierliche Stille, und in jedem Herzen Furcht vor der Zukunft.

Prinz Wilhelm und seine Gemahlin nebst ihren treuesten Bedienten, so viel sie ihrer in ihrem zukünftigen Zustand bedurften, zogen indessen heimlich in der Nacht fort, damit keine Empörung entstehen möchte, sie nahmen ihre Chatulle, Juwelen und so viel Möbeln mit, als ihnen zukam, und er hinterließ einen Brief an seinen Bruder, worin er ihm wegen der jährlichen Apanage ein und andern Auftrag gab und ihm zu der Regierung des Vaterlandes freundlich Glück wünschte. Ehrenfried und Theodore waren bis auf den letzten Augenblick bei dem edlen Paar, und in der Hoff=

nung eines baldigen Wiedersehens, wurde der Abschied nicht so schwer.

Eine Woche nachher kam Prinz Albert nebst seinen wenigen Getreuen an, der alte Böhling, sein Sohn und Patriz saßen bei ihm in der Kutsche; in einem andern Wagen war die Frau von der Linden nebst dem Sekretär des Prinzen und noch ein paar andere Bedienten. Die Bürgerschaft der Stadt Rheinau zog ihm entgegen, es wurden Kanonen abgefeuert und des Abends die Stadt erleuchtet; das war alles, was zu seinem Willkommen geschahe. Das Erste, was der neue Fürst begann, war das gewöhnliche Kompliment, daß er einen Jeden seiner Gnade versicherte und in seiner bisherigen Bedienung bestätigte.

Ich halte mich übrigens mit den Einrichtungen dieses Fürsten nicht auf, sondern erzähle nur die Lebensgeschichte der Theodore von der Linden und was in dieselbe einschlägt. Ehrenfried, der aus der Gesellschaft des Fürsten wohl schließen konnte, was er zu erwarten haben würde, beschleunigte seine Geschäfte, nur um so viel mitnehmen zu können, als er zu seinem Unterhalt brauchte, und sich dann je eher je lieber aus dem Staub zu machen.

Ein Paar Tage nach Alberts Ankunft war die ganze von der Lindensche Familie in Ehrenfrieds Haus beisammen, und sie berathschlagten sich untereinander, wie sie ihre Sachen am klügsten einrichteten; sie überlegten die Sache auf allerhand Art, und da Heimburg jetzt wieder außer Amt war, auch noch kein Haus gekauft hatte, so beschloß er, mit seinem Geld zum Fürsten von Traubenheim in seine Vaterstadt zu gehen und dort Dienste zu suchen: denn der älteste Prinz hatte kürzlich die Regierung angetreten. Zu diesem Herrn hatte auch Prinz Wilhelm nebst seiner Gemahlin seine erste Zuflucht genommen: denn er war, wie aus dieser Geschichte bekannt ist, sein Schwager. Hans Jakob, welcher keine Beziehung auf den Hof hatte, wollte nebst seinem Vater zu Rheinau bleiben und als Privatmann die Handlung fortsetzen. Was aber Alle zusammen am meisten beunruhigte und was ihnen unbegreif-

lich vorkam, das war der Aufenthalt der Frau von der Linden am Hof, doch ahneten sie die eigentliche Ursache nicht von Weitem. Trauriger als jemals gingen die Leute jetzt von einander, und der Schlag, der ihnen bevorstund, schien schon zum Voraus ihre Seele zu trüben.

Des andern Morgens kam zum Erstaunen der ganzen Stadt ein Notarius, ein Paar Deputirte nebst einem Kommando Soldaten in Ehrenfrieds Haus, die Thüren wurden mit starken Wachen besetzt, Alles versiegelt und dem vortrefflichen Mann nebst seiner Frau angedeutet, mitzugehen. Tiefer Kummer drang durch ihre Herzen, sie umarmten sich, weinten stumm, küßten sich oft, und Ehrenfried sagte: jetzt, mein Kind! gehen die Tage der Prüfung an, aber glaube gewiß, Gott wird uns beistehen und die Versuchung nicht über Vermögen gehen lassen; sey nur standhaft, traue Gott, bete zu Ihm ohne Unterlaß und richte dein Herz ganz auf Ihn, so wirst du himmlischen Trost fühlen; ich werde es auch so machen. Nun gingen sie mit der Wache fort. Jedermann schaute verstohlener Weise zum Fenster heraus und opferte diesen allgemeinen Wohlthätern eine Thräne des Mitleids; sie wurden indessen von einander getrennt und Jedes in ein enges Gefängniß in Verwahrung gebracht.

Meine Leser werden über dieses Verfahren des Fürsten erstaunen und nicht begreifen können, wie er dazu kam; allein ich will das Geheimniß enthüllen und dann werden sie für das vortreffliche Ehepaar zittern. Der junge Böhling, der jetzt Alles galt, war fürs Erste Kabinetssekretär geworden; ihm lag die Vergiftungsgeschichte noch im Kopf, er wußte, daß der Fürst nebst ihm bei aller Welt im stärksten Verdacht war, zudem stand ihnen Ehrenfried als ein thätiger, rechtschaffener, in allem Betracht großer Mann und Günstling des vorigen Fürsten, gewaltig im Weg; ferner mußte nun die Frau von der Linden belohnt werden, und endlich hatte auch Böhling seinen alten Groll noch nicht verschmerzt; alle diese Ursachen zusammen brachten in seiner Adramelsseele den erhabenen — höllisch-

großen — Gedanken hervor, die Theodore als Giftmischerin der vorigen Fürstin anzuklagen und in Inquisition zu ziehen. Durch diesen Schlag wurden alle Wespen, die auf sein und des Fürsten Herz los stachen, auf einmal todt geschlagen. Er trug dem Fürsten seinen Plan vor, und der gaudirte sich in seiner Seele darüber: denn dadurch wurde der Haß und der Verdacht des Volks von ihm ab und der Theodore zugewendet. Ehrenfried wurde unwirksam, die Güter confiscirt und der Frau von der Linden geschenkt, und endlich war ja auch die Rache honigsüß. Nur ein Punkt war noch zu berichtigen; wie machte man wahrscheinlich, daß Theodore eine so gräuliche That unternehmen konnte? — Böhling war bald damit fertig. Prinz Wilhelm hatte sich in sie verliebt und sie liebte ihn zur Vergeltung unmäßig wieder; Beiden stand die Fürstin im Wege, sie beschlossen also zusammen, sie fortzuschaffen. Als aber die Sache fehl schlug, so suchte Theodore den Verdacht dadurch von sich abzuwenden, daß sie der Fürstin die größte Treue bewies, dadurch gewann sie ihre Gnade, die Liebe des Prinzen erlosch wieder u. s. w. Diese Reden wurden nun ausgesprengt, die Stadt und das Land wurden voll davon, der größte Theil glaubte ihnen, und nur die Bekannten und Nachdenkendsten konnten allenfalls die Kabale ahnen, die gespielt wurde. Heimburg hörte mit kaltem Schauder und Todesschrecken dies Gerücht zuerst, er flog zu Hans Jakob, Clementinen und dem alten Dietrich, und erzählte ihnen ohne Umschweif die Gefahr, welche ihnen allerseits über dem Haupte schwebte. Dietrich hatte nie eine so schwarze Bosheit sich vorstellen können; aber seine liebe Tochter, sein goldiges Mädchen in dem Unglück zu sehen und Gefahr zu laufen, daß sie eines sehr schmähligen Todes sterben würde, das war ihm unausstehlich, er war betäubt, aller seiner Sinne beraubt und lief von einer Ecke in die andere. Clementine riß sich die Haare aus dem Kopf, saß auf der platten Erde und weinte. Hans Jakob schnaubte auf und ab in der Stube, griff bald zum Hirschfänger, bald zur Pistole, dann

stieß er schäumend die Worte heraus: O Cassius! o Brutus! Ihr waret, hol mich Gott, herrliche Kerls, aber — Heimburg bat ihn um Gotteswillen, still zu seyn; endlich wurde er so viel ruhig, daß man einen vernünftigen Schluß mit ihm fassen konnte, und der bestand darinnen: sie wollten alle so viel Geld zusammen machen, als sie konnten, Alles im Stich lassen, nach einander einzeln und stille aus der Stadt schleichen, dann an einem bestimmten Ort sich wieder versammeln und mit einander nach Traubenheim gehen, allwo sie ferner ihre Maßregeln nehmen wollten; dies alles führten sie so klüglich aus, daß sie schon weit weg waren, ehe es Jemand merkte. Diese Entweichung der Familie gab freilich dem Verdacht beim gemeinen Volk noch mehr Gewicht; allein der Vernünftige billigte sie. An Vertheidigung, an Recht und Billigkeit war da nicht zu denken; Dietrich und seine Kinder mußten vielmehr erwarten, daß man sie auch noch mißhandelte.

Das Allerentsetzlichste für sie war, daß sie ihre beiden Lieben zurücklassen mußten. Dietrich war am übelsten fortzubringen. Hundertmal schauete er nach Rheinau um, weinte und sagte: das sey Gott geklagt! mein armes goldiges Kind! — Du lieber Gott erbarm Dich doch! u. s. w.

Als sie nun an einem sichern Ort waren, so erquickten sie sich mit Essen und Trinken, nahmen nun ein paar Kaleschen, und jagten was sie jagen konnten nach Traubenheim: denn sie fürchteten, Prinz Wilhelm möchte schon fort seyn! das hatte aber keine Gefahr: denn sein Bruder, der Fürst August von Traubenheim, hatte ihn überredet, bei ihm zu bleiben und sein Geld dort zu verzehren. Zu dem Ende wies er ihm das schönste Lustschloß zur Residenz an, wo der vorige Fürst während der Kommission gewohnt hatte.

Sie kamen des Abends spät an. Heimburg und Hans Jakob beschlossen alsofort, den Abend noch zum Prinzen zu gehen und ihm zu erzählen, wie es dem armen Ehrenfried und seiner Frau ginge. Sie erhielten alsbald Audienz. Der Prinz empfing sie außerordentlich gnädig, fragte aber im Augenblick: wo bleibt denn Ehrenfried? Hans Jakob ant-

wortete: Jhro Durchlaucht! der sitzt mit seiner Frau, meiner Schwester, im Kerker; mit den Worten stürzte ihm ein Strom Thränen aus den Augen, er fing an, hin und her zu wandeln; Jhro Durchlaucht! rief er: retten Sie Ihren alten Getreuen! Gott verzeih mir meine Sünde! — ich werde sonst, hol mich Gott! ein Brutus. Heimburg erschrack über die Worte und wollte seinen Schwager entschuldigen; allein der Prinz sagte: Sie haben nicht nöthig, ihn zu entschuldigen, das thut er selbst; aber warum sitzen die guten Leute denn? Heimburg erzählte die ganze Geschichte. Nun erschrack Wilhelm selbst, daß er blaß wurde: denn eine solche Bosheit hatte er sich nicht vorgestellt, er wurde unruhig und sagte: da ist keine Zeit zu verlieren: denn man kann nicht wissen, wozu noch der Tyrann verleitet werden kann. Gehen Sie in ihr Logis und seyn Sie ruhig, ich schaffe Ehrenfried und seine Frau frei und frank hieher, oder ich lasse mein Leben für sie. Heimburg und Hans Jakob wurden entzückt für Freude, sie küßten dem Prinzen die Hand und sagten: Gott belohne Ew. Durchlaucht dafür! Nun gingen sie wieder in ihr Quartier, erzählten ihrem Vater und ihren Weibern, was ihnen der Prinz geantwortet hatte, und nun nährten sie sich alle mit der fröhlichen Hoffnung, sie würden bald ihre Freunde wiedersehen.

Prinz Wilhelm erzählte seiner Gemahlin, wie es zu Rheinau stände, und er entdeckte ihr, was er vor habe, sie munterte ihn auf, seinen Vorsatz auszuführen und begleitete ihn zu ihrem Bruder in sein Kabinet, welcher eben im Begriff war, sich niederzulegen. Wilhelm sagte ihm die Geschichte ganz kurz und bat ihn, ihm die hundert Mann, welche in der Stadt in Besatzung lagen, auf 24 Stunden zu leihen. Fürst August thats von Herzen gern, und ermahnte ihn, sich wieder auf den Stuhl seiner Väter zu setzen. Nein! antwortete Wilhelm: dafür bewahre mich Gott, das kommt mir nicht zu, aber den Kammerrath und seine Frau muß ich retten: denn sie habens um mich verdient. Alsbald wurde dem Commandanten Befehl gegeben, und in einer Stunde war die Mannschaft bereit; Prinz Wilhelm

begab sich an ihre Spitze und führte sie an. Des Morgens früh erschien er mit seinem Trupp vor dem Thor zu Rheinau, hier hielt er still und schickte einen Offizier an seinen Bruder Albert mit einem Gruß, und dem Ersuchen, alsofort Ehrenfried und seine Frau herauszuschaffen, ohne ihnen ein Haar zu kränken; ferner ihr Haab und Gut und alles, was sie hätten, unversehrt zu lassen, und ihnen alles Bewegliche auszuliefern, oder er würde sie mit den Ihrigen mit Gewalt holen. Albert bekam diese Nachricht noch im Bett. Die Stadt Rheinau war nur mit einer Mauer umgeben, und gar nicht darnach eingerichtet, einer solchen Gewalt zu widerstehen. Albert willigte also in Alles, Böhling wurde im Augenblick geholt, der Abgesandte drang auf schriftliche Antwort, es wurde eine aufgesetzt und von dem Fürsten unterschrieben, worinnen Albert alles versprach, was von ihm begehrt wurde.

Während der Zeit, daß dieses vorging, kämpften Ehrenfried und seine Theodore, Jedes in seinem eigenen Kerker mit den traurigsten Erwartungen, sie waren des vorigen Tages Jedes besonders verhöret worden, und sie vernahmen ihre Anklage mit dem größten Entsetzen, die Böhlinge, Vater und Sohn, nebst Bösewein und noch zween Nichtswürdigen machten die Commission aus, die ihre Sache untersuchen sollte; sie konnten also leicht denken, was sie zu erwarten hatten, man hatte ihnen schon mit der Folter gedroht, und beide glaubten nicht anders, als sie würden ohne Zweifel mit dem Leben bezahlen müssen. Man stelle sich die Lage zweier Leute, die bisher lauter Wonne und Vergnügen geschmeckt haben, recht lebhaft vor, man denke sich an ihre Stelle und urtheile, so wird man ihnen nachempfinden können, wie ihnen zu Muth war.

Des andern Morgens um acht Uhr kam ihr wachthabender Offizier, der kündigte ihnen die Freiheit an. Beide wurden losgelassen, sie trafen sich vor der Thür des Gebäudes, fielen sich um den Hals und weinten laut, sie knieten, von ihrer lebhaften und feurigen Dankempfindung gegen Gott durchdrungen, auf freier Straße nieder. Alles Volk lief jetzt zu=

sammen, so daß die ganze Gasse lauter Köpfe war, man las Jedem die Freude im Gesicht, die er über diesen Vorfall empfand, obgleich alles still war. Jetzt erfuhren sie auch die Ursache ihrer Befreiung: denn Wilhelms Gesandter fand sich zu ihnen und sagte ihnen, daß er vor dem Thor hielt und sie erwartete. Mit geflügelten Schritten eilten sie fort zu ihm, sie trafen ihn auf dem Pferd mit dem bloßen Degen in der Hand, als er sie aber sahe, so steckte er sein Schwert ein, stieg vom Pferd und umarmte Beide. Meine Feder ist zu schwach, zu erzählen, was hier in Ehrenfrieds und Theodorens Herzen vorging.

Nun schickte der Prinz in die Stadt, ließ auf dem Posthaus einen Wagen mit Pferden holen, welcher Ehrenfried und seine Frau fahren mußte, und so begleitete sie ein Prinz mit einer Kompagnie Soldaten nach Traubenheim zu den Ihrigen. Den ganzen Weg über schlossen sich die beiden beständig in ihre Arme und vergossen Thränen der Zärtlichkeit und der Freude. Als sie aber zu Traubenheim ankamen und an dem Wirthshaus ausstiegen, wo sich ihre Freunde aufhielten, so schwankten sie und konnten kaum Athem holen. Dietrich, Hans Jakob, Heimburg und die beiden Weiber standen an der Thür, ein magnetischer Zug zog sie Alle zusammen in Eins und Alle weinten. Jetzt wurde Dietrich wieder ein Mensch, er schleppte seine Tochter in die Stube, umarmte und küßte sie wieder und weinte an ihrem Hals. Nun sey's Gott gedankt, fing er an, es geht doch alles seinen Gang, unser Herr Gott verläßt die Seinigen nicht, so wirds auch Prinz Wilhelm gehen, er ist ein Engel Gottes und seine Gemahlin auch; daß Albert der Aelteste ist, das ist, bei Gott gelappt, es ist nichts dran, ich habs immer anders gehört, und unser Herr Gott wird ihm auch wieder auf den Thron helfen. Jetzt aßen sie alle zusammen und waren fröhlich, nichts lag ihnen nun noch am Herzen als ihre Güter: denn sie wußten noch nicht, daß auch Prinz Wilhelm dafür gesorgt hätte. Als sie gegessen hatten, so beschlossen sie, allzusammen zum Prinzen zu gehen und ihm zu danken. Sie gingen hin, der Prinz und seine Gemahlin

waren beisammen, Charlotte empfing ihre Theodore mit Freudenthränen; der gute Dietrich wußte nicht, wie er sich gebehrden sollte, sein Dank aber drang tief in alle Herzen, weil ein jedes Glied seines Leibes laut redete. Nun sagte ihnen Wilhelm, was er auch in Ansehung ihrer Güter gethan hätte und noch thun würde: ihre Mobilien sollten ihnen ausgeliefert, ihre Interessen bezahlt und ihre Häuser und liegende Güter unangetastet bleiben. Diese väterliche Vorsorge verursachte neuen Dank.

Nun blieben Ehrenfried und Theodore am Hof, um wieder neue Plane auf die Zukunft entwerfen zu helfen, Dietrich aber und die andern gingen nach Haus, und überlegten ebenfalls, wie sie nun ihre Sachen einrichten wollten. Das Erste, was sie vornahmen, war ein Haus zu pachten, in welchem sie anfänglich beisammen leben wollten, bis man sehe, wie Gott die Sachen ferner fügen würde. Dies geschahe, und nach und nach kamen auch Mobilien, Geld, Bücher, Schriften, kurz Alles von Rheinau und dem Blumenhof an, was nur nagellos war, nichts blieb zurück. Die von der Lindensche Familie lebte also ruhig von ihren Interessen und Einkünften, es fehlte nichts zu ihrem Glück, als daß ihr thätiger Geist aufgehalten wurde, Gutes zu wirken. Doch die Vorsehung gab ihnen nur hier einen Ruhepunkt, eine Erholung, um hernach desto lebhafter handeln zu können.

Fürst Albert hauset indessen zu Rheinau, wie mans von ihm erwarten konnte. Der alte Böhling wurde Präsident aller Kollegien, Böseweis Kanzleidirektor, der junge Böhling war Kabinetsgeheimschreiber, die Frau von der Linden Hofmeisterin, und die vorigen treuen Bedienten wurden zwar beibehalten, aber so eingeschränkt, daß sie Nichts thun konnten und auch nicht wollten. Prinz Wilhelm hörte von Zeit zu Zeit die Klagen seiner ehemaligen getreuen Unterthanen und Bedienten, das Herz that ihm weh, er vergoß oft Thränen der Wehmuth, konnte aber nicht helfen.

Während all diesen Geschichten hörte und sahe man von

dem alten Hofrath Heimburg nichts, alle Mühe, die man angewandt hatte, um seiner habhaft zu werden, war vergeblich. Der junge Heimburg litt am meisten dabei, und oft kam ihm in einer melancholischen Laune der Gedanke, fort zu gehen und ihn zu suchen; seine Freunde redeten ihm dann ein und brachten ihn wieder davon ab.

Doch beschloß er einmal, den Bauern Tillmann Gros zu besuchen, um dessenwillen sein Vater so elend herumpilgerte. Seine Absicht war, sich zu erkundigen, ob ihm nicht noch könnte geholfen werden; er beschloß alsdann, die Sache zu übernehmen, weil er doch jetzt nichts zu versäumen hatte. In Dienste mochte er jetzt noch nicht treten, denn es war gerad keine Stelle vakant, die sich für ihn schickte, und zudem hatte er nun ja Vermögen genug, um warten zu können.

Heimburg fand den Alten zu Haus, er schien ihm ziemlich munter zu seyn und gab sich ihm zu erkennen, Tillmann fing gleich von dem armen herumschweifenden Vater an zu reden, er entschuldigte ihn aufs Beste und sagte: der Herr Hofrath hat nach dem Recht gehandelt, ich kanns ihm nicht verdenken, Gott hatte es so über mich verhängt, jetzt habe ich mein Brod so gut wie vorher, ich erlangte doch nun das Gut nicht wieder: denn meine Söhne sind fleißig, sie verdienen brav Geld und ich kann recht wohl leben. Heimburg fiel bei dieser Nachricht ein schwerer Stein vom Herzen, in dieser Freude fragte er den Alten, wie viel ihn ehemals der Prozeß gekostet habe? Tillmann antwortete: baare zweitausend Gulden. Nun die will ich euch wieder geben, fuhr Heimburg fort, ihr könnt euch das Kapital auf Interesse thun, und ich hoffe, ihr werdet alsdann Alles vergütet bekommen haben, was ihr durch meinen Vater verloren habt. Nein! rief der Alte, dafür bewahre mich Gott, daß ich das Geld nehmen sollte, nein! nein! das thue ich nicht. Heimburg hielt an; allein es half alles nichts, wenn Sie mirs schicken, versetzte der Alte, so bekommen Sie's entweder wieder zurück, oder ich vermachs den Armen: das Letzte könnt ihr thun, edler Mann! erwiederte Heimburg,

schickt mirs nur nicht wieder; allein ich hielt dafür, es könnte euern Kindern doch gut thun. Wenn ichs selber verdient hätte, antwortete Tillmann, so hätte ich nichts dawider, aber geschenkt mag ichs nicht, wenn unser Einer so viel Geld auf Einmal bekommt, so vergafft er sich dran und wird ein Bösewicht, und meine Buben würden alsdann stolz und nicht mehr arbeiten wollen, die zweitausend Gulden würden bald verzehrt seyn und dann wären wir weniger zur Arbeit geschickt. Lieber Herr! ich bitte Sie um Gottes willen, behalten Sie das Geld: denn wenn wirs in die Finger bekommen, so möchten wir der Versuchung nicht widerstehen können.

Heimburg erstaunte über diesen Mann. Seyd mir gesegnet, Mann Gottes! rief er, man findet Wenige eures Gleichen in der Welt; wißt ihr, was ich dann thun will, wir sind einmal schuldig, euch schadlos zu halten, wenigstens mein Vater glaubt es. Nun ich schenk euch doch die zweitausend Gulden, sie sind euer, weil ihr aber glaubt, ihr möchtet nicht gut damit haushalten, so will ich euer Haushalter seyn und euch jährlich hundert Gulden Intressen bezahlen, ich will das Geld auslehnen und die Handschrift für euch und eure Kinder hinters Gericht legen. Der Alte bedachte sich ein wenig, endlich fing er an: lieber Gott! quälen Sie mich doch nicht, — doch damit Sie sehen, daß ich eben auch nicht eigensinnig bin, so machen Sie's denn so (aber ich sage meinen Kindern nichts davon). Die hundert Gulden jährlich die thun Sie mir immer wieder auf Intresse, und machen Sie die Verordnung dabei, daß von dem Geld demjenigen von meinen Kindern und Nachkommen, der durch Krankheit oder Unglück arm wird, geholfen werden soll, sonst soll aber Niemand Theil daran haben, nur der arme Unglückliche solls genießen, sonst Niemand, und wenn kein Unglücklicher da ist, so bleibt das Geld immer stehen, und wenn meine Familie ausstirbt, so fällts an die Armen.

Heimburg versprach die Verordnung genau so in Tillmanns Namen zu machen, sie dem Almosenamt, nebst den zweitausend Gulden einzuhändigen, und demselben die Verwaltung zu überlassen. Nun erkundigte er sich auch nach

seinem Vater, aber er sah und hörte nichts von ihm; bald fing er an zu zweifeln, ob er nicht gar verunglückt oder doch im Elend gestorben sey. Dieser Gedanke folterte ihn so, daß er ganz schwermüthig darüber wurde. Indessen dauerte diese Sorge nicht lange mehr: denn der alte Hofrath zeigte sich bald wieder in seiner vollen Kraft.

Die Frau von der Linden war, wie gesagt, Hofmeisterin am Rheinauer Hof: allein sie schickte sich zu dem Amt gar nicht, daher wurden ihr andere Leute zugegeben. Dies verdroß sie: denn sie wußte sich viel damit, daß sie doch die erste Ursache sey und dem Fürsten zur Regierung geholfen habe. Dazu kam noch, daß ihres Mannes Vermögen ihr nicht zu Theil werden konnte: denn dafür hatte Prinz Wilhelm gesorgt; und endlich schien es ihr auch, als wenn man sie nicht genug ästimirte, das Alles machte sie verdrüßlich. Ihre Kammerädin, die Hebamme, war plötzlich gestorben, man murmelte davon, als sey sie vergeben worden, ja man sagte sich sogar ins Ohr, daß dies Stück vom jungen Böhling ausgeführt worden sey. Allmälig schlich sich also ein Gedanke der Reue ins Herz der Frau von der Linden, ihr Zweck war ihr fehl geschlagen, ihr Haß nach und nach erkaltet, die Liebe zu ihrem Mann, vorzüglich zu ihrer Tochter, kam wieder in ihre Brust, und nun fing sie auch an, für ihr Leben besorgt zu werden: denn sie vermuthtete wohl, daß man die Hebamme darum aus dem Weg geräumt habe, damit sie nicht plaudern möchte, und daß man bald ebenso mit ihr verfahren würde. Endlich gefiel ihr auch das Hofleben gar nicht, besonders weil man sie verachtete, und ihr, wegen ihrer ländlichen Grobheit, manchmal Streiche spielte. Sie überlegte daher in der Stille Alles aufs Genaueste, fand aber zu ihrem größten Schrecken keinen Ausweg; sie wollte fliehen, aber wohin? — Zu ihrem Mann durfte sie nicht kommen: denn sie konnte leicht denken, daß man sie dort abscheuen müsse, weil sie's mit Albert gehalten habe, und sonst fand sie ja kein Plätzchen in der Welt, wo ihr Fuß ruhen könnte; das Geld, das man ihr bisher geschenkt hatte, machte nicht viel aus und reichte nicht weit. Zudem, wie

konnte sie als eine alte und ziemlich corpulente Frau. fliehen, ohne Gefahr zu laufen, daß man sie erhaschen, und sie alsdann ohne Gnade und Barmherzigkeit sogleich hinrichten würde? Das Alles machte ihr die Welt zu enge, sie wußte nicht zu bleiben, überall befürchtete sie Gift und Tod. Dazu kam noch ein Umstand, der sie vollends ganz umkehrte: Als sie sich einsmals an einem Abend niedergelegt hatte und endlich in tiefen Gedanken einschlief, so träumte sie sehr lebhaft, als wenn die verstorbene Hebamme in einer fürchterlichen höllischen Gestalt vor ihrem Bett stände und ihr ankündigte, sie würde bald bei ihr in dem Feuerpfuhl seyn, wo grausame Qualen auf sie warteten; sie hatte blaue Flämmchen sehen aus dem Mund und Nasen des Geistes fahren, sie erwachte mit Schrecken und schwitzte vor Todesangst. In dieser Noth fing sie an zu beten, sie rief zu Gott, Er möchte sich doch über sie erbarmen: denn ob ihre Sünde gleich unermeßlich sey, so sey Gottes Liebe und Erbarmung noch immer größer, ja sie wollte gern mit ihrem Leben bezahlen, wenn sie nur wieder gut machen könnte, was sie verschuldet hätte. Dies warme Gebet begleitete sie mit tausend Thränen, sie fand sich Etwas erleichtert, in einer dunkeln Hoffnung, daß sie auf ihrer Flucht glücklich seyn könnte, dann wollte sie Alles entdecken und hernach geduldig abwarten, was man mit ihr vornehmen würde. Alle diese Seelenstürme hatten sie so entkräftet, daß sie des andern Morgens liegen bleiben mußte, man erkundigte sich sorgfältig nach ihr, sogar der Fürst ließ Etlichemal nach ihr fragen. Das Alles aber fruchtete nichts bei ihr: denn es kam ihr immer vor, man schmiede an dem Dolch, der ihr das Herz durchbohren würde. Sie stand des Nachmittags wieder auf und fing an, heimlich zusammen zu räumen, sie fand fünfhundert Gulden baares Geld, dies verwechselte sie in Gold, packte es in ein Beutelchen und dachte nun darauf, wie sie wegkommen wollte.

Etliche Tage hernach kam ein vierspänniger Bauer, welcher etliche Stunden weit von Rheinau zu Haus war und Wein von einem herrschaftlichen Gut gebracht hatte, dieser fuhr mit leeren großen Fässern wieder zurück. Nun fiel der Frau

von der Linden ein, der Bauer könne sie wohl in einem von den Fässern mitnehmen. Sobald er also abgeladen hatte, so rief sie ihn allein, drückte ihm einen Dukaten in die Hand und brachte ihn damit zum Versprechen, daß er verschwiegenen Mund halten wollte. Nun entdeckte sie ihm ihr Vorhaben, daß sie gern vom Hof fort möchte, sie wollte ihm gern hundert Gulden zahlen, wenn er sie in einem Faß fort führe. Der Bauer war dazu willig, und sie verabredeten, daß die Frau von der Linden voraus spazieren möchte, er beschrieb ihr einen hohlen Weg, wo sie auf ihn warten sollte, er wolle mittlerweile in der Stadt einen Boden in einem Faß losmachen lassen, sie könne dort hineinschlupfen, den Boden setzte er dann wieder ein, und so könnte sie weit genug wegkommen, ohne bemerkt zu werden.

Die Frau that etliche Hemden über einander an, kleidete sich, als wenn sie einen guten Freund besuchen wollte, spazierte fort und verbarg sich an dem hohlen Weg im Gebüsche. Nach ein paar Stunden kam der Bauer; sie kroch in das Faß, in welchem sie Heu fand, welches der Bauer hineingethan hatte, um ihr ein bequemes Lager zu machen, er setzte nun den Boden wieder ein und fuhr mit ihr fort. Nach und nach vermißte man die Frau von der Linden am Hof, man ward unruhig und fing überall an zu suchen, aber man fand sie nicht. Nun wurden der Fürst und alle seine Getreuen bestürzt; denn man befürchtete mit Grund, sie möchte aus Mißvergnügen entlaufen seyn und nunmehro ihnen allen ein heißes Bad zurichten.

Der Bauer fuhr nun nicht sogleich auf das herrschaftliche Gut, sondern erst nach Haus, und als es stockfinster geworden war, so machte er den Boden im Faß los und ließ die Frau von der Linden heraus; sie bezahlte ihm bei der Leuchte vor der Thür die hundert Gulden und fragte ihn, wie weit sie noch nach Haselbach zu gehen habe? er antwortete: eine gute halbe Stunde; das machte ihr große Freude; denn dort wohnte ein naher Vetter ihres seligen Mannes, der Pfarrer Bart; dieser war ein vortrefflicher, kluger und allenthalben berühmter Mann; zu diesem wollte

sie gehen und sich ihm entdecken. Diesen Plan hatte sie den Tag über in aller Angst im Faß gemacht, besonders weil sie wußte, daß das Dorf in der Gegend lag, wohin der Bauer fahren mußte; sie bat ihn also, daß er sie nun noch dahin begleiten möchte, er war dazu willig und ging mit seiner Leuchte voran, nachdem er ihr aus seinem Haus etwas zu Essen gebracht hatte.

Sie kamen um halb neun Uhr zu Haselbach bei dem Pfarrer an; er war ledig, hatte weder Frau noch Kinder und hielt mit seiner Schwester und einer Magd Haus. Der Bauer ging vor der Thür wieder fort. Die Frau von der Linden schellte, die Magd machte ihr auf, sie trat ins Haus und bat, man möchte den Pfarrer herausrufen, dieser kam und erschrak; denn er kannte sie und wußte auch ihre Geschichte durchs Gerücht. Wie ihm bei dem Besuch zu Muth war und was er ihr für ein Gesicht machte, das läßt sich leicht errathen. Nun zerfloß die Frau in Thränen und bat ihren Vetter, sie nicht zu früh zu verurtheilen, bis er ihr ganzes Anliegen gehört hätte; denn sie sey eine bußfertige Sünderin und wolle alles wieder gut machen, was sie verdorben hätte. Der Pfarrer ermahnte sie, alles zu erzählen, dieß that sie aufrichtig, und nun kam alles heraus, wie Prinz Albert zur Regierung gekommen sey.

Diese Erzählung versetzte den Pfarrer in tiefes Nachdenken, ihm ahnte, daß dieser Vorfall ein Mittel abgeben könnte, dem Prinzen Wilhelm, zum Glück des ganzen Landes, wieder zur Regierung zu helfen. In dieser Zuversicht freute er sich, nur fing nun die Angst an, in ihm zu erwachen, daß man von Seiten des Hofes die jetzt in aller Rücksicht wichtige Person mit aller Strenge in allen Winkeln aufsuchen würde; daher ließ er ihr etwas zu Essen geben, zog sich an und führte sie eine kleine halbe Stunde weit vom Dorf ab zu einem sehr seltsamen aber herrlichen Mann, von dem ich auch noch einige Worte vorher sagen muß:

Bernhard von Schleedorn war der Sohn eines verarmten Edelmanns, seine Eltern starben ihm, sein ältester Bruder bekam das verschuldete Gut und er erbte weiter nichts

als Ahnen und ein wenig Kleider. Von Jugend auf war er mit einem gewissen großen und berühmten Pietisten umgegangen, von dem man sagte, daß er ein Rosenkreuzer sey. Dieser Mann lebte sehr geheim, laborirte beständig und machte Arzneien, womit er den Armen umsonst diente, sonst aber vieles dabei gewann, indem er den Materialisten allerhand verfertigte und verkaufte. Als nun Bernhards Eltern todt waren, so nahm sich jener Pietist des armen Junkers an; denn er war so recht nach seinem Sinn, er hatte seine ganze chemische und alchymistische Bibliothek durchgelesen, sich mit allen alten und neuen Mystikern bekannt gemacht, und war also nun ein Mann nach seinem Herzen geworden. Er war voll von feurigem Enthusiasmus und Trieb, genau seiner Bestimmung gemäß zu wandeln und nach dem Sinn des Mistizismus durch ein immerwährendes beschauliches Leben und Erforschung der geheimen Natur nach der Lehre der hermetischen Philosophen zur Gottähnlichkeit empor zu steigen. Ein Vorsatz, der in seiner Ausführung, wenn man nur das Glück hat, seinen Enthusiasmus durch eine etwas aufgeklärte Vernunft leiten zu lassen, die größten Reize hat. Nun hatte Bernhard in Gesellschaft eines großen Mannes von eben der Denkungsart viele wichtige Reisen in alle Welttheile gemacht, dieser starb in England, und da er keine nahen Anverwandten hatte, so setzte er Bernhard zum Erben ein; dieser kam wieder in sein Vaterland zurück, erwählte sich diese Einöde, lebte da für sich und richtete sich auf einen Fuß ein, wie es seiner Denkungsart am Angemessensten. Vor der Thüre dieses Mannes hatte auch etliche Wochen vorher, ehe die Frau von der Linden dahin kam, der gute Hofrath Heimburg gebettelt. Bernhard beobachtete diesen sonderbaren Mann, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und hörte mit Erstaunen die Ursache seines Bettelns. Heimburg wurde dadurch in seinen Augen ein großer Heiliger; denn eine solche Buße und Abtödtung des Fleisches war nach dem strengen Sinn dieses Mystikers der gerade Weg, noch in diesem Leben zum Anschauen Gottes zu gelangen; aber eben diese Gesinnung war auch gerad das Mittel, den guten

Hofrath zu kuriren oder wenigstens zur Ruhe zu bringen, denn sobald er hörte, daß Bernhard sein Verfahren billigte, so zerschmolz sein Herz, er gewann diesen Mann lieb und redete freier mit ihm, der war der Erste, der ihm Recht gab, sonst hatten noch alle Menschen mit ihm disputirt und ihn getadelt. Bernhard glaubte nun seiner Denkungsart gemäß, er könnte kein Gott gefälligeres Werk vollbringen, als wenn er den alten Heimburg bei sich behielte und ihn bis an seinen Tod verpflegte; und da er hörte, daß der Hofrath den Bettelstab nicht ablegen wollte, so redete er ihm stärker zu und versprach ihm, daß er bei ihm so streng leben könnte als er wollte: er habe hinten im Haus ein kleines Kämmerchen, da könne er auf Stroh schlafen, dabei könne er seine Bettlerskleider anbehalten, fasten, Wasser und Brod genießen, mit einem Worte, sich so sehr kasteien, als ihm gefällig wär. Dieser Vorschlag gefiel dem Hofrath, er ließ sich bewegen und blieb da, doch aber mit dem Beding, keinem Menschen in der Welt zu entdecken, daß er sich da aufhielt, weil man ihn sonst mit Gewalt wegholen würde, das versprach ihm Bernhard heilig; denn er hätte es für die größte Sünde gehalten, diesen Mann wieder in die Welt zu befördern. Indessen waren doch die Beiden lange nicht einerlei Meinung; denn Heimburg war nur in diesem einzigen Punkt ein Mystiker, wie wir bald hören werden.

Der Pfarrer Bart, welcher auch die Mystik liebte, wenigstens haßte er sie nicht, war ein sehr guter Freund von Bernhard, er wußte seine Verschwiegenheit, und daß er zu seinen geheimen chymischen und hermetisch-philosophischen Absichten viele verborgene Kämmerchen, Zellen und Winkel in seinem Haus hatte, doch war ihm Heimburgs Anwesenheit ganz unbekannt. Daher fiel er auf den Gedanken, die Frau von der Linden sey am sichersten an diesem Ort, bis man aufgehört habe, sie zu suchen. Während der Zeit ließ sich dann allerhand unternehmen, um ihr Unterhalt außer Land zu verschaffen; fürs erste war er Willens, nach Traubenheim zu der von der Lindenschen Familie zu reisen, ihr den Vorfall zu erzählen und mit ihr zu berathschla-

gen, was zu thun sey. Er führte den Vorsatz auch schon gleich des andern Tages aus, bestellte einen Vikarius an seine Stelle: denn er wußte nicht, wie die Sache ablaufen könne und wann er wieder käme; ging in der Stille fort, ohne jemand zu entdecken, wohin.

Bernhard nahm die Frau von der Linden auf, sie bekannte ihre Sünden, wobei dem ehrlichen Mann die Haut schauderte, weil sie aber nun bußfertig war, so behandelte er sie mit ernster Liebe. Auch sah er wohl ein, wie viel Gefahr er während ihres Aufenthalts in seinem Haus lief; allein das achtete er nicht: denn er sahe die Größe der Pflicht ein, wo möglich etwas zur Befreiung eines Landes von einem Tyrannen beizutragen; er sperrte sie also in den entferntesten Winkel seines Hauses ein, und da seine Haushälterin genau so dachte wie er, so war die Frau von der Linden vor der Entdeckung sicher.

Bernhard pflegte alle Abende in der Dämmerung seinen Gast, den alten Hofrath, zu besuchen, nun erzählte er ihm die Geschichte der vorigen Nacht ganz umständlich. Heimburg erwachte bei dieser Nachricht wie aus einem Traum, sein Geist kam wieder in ihn, man sah ihm an, wie er Kraft und Stärke anzog, unruhig ward und im Kämmerchen in tiefen Gedanken auf und ab ging. Bernhard wunderte sich über diese merkliche Veränderung; wundern Sie sich nicht, sagte der Hofrath, ich habe eine Privatfamilie unglücklich gemacht, ich habe bis daher dafür gebüßt; nun geht mir aber die Hoffnung auf, daß ich ein ganzes Land glücklich machen kann, das ist mehr als betteln, jetzt muß ich fort, ich habe noch mehrere Quellen zu entdecken, womit ich beweisen kann, daß Wilhelm der Aelteste ist, ich konnte sie aber bis daher nicht brauchen. Bernhard versetzte: wenn Sie das können, so gehen Sie fort, Gott segne Ihr Vorhaben! Des andern Morgens nahm Heimburg seinen Stab, wanderte in seinen Bettlerskleidern fort und kam des Abends spät zu Traubenheim vor der Thür des Hauses an, in welchem die von der Lindensche Familie beisammen wohnte. Eine Magd öffnete ihm die Thüre, er

bat, man möchte den Herrn Heimburg zu ihm rufen, der kam und erkannte im Augenblick seinen Vater. Voll hoher Freude fiel er ihm um den Hals, Beide weinten und küßten sich lange; endlich fing der Hofrath an: eile, mein Sohn! laß mir einen Barbier holen, gib mir Kleider und hilf mir, daß ich in Ordnung komme, denn ich habe wichtige Sachen vor! Nichts Fröhlicheres hätte er sagen können; der Sohn erfüllte das alles fast in einem Augenblick; er führte seinen Vater in ein Kämmerchen, gab ihm Kleider und einen Bedienten, der ihm helfen mußte, und bestellte augenblicklich einen Schneider, um ihm ein anständiges Kleid zu verschaffen, und nun lief er und kündigte die frohe Nachricht von der Ankunft seines Vaters an, und daß er wichtige Dinge vorhabe. Jedermann im Hause lebte neu auf und man ahnete große und wichtige Veränderungen. Pfarrer Bart war auch den vorigen Tag schon angekommen und hatte durch seine Erzählung Schrecken, Erstaunen, Freude und Betrübniß verursacht.

Ehrenfried machte sich des andern Morgens früh auf, ging zum Hofrath, um sich nach seinem Vorhaben zu erkundigen und wo möglich ihm darinnen behülflich zu seyn. Nun hörte er, daß Briefschaften im Archiv seyen, aus welchen unwidersprechlich dargethan werden könne, daß Prinz Wilhelm der Erstgeborne sey. Lieber Herr Hofrath! fing Ehrenfried an: warum sind Sie aber denn nicht eher gekommen? — Er antwortete: das konnte nicht helfen, die Nachricht, die ich weiß, war allein zu schwach, und noch jetzt muß die ganze Sache mit Klugheit angegriffen werden. Trauen Sie alles meiner Erfahrung zu und sorgen Sie nicht, es wird gut gehen. Machen Sie nur, daß ich anständige Kleider bekomme, damit ich ausgehen kann. Ehrenfried versprach, alles aufs Beste zu besorgen. Er lief zum Prinzen, erzählte ihm die ganze Geschichte von seiner Schwiegermutter, von dem wiedergefundenen Hofrath und von seinem Vorhaben, und so entstanden neue Hoffnungen in allen Gemüthern.

Während der Zeit war Albert mit seinen Getreuen in

größter Unruhe und Verlegenheit, es wurde ein Preis von tausend Gulden auf die Frau von der Linden gesetzt. Der Bauer, welcher sie gefahren hatte, bedachte sich nicht lange, auch diese Summe zu verdienen: denn er war schlau genug, einzusehen, daß man ihm nichts zu Leid thun würde, wenn er sie wiederschaffte; er ging also nach Rheinau, gab sich an, daß er sie mitgenommen habe; er habe aber nicht gewußt, daß so viel an dem Weib gelegen wäre, sonst hätte ers nicht gethan. Alles wurde freudig über diese Nachricht, der Fürst mit den Böhlingen und seinem getreuen Patriz lebten nun wieder auf, und im Augenblick wurden etliche Husaren abgeschickt, um den Pfarrer Bart in Verhaft zu nehmen, und ihn zu zwingen, daß er sagen müßte, wo die Frau von der Linden sey. Der Bauer wurde reichlich beschenkt und ihm obige Prämie versprochen, wenn er ferner dazu beitrüge, daß man die Frau wieder bekäme.

Der Bauer wurde auch beritten gemacht, und so führte er die Husaren nach Haselbach, sie umstellten das Pfarrhaus, ihr Anführer ging hinein, fragte nach dem Pfarrer, hörte aber, daß er gestern Morgen schon auf etliche Wochen verreist sey; ferner forschte er nach, ob nicht eine Frau von der und der Statur da gewesen sey? die Mägde antworteten: Ja! allein der Herr Pfarrer sey noch desselben Abends mit ihr fortgegangen, sie wüßten aber nicht wohin. Der Offizier gab dem Schulzen den Auftrag, das Pfarrhaus zu bewachen, er versiegelte alles, nahm die Mägde mit und zog wieder nach Rheinau; dort wurden sie verhört und bedroht, aber das war auch alles, sie wußten nichts, man mußte sie also wieder los lassen.

Indessen wurde Bernharden auch angst, er vernahm, daß auf die Entdeckung seines Gastes tausend Gulden gesetzt wären, er mußte daher jeden Augenblick befürchten, es möchte auskommen: eine Nothlüge war bei ihm eine Todsünde, im Fall er also wäre gefragt worden, so hätte ers sagen müssen. Er beschloß daher, die Frau von der Linden in einen Bettler zu verkleiden, sie mit Farben im Gesicht unkenntlich zu machen und über die Gränze zu bringen; er hatte nur eine

gute Stunde bis an die Gränze des Fürstenthums Traubenheim und dort waren Beide sicher. Er führte den Morgen früh, ehe die Husaren nach Haselbach kamen, seinen Vorsatz so vorsichtig aus, daß kein Mensch etwas gewahr wurde. In einem Flecken des Fürstenthums Traubenheim ruhten sie aus, die Frau von der Linden kleidete sich wieder ordentlich; hier nahmen sie nun ein Fuhrwerk bis Traubenheim und begaben sich wieder auf den Weg. Die Frau von der Linden hielt nun kläglich an, daß er sie nicht zu ihrer Familie führen möchte, sie wollte gerne in einem Haus allein seyn, und wenn er zu ihrem Mann und Kindern käme, so möchte er sie bitten, daß sie ihr erlaubten, nie wieder unter das Gesicht so rechtschaffener Leute zu kommen: denn das sey sie nicht mehr werth. Bernhard billigte das alles und versprachs ihr. Des Abends kamen sie an dem erwünschten Ort an. Bernhard logierte sich mit ihr in ein abgelegenes Wirthshaus und ließ ihm von der Lindischen Haus ansagen, daß sie Beide da seyen, diese Nachricht verursachte allgemeine Freude. Im Augenblick schickte Ehrenfried einen Bedienten dorthin, der mußte sie Beide bewillkommen und der Frau von der Linden im Namen der ganzen Familie sagen: sie habe durch ihr jetziges Betragen alles wieder gut gemacht, sie solle nur ruhig und gutes Muths seyn, es würde ihr nicht nur nichts geschehen, sondern sie solle noch recht glücklich in der Welt werden, besonders wenn sie nun fernerhin rechtschaffen seyn und vor Gericht alles aufrichtig sagen würde, was sie wüßte; man würde auch eine Wache vor ihr Zimmer stellen, das geschähe aber um ihrer Sicherheit willen, damit ihr nicht von Rheinau aus Schaden zugefügt werden könnte. Die arme verzagte Frau wurde nun dadurch wieder ganz ruhig, sie dankte Gott mit tausend Thränen für diese Gnade, und versprach alles zu thun, was man von ihr verlangte.

So sehr auch Karoline ihre Mutter bisher verabscheuet und sich vorgesetzt hatte, sie nie wieder zu sehen, so wurde doch jetzt ihr kindliches Herz weich, sie suchte von Weitem ihren Mann zu erforschen, was er dazu sagen würde, wenn

sie ihre Mutter besuchte; allein der billigte ihren Wunsch, daher schickte sie hin und ließ sie fragen: obs ihr recht sey, wenn sie sie besuchte? Jetzt kämpfte Scham und Mutterliebe im Herzen der Frau; doch überwand endlich die Letzte, sie ließ ihre Tochter kommen; aber mit flehendlichem Bitten, ihr doch keine Verweise zu geben. Karoline ging hin; beim ersten Besuch redete sie nur durch Thränen, in den folgenden aber rückten ihre Herzen wieder näher.

Hofrath Heimburg war während der Zeit auch sehr geschäftig gewesen, und nun ists an dem, daß ich die Hauptgeschichte fortsetzen muß. Der Dr. Edelmann, welcher bei der Geburt beider Prinzen gegenwärtig gewesen, war sein vertrautester Freund, sie hatten zusammen studiert, und da sie die Vorsehung nicht weit von einander in Aemter setzte, so besuchten sie sich oft. Edelmann war nun einsmals zu Traubenheim: denn er wurde zu einem Kranken dorthin berufen, er logierte bei seinem Freund, und auf Veranlassung eines neugebornen Kindes in der Nachbarschaft, welches ein sonderbares Muttermal mit auf die Welt gebracht hatte, geriethen Heimburg und Edelmann in einen heftigen Dispút mit einander, der Erste behauptete: die Muttermähler entständen nur von ungefähr und nicht aus Schrecken oder starker Einbildung der Schwangeren; der Letztere aber wollte aus vielen Erfahrungen das Gegentheil darthun; sie kamen darüber fast bis zum Zornigwerden an einander.

Ungefähr vierzehn Tage hernach bekam Heimburg einen Brief von seinem Freund, worin er ihn völlig von seiner Meinung überzeugen wollte, und zwar durch eine neue, sehr wichtige Erfahrung, die er bei der Niederkunft der Fürstin erlangt hatte.

Diesen Brief, welcher unzweifelbar bewies, daß Derjenige unter den Prinzen der Aelteste sey, welcher das Muttermahl auf dem Rücken habe, hatte Heimburg als Etwas Seltenes aufgehoben. Bei seinem Unglück, als er von Traubenheim weichen mußte, hatte er alle seine Papiere eingepackt, versiegelt und ins Archiv in Verwahrung gebracht, er wußte, daß dieser Brief nebst andern wichtigen Urkunden

noch dort seyn müßte. Das Erste, was er also that, war, daß er ins Archiv ging, seine eigenen Sachen heraustragen ließ und sich die Erlaubniß auswirkte, das Archiv zu durchsuchen, weil er noch mehrere Nachrichten zu finden hoffte. Indessen glaubte Ehrenfried an dem Einen Brief genug zu haben: denn er enthielt eine höchst umständliche Erzählung von der Geburt beider Prinzen: wie nämlich die Hebamme ihn, den Doktor Edelmann, herbeigerufen habe, sobald das erste Kind auf der Welt gewesen, wie sie zusammen den Krebs auf dem Rücken des jungen Prinzen besehen hätten, bis die Fürstin, welche noch ein Kind bei sich gefühlt, unwillig geworden, und dringend um Beistand gerufen habe; darauf sey der zweite Prinz auch geboren worden, der aber kein Zeichen am Leibe habe rc. Das übrige, welches nur einen Schrecken, den die Fürstin vor einem Krebs gehabt hatte, betraf, interessirte Ehrenfried weiter nicht. Er eilte mit dem Brief zum Fürsten, und zeigte ihm denselben; es ist wahr, so philosophisch sich Prinz Wilhelm betrug, als er die Regierung abtrat, mit so hoher Freude wurde er doch erfüllt, als er diesen Brief sahe; seine Gemahlin und Theodore, die fast immer beisammen waren, hielten sich im Nebenzimmer auf, der Fürst rief sie und las ihnen den Brief vor, darauf zog er sich aus, und zeigte ihnen Allen den braunen zackigten und einem gesottenen Krebs ziemlich ähnlichen Flecken unter dem linken Schulterblatt. Jetzt, Ehrenfried! sagte Prinz Wilhelm: jetzt weiß ich gewiß, daß ich der rechte Erbe des Fürstenthums Rheinau bin und mehr brauch ich nicht; Gewissen treibt mich nun, meine lieben Unterthanen von einem Tyrannen zu befreien und meine Freunde mit ihnen glücklich zu machen. Aber eben so ists nun auch meine Pflicht, die Frevler exemplarisch und tüchtig abzustrafen; lassen Sie also geschwind die Frau von der Linden verhören und ein Protokoll über ihre Aussagen formiren, ich muß jetzt nun fort, damit mir keiner der Vögel entwische, ihr werdet Alle bald von mir hören. Ehrenfried eilte und schickte zwei Notarien und tüchtige Zeugen zu der Gefangenen. Während der Zeit wurde in aller Stille

wieder eine Kompagnie Fußvolk beordert, sich auf den ersten Wink bereit zu halten, wohin sie Prinz Wilhelm führen würde. Gegen Mittag erhielte der Prinz das Protokoll, um alle Personen zu wissen, deren er sich zu versichern habe, und nun eilte er in aller Stille fort und schnurgerad auf Rheinau zu. Alle diese Anstalten waren so behutsam und in solcher Geschwindigkeit gemacht worden, daß keine Seele am Rheinauer Hofe, wenigstens noch zur Zeit, an so Etwas dachte. Albert und seine Getreuen waren zwar unruhig wegen der Entweichung ihrer Gehülfin; allein sie hatten wirklich wieder einen herrlichen Pfiff in der Schmiede, der sollte Allem auf Einmal ein Ende machen, und der bestand darin, dem Prinzen Wilhelm heimlich vom Brod zu helfen und zugleich auch der Frau von der Linden; nur ließ sich das Ding so bald nicht ausführen, als ausdenken, daher kam ihnen die Rache auf den Hals, ehe sie daran dachten.

Des Abends um neun Uhr rückte Wilhelm mit seinen Soldaten vors Thor, er hatte den blosen Degen in der Hand und ritt voran. Die Thorwache hatte nichts gemerkt, bis Wilhelm schon hineinritt: denn es war sehr finster; nun rief die Wache, man bemächtigte sich aber ihrer und nahm sie gefangen. Nun eilte Wilhelm auf die Hauptwache, befahl, bei Lebensverlust, keine Trommel zu rühren und sich stille zu halten; jetzt machte er sich bekannt, die wachthabenden Offiziere versammelten sich um ihn, gaben ihm ihre Freude zu erkennen, und versprachen, Alles zu thun, was er befehlen würde. Indessen gabs ein Getümmel in der Stadt, und Wilhelm fing an zu fürchten, es möchte ihm Einer entwischen; er fragte also auf der Wacht, wo der Fürst, die Böhlinge, Bösewein und ein gewisser Patriz wohnten; der Wachtmeister antwortete: sie werden alle am Hof beisammen seyn. Nun befahl der Prinz, wenn sie ihm treu wären und bleiben wollten, so sollten sie sich ruhig auf ihren Posten verhalten, bis auf weitern Befehl. Nun eilte er mit seinem Volk an Hof, er ging zu Fuß voran mit dem blosen Degen in der Hand: denn sein Pferd hatte

er auf der Hauptwache gelassen, alle Soldaten, die er bei sich hatte, waren auch Fußgänger. In größter Stille schlichen sie heimlich fort und bemächtigten sich aller Posten. Wilhelm drang in den Saal hinein und sein Volk hinter ihm drein, als Albert und seine Getreuen, welche just saßen und sich berathschlagten, eben ans Fenster gehen und nachsehen wollten, was für ein Geräusch unten im Hof sey? steif und starr standen sie Alle da für Schrecken. Wilhelm rief hinter sich seinen Leuten: wofern einer von denen Herren, die hier beisammen stünden, entwischte, so müßten sie mit dem Leben dafür stehen. Der junge Böhling und Patriz wollten zum Fenster hinaus, aber sie wurden ergriffen, so auch Bösewein und der alte Böhling; verwahrt sie wohl, rief Wilhelm noch einmal: denn wenn Einer entläuft, so kostet es das Leben. Albert suchte sich zu retiriren; allein Wilhelm ergriff ihn; bleib Elender! sagte er: danke Gott, daß du in die Hände eines Bruders gerathen bist, gib mir deinen Degen. Albert gab ihn hin; jetzt verfüg dich in dein Kabinet, und laß dir gefallen, daß man dich bewache. Albert gehorchte, und so war der Streich schon glücklich ausgeführt, ehe einmal die entlegensten Familien in der Stadt wußten, daß jemand Fremdes angekommen sey.

Nun ließ Wilhelm den Kapitän kommen, der ihm vorher so getreu gewesen war. Der gute alte vernarbte Kriegsmann konnte sich der Freudenthränen nicht enthalten, als er seinen vorigen Herrn wieder sah; da er aber vollends hörte, daß Albert gefangen sey, so hüpfte er für Freuden. Wilhelm ließ ihn sogleich wieder den Eid der Treue schwören, und trug ihm auf, seiner Kompagnie die Regierungsveränderung bekannt zu machen, Ruhe und Ordnung zu erhalten, die fremden Soldaten bei den Bürgern einzuquartiren, und zu sorgen, daß sie gut verpflegt würden; zugleich würde es ihm angenehm seyn, wenn auch den Bürgern die Sache bekannt gemacht würde. Der Kapitän nahm Alles über sich, überall entstand Jubel und Freude. Erst gabs nur ein Gemurmel in der Stadt; als aber die Bürgerschaft gewiß wußte,

daß Prinz Wilhelm wieder Fürst wäre, und Albert mit seinen Böswichtern gefangen sey, da war der Freude kein Ende! Der Magistrat versammelte sich augenblicklich und eilte ins Schloß, wo schon die Herren von der Regierung und der Kammer zusammen liefen. Die Bürger fingen an, ihre Fenster voller Lichter zu hängen, die Küster liefen in die Kirche und läuteten alle Glocken, man fing an, Kanonen zu lösen, überall war unaussprechliche Freude, und die Traubenheimer Soldaten wurden herrlich traktirt.

Des andern Tages schickte der Fürst einen Kourier nach Traubenheim zu seiner Gemahlin, um ihr den glücklichen Erfolg seiner Verrichtungen anzukündigen, sie ließ augenblicklich Ehrenfried und Theodore zu sich kommen, empfing von ihnen die herzlichsten Glückwünsche, und befahl, sich nun so bald als möglich zum Abzug fertig zu machen. Der Fürst von Traubenheim beschloß, seine Schwester zu begleiten, Ehrenfried und seine Frau, der Hofrath Heimburg, sein Sohn und Schwiegervater reisten mit; Dietrich, sein Sohn und seine Schnur blieben aber zurück, um dort die Sachen in Ordnung zu bringen und dann mit Sack und Pack wieder nach Rheinau zu ziehen. Die Frau von der Linden wurde noch besonders abgeholt und auf eine honette Art zu Rheinau in Verwahrung gehalten.

Der Fürst setzte nun für den Anfang die ganze Dienerschaft genau wieder auf den Fuß und in die Ordnung wie vorher; es war aber schon in der kurzen Zeit von Alberts Regierung so viel versäumt, verdorben und so viele Ungerechtigkeiten begangen worden, daß alle Köpfe und Hände genug zu thun hatten, um Alles wieder in Richrigkeit zu bringen.

Nun wurde auch die Inquisition gegen Prinz Albert und seine Anhänger vorgenommen; der Frau von der Linden erzeigte man die Gnade, daß man sie nicht vor der Kommission abhörte, sondern es gingen immer ein paar Herren zu ihr und verhörten sie auf ihrem Zimmer. Anfänglich behalf man sich mit Läugnen; allein der alte Böhling machte der ganzen Sache ein Ende, er gestand Alles aufrichtig, und durch diese Bekenntniß brachte ers dahin, daß die

Andern auch gestanden. Nachdem die Sache nun auf dem Reinen war, so wurde nachfolgendes Urtheil, welches der Fürst mit Schwalbenau und Ehrenfried abgefaßt hatte, an ihnen vollzogen.

Die Böhlinge, Bösewein und Patriz wurden zu einer strengen ewigen Gefangenschaft auf einem hohen Thurm verbannt und zwar jeder besonders, so daß Keiner mit dem Andern reden konnte. Der Prinz Albert wurde auf ein vestes entlegenes Schloß gebracht, wo er, nebst den nöthigsten Bedienten, ebenfalls streng bewahrt, und so auf lebenslang gefangen gehalten wurde.

Mit dieser Nachricht verschwinden diese Werkzeuge der Bosheit aus meiner Geschichte, und ich kann nicht umhin, hier eine, wie mir dünkt, sehr nützliche Anmerkung zu machen. Gott hat in den Plan des menschlichen Geschlechts eine böse wirksame Kraft verwebt, — man lasse mich das sagen und mißdeute mirs nicht. Wir finden, daß ein allgemeiner Trieb zur Vollkommenheit alle Menschen auf Erden beseelt, ein Jeder aber hat seine eigene Idee von dieser Vollkommenheit, bei den Mehrsten ist dieser Begriff sehr unrichtig.

Die Offenbarung Gottes in der Natur und in der Bibel stellt uns die wahre Vollkommenheit in der Gottähnlichkeit als ein glänzendes Ziel vor, der Weg, sie zu erlangen, heißt Religion.

Nun ists zwar wahr, ein großer Theil der Menschen ist nicht aufgeklärt genug, um jenes glänzende Ziel und den Weg dahin zu sehen und zu erkennen, ja der größte Theil hat gar widrige und höchstirrige Begriffe davon; in so fern haben wir keine bösen Kräfte nothwendig, um das Uebel zu erklären, welches durch Irrthümer des Verstandes herkommt. Wenn Aberglauben und Schwärmerei, aus wahrhaft frommen Absichten, ohne Eigennutz, blos zur Ehre Gottes andere im Grund edle Menschen martern, verfolgen und tödten; wenn sie wirklich meynen, sie thäten Gott einen Dienst daran, so kann man ihnen weiter keine Schuld geben, als wenn sie die Bildung ihres Verstandes versäumt und

die Augen vor der Wahrheit zugeschlossen haben. In so fern sind alle Diejenige, welche wahre allgemeine Aufklärung ausbreiten, Gesandten der Gottheit und wohlthätige Gestirne, deren Einfluß die Welt beseligt.

Aber wenn bei hinlänglichen Einsichten, bei wahrer deutlicher Erkenntniß des Bösen und Guten, ein Böhling, ein Patriz und Bösewein die herrlichen Folgen einer gesegneten Regierung wirklich erkennen, gar leicht Theil daran haben könnten, und doch blos aus satanischer Freude zu schaden, sich zu rächen — ich mag nicht einmal sagen, aus Herrschsucht: denn das hätten sie auch als brave Leute unter Wilhelms Regierung gekonnt — dergleichen erschreckliche Rollen spielen, so kann man das nicht der Eingeschränktheit der menschlichen Natur zuschreiben. Der Verstand ist eingeschränkt, denn das Kind hat nur die Anlage dazu; aber der Wille ists nicht. So lang er blos seinem leitenden Verstand oder der Vernunft folgt und sich von ihr beherrschen läßt; so lang ist er zu entschuldigen; sobald er aber blos seinen natürlichen Neigungen Gehör gibt, so wird er strafbar, und hier äußert sich eben die böse Kraft, welche den Endzwecken der Gottheit zur Vollkommenheit der Menschen entgegen zu wirken scheint, im Grund aber dieselben mächtig befördert — mehr, weit mehr befördert, als wenn sie nicht zugegen wär', und dies ist auch die Ursache, warum sie der Schöpfer in seinen Plan zugelassen hat.

Nun mag diese böse Kraft in der Natur der menschlichen Seele ihren Grund haben, oder ein Teufel, ein Ahriman, ein Locke außer ihr existiren, es kommt im Grund Alles auf Eins hinaus; sie ist einmal da und kann unmöglich geläugnet werden. Die, welche das Daseyn des Teufels nicht zugeben wollen, wissen nicht, wozu er zu brauchen ist; ey! wozu braucht denn Gott das Böse, welches denn doch wirklich existirt? es ist das Läuterungsmittel, wodurch Gott so viele herrliche Menschen bildet und von allen Schlacken reinigt.

Die zwei Fragen laufen also im Grund auf Eines hinaus: erstlich, wie konnte Gott eine Menge unsichtbarer böser

Wesen schaffen, die seine Absichten beständig durchkreuzen und sie eben dadurch gegen ihren Willen befördern? oder wie konnte er eine Menge sichtbarer, das ist, böser Menschen in seiner Schöpfung dulden? diese Letztere finden wir durch die Erfahrung bewahrheitet; die erste durch die Traditionen aller Völker und durch die göttliche Offenbarung. Nur die einzige Schwierigkeit waltet dabei noch ob: Kann ein unsichtbares geistiges Wesen, ohne durch die sinnlichen Werkzeuge zu wirken, Einfluß auf die Seele haben? Die Schulphilosophie sagt: nein! was sagen aber die täglichen Erfahrungen von Ahnungen? Doch ich mag weiter nichts davon reden: denn es wird Leser genug geben, welche diese paar Seiten überhüpfen werden.

Nach und nach fand sich nun die von der Lindensche Familie wieder zu Rheinau ein, Jeder bezog wieder seine alte Wohnung, und die kurze Regierungsveränderung hatte weiter keine Folgen für sie gehabt, als daß sie um einen guten Theil mehr ihr Glück zu schätzen wußten und dankbarer gegen Gott geworden waren. Die Gnade des Fürsten und der Fürstin gegen sie wurde nun auch noch stärker: denn das ist allemal der Erfolg, wenn man Liebe und Leid mit einander erduldet hat.

Kammerrath Heimburg fing nun auch wieder an, in seinem vorigen Fach zu wirken, er zog wieder über Land und setzte seine Untersuchungen fort; sein Vater aber bettelte nicht mehr, sondern er begab sich zur Ruhe. Der Fürst wollte ihm eine Bedienung geben; aber er verbat sie sich wegen seines Alters, doch nahm er ein Gnadengehalt an, welches ihm jährlich ausbezahlt wurde. Sein Sohn hatte ihm erzählt, wie er den Bauern befriedigt habe; das beruhigte aber den Alten nicht so sehr, als daß ihn Gott gesegnet und an seiner Stelle die Restitution vollzogen habe; der eigentliche Grund seiner Beruhigung war dagegen wohl der, daß er ein Werkzeug zur Beglückung eines ganzen Landes abgegeben hatte, und das ist wirklich etwas Großes!

Dietrich von der Linden mochte von seiner Frau nichts mehr sehen und hören, doch hielt er sein Testament:

denn als sie nach Vollziehung des Urtheils an ihren Mitgenossen der Bosheit frei gelassen wurde, so wies man ihr an einem abgelegenen Ort einen Wittwensitz an, wo sie ihre vierhundert Gulden ununterbrochen erhielt, so lange sie lebte.

Nachdem nun Heimburg seine Untersuchungen vollendet hatte, so fand sich, daß kaum die Hälfte des Kapitals 1,400,000 Gulden zum allgemeinen Schulfond nöthig sey, das andere bestand mehrentheils in Stiftungen, welche schon hin und wieder an die Schulen gemacht worden, und überdas lagen noch viel Gemeingründe unbenutzt, welche verpachtet und der daraus erwachsende Geldantheil zum Kapital geschlagen werden konnte. Er fuhr also fort; und durch eine herrschaftliche Verordnung unterstützt, fing er nun an, von Dorf zu Dorf zu reisen und überall die Gemeindegründe zum Besten ihrer Schulen zu Aeckern und Wiesen zu verpachten: denn im ebenen Lande hatte schon von alten Zeiten her der starke Kornhandel, wobei man nichts zur Weide entbehren konnte, den Kleebau und die Stallfütterung eingeführt; in dem bergigten Theil aber waren die Gemeindewaiden noch völlig im Schwunge, wurden aber auch durch Heimburgs Vorschläge und Anstalten allmählig abgeschafft. Der Fürst that endlich auch noch dadurch das Seinige dabei, daß er auf ein paar Jahre den Rheinzoll den Schulanstalten widmete. Als das Kapital, welches überhaupt erfordert wurde, völlig ausfündig gemacht worden war und der Fürst nun sahe, daß Heimburgs Plan keinen Schwierigkeiten mehr unterworfen sey, so ließ er ihn zu sich kommen, redete freundlich mit ihm und übertrug ihm das völlige Direktorium der Schulsachen im ganzen Land, doch mit dem Beding, von Zeit zu Zeit von allen seinen Verrichtungen unterthänigsten Bericht abzustatten. Er bekam den Titel als Generaldirektor des Schul- und Erziehungswesens, mit einem Gehalt von zweitausend Gulden. Man setzte ihm zwei würdige Geistliche an die Seite, welche seine Assessoren waren; diese Drei machten ein sogenanntes Schulkonsistorium aus, und von diesem hing im Schulfach Alles ab.

Ich will hier nur kurz die Hauptstücke der Heimburgi-

schen Einrichtung erzählen, weil sie nach meiner Einsicht die vollkommenste ist, die man sich denken kann.

In einem abgelegenen Städtchen, wo Alles höchst wohlfeil war, wurde eine hohe Schule angelegt, mit allen dahin gehörigen Rechten und Freiheiten. Die Lehrer wurden gehörig besoldet und hatten völlige Gerichtsbarkeit über sich und ihre studierenden Jünglinge.

Zu den Lehrstunden wurde ein ordentliches dauerhaftes räumliches Gebäude aufgeführt, eine Bibliothek nebst den gehörigen mathematischen, physischen und andern Werkzeugen angeschafft, kurz, alle Hülfsmittel besorgt, welche zum Zweck dienlich waren.

Der erste Lehrer gab Stunden in der deutschen Sprache und im Schreiben; der zweite im Rechnen und der Mathematik; der dritte in der Musik, besonders im Choral und dem Kirchengesang; der vierte in der Physik, der Landwirthschaft, der Fabriken und Handlung; der fünfte in der Erziehungskunst und in der Religion.

Die ganze Einrichtung war so beschaffen, daß ein fähiger Jüngling in zwei Jahren fertig werden und mit vierhundert Gulden auskommen konnte. Da nun in Zukunft jede Dorfschule so viel Gehalt gab, daß ein honnetter Mann ehrlich mit Frau und Kindern dabei leben konnte, so fehlte es dieser hohen Schule an Zulauf nicht; damit auch dieser nicht zu groß würde, so durften die Lehrer keinen jungen Menschen annehmen, bis sie genugsame Ueberzeugung von seinen Fähigkeiten und von seinem guten Charakter hatten. So hatte also Heimburg auch denen fähigen Söhnen nicht begüterter Beamten eine anständige Quelle des Auskommens eröffnet: denn nun schämte sich der Sohn eines Pfarrers, eines Raths u. s. w. nicht mehr, Schulmeister zu werden. Zugleich wurde die Schmach, welche noch überall auf dem Schulamt haftet, weggewischt; welches aber das allervornehmste und eigentlich der Hauptzweck der ganzen Sache ist, allgemeine Aufklärung und gesunder Menschenverstand in allen Stücken unter die gemeinste Menschenklassen verbreitet. Das folgende Menschen-Geschlecht hatte nun aufgeräumte physische Begriffe, dummer Aberglauben mit allen seinen Folgen dämmerte weg, Vorurtheile in der Landwirthschaft und allen andern Gewerben verschwanden und an deren Stelle fing man nun an, nach Grundsätzen zu handeln, mit einem Wort, unendlich glückliche Folge begleitete nun den Wirkungskreis aller Menschen in allen Gewerben. Fürst Wilhelm und sein Heimburg erlebten noch einen Theil der seligen Wirkungen ihrer Anstalten, sie schaueten noch in

die glänzende Morgenröthe mit freudigen Augen hinein, welche den schönsten Tag über Land und Leute ausbreitete.

Kammerrath Ehrenfried und seine Theodore waren nicht weniger vortreffliche Werkzeuge in der Hand Gottes zur Glückseligkeit des Vaterlandes. Was sie noch für herrliche Thaten nach obiger schweren Prüfung vollbrachten, ist nun noch übrig zu erzählen.

Das Fürstenthum Rheinau ist ein Fruchtland, die Einwohner sind größtentheils Bauern, hin und wider sitzt ein reicher Kornhändler, der ihnen jährlich ihren Ueberfluß abkauft und damit außer Land Handlung treibt. Diese Leute sind dem Landmann sehr nützlich, wenn sie gerechte brave Leute sind, im Gegentheil drücken sie ihn und saugen ihm den letzten Blutstropfen aus den Adern. Nun ist aber der größte Theil der Menschen eigennützig, folglich auch der Kornhändler, daher kam es, daß der Bauer im Rheinauischen zwar satt zu essen, aber keine Kleider auf dem Leibe hatte: denn die Fruchtpreise waren immer so gering, daß sie kaum zureichten, die herrschaftlichen Abgaben zu bestreiten. Wenn nun noch über das Einer mit Krankheit, Viehsterben, Feuersbrünsten u. d. gl. Unglück heimgesucht wurde, so fand er anders kein Mittel, sich zu helfen, als bei seinem Kornhändler Geld aufzunehmen und ihm sein Gut zu verschreiben. Nun waren ihm aber auch alle Mittel benommen, diese Schuld je wiederum abzutragen: denn er behielt nichts übrig, die Interessen kamen noch dazu, dafür nahm der Kornhändler noch einen Theil von der Nothdurft des armen Schuldners weg, so mußte er verarmen und endlich auswandern: denn sein Gläubiger nahm das Gut und verpachtete es. Daher kams, daß gewiß der dritte Theil des Fürstenthums den Kornhändlern gehörte und verpachtet war; allein diese Pächter konnten eben so wenig bestehen, als die vorigen Eigenthümer, sie mußten ebenfalls entlaufen, daher entstand nach und nach ein Unwerth der Güter, der seines gleichen nicht hatte, und man fand ganze Strecken Landes ungebaut. Ehrenfried sahe dies Elend nach und nach ein und er entwarf einen Gewerbplan, der die herrlichsten Folgen nach sich zog, der Fürst genehmigte ihn ganz und er wurde alsofort ausgeführt. Und eben hier zeigte Hans Jakob von der Linden den großen Mann, der in ihm gesteckt hatte, wie im Verfolg erhellen wird.

Der Plan bestand in folgenden Hauptstücken:

In allen Kirchdörfern, Landstädten, vorzüglich aber in der Stadt Rheinau wurden Fruchtmärkte errichtet und freier Handel in und außer Land verstattet. Dies wurde zuerst

ausgeführt und in einem Jahr stiegen die Preise schon um ein Viertheil, die Bauern fingen an zu jauchzen und die Kornhändler zu murren.

Während der Zeit errichtete man zu Rheinau ein Fruchtmagazin auf eine sonderbare Art, dessen Wirkung vortrefflich war: man setzte einen Mittelpreis auf jede Fruchtsorte, so lange die Früchte auf dem Markt binnen dem Raum eines halben Gulden unter dem Mittelpreis und einen halben Gulden über demselben waren, so ruhte das Magazin; waren aber die Früchte wohlfeiler als einem halben Gulden unter dem Mittelpreis, so kaufte das Magazin ein, aber nicht in dem jetzigen Marktpreis, sondern genau einen halben Gulden unter dem Mittelpreis, folglich gab es mehr, dadurch zog es die Bauern an sich, häufte Frucht auf, so lang bis die Marktpreise so hoch gestiegen waren, daß sie wieder dem Mittelpreis nahe kamen. Stieg der Preis der Frucht über den Mittelpreis, so ruhte das Magazin und ließ das Land handeln; kamen aber die Preise auf einen halben Gulden über den Mittelpreis, so fing das Magazin an, in und außer Land zu verkaufen; es verkaufte aber wieder nicht theurer als gerad einen halben Gulden über den Mittelpreis und also wohlfeiler als alle andere, mithin zog es die Käufer an sich, dadurch wurden die Früchte wieder wohlfeiler. Solchergestalt gewann das Magazin an jedem Malter Frucht einen Gulden und konnte recht wohl bestehen.

Hans Jakob steckte zwanzigtausend Gulden in den Magazinhandel, Ehrenfried und Heimburg jeder eben so viel, der Fürst schoß auch eine Summe dazu, nach und nach auch verschiedene Kornhändler; denn ihre goldene Zeit war vorbei, und sie waren froh, daß sie so viel noch verdienen konnten.

So wurde allmählig der Bauer glücklich, die Güter wurden theuerer und man fing allenthalben an, derselben zu kaufen. Ehrenfried sahe wohl ein, daß dieß bald schädliche Folgen haben würde: denn der Reiche, welcher Geld hatte, kaufte sie an sich und verpachtete sie; da nun die Pachtgüter dem Aufkommen des Landes durchaus schädlich sind, so wurde eine Verordnung gemacht, daß kein Landmann mehr als ein Gut haben solle, und den großen Gutbesitzern wurde dazu auch empfohlen, ihr Gut unter zwei oder mehrere Kinder zu vertheilen, je nachdem sie sich darauf nähren konnten; dadurch wurde nun dem allgemeinen Trieb, Güter zu kaufen, gewehrt, nur die Leute, welche keine hatten, kauften sie, und Ausländer, welche die gesegnete Regierung dieses Landes kannten,

zogen sich herbei und baueten sich an; so wuchs die beschäftigte und nützliche Bevölkerung auf allen Seiten, und das Fürstenthum Rheinau fing allmählig an, eines der schönsten und blühendsten Länder zu werden. So wurde also die Landwirthschaft allmählig auf einen glänzenden Fuß gesetzt, und hier fing nun Hans Jakob an, eine Säule und Stütze seines Vaterlandes zu werden; er war höchst aufmerksam auf Alles, was sein Schwager that, dieser verschwieg ihm aber auch nichts, sondern entdeckte ihm gleich Anfangs die ersten Keime seiner Vorschläge: denn der junge von der Linden, der auf dem Land erzogen war, wußte viel kleine Umstände besser, und trug daher manchen schönen Gedanken zum Planmachen bei.

Vorzüglich aber zeigte er sich bei der Ausführung als ein großer Mann, er durchreiste die Fruchtmärkte des Landes, bemerkte die Preise und schrieb sie auf, darnach richtete er sich dann bei seinem Magazin, was aber das Vortrefflichste bei der ganzen Sache ist, das war seine unersättliche Begierde, dem Land zu nutzen; nie dachte er dran, selber zu gewinnen, sondern nur Segen und Gedeihen auszubreiten. Ich könnte einen ganzen Band allein mit seinen uneigennützigen Handlungen anfüllen, wenn es zu meinem Zweck diente und den Leser genugsam interessirte. Nur Ein Beispiel aus Hunderten will ich erzählen: Er kam einsmals in eine Landstadt geritten, wo just Fruchtmarkt war, nun fand er zehn bis zwölf Bauern da halten, ihre Säcke waren aufgebunden, aber es ließ sich kein Käufer sehen, flugs stieg er ab und fragte: sind keine Käufer hier? Ja wohl, antworteten sie: aber die Bäcker, welche sehen, daß keine fremden Käufer da sind, haben sich verabredet, uns nur so und so viel zu geben; er fragte ferner: wie viel wollt ihr denn fürs Malter haben? sie setzten einen Preis, der noch unter dem Magazinspreis war. Gut! sagte er: ich kaufe euch alle eure Früchte für den Magazinspreis ab und zahl euch euern Fuhrlohn dazu, ladet nur auf. Nun kamen die Bäcker allmälig herbeigeschlichen; aber es half nichts, die Bauern fuhren fort und Hans Jakob ritt mit ihnen. Solcher herrlicher Stücke führte er viel aus. Oft zog er zu Fuß durchs Land, und überall, wo er hinkam, da unterrichtete er den Landmann bald im Ackerbau, bald in der Viehzucht, vorzüglich aber in dem landwirthschaftlichen Handel, alle Bauern kannten ihn und verehrten ihn als Wohlthäter; wenn zwei Streit mit einander bekamen, oder wenn einer Rath begehrte wegen seiner Gutseinrichtung, so war Hans Jakob von der Linden das allgemeine Orakel.

er hatte eine ausserordentliche Gabe, Zwei zu vergleichen: denn weil er etwas drollicht in seinen Ausdrücken, und dabei von Güte des Herzens überfließend war, so besänftigte er die erbitterten Herzen gar leicht.

Fürst Wilhelm, welcher nach und nach diesen herrlichen Mann kennen lernte, gewann ihn sehr lieb, er machte ihn zum Oekonomierath mit Kammerraths-Rang, in diesem Charakter blieb er bis an seinen Tod. Man wollte ihm oft Aemter geben und ihn in Geschäfte ziehen; allein das wollte er nicht: denn er sagte: ich bin einer von Gottes Haushältern unter den Menschen, das macht mir genug zu thun, dabei will ich bleiben.

Ehrenfried blieb aber bei Verbesserung der Landwirthschaft noch nicht stehen: denn das Land konnte viel mehr Menschen ernähren, als es wirklich ernährte; jetzt hatte es nur Bauern, etliche Kornhändler, und blos die Handwerksleute und Taglöhner, welche für jene Menschenklasse Arbeit fanden. Er sann daher auf Fabriken: denn er wußte wohl, daß eine Menge Handwerksleute und Fabrikanten bei dem wohlfeilen Preis der Viktualien recht gut würden leben können, und er hoffte, durch eine solche Beschäftigung das Glück seines Fürsten und des Landes aufs höchste zu treiben. Er verfiel auf die Wollenmanufaktur: denn er wußte, daß ein jeder Bauer wollen Tuch brauchte. Zu dem Ende fing er zuerst damit an, daß er die Bauern zur Schafzucht aufmunterte; bis daher hatten sie keine Schafe gehalten, weil es ihnen an Waiden fehlte, nun wurden sie aber aufgemuntert, durch Preise und andere Mittel etliche Schafe im Stall zu füttern; so konnte jeder Bauer Schafe halten, eins, zwei oder mehrere, je nachdem ers gut fand; zugleich zeigte man ihnen die besten Mittel an, wie man vortreffliche Wolle erziehen könne und was dergleichen Vortheile mehr waren. Da nun das ganze Land bisher erfahren hatte, daß Ehrenfrieds Vorschläge angingen und nützlich seyen, so folgte Jeder willig, und es währte nicht lange, so fand man im ganzen Land eine herrliche Schafzucht.

Sowie aber der Bauer anfing Schafe zu halten, so wurden auch Anstalten zur Spinnerei gemacht; man errichtete ein Spinnhaus zu Rheinau, welches zum Zuchthaus für liederliche Weibsleute diente, im Hospital führte man die Kinder zum Wollenspinnen an, im Waisenhaus auf dem Blumenhof deßgleichen, und überhaupt setzte man schöne Prämien auf das schönste und beste Garn.

Indessen wurde ein Wollenmagazin angelegt, der Fürst

kaufte den Bauern ihre Wolle um einen ehrlichen Preis ab; damit die Schafzucht nicht wieder zurückginge. aus diesem Magazin bekamen sie die Spinner und das Garn wurde wieder dahin gebracht. Während der Zeit fanden sich wieder wohlhabende Leute, die das Magazin übernahmen, dem Fürsten sein Geld wieder gaben und nun zu fabrizieren anfingen.

Kurz! in wenig Jahren wurde, vermittelst wohlgewählter Schauanstalten, so viel schönes wollenes Tuch von allerhand Güte und Farbe im Fürstenthum Rheinau verfertigt, daß man nicht nur alles fremde entbehren, sondern auch einen guten Theil ausführen konnte. Nun verband man noch Zeug-, Hut- und Strumpf-Fabriken damit, und erreichte also den Endzweck völlig und noch besser, als man sich ihn anfänglich vorgestellt hatte.

Ehrenfried that noch sehr viel Nützliches in allerhand kleinen Anstalten, und er genoß die Gnade seines Fürsten bis an sein Ende ununterbrochen: denn der Fürst war ein sehr rechtschaffener Mann und Ehrenfried den Lehren seines alten Freundes Thiele sehr getreu; er stieg nie auf Unkosten eines Andern, sondern wie es sein Dienst mit sich brachte, so das es ihm also ein jeder gönnte. Er wurde endlich in seinem fünfzigsten Jahr Präsident aller Kollegien, und also der nächste nach dem Fürsten, dessen rechte Hand er von jeher gewesen war, und wenn jemalen Freundschaft zwischen Fürsten und ihren Dienern Statt finden kann, so fand sie hier Statt: denn Wilhelm und Ehrenfried lebten in der größten Vertraulichkeit zusammen, Letzterer mißbrauchte sie aber auch nie. Sie wurden zusammen auch alt, der Fürst starb zuerst ohne Kinder, und das Land fiel ans R....sche Haus; Ehrenfried überlebte ihn nicht lange.

Dieß ist die Geschichte eines der rechtschaffensten Männer, die je gelebt haben, und jetzt ist nur noch übrig, daß ich auch die Heldin dieses Werks glorreich zum Ende führe. Sie war doch eigentlich die Seele und die Triebfeder von allem Glück ihrer Familie, und daher mit Recht die Hauptperson auf unserm Schauplatz. Als Theodore von der Linden sahe, daß ihr Mann, Bruder und Schwager so viel herrliche Sachen ausführten und so viel Gutes stifteten, so wurde sie traurig, sie beklagte sich oft gegen ihren Mann, daß das weibliche Geschlecht so wenig Anlage und Anlaß habe, Gutes zu thun. Ehrenfried tröstete sie damit, daß sie genug thäte, wenn sie ihre Kinder zu rechtschaffenen frommen Menschen erzöge und ihre Haushaltung treu versorgte; aber damit war ihr großer Geist nicht zufrieden, sie antwortete:

das will ich ohnehin thun, ich werde da nichts versäumen; aber ich muß noch mehr thun. Wenn eure Kronen dereinst in jener Welt mit so vielen vortrefflichen Juwelen prangen werden, so sitz ich dann da und glänze nicht; dann erinnerte er sie an die Stiftung des Waisenhauses auf dem Blumenhof; allein auch das beruhigte sie nicht, es arbeitete noch ein großes Werk in ihrer Seele und endlich fand sie Gelegenheit zum Ausbruch.

Es kam eine gewisse Familie aus Brabant nach Rheinau, welche wegen der Religion dort auf allerhand Art gedrückt worden war, der Mann schrieb sich Caleckbörner (Kalkbrenner). Dieser Kalkbrenner war sehr geschickt in der feinsten Zubereitung des Flachses, er konnte ihn so fein bearbeiten, daß er wie Seide wurde, seine Frau, sein Sohn und seine Tochter waren eben so erfahren in dieser Arbeit, besonders auch im Feinspinnen und Bleichen; die Frau und die Tochter aber machten die allerkostbarsten Spitzen und allerhand leinene Stick- und Näharbeit.

Von allen diesen Geschicklichkeiten wußte man zu Rheinau nichts; die Leute hielten sich still und suchten unterzukommen. Indessen wurde einstmals in einer Frauenzimmergesellschaft von ihnen gesprochen und daß sie vielleicht Noth litten; das war nun schon Aufforderung genug für Theodoren; denn weil sie bei der Fürstin alles galt, so konnte sie auf alle Art und Weise mächtige Hülfe leisten. Sobald sie also nach Haus kam, so schickte sie einen Bedienten in des Kalkbrenners Quartier und ließ die Frau bitten, zu ihr zu kommen; sie kam und nun fand Theodore eine sehr artige, sittsame Person, reinlich und bürgerlich gekleidet; sie ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, erfuhr also die Geschicklichkeit dieser Leute und daß sie sehr wünschten, in Rheinau bleiben zu können. Theodore fragte sie ferner: ob sie irgend an etwas Mangel litte? Noch zur Zeit nicht, antwortete die Kalkbrennerin, wir haben noch Geld mitgebracht; aber es wird auch etwas erfordert, eine Haushaltung anzufangen. Theodore versicherte sie, daß sie alles thun würde, was sie könne, um ihnen zu helfen; sie ging selber hin und besahe ihre Arbeit, wo sie dann fand, daß alles wahr war, was sie von ihnen gehört hatte.

Nun kam sie auf den schönen Gedanken, ein Arbeitshaus für Frauenzimmer vornehmen Standes zu errichten, welches gleichsam ein honnettes Stift seyn sollte, worinnen Pfarrers- und Beamtenwittwen ihr Leben auf eine ehrbare Art zubringen könnten. Zugleich sollte es auch ein Erziehungshaus für

junge Mädchen geben, in welchem sie zu ihrem künftigen häuslichen Leben gebildet würden. Sie arbeitete für sich allein den Plan aus, zeigte ihn hernach ihrem Mann, der ihn sehr billigte, aber auch zweifelte, daß sie ihn würde ausführen können; sie aber zweifelte nicht. Die Fürstin hatte ihre Freude daran und versprach sie zu unterstützen, wenn es irgend nöthig seyn würde. Die Sache wurde glücklich zu Stand gebracht und folgender Gestalt ausgeführt.

Theodore pachtete das Böhlingische Haus, welches die Kammer eingezogen und allerhand Leute hineingesetzt hatte. Dieß war geräumig und hatte Platz genug, so daß noch ein großer Flügel daran gebaut werden konnte; in dieses setzte sie den Kalkbrenner und seine Familie. Nun wurden Nachrichten gedruckt, worinnen junge Frauenzimmer eingeladen wurden, gegen eine billige Pension zu diesen Leuten zu ziehen, wo sie allerhand feine Arbeit und andere Sachen lernen konnten; dagegen mußten sie aber für das Institut arbeiten, auch nahm man arme Mädchen unentgeldlich an, welche spinnen und nähen lernten, dazu wurde ein französischer Sprach- und Tanzmeister gehalten, diese Leute waren zu Rheinau ohnehin zu haben, so daß sie nur Stunden zu geben brauchten. Man suchte auch während der Zeit den Flachsbau empor zu bringen, welcher vom Institut eingekauft und verarbeitet wurde; sehr gute Leinweber zog man dahin und richtete nach und nach eine vortreffliche feine Leinwandfabrik ein, die wenige ihres Gleichen hatte; alles aber, was dabei heraus kam, wurde zum Besten des Instituts verwendet. Kalkbrenner bekam ein Gehalt von fünfhundert Gulden, und was er, seine Frau und Kinder arbeiteten, das wurde ihnen noch besonders bezahlt.

Nach wenigen Jahren kam die ganze Sache völlig zu Stand. Theodore baute noch einen Flügel an das Haus und richtete ihn zu lauter schönen Zimmern ein. Dahin zogen Wittwen oder andere gebrechliche Frauenzimmer, die nicht mehr heirathen und sich sonst auch nicht ernähren konnten. Hatte eine noch etwas Vermögen, so brachte sie es ein, es wurde alsdann zum Fabrikkapital geschlagen; wer nun spinnen konnte, der spann oder arbeitete sonst noch etwas. Das Institut gab ihnen anständiges Essen und ordentliche standesmäßige Kleider, und wenn sie arbeiteten, so erhielten sie dafür noch einen kleinen Lohn zum Spielgeld.

Damit aber solche Frauenzimmer nicht das Ansehen haben möchten, als wenn sie in einem Armenhaus lebten, so gab ihnen der Fürst einen Rang am Hof, so daß sie dort mit

Anstand erscheinen durften. Wenn Eine angenommen wurde, so geschah das in der Kirche mit Feierlichkeit. Die Fürstin hing ihnen dann eine Medaille mit einer seidenen Schnur an den Hals, worauf das Bildniß der Theodore von der Linden stand, mit der Umschrift: von Gottes Geschenk lebe ich; denn Theodore heißt ein Geschenk Gottes.

Durch die Würde, welche mit dieser Einrichtung verbunden wurde, zog man viele bemittelte und reiche Wittwen hinein, welche wegen der ruhigen Lebensart und dem freien Zutritt an Hof Freude hatten, da zu wohnen. Diese mußten dann ihr Vermögen, wenigstens zum Theil, einbringen, und so wurde nach und nach dies Institut reich, dauerhaft und fest gegründet. Der Fürst gab ihm auch den Namen Theodore, wie sehr sichs auch die Stifterin verbat. Dies Haus machte die größte Freude ihres Lebens aus, sie führte die Oberaufsicht, ging täglich hinein, verordnete alles, durchsahe alle Rechnungen und dirigirte sogar die Fabrik und Handlung.

Endlich als ihr Mann starb und alle ihre Kinder groß waren, so nahm sie den Titel einer Priorin an und beschloß in ihrem gestifteten, so sehr wohlthätigen Hause im höchsten Alter ihr ruhmvolles Leben.

Hiemit beschließe ich diese Geschichte und wünsche von Herzen, daß solche Beispiele der Religion, des Glaubens und der Liebe viele Menschen zur Nacheiferung anspornen mögen. Ich habe nicht das Vermögen, solche Thaten in der Welt zu verrichten; könnte ich aber durch Erzählung meiner Erfahrungen und durch meine Lehren Religion und Liebe ausbreiten, so hoffe ich, der König jener Welt werde mich auch dereinst mit den schönen Worten bewillkommen: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.





